

HANSISCHE
GESCHICHTSBLÄTTER

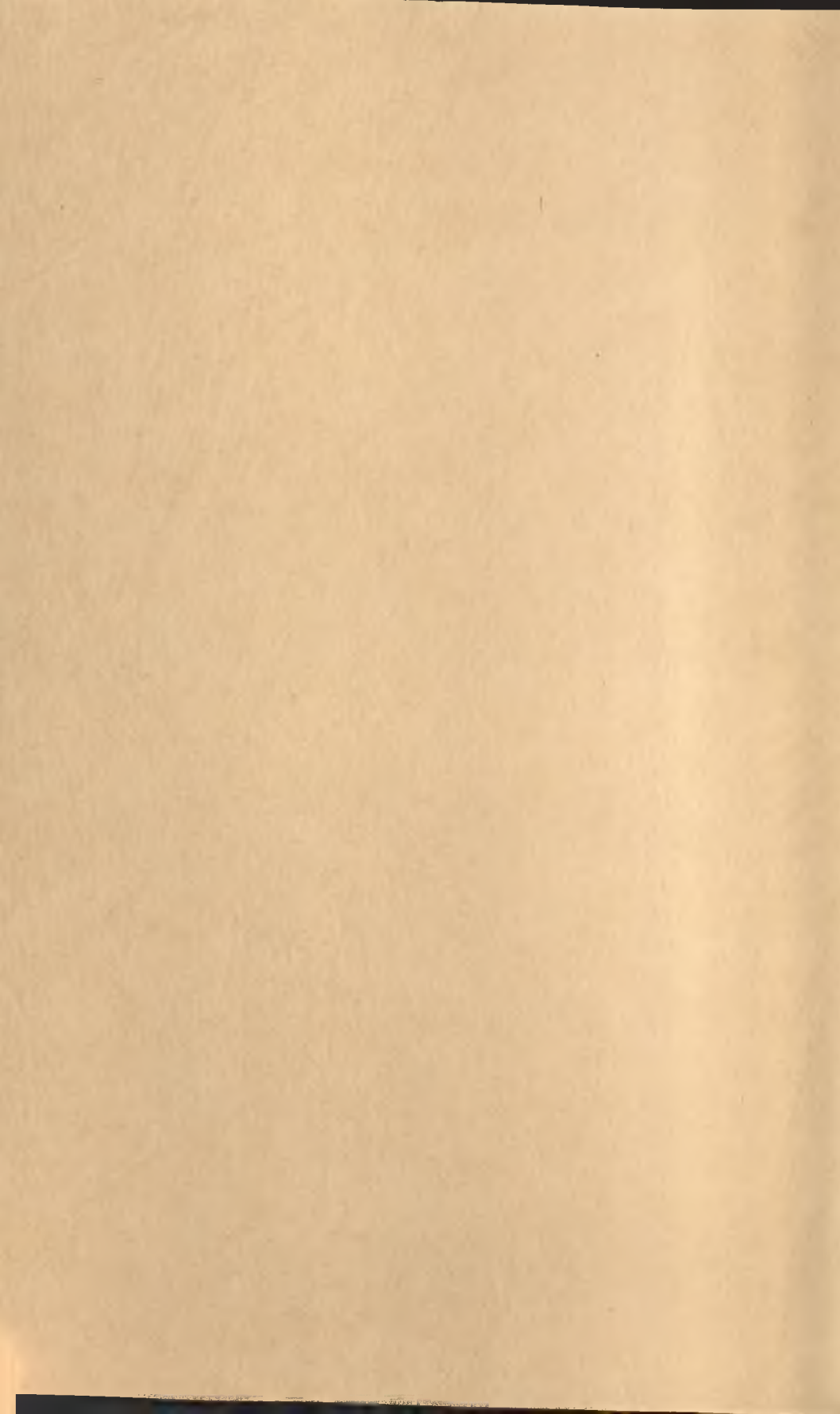
HERAUSGEGEBEN
VOM
HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

106. JAHRGANG



1988

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN



HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN
VOM
HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

106. JAHRGANG



1988

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

REDAKTION

Aufsatzteil: Prof. Dr. Klaus Friedland, Kiel

Umschau: Prof. Dr. Franz Irsigler, Trier

Sekretariat: Dr. Volker Henn, Trier

Zuschriften, die den Aufsatzteil betreffen, sind zu richten an Herrn Prof. Dr. Klaus FRIEDLAND, 2305 Heikendorf, Kreienholt 1. Besprechungsexemplare und sonstige Zuschriften wegen der Hansischen Umschau an Herrn Prof. Dr. Franz IRSIGLER, Fachbereich III der Universität Trier, Postfach 3825, 5500 Trier-Tarforst.

Manuskripte werden in Maschinschrift erbeten. Korrekturänderungen, die einen Neusatz von mehr als einem Zehntel des Beitragsumfanges verursachen, werden dem Verfasser berechnet. Die Verfasser erhalten von Aufsätzen und Miszellen 20, von Beiträgen zur Hansischen Umschau 5 Sonderdrucke unentgeltlich, weitere gegen Erstattung der Unkosten.

Die Lieferung der Hansischen Geschichtsblätter erfolgt auf Gefahr der Empfänger. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht. Bezugsnachweis für die vom Hansischen Geschichtsverein früher herausgegebenen Veröffentlichungen im Jahrgang 86, 1968, S. 210–214.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernseh-sendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und diesen diese gewerblichen Zwecken, ist die dafür nach Maßgabe des Gesamtvertrages zwischen der Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH, 6000 Frankfurt/M., Großer Hirschgraben 17–21, und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., 5000 Köln, Habsburgerring 2–12, vom 15. 7. 1970 zu zahlende Vergütung an die Inkassostelle zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der Inkassostelle, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Werte von DM 0,40 (bzw. DM 0,15) zu verwenden.

Die Veröffentlichung dieses Bandes im vorliegenden Umfang wurde durch eine dankenswerte größere Beihilfe der Possehl-Stiftung zu Lübeck sowie durch die fördernden Beiträge von Lübeck, Hamburg und Bremen ermöglicht.

Eintritt in den Hansischen Geschichtsverein ist jederzeit möglich. Der Jahresbeitrag beläuft sich z. Zt. auf DM 40 (für in der Ausbildung Begriffene auf DM 20). Er berechtigt zum kostenlosen Bezug der Hansischen Geschichtsblätter. – Weitere Informationen gibt die Geschäftsstelle im Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1–3, 24 Lübeck.

INHALT

Gerhard Schneider †	1
---------------------------	---

Aufsätze

Die Hanse an der unteren Weichsel im 13. Jahrhundert. Von Henryk Samsonowicz (Warschau)	5
Über Hafengestalt und Hafenbetrieb in der Hansischen Wirtschaft. Von Heinz Stooß (Münster)	19
Häusermarkt und wirtschaftliche Wechsellagen in Lübeck von 1284 bis 1700. Von Rolf Hammel (Lübeck)	41
Leben und wohnen in der alten Stadt – Osnabrück im hansestädtischen Vergleich. Von Ruth-E. Mohrmann (Münster)	109
Der dänische Gesamtstaat im 19. Jahrhundert und seine hanseatischen Nachbarn. Streiflichter auf ein prekäres Verhältnis. Von Lorenz Rerup (Roskilde)	127
Aussprache über die Vorträge bei der 103. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in Hamburg am 10. Juni 1987	139

Hansische Umschau

In Verbindung mit Norbert Angermann, Detlev Ellmers, Natalie Fryde, Antjekathrin Graßmann, Rolf Hammel, Elisabeth Harder-Gersdorff, Volker Henn, Erich Hoffmann, Jochen Hooock, Petrus H.J. van der Laan, Herbert Schwarzwälder, Hugo Weczerka und anderen bearbeitet von Franz Irsigler.

Allgemeines	141
Schiffahrt und Schiffbau	179
Vorhansische Zeit	211
Zur Geschichte der einzelnen Hansestädte und der niederdeutschen Landschaften	225
Westeuropa	285
Skandinavien	292
Osteuropa	305
Autorenregister für die Umschau	326
Mitarbeiterverzeichnis für die Umschau	329

Für die Hanseforschung wichtige Zeitschriften (Abkürzungsverzeichnis)	330
Nachrichten vom Hansischen Geschichtsverein	
Jahresbericht 1987	334
Liste der Vorstandsmitglieder des Hansischen Geschichtsvereins	338

GERHARD SCHNEIDER
de vivis nihil nisi bene

Gerhard Schneider verband in seinem Wesen aufs glücklichste warmherzige Großzügigkeit und kühle Bedachtsamkeit, die Eigenschaften des guten Freundes und des abwägenden Staatsmannes. Eigentlich: des hansischen Bürgermeisters und Ratmannes. Die hansische Einheit des privaten und des kommunalen Engagements in der *communitas* hat sein Handeln und Verhalten bestimmt.

Gerhard Schneider war Politiker – in dem eigentlichen, ursprünglichen von ihm nie auf eine politische Partei bezogenen Sinne, in der Polis mitverantwortlich zu sein für das Gemeine Gut. Bürgertugenden ins urbane Bewußtsein zu heben, Unzulänglichkeiten in der Stille zu bedenken ist ihm, dem Menschliches bei seinen Lübeckern vertraut war wie kaum einem, Verhaltensgrundsatz gewesen; von Gerhard Schneider hat man kein abgünstiges Wort über irgendeinen von ihnen je gehört. Macht und Humanität als unvereinbarer Widerspruch, als das Problem der Führenden: das wäre für Gerhard Schneider ein unverständlicher Antagonismus gewesen.

Wer darauf stieß, daß der nach Wesen und Werten so sehr Lübeckische in Frankfurt am Main geboren war (22. April 1904), hörte von Gerhard Schneider wohl einen Hinweis auf das „Reichsstädtische“, das ihm von seiner Herkunft mitgegeben und dann (im damals noch reichsunmittelbaren Lübeck) eigen geblieben sei. Die Summe seines Lebens als *homo politicus* hat er denn auch, vor Jahresfrist, in einem Buch über die Mediatisierung der Stadt und in einem Vortrag über die Eingliederung Lübecks in das Land Preußen anlässlich des 50. Jahrestags dieses Vorgangs gezogen – privat hätte er noch gern die von ihm beispielhaft vorgelebte „Kunst des Altwerdens“ abhandeln wollen.

Indessen hat Gerhard Schneider, seinem Temperament entsprechend, nie etwas für restaurative Elegien übrig gehabt. Sein Eintritt in den Hansischen Geschichtsverein im Jahre 1943 ist damals, zum Zeitpunkt einer kriegsbedingt 6jährigen Unterbrechnung fast jeglicher hansegeschichtlicher Forschungstätigkeit, eher ein Bekenntnis zur gegenwärtigen Tatsächlichkeit des Historischen in der Hansestadt gewesen als nostalgische Zuflucht zu vergangener reichsstädtischer Größe. Er selbst personifizierte ein Stück lübeckischer Geschichte: besonders als Kameraljurist des Senats in den Jahren der Mediatisierungsverhandlungen und als Bürgermeister bei der Übergabe der Stadt an die englische Besatzungsmacht – damit als Vorgänger des ersten Nachkriegsbürgermeisters (damals: Oberstadtdirektors) Emil Helms, dessen Nachfolge im Vorsitz des Hansischen Geschichtsvereins er dann (1960–1975) angetreten hat.

Der Politiker mit dem Gespür für historische Wertigkeiten entsprach den Grundsätzen des Vereins, einen Lübecker und möglichst ein leitendes Senatsmitglied aus der Hansestadt an seiner Spitze zu haben¹. Gerhard Schneider begleitete und gestaltete Vereinsgeschichte während ihrer wohl kritischsten Periode, in den zwei Nachkriegsjahrzehnten von der behutsamen, dabei überaus effizienten Wiederaufnahme wissenschaftlichen Austauschs unter den Hanseforschern aller Länder bis zum politisch erzwungenen Abbruch dieser Zusammenarbeit mit einem Teil, nicht dem unbedeutendsten, dieser Forschergemeinschaft. Dem Vorsitzenden Gerhard Schneider ist es zu danken, daß diese Krise bewältigt und der Hansische Geschichtsverein gegen Eruptionen zu Zeiten des Kalten Krieges abgedämmt wurde. Gerhard Schneider wahrte in knappen und klaren Präzisierungen dem Hansischen Geschichtsverein das traditionell zugewiesene Feld der Möglichkeiten und Fähigkeiten, die wissenschaftliche Kommunikation und Integration im internationalen Bereich, und er hielt dieses Feld für weitere Erschließung offen². Entsprechend sind die Symposien an den Orten der alten Hansekontore und Außenmärkte, in Bergen (1970), London (1974), Visby (1984) und Brügge (1988) unter seinem Vorsitz in Gang gebracht, das Gespräch mit den Wissenschaftlern der hansischen Partnerländer gleichviel ob in Sozialistisch-Ost oder Kapitalistisch-West angeregt und fruchtbar gemacht worden.

Der Hansische Geschichtsverein hat, zu seinem Vorteil, in diesen Jahren Gerhard Schneiders hohe diplomatische Kunst erfahren; wer ihm näherstand, erinnert sich überdies gut der Eigenschaften des geborenen Diplomaten, der sublimen Ironie, der Anekdoten und Erlebnisberichte, bei denen immer das Wissen vom Wesentlichen, nicht das Reden darüber im Mittelpunkt stand.

¹ Abgesehen vom Stadtbibliothekar Wilhelm Mantels, dem ersten Vereinsvorsitzenden (1871–1879) machte nur der Archivar Johannes Kretzschmar (1928–1934) eine Ausnahme, der, nach dem Tod des Vorgängers, widerstrebend den Vorsitz übernahm, und dies lediglich als „Platzhalter“ (Hugo Weczerka, Die Vorstandsmitglieder des Hansischen Geschichtsvereins 1871–1969, in: HGBll. 88, I/1970 S. 73).

² Die Behauptung, der Hansische Geschichtsverein begehe „Handlungen . . . , die eine Diskriminierung . . . der staatlichen Souveränität der DDR darstellen“, beantwortet Schneider mit der schlichten Feststellung, daß „eine Diskriminierung der Souveränität der DDR . . . nicht stattgefunden“ hat und durch den Hansischen Geschichtsverein auch gar „nicht stattfinden . . . kann“. Zugleich dankte der Vorsitzende den zurückgetretenen DDR-Mitgliedern des Vorstandes des Hansischen Geschichtsvereins „für Ihre langjährige und erfolgreiche Tätigkeit im Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins . . . “ und brachte „die Hoffnung auf fruchtbaren Austausch der wissenschaftlichen Arbeitsergebnisse, wie (der Hansischen Geschichtsverein) das von jeher angestrebt hat“ zum Ausdruck (Dokumentation zur Entwicklung des Verhältnisses zwischen der ehemaligen Arbeitsgemeinschaft des HGV in der DDR und dem Gesamtverein Mai 1969 bis Juni 1971, HGBll. 89/1971 S. 268, 270 ff.)

Gerhard Schneider ist seit fast zwei Jahrzehnten Ehrenmitglied des Hansischen Geschichtsvereins gewesen (1970). Ähnlich eng wie den Hansen war er dem Weidwerk verbunden. Am Tage des Heiligen Sebastian, des Patrons der Schützen (20. Januar 1988), ist er von uns gegangen.

Klaus Friedland

DIE HANSE AN DER UNTEREN WEICHSEL IM 13. JAHRHUNDERT

von
Henryk Samsonowicz

Das 13. Jahrhundert war eine Zeit der Einbeziehung des bisher verhältnismäßig autonomen Ostseeraumes in die gesamteuropäische Wirtschaft und Kultur. Sichtbar wurde das in mehreren Lebensbereichen¹. Die verhältnismäßig schwach bevölkerte, von Skandinaviern, Slawen, Balten und von finnisch-ugrischer Bevölkerung bewohnten Gebiete wurden zu einer Landschaft, wo es Personen aus dem Altreich mit ungesicherter gesellschaftlicher Position leichter wurde, voranzukommen. Einerseits suchten von Deklassierung bedrohte kleine Grundeigner, Ministeriale und auch freie Leute nach Bodengewinn, Beutegut und gesellschaftlichem Aufstieg. Andererseits entwickelte sich der internationale Großhandel, betrieben von professionellen Kaufleuten – Bürgern, die die Nachfrage der westlichen Länder nach den Rohstoffen des Ostens ausnutzten. Nicht ohne Bedeutung war hier die gesellschaftliche und politische Situation derjenigen Gebiete, die sich bisher am Rande der Hauptzentren der europäischen Kultur befunden hatten. Die Modernisierung der Lebensformen, verbunden mit der Einführung der Geldwirtschaft, des deutschen Rechtes und der Territorialregierungen, und das heißt auch: die Zunahme der Anzahl von Personen, die in Verwaltung und Regierung tätig waren – all das verlief parallel zur Festigung der Kirchenorganisation. Und das alles wirkte sich unter anderem auf den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Aufstieg in den ostelbischen Gebieten aus, und es wurden mancherlei Verbindungen zwischen Ost-Mitteleuropa auf der einen und dem Rheinland, Westfalen, den Niederlanden und Franken auf der anderen Seite geknüpft.

¹ M. Małowist: *Wschód a Zachód Europy w XIII–XVI w.* (Der Osten und der Westen Europas im 13.–16. Jh.), Warszawa 1973, 43 ff. R. Fossier: *Histoire sociale de l'Occident médiéval*, Paris 1970, 17. Vgl. G. Duby: *L'économie rurale et la vie des campagnes dans l'Occident médiéval*, Bd. I, II, Paris 1972. M. Bechtel: *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands*, München 1952, I, 223, 233, 341, 351. *Die Deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte*, Vorträge und Forschungen, Bd. 18, 1975. B. Zientara: *Źródła i geneza „prawa niemieckiego“ (ius Teutonicum) na tle ruchu osadniczego w Europie środkowej i zachodniej w XI–XII w.* (Quellen und Genesis des „deutschen Rechts“ – ius Teutonicum – auf dem Hintergrund der Siedlungsbewegung in Mitteleuropa und Westeuropa im 11.–12. Jh.), *Przegląd Historyczny* 69, 1978, Heft 1, 53. (Ebenda Fachliteratur) K. Zernack: *Główne problemy historii północno-wschodniej Europy* (Hauptprobleme der Geschichte Nordosteuropas), *Zapiski Historyczne* 50, 1985, Heft 4, 15. F. Rörig: *Wirtschaftskräfte im Mittelalter*, hrsg. v. P. Kaegbein, Köln, Wien 1971, 392, 490, 542.

Unter diesen Bedingungen kam es auch zur Entstehung der ersten Verbände deutscher Städte, aus denen sich die deutsche Hanse bilden sollte².

Der hansische Kaufmann nutzte in der Regel Traditionen des baltischen Handels der Wikingerzeit. Daß das 1143 gegründete Lübeck neben Altlübeck trat, Stralsund neben Arkona, Stettin an der Stelle eines alten pommerischen Zentrums läßt dies erkennen³. Truso, schon im 9. Jahrhundert im östlichen Weichseldelta aktiv und, wie unlängst Archäologen fanden, wohl nahe der Südgrenze Elbings gelegen, und Danzig, seit Ende des 10. Jahrhunderts hauptstädtisches Zentrum Pomerellens an der westlichen, slawischen Küste, sind hier für das Weichsel-Mündungsgebiet zu erwähnen.

Die weitere Entwicklung des Ostseegroßhandels folgte jedoch anderen Voraussetzungen: der beruflichen Tätigkeit einer Kaufmannsgemeinschaft, die es verstand, den Handelsaustausch in kontinentalem Maßstab zu verwirklichen, die Kontakte mit italienischen und flandrischen Kaufleuten knüpfte, die schriftkundig war, also Handelskorrespondenz, Wechselwesen, Rechnungsführung in großem Umfang bewältigte und neue Schiffe nutzte – die Koggen (seit um 1200 in der Ostsee)⁴.

² Ph. Dollinger: Die Hanse, Stuttgart ³1981, 35, A.v. Brandt, P. Johansen, H. von Werveke, K. Kumlien, H. Kellenbenz: Die Deutsche Hanse als Mittler zwischen Ost und West, Köln, Opladen 1963, 11. H. Wernicke: Die Städtehanse, Weimar 1983, 9. Vgl. V. Henn: Die Hanse: Interessengemeinschaft oder Städtebund? Hansische Geschichtsblätter (HGbl). 102, 1984, 119 (wo der Verfasser sich eher für die erste Formel äußert). H. Samsonowicz: Polska a Hanza w. XIII–XIV w., (Polen und die Hanse im 13.–14. Jh.), Zapiski Historyczne, 47, 1982, Heft 4, 130. Derselbe: Późne średniowiecze miast nadbałtyckich (Das Spätmittelalter der Ostseestädte), Warszawa 1978, 18. Letztens vgl. D. Ellmers: Die Entstehung der Hanse, HGbl. 103. Jg. 1985, 3. H. Weczerka: Lübeck und der Ostseeraum im 13./14. Jh. Neue Forschungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe D. Bd. 13 Lübeck 1985, 27. W. Hubatsch: Lübecker Reichsfreiheit und Kaiser Friedrich II. Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 56, 1976, 5. Historia Gdańska (Geschichte von Danzig), hsgb. von E. Cieślak, Bd. I, Gdańsk 1978, 71 ff.

³ W. Ehbrecht: Von friesischen zu hansischen Seehandelsplätzen an der südlichen Nordseeküste, Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 7, 1983. L. Leciejewicz: Początki nadmorskich miast na Pomorzu Zachodnim, (Anfänge der Küstenstädte in Westpommern), Wrocław 1982. E. Cinthio: Den sydiskandinaviska 1200-talsteden—ett kontinuitets—och omlands problem. Bebyggelsehistorisk tidskrift 3, 1982, 33. M. Małowist: Z problematyki gospodarczej strefy bałtyckiej we wczesnym średniowieczu (Zur wirtschaftlichen Problematik des Ostseeraumes im Frühmittelalter), Roczn. Dz. Społ. i Gosp. 10, 1948, 84. H. Ziółkowska: Pomorze a handel bałtycki w okresie wczesnośredniowiecznym (Pommern und der Ostseehandel in der frühmittelalterlichen Phase), Przegląd Zachodni Nr. 1–2, 1951. H. Lesiński: Handel na wybrzeżu słowiańskim w XIII w. w świetle ceł morskich (Handel an der Slawischen Küste im 13. Jh. im Lichte des Seezolls), Przegląd Zachodni 7, 1951, 53. W. Naude: Die Getreidehandelspolitik der Europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jh., Acta Borussia 1, Berlin 1896, 208 ff. P. Johansen: Die Bedeutung der Hanse für Livland, HGbl. 65–66, 1940–41, 12. B. Zientara: Rola Szczecina w bałtyckim i odrzańskim handlu zbożem XIII–XIV w. (Die Rolle von Stettin in dem Ostsee- und Oderhandel mit Getreide im 13.–14. Jh.), Przegląd Historyczny 52, 1961, H. 3, 4 414.

⁴ P. Heinsius: Das Schiff der hansischen Frühzeit, Weimar/Köln ²1986. D. Ellmers: Frühmittelalterliche Handelsschiffahrt in Mittel- und Nordeuropa, Neumünster 1972, 191.

Die wirtschaftliche Tätigkeit der Hanse im 13. Jahrhundert lief – vereinfachend dargestellt – in drei Bereichen ab: man nutzte die Ostsee, die alterprobte Seewasserstraße zwischen Westeuropa und Ruthenien, woher zunächst Sklaven, dann Pelze, Waldwirtschafterzeugnisse und (über Kiew und Nowgorod) orientalische Waren kamen, man betrieb und beherrschte, zweitens, den Getreidehandel und befriedigte so insbesondere den Nahrungsmittelbedarf durch den Bevölkerungsanstieg vor dem Schwarzen Tod, vor allem in Norwegen und in städtischen Ballungsgebieten des Westens, und man nutzte die Nachfrage nach Westprodukten, die sich durch die kulturelle und politische Entwicklung der Ostseestaaten und, in Preußen und Livland, besonders in der Zeit des Aufbau der Ordensstaaten erheblich gesteigert hatte.

Das Weichselgebiet war in diese drei Tätigkeitsbereiche einbezogen. Zwar lief der Haupthandelsweg der Hanse etwas weiter nördlich (Lübeck – Visby – Livland), wurde aber durch die Küstenschifffahrt ergänzt. Von Danzig ging es entweder zur See weiter (nach Riga, Reval, Nowgorod) oder zu Lande (Weichsel – Bug – Kiew, wodurch man den Weg „von den Waräger, das heißt schwedischen Normannen, zu den Griechen“ kürzte).

Die Kolonisierung Mecklenburgs, Pommerns und Pomerellens, auch der Zuflußgebiete von Weichsel und Oder (Brandenburg, Großpolen, Kujawien, Masowien, Schlesien, Lausitz, Kleinpolen) stand im Zusammenhang mit dem Anstieg der Getreideproduktion. Diese hat sich in der Regel zwar auf extensive Bewirtschaftungsformen zu stützen, aber die Nutzung von neuen, auch weniger ergiebigen Anbauflächen und die Rodung reichten damals aus, einen geringen Warenüberschuß zu erzielen. Schließlich steigerte auch die Einbeziehung der polnischen Gebiete in den Bereich der lateinischen Universalkultur die Produktion und das Angebot industrieller Erzeugnisse: Kleidung und Bewaffnung waren Standeszeichen des Ritters und des Adligen; mit dem Absatz von Tuch, Schmuck und Waffen war daher sicher zu rechnen. Mess- und Konsumwein, Fisch (als Fastenspeise), Salz als ostwärts befördertes Massengut, unentbehrliches Konservierungsmittel zugleich und ostwärtiges Kaufmannsgut zum Ausgleich der Handelsbilanz im 13. Jahrhundert auch schon Metall, Pferde, Hopfen, Hanf, Flachs als westwärtige Güter sind weitere hansische Handelsobjekte gewesen⁵.

Lübecks hervorragende Bedeutung kann in unserem Überblick nicht unerwähnt bleiben: im Handel mit Nowgorod, bei der Entstehung von Stadt-

⁵ R. Grodecki: Znaczenie handlowe Wisły w epoce piastowskiej (Handelsbedeutung der Weichsel in der Piastenzzeit), *Studia Historyczne ku czci S. Kutrzeby* (Historische Studien zu Ehren von S. Kutrzeba), Bd. II, Kraków 1938, 290. B. Zientara: Die Rolle von Stettin, 415. B. Janowski, Polen und die Hanse bis 1411, *Przegląd Polski* 143, Kraków 1902, 403. Vgl. auch Anm. 2.

gemeinden wie Riga (1202), Rostock (1208), Wismar (1228), Stralsund (1234), Greifswald (1248)⁶, beim Abschluß der für die Ausbildung des han-sischen Wirtschaftssystems wesentlichen Verträge, im Verband der Wendi-schen Städte⁷ und bei den Veränderungen und Erweiterungen dieses Sys-tems⁸.

Aus Zollvergünstigungen, Befreiungen vom Strandrecht und anderen Handelsprivilegien⁹ wird erkennbar, welches Hinterland für die Hanse-kaufleute von Interesse war: in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war das Dänemark, Mecklenburg, Rügen und das pommernsche Umland von Stettin sowie von Danzig¹⁰, in der Mitte des Jahrhunderts England, Schwe-den und wieder Pommern und Rügen¹¹, und in seinem letzten Viertel Flandern, Norwegen, Frankreich, wiederum England, Dänemark, Schwe-den und dazu die Fürstentümer an der südlichen Ostsee, Polen, Preußen, Livland und das Nowgoroder Ruthenien¹².

Ländereien Pommerns, Rügens, Polens, Preußens und Livlands sind demnach das ganze 13. Jahrhundert hindurch für deutsche Kaufleute wich-tig gewesen. Der erste Nachweis lübeckischer Wirtschaftsdiplomatie im Weichselgebiet ist ein Privileg des Danziger Fürsten Swentopolk von 1224–1227¹³. Hiernach segelten die Lübecker mit Koggen nach Danzig oder kleineren Städten, führten flandrisches Tuch („Burnit“, „Frisal“) so-wie Salz mit sich. Von Danzig aus begaben sie sich zu Lande nach Polen, indem sie Transportmöglichkeiten durch Pferdefuhrwerke in Anspruch nahmen und sicher auch die Wasserstraße der Weichsel. Die Schifffahrt die Weichsel entlang, auf einer wichtigen Wasserstraße, die den Deutschen Orden mit unentbehrlichen Waren versorgte, findet auch für das Jahr 1251 eine Bestätigung¹⁴. Die Danzig erreichenden Lübecker Kaufleute bezahl-ten den Zoll auf der Hinreise mit Waren, bei der Rückreise mit Geld. Die Bezahlung von Zollgebühren mit Waren oder mit Geld war eine allge-meine Erscheinung. Ein ständiges Äquivalent des Tauschwertes waren Heringe, Salz, Tuche, Pfeffer, Wachs. Die bei der Ein- und Ausfuhr unter-schiedliche Art der Bezahlung des Zolls ergab sich auch aus den Bedürfnis-sen des fürstlichen Fiskus, der besonders wertvolle Produkte einbezog; das

⁶ Hansisches Urkundenbuch, (HUB) I, Halle, 1876, hrsg. von K. Höhlbaum, Nr. 273, 275, 320, 723.

⁷ Rezesse und andere Akten der Hansetage, hrsg. von K. Koppmann (HR) I, 1, Leipzig 870, Nr. 1 vgl. HUB I, Nr. 487, 812.

⁸ HR I 1, S. 2,5; HUB I, Nr. 5, 10, 513, 517, 584, 597.

⁹ Urkundenbuch der Stadt Lübeck, hrsgb. von dem Verein für Lübeckische Geschichte, Lü-beck, Bd. I, 1843, Nr. 32, Bd. II 1, 1858 (LUB).

¹⁰ LUB I Nr. 12, 13, 20, 21, 27, 33, Codex Pommeraniae Dipl. S. 357.

¹¹ Pommerellisches Urkundenbuch, bearb. v. M. Perlbach, Danzig 1882, (PUB) Nr. 220, 232, 208, LUB I 109, 133, II 21, 22, 27.

¹² LUB I 272, 395, 448, 459, 471, 617, 621, 642, 655, 688, II 45, 49, 75–79, 84. PUB 521, 53, 564, 580, 584, 586.

¹³ PUB Nr. 33.

¹⁴ HUB I Nr. 414.

war, wovon im weiteren die Rede sein wird, eine Nebenerscheinung der Handelsstruktur auf der Ost-West-Achse. Leider verfügen wir über keine direkten Informationen, wohin sich die Lübecker zu Lande begaben und welche Waren sie suchten. Hier müssen uns verschiedene indirekte Hinweise helfen.

Etliche Jahre nach dem Swentopolk-Privileg, 1238 und 1243, wurde Tuch mit Wagen nach dem Süden Polens, nach Posen, Gnesen und Bentschen befördert, wie einem den Deutschrittern erteilten Privileg¹⁵ zu entnehmen ist. Der Text läßt vermuten, daß das Tuch aus dem Süden nach Polen eingeführt und nach Preußen geleitet wurde; es wäre also keine hansische Ware gewesen. Aber 20 Jahre später, im Jahre 1263, wurde Tuch bereits von Hansekaufleuten – aus Thorn und aus Elbing – eingeführt und im Gegenzug die Weichsel entlang Getreide ausgeführt. Tauschhandel wurde unter anderem in Mittelpolen auf dem Markt von Łęczyca durchgeführt¹⁶.

Ebenso wichtig, vielleicht wichtiger noch, ist der Export nach Ruthenien. In Pomnichowo in Masowien wurde Tuch auf das Südufer der Wkra (Soldau) gebracht. Damit stimmen Angaben aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts überein, welche die Wege nennen, auf denen das hansische Thorn mit Wlodimir in der Roten Rus verbunden war. Der älteste von den drei dort beschriebenen Handelswegen verlief von der Ostsee aus die Weichsel entlang¹⁷. Die deutschen Kaufleute haben danach, wenn sie in Bobrowniki (oberhalb Thorns) nach Masowien einreisten, verschiedene Gattungen von Tuch und Pelzen mit sich geführt. Unter den Tuchen gab es in Thorn und in Flandern hergestellte, die doppelt so wertvoll waren wie die aus Poperingen und viermal so wertvoll wie die aus Brügge. Unter den Handelsgütern befanden sich auch „panni scharlati“, die beim Zoll in Chełm gegen Rückware ausgetauscht wurden. Aus Ruthenien verhandelte man auf demselben Wege Wachs, Gewürze und Pelze, und zwar keine Massenware, wie man sie aus Nowgorod ausführte – Eichhörnchen, Hasen –, sondern die besseren Sorten: Biber, Zobel, Hermeline.

Schließlich wurden Waren auch zum karpatischen und Sudetenhandelsbereich hin ausgetauscht. In den Tarifen von Olesno (Rosenberg) und Siewierz (1226) werden Lieferungen von Heringen aus Pommern erwähnt¹⁸. Hering wurde übrigens in geringen Mengen auch die Oder entlang bis nach Schlesien befördert¹⁹. Vielleicht wurden die nördlichen Abschnitte dieses Weges von Hansekaufleuten bedient; von ihnen wurde jedenfalls

¹⁵ HUB I Nr. 291, 326, 328.

¹⁶ HUB I Nr. 588.

¹⁷ HUB III (Halle 1982–6) Nr. 559.

¹⁸ Codex dipl. Siles. III, S. 309. C. Grünhagen: Regesten zur Schlesischen Geschichte, Cod.dipl. Sil. VII, 1, Breslau 1884, S. 153.

¹⁹ W. Kehn: Der Handel im Oderraum im 13. und 14. Jh., Köln 1968, 46.

schon im 13. Jahrhundert Kupfer aus dem Karpathengebiet exportiert²⁰. Ganz sicher sind Lübecker in Städten des unteren Weichselgebietes gewesen, in Dirschau, Neuenburg (Kr. Schwetz); nach den Waren²¹, mit denen sie handelten, kann man darauf schließen, daß sie auch die Möglichkeiten des Handels in weiter südlich liegende Gebiete Polens wahrnahmen. In Ruthenien erwarb man orientalische Produkte, des weiteren Edel- und Buntmetalle (Gold, Silber, Kupfer, Blei), die im Karpathen- und Sudetenvorland (samt Kaschau) gefördert waren, dazu Pelze. Diese stammten, ähnlich wie Wachs, vor allem aus Nowgorod. Man konnte Pelze jedoch auch im Gebiet der Kiewer Rus, in Polen und in Ungarn erwerben.

Schließlich wissen wir, daß schon im 13. Jahrhundert gelegentlich Getreide auch von weiterher kam, und zwar aus der Umgebung von Sącz; es wurden den San und die Weichsel entlang an die Ostsee geflößt²². Dort kauften es Hansekaufleute, und zwar mit Sicherheit in Danzig oder in Elbing.

Die Zollvergünstigungen und die Transportmöglichkeiten lassen vermuten, daß die Bilanz des Handels mit dem polnisch-pommerschen Hinterland für die deutschen Kaufleute günstig war. Der Wert der aus dem Westen eingeführten Waren war größer als der Wert der aus dem Weichselgebiet ausgeführten Produkte. Damit läßt sich auch die obenerwähnte Weise der Zollentrichtung erklären, wie sie das Swentopolk-Privileg verzeichnet. Die Lübecker kamen mit Waren an und fuhren mit Geld aus.

Gegen Ende des Jahrhunderts waren lübeckische Kaufleute in Westfalen, Sachsen, Pommern (Slavia), Brandenburg, im Weichselgebiet, Livland (Riga) und Polen aktiv²³. Diese Länder waren fortan der breite Hinterlandstreifen für Lübeck, die bedeutendste Hansestadt, deren Kaufleute durch ihre Tätigkeit die verschiedenartigen Teile des Ostseebereiches integrierten und sie in ein umfassendes Austauschsystem Nordeuropas einbezogen.

Erkennbar sind zwei Abschnitte dieser Integration. Der erste stand in Verbindung mit der Erweiterung des Wirtschaftsbereiches durch die Lübecker. Ihre Teilnahme am Danziger Handel, Elbings Gründung, die Lokation von Städten nach Lübecker Recht (Danzig, Dirschau) verweisen darauf. Der zweite Abschnitt war das Ergebnis der Entwicklung von Stadtgemeinden, die im 13. Jahrhundert entstanden und eine selbständige Politik betrieben. So beteiligte sich Thorn vor 1280²⁴, Elbing vor 1275²⁵ an der Politik der Hanse, indem sie an den Bündnissen und Tagungen teilnah-

²⁰ HUB I Nr. 202. O. Halaga: Košice-Balt, Bratislava 1972, 92.

²¹ LUB II Nr. 1960 (1282–1285).

²² Grodecki (wie Anm. 5), 292.

²³ HR I 1 Nr. 79 (1297).

²⁴ HR I 1, S. 9.

²⁵ HUB I 746.

men. Es gibt auch Spuren, die auf den Einfluß der Hansen weiter im Süden verweisen. Interessant ist hier die originelle, für das Deutsche Recht untypische Form der Lokation von Płock von 1237²⁶. Die Hauptorganisatoren der Gemeinde waren Ankömmlinge – „Gäste“. Waren es Kaufleute von der Ostsee? Das läßt sich gewiß nicht ohne weiteres feststellen, aber doch wahrscheinlich machen: einerseits lag Płock an einem bekannten hansischen Handelsweg – dem baltisch-russischen –, andererseits ist bekannt, daß später, Anfang des 14. Jahrhunderts, Einflüsse von den preußischen Städten auf Warschau ausgegangen sind und sich im Recht, in der Topographie und in der Zusammensetzung der Oberschicht – der Abstammung von Vertretern des Patriziats aus dem Norden – nachweisen lassen²⁷.

Lübeck war nicht nur größtes Handelszentrum, sondern bestimmte auch die Rechtsbeziehungen in den Ostseestädten²⁸. Die Rechts- und Gesellschaftsordnungen von Rostock, Elbing, Danzig, Dirschau, Köslin und indirekt von Riga und vielen anderen Zentren wurden nach lübeckischem Muster geregelt, Inhalt und Deutung des Lübecker Rechtes besprochen und analysiert²⁹. Hier kann nur kurz auf die kulturgeschichtlichen Folgen dieser Beziehungen hingewiesen werden. Das Lübecker Recht – ähnlich wie das Magdeburger – setzte weitgehende Selbständigkeit der in seinen Bereich gehörigen Städte voraus. Wer städtische Lebensführung und städtische Vorrechte genoß, konnte auch einen Platz finden, der seinen hohen sozialen Ansprüchen entsprach. Erleichtert wurde das durch den Zerfall bisheriger Gesellschaftsstrukturen an der Weichsel. In ihnen fanden die reichen Ankömmlinge, die Kaufleute, weder Platz noch Namen. Die Bezeichnung *rittermessig man*, die sich wohl auf sie bezieht³⁰, auch der latei-

²⁶ Zbiór ogólny przywilejów i spominków mazowieckich (Allgemeine Sammlung masowischer Privilegien und Denkwürdigkeiten), hrsg. von J. Kochanowski, 1. Warszawa 1919, Nr. 362.

²⁷ H. Samsonowicz: Warszawa w handlu średniowiecznym (Warschau im mittelalterlichen Handel), in: Warszawa średniowieczna 2, 1975, S. 12.

²⁸ G. Labuda: Geneza miasta na „prawie lubeckim“ w Gdańsku (Genesis der Stadt nach „Lübecker Recht“ in Danzig), Kwartalnik HKM 1981, H. 1, H. 1, S. 60. E. Rozenkranz: Początki i ustrój miast Pomorza Gdańskiego do schyłku XIV stulecia (Anfänge und Gesellschaftsordnung der Städte des Danziger Pommerns bis Ende des 14. Jh.), Gdańsk 1962, 68. J. Spors: Lokalizacja miasta lokacyjnego na prawie lubeckim w Gdańsku w drugiej poł. XIII i pocz. XIV w. (Standort der Lokationsstadt nach dem Lübecker Recht in Danzig in der zweiten Hälfte des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts), Rocznik Gdański 42, 1962, H. 1, S. 17.

²⁹ W. Ebel: Lübecker Kaufmannsrecht, Göttingen 1952. Derselbe: Forschungen zur Geschichte des Lübecker Rechtes, I, Lübeck 1950. E. Rosenkranz: Recepcja prawa lubeckiego w miastach nadbałtyckich (Rezeption des Lübecker Rechtes in den Ostseestädten), Gdańsk 1977, 51.

³⁰ Der Terminus stammt aus dem sog. Elbinger Buch, einem Verzeichnis des polnischen Gewohnheitsrechts. K. Buczek: O tak zwanym „rittermeszig man“ i o gościu w najstarszym spisie prawa polskiego (Über den sog. „rittermeszig man“ und über den Gast im ältesten Verzeichnis des polnischen Rechtes), Czasopismo Prawno-Historyczne XII, 1960, 1, S. 141.

nische Bericht über diejenigen, die sich des gleichen Rechtes erfreuen wie die Ritter', zeugen von der Ratlosigkeit der Chronisten. Die Ankömmlinge, die sowohl über Vermögen wie auch über beachtliches Wissen verfügten, machten nicht nur finanziell Karriere, sondern gehörten auch zur näheren Umgebung der Fürsten oder Bischöfe. In Danzig, Dirschau, Köslin, Stolp, Neuenburg wurden Bürger, wie wir aus den Zeugenlisten in Urkunden wissen, in eine Reihe gestellt mit den „vertrauenswürdigen“, „würdigen“, „edlen“ Kastellänen, Wojewoden und Rittern³¹. Im 13. Jahrhundert gehörten sie zur oberen Gruppen der gesellschaftlichen Hierarchie, wobei sie Fähigkeiten repräsentierten, über die die meisten Vertreter der lokalen Oligarchie nicht verfügten. Zudem war das Bürgertum durch familiäre (und berufliche) Verknüpfungen charakterisiert, die weit über die Grenzen des Landes oder des Fürstentums hinausreichten³² und vor allem nach Lübeck wiesen. Han-sische Bürger Pommerns und Preußens führen Namen, die aus lübeckischen Bürgerlisten von 1259 bekannt sind³³: die Niger in Elbing und Dirschau³⁴, Rufus in Neuenburg³⁵, Wilde in Köslin³⁶, Sapiens in Danzig, Albus in Elbing³⁷, Wittenborg in Thorn³⁸ – natürlich mag es sich hie und da um Spitznamen oder Herkunftsbezeichnungen handeln. Die Verbindungen waren übrigens zweiseitig. In Dokumenten des 13. Jahrhunderts werden 29 mal in unserem Bereich aktive Lübecker erwähnt, wenn auch nicht immer namentlich. Beispielhaft für diese Kontakte hinüber und herüber können etwa genannt werden die Lübecker Abgesandten Hermann Storm und Meister Bernard³⁹, die Ratsherren, aus Dirschau Alard und Danzig Jeinrich⁴⁰, dazu Danziger in Lübeck, Elbing, Greifswald, Dirschau und Köslin, Elbinger in Neuenburg, Stettiner in Lübeck, Stralsunder in Köslin, Stolp und Elbing⁴¹. Es dominierten natürlich Deutsche, aber es gab auch Alteingesessene oder (vielleicht an Fürstenhöfen) Slawisierte, die Bürger wurden: Janko, Schult-heiß von Danzig, Janussius, Bürger (*civis*) von Danzig, Teslaus (Czesław) aus Schlawe, Bürger von Köslin⁴².

³¹ PUB 164, 172, 183, 185, 210, 48, 497, 548, 584. Vgl. B. Zientara: U początków szczecińskiego patrycjatu (Die Anfänge des Stettiner Patriziats), Przegląd Historyczny 53, 1962, 77.

³² Vgl. E.G. Krüger: Die Bevölkerungsverschiebung aus den altdeutschen Städten, Zeitschrift f. Lübeckische Geschichte 27, 1934, II, 264. Letztens F. Irsigler: Der Alltag einer Kaufmannsfamilie im Spiegel der Veckinhusen-Briefe, HGBll. 11. 103 (1985) S. 75.

³³ LUB II 1 Nr. 31.

³⁴ PUB Nr. 184, 464.

³⁵ PUB Nr. 604.

³⁶ PUB Nr. 514, 559.

³⁷ PUB Nr. 464.

³⁸ PUB Nr. 164, 184.

³⁹ PUB Nr. 133, 580ff.

⁴⁰ PUB Nr. 164, 172, 287.

⁴¹ PUB Nr. 164, 172, 197, 44, 494, 543, 583, 644 A. Beispiel von Familien: PUB Nr. 150, 258, 35, 497, 548, 593, 594, 44 A. 73, 59, 696.

⁴² PUB Nr. 675, 659. Vgl. auch H.K. Schulze: Der Anteil der Slawen an der mittelalterlichen Siedlung nach deutschem Recht, in: Ostmitteleuropa, Zeitschrift für Ostforschung 31, 1982, 321.

Die politischen Begleiterscheinungen hansischer Aktivitäten in der Weichselmündung sind in Elbings Geschichte erkennbar. Im Jahre 1237 finanzierten die Lübecker eine Expedition des Markgrafen Heinrich von Meißen, die von Marienwerder die Weichsel entlang flußabwärts auf die Beherrschung der Elbinger Hochebene ausging⁴³. Auf einer Insel auf dem Fluß Elbing unweit von dessen Mündung errichtete Heinrich ein kleines Schloß. In demselben Jahr steckten Ankömmlinge aus Lübeck in sehr günstiger Lage am rechten Flußufer eine Siedlung ab. Der Fluß Elbing stand in Verbindung mit der Nogat – damals Hauptflußarm des Weichseldeltas, und das nahegelegene Frische Haff hatte über das Seetief („Tief von Balga“) Verbindung zur offenen See, das heißt die Stadt verfügte über Wasserwege ebenso wie über Zugang zum Kulmer Hinterland, was ihre Attraktivität für bürgerliche Ankömmlinge aus dem Westen ebenso wie ihre Bedeutung für den entstehenden Deutschritterstaat sicherte. Schon in den ersten Jahren ihrer Existenz entwickelte sich – trotz Kriegen und Belagerungen durch die Preußen 1242–1244 – die Selbstverwaltung⁴⁴. Im Jahre 1246 verliehen die Deutschherren der Gemeinde ein großes Privileg, akzeptierten nicht nur ihre Selbstverwaltung (nach dem – zwar beachtlich eingeschränkten – Lübecker Muster), sondern begabten die Stadt auch mit ausgedehnten Gütern und mit dem Recht zur Erhebung eines Seehandelszolls⁴⁵. Fast gleichzeitig wurde das Elbinger Schloß zum Hauptsitz des preußischen Landmeisters, der dort seit 1251 residierte, sowie zur Versammlungsstätte des Landesgeneralkapitels. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts übte Elbing die Funktion einer Hauptstadt des entstehenden Staates aus und wurde dadurch zu einem Zentrum der internationalen Politik. Das beschleunigte zweifellos die Entwicklung der Stadt, die nun eine wesentliche Rolle im hansischen System zu spielen begann.

Elbings Aufstieg in der Hanse war zweifach begründet. Zum einen brachte den Kaufleuten die Tätigkeit der Kreuzritter und der deutschen Kreuzfahrer an der Grenze des Christentums verschiedenere Profite sowie Privilegien: durch den Transport von Menschen und Waren. Es ist kein Zufall, daß Lübecker in ihren Testamenten kleine Summen für „Pilger nach Preußen“⁴⁶ aussetzten. Die Erzielung von Handelsprofiten und die Teilnahme an Kreuzzügen zur Erlösung der Seele verbanden sich hier aufs Vorteilhafteste. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bildeten die Transporte von Menschen (auch von Abordnungen), von Waffen

⁴³ *Scriptores Rerum Prussicarum* I, Leipzig 1861, S. 60. (Chronik des Peter Dusburg).

⁴⁴ E. Carstenn: *Geschichte der Hansestadt Elbing*, Elbing 1937, 13 ff. S. Gierszewski: *Elbląg (Elbing)*, Gdańsk 1970, 21 ff. M. Biskup: *Elbląg w czasach krzyżackich (Elbing in den Kreuzritterzeiten)*, *Przegląd Zachodni* VII, 1951, 1–2, 102.

⁴⁵ Preuss, UB I 1, Nr. 181.

⁴⁶ A. v. Brandt: *Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters*, I, Lübeck 1964, Nr. 3, 4, 5.

und von Nahrungsmitteln nach Preußen einen wichtigen Teil der kaufmännischen Unternehmungen. Zum anderen strebte Elbing im Zuge der politischen Stabilisierung die Integration in das Ostseehandelssystem an, insbesondere durch enge Verbindungen mit Lübeck und den wendischen Städten sowie, von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, mit Pommern, Danzig, Dirschau, Neuenburg. Es scheint übrigens, daß es hier zu einer eigenartigen Aufteilung der Einflüsse gekommen ist. Thorn – die zweite Großstadt im Kreuzritter-Preußen – kämpfte um günstige Handelsbedingungen zwischen Flandern und der Karpathen- und Schwarzmeerzone (Halitischer Rus). Zusammen mit zehn anderen Städten Gotlands, Sachsens und Westfalens beteiligte sich Thorn an der Gründung eines Kontors der deutschen Kaufleute zu Brügge⁴⁷. Elbing war demgegenüber mehr interessiert an der Beherrschung des Hinterlandes der unteren Weichsel und am Anschluß an den großen Transithandelsweg der Hanse. Dieses letztgenannte Vorhaben ist den Elbingern wohl gegen Ende des 13. Jahrhunderts gelungen. Im Jahre 1260 wurde das Ratsgericht von Elbing zum Oberhof für Dirschau⁴⁸. Eine Dokumentation vor 1275 bestätigt Elbings Beteiligung am Ostseehandel, indem der Stadt zusammen mit Riga, Visby und Kalmar Zollbefreiungen in Greifswald gewährt werden⁴⁹. Im Jahre 1295 befand sich Elbing unter 24 Städten, die sich für die Tätigkeit des hansischen Kontors in Nowgorod interessierten, neben Lübeck, Köln, Magdeburg, Braunschweig, Goslar, Paderborn, Lüneburg, Reval, Danzig und anderen⁵⁰. Elbing beteiligte sich also an den wirtschaftlichen Verbindungen zwischen der Rus, Livland, den Prussen, Sachsen, längs der pommerschecklenburgischen Küsten, Westfalen und dem Rheinland. Bestätigt wird dies durch Kontakte mit Osnabrück⁵¹. Ein Jahr früher, im Jahre 1294, hatte der französische König Philipp IV. neun Städten der Hanse, darunter Lübeck, Hamburg, Visby, Kampen, Riga und Elbing, Handelsfreiheit zugesichert⁵². Unter den Elbinger Interessengebieten sind also auch Frankreich, die Niederlande, Gotland und die Nordseeküste aufzuführen. Schließlich ist Elbing im Jahre 1293 unter denjenigen Städten, die einen aktiven Handel mit England sowie mit Visby und Riga betrieben. Im Jahre 1310 ist die Rede von der Anwesenheit Elbinger Kaufleute in Boston⁵³.

Die Entwicklung des Elbinger Handels war aber mit dem komplizierten Kampf verbunden, der um das Rohstoffhinterland um das Weichseldelta herum geführt wurde. Bekannt sind Auseinandersetzungen zwischen dem

⁴⁷ HUB I 864, HR I 1, S. 9.

⁴⁸ HUB I nr. 545.

⁴⁹ HUB I Nr. 746.

⁵⁰ HR I 1, Nr. 6, 69.

⁵¹ Preuss. UB I 1, Nr. 915.

⁵² LUB I Nr. 617, 619.

⁵³ Preuss. UB II 1, Nr. 17.

Orden und Lübeck, das im Jahre 1246 die Gründung eines weiteren Handelsplatzes an der Pregel­mündung anstrebte, was aber die Deutschherren nicht zulassen wollten. Der Orden war nicht daran interessiert, politische und wirtschaftliche Zentren zu fördern, die allzu eng mit dem Nachbarstaat in Verbindung standen. Zehn Jahre später gründete er ein eigenes Zentrum – Königsberg, nach Kulmer Recht, das sehr viel enger mit der Fürstenmacht verbunden war⁵⁴ als das Lübecker Recht.

Die Probleme waren übrigens ziemlich kompliziert. Die Außenpolitik der Deutschherren, ihr Kampf gegen die Prussen oder gegen Swentopolk, wurde anfangs von den Lübeckern und den Hansen unterstützt. Das beeinträchtigte Lübecks Aktivitäten im Danziger Fürstentum. Im 4. und 5. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts verschwinden Lübecker Namen aus den Dokumenten des Weichselraums⁵⁵. Gleichzeitig verschlechterten sich aber Lübecks Beziehungen zu den Deutschherren, wie wir aus der Auseinandersetzung um die Pregel­mündungsniederlassung schon wissen. Es ist sehr interessant, daß im Jahre 1246 unter den Schiedsrichtern einer Auseinandersetzung Lübecks mit dem Orden Heinrich, ein Stadtbewohner von Elbing, auftrat, und unter den Zeugen des Vergleichs die Schultheiße von Elbing (Gottfried), Thorn und Kulm genannt werden. Man darf also annehmen, daß die später in der preußischen Hanse vereinten Städte (ihre erste Tagung fand 1295 in Elbing statt⁵⁶), schon früh die Rolle eines Vermittlers zwischen Lübeck und den Deutschherren spielten.

Ein besonders attraktives Gebiet war für Elbing der Danziger und Stolper Bereich. Im Jahre 1255 erzielte Elbing eine Zollbefreiung am linken Weichselufer. Wie wichtig das war, davon zeugen Elbings Bemühungen – fügen wir hinzu: erfolgreiche Bemühungen –, bei den einzelnen Herrschern von Pommern (Mestwin II., Przemysł II. und Władysław Łokietek⁵⁷) Befreiungen vom Strand- und Uferrecht zu erzielen (1293, 1294, 1298).

Es gab aber viele Konkurrenten. Am Ende des 13. Jahrhunderts gab es in dem verhältnismäßig kleinen, aber wohl wirtschaftlich gut entwickelten Bereich mehrere Zentren. In Danzig, das nach Lübecker Recht angelegt wurde, entstand im Jahre 1298 ein Lübecker Kontor, dessen Gründung durch Łokietek vielleicht mit dem Plan verbunden war, die mächtigste Stadt an der Ostsee für sich zu gewinnen; das Unternehmen lag allerdings wohl nicht im Interesse der Stadt Danzig. Des weiteren war Dirschau tätig, ebenfalls nach Lübecker Recht begründet und auf der anderen Delta-Seite des Flusses Elbing gelegen. Das führte zu Auseinandersetzungen, unter an-

⁵⁴ LUB I Nr. 110.

⁵⁵ E. Rosenkranz: Dzieje kantoru hanzeatyckiego w Gdańsku (Geschichte des hanseatischen Kontors in Danzig), *Studia i Mat. do dziejów Wielkopolski i Pomorza* 25, 1978, 156.

⁵⁶ HUB I Nr. 1180.

⁵⁷ PUB Nr. 504, 518, 553.

derem 1292 im Gebiet Danzig, Kolberg, Stolp, Neuenburg, Dirschau⁵⁸. Aber auch in den slawischen Fürstentümern gab es Konflikte. Die Herrscher von Pomerellen konnten sich nicht allzu sehr auf ihre Bürger verlassen. Die Danziger unterwarfen sich 1272 den Brandenburger Markgrafen⁵⁹. Mit Hilfe des großpolnischen Rittertums eroberte Mestwin II. die Stadt wieder und bestrafte die Verräter mit Beschlagnahme ihrer Güter. Das bedeutet aber nicht, daß die Beziehungen zwischen der Hanse und Brandenburg gut gewesen wären. Wenige Jahre später, 1280, wandte sich der Rat von Stettin an Lübeck mit der Bitte um Hilfe gegen die Eroberungsgelüste der Markgrafen⁶⁰. 1308 rief erneut ein Teil der pommerschen Machthaber samt den Danziger Bürgern die Brandenburger herbei⁶¹. Der ausgebrochene Konflikt ist auf dem weiten Hintergrund der internationalen Beziehungen zu sehen. Akteure waren die Markgrafen, die Partei der Swenzonen, der polnische Fürst Władysław, die Deutschherren, die Bürger von Danzig und, wahrscheinlich, einige andere hansische Gemeinden.

Den grundlegenden Konflikt zwischen Polen und dem Deutschen Orden begleiteten Widersprüche zwischen Brandenburg und Polen, Brandenburg und den Deutschherren, zwischen den pommerschen Separatisten und den Anhängern einer Vereinigung mit Krakau. Schließlich entstanden auch Widersprüche zwischen den wirtschaftlichen Rivalen – den Bürgern von Danzig und Elbing –, die ihr Ende damit fanden, daß die Deutschherren jene Zentren zerstörten, die sich einiger Selbständigkeit erfreuten: Danzig und Dirschau. Ob bei dieser Zerstörung das Lübecker Kontor überdauerte, wissen wir nicht; vielleicht hat es – so kann man nach den Erkenntnissen einiger Forscher vermuten⁶² – bis zur Neubegründung der Stadt nach Kulmer Recht im 14. Jahrhundert existiert. Jedenfalls zeigen die Ereignisse von 1308, wie kompliziert die politischen Verhältnisse im Ostseeraum waren, die sich aus verschiedenen regionalen, politischen und wirtschaftlichen Interessen ergaben.

Im 13. Jahrhundert hatten, wie wir sahen, die Hansekaufleute der östlichen Ostsee, ähnlich wie auch im Altreich, nicht selten in Opposition zu den territorialen Herrschern gestanden. Doch in den kolonisierten Ge-

⁵⁸ PUB Nr. 494.

⁵⁹ PUB Nr. 365. Vgl. zum Thema der vermutlichen Rolle Lübecks in der Brandenburger Intervention K. Jasiński: *Wojna domowa na Pomorzu Gdańskim 1269* (Bürgerkrieg im Danziger Pommern 1269), in *Spółeczeństwo Polski średniowiecznej* (Gesellschaft des mittelalterlichen Polens), hrsg. von S.K. Kuczyński, Bd. III, Warszawa 1985, 7.

⁶⁰ LUB I Nr. 408.

⁶¹ Aus der reichen Literatur vgl. K. Jasiński: *Zajęcie Pomorza Gdańskiego przez Krzyżaków w r. 1308–1309* (Die Besetzung des Danziger Pommerns durch die Kreuzritter im Jahr 1308–1309), *Zapiski Historyczne* 3, 9, 1974, H. 3. H. Samsonowicz: *Tło gospodarcze wydarzeń 1308 r. na Pomorzu Gdańskim* (Der wirtschaftliche Hintergrund der Ereignisse von 1308 im Danziger Pommern), *Przegląd Historyczny* 3, 1965, H. 2.

⁶² Rozenkranz (wie Anm. 28), 157.

bieten gestalteten sich diese Widersprüche etwas anders. Der Orden und die deutschen Fürsten erschienen den Hansen nützlicher als die slawischen Herrscher. Es unterliegt hingegen kein Zweifel, daß die wirtschaftliche Expansion Lübecks und der anderen Hansestädte auf vielfältige Weise die Einbeziehung der Weichselgebiete in das nordeuropäische Wirtschaftssystem anreizte und beschleunigte, daß sie zur Entwicklung der Städte beitrugen, den Austausch mit dem Ausland beförderten und schließlich sowohl neue Formen im Wirtschaftsleben herbeiführten als auch zur Ausbildung neuer Gesellschaftsgruppen den Anstoß gaben.

ÜBER HAFENGESTALT UND HAFENBETRIEB IN DER HANSISCHEN WIRTSCHAFT

von
HEINZ STOOB*

Kaiser Otto IV., eben in Rom gekrönt, aber schon vom Papst gebannt, weil er dessen staufischen Schützling, den eben 16jährigen Friedrich, in seinem sizilianischen Königreich angreift, urkundet am 4. Januar 1211 in Capua für den Schweriner Bischof¹. Wohl hat er ihm die Teilnahme am Romzuge schon 1209 in Goslar mit einer Bestätigung des einst 1171 von seinem Vater Heinrich dem Löwen erteilten Privilegs vergolten², doch nun wiederholt er das als Kaiser und ergänzt es aufschlußreich: *in portu qui dicitur Wissemar* darf der Bischof zwei Seeschiffe halten, *magnas naves, que cogken apellantur*, und zwar *cum minoribus navibus*, mit kleineren Schiffen beliebiger Zahl *ad usus mercandi*, zum Fernhandel. Nach dem Verlust von Lübeck, erst an den damaligen schauenburgischen Ortsherren der Stadt Hamburg, dann an dessen Bezwingler, den Dänenkönig, bietet Wismar, hinter der Insel Poel geschützt, das geräumigste und tiefste Fahrwasser von allen damals verfügbaren Häfen der Ostseeküste, und zugleich mit dem *aqua Wissemara*, so heißt das schon 1167, einen schiffbaren Weg ins Hinterland, zum Schweriner See³.

Unweit dieses Wasserweges, später „Schiffgraben“ genannt, lag denn auch jene obotritische Landesfeste *Mikilenburg*, deren *structura vallorum* Helmold noch wahrgenommen hatte, und auf die siedlungsgünstige Landschaft zwischen Wismar, Schwerin und Ratzeburg zielte Helmolds textabschließend überhöhendes, oft im Zitat mißbrauchtes Wort von einer *regio . . . horrida et pene deserta* hin, der nahezu öden Landschaft, aus der nun mit Gottes Hilfe ein einziges Siedlungsland der Sachsen geworden sei: *re-*

* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in Hamburg, am 9. Juni 1987.

¹ MecklUB I, 202 S. 190 ff. zu 1211, Jan. 4, hier bes. S. 192.

² UHdL 40 5.135 zu 1171, Sept. 9 – vgl. MecklUB I, 100, S. 95 ff.; RegImp V, 1/1881–82 Nr. 444 S. 128 vgl. 280, S. 88 zu 1209, Mai 24. Dazu F. Techen, Die Gründung Wismars, in: HansGbl 31/1903, 119 ff. und H. StooB, Über Wachstumsvorgänge und Hafenausbau, in: H. StooB (Hg.), See- und Flußhäfen vom Hochmittelalter bis zur Industrialisierung, Städteforschung A 24/1986, 1–65, hier 21 ff.

³ MecklUB I, 88, S. 82 ff. zu 1167; nähere Angaben bei A. Püschel, Das Anwachsen der deutschen Städte . . ., Berlin 1910, S. 83 ff.; P. Johansen, Die Kaufmannskirche, in: Acta Visbyensia I/1963, 85–134, hier 125.

*ducta est veluti in unam Saxonum coloniam*⁴. – Durch den von ihm abhängigen Schweriner Bischof wollte der Welfe Einfluß auf den um 1211 danach bereits regen Handelsbetrieb von und nach Wismar gewinnen; manche der welfischen Parteigänger waren infolge des Fehlschlages der an die Heiraten mit den Dänen von 1202 geknüpften Hoffnungen, wie sie der lübische Chronist Arnold umschrieb, vermutlich von der Trave nach dem *aqua Wissemara* gegangen, einige wohl auch nach Rostock, und so ist die Wismarer Nikolaistadt gegen Techen jedenfalls vor 1211 als verfaßte Bürgergemeinde vorzusetzen⁵.

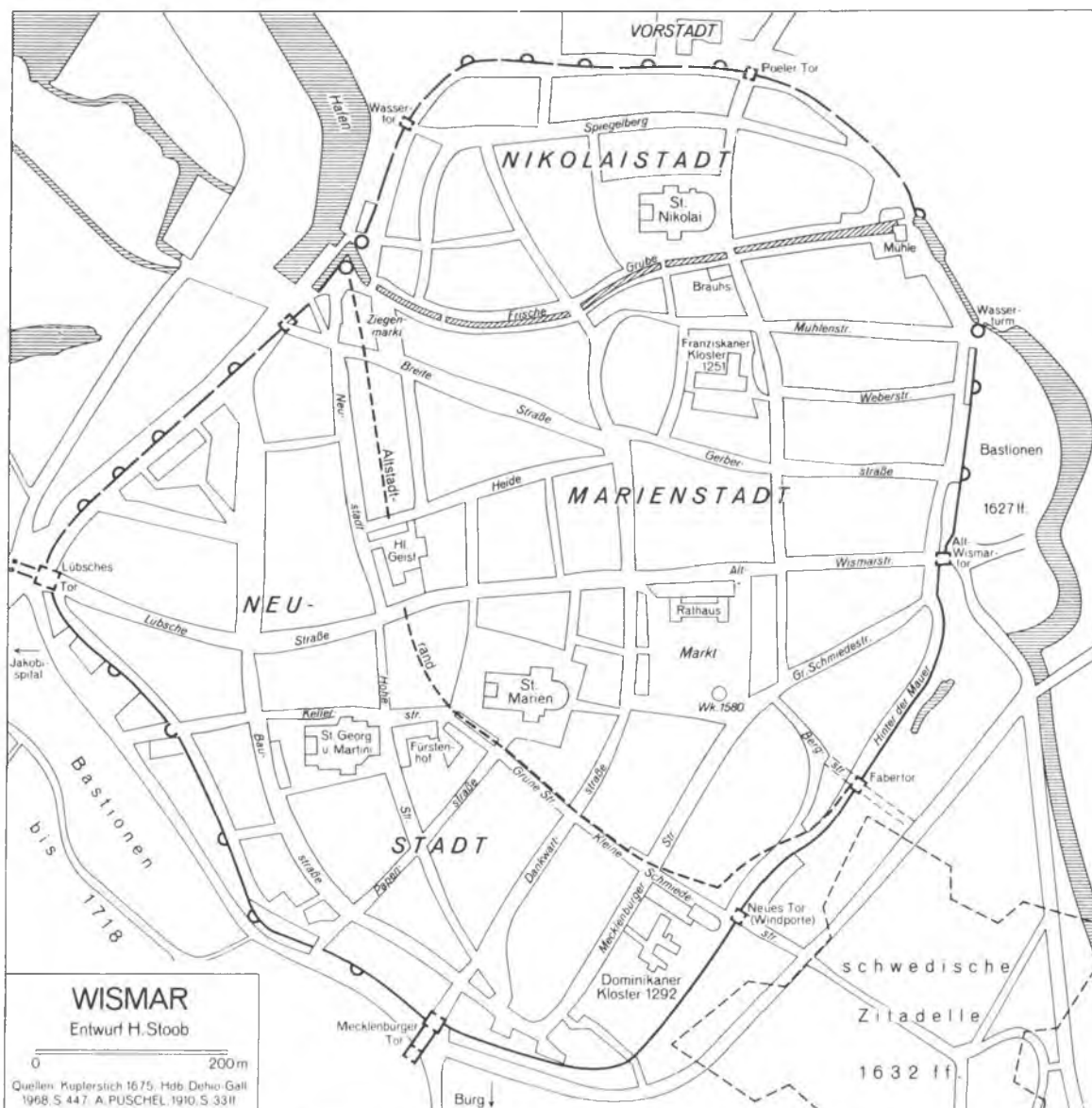


Abb. 1: Wismar Baublockplan 1:10.000 (nach StooB, StF A 24, S. 23)

Die grachtartige Mündung der „Frischen Grube“ (Abb. 1, oberes Bild-drittel), im Namen an Lübeck und Rostock erinnernd, zog ursprünglich

⁴ Helmoldi chronica Slavorum, ed. H. StooB, Darmstadt 1963, c.12, S. 70 und c.110, S. 380 ff.

⁵ Arnoldi chronica Slavorum, ed. J. Lappenberg, Hannover 1868, VI, 15 (S. 237) zu 1202; vgl. StooB, wie Anm. 2, 22, 24 ff.

wohl deutlich breiter als Binnenhafen an der Ortsmitte um Nikolai entlang; ihr parallel erreichte der achsiale Straßenzug Spiegelberg durch das Wassertor den Hafen. Ebenso liefen die jüngeren Teilstädte, das um 1225 zu datierende Marienkirchspiel mit der „Breiten Straße“ und die um 1250 vorhandene Neustadt St. Georg mit der Achse „Hohe Straße“ – „Neustadt“ durch ein Tor auf die breite Hafendelände zu, und so drehte sich in Wismar wörtlich alles um den Hafen, ungeachtet des ansehnlichen, quadratischen Marktes an den Tangenten des Landverkehrs von Lübeck und nach Rostock.

Seit aber Friedrich II. siegreich in Deutschland erschienen, seit Otto samt dem englischen Vetter bei Bouvines 1214 den Franzosen unterlegen war, gab es gegen das dänische Übergewicht an der Ostseeküste kaum noch Rückhalt: Rügen war schon 1168 im Zeichen des Kreuzes von Waldemar unterworfen worden, die Pommern mußten Knut IV. als Oberherren anerkennen, und den Mecklenburgern erging es gegen Waldemar II. kaum besser. Mit den baltischen Kreuzfahrten bis Estland stieg um 1220 die dänische Seemacht auf den Höhepunkt⁶. Einzig Lübeck hat es in dieser Lage verstanden, durch eine besonnen überlegte Politik seine Freizügigkeit zu behaupten; als Basishafen sowohl der baltischen Mission als auch des gotländisch-naugardischen Fernhandels war es für die Erschließung des Ostseeraumes Angelpunkt jeder Unternehmung. Arnold erzählt schon zu 1197 von dem *de tota Saxoniam, Westfalia vel Frisia* zusammenströmenden *pauperum et divitum conventus*, dem Gewimmel von Arm und Reich, aus Prälaten und Klerikern, Rittern und Kaufleuten, die mit in Lübeck erworbenen Schiffen, Waffen und Waren *in Luibeka comparatis navibus, armis et victualibus Livioniam usque pervenerunt* bis nach Liviland gelangten. Der 1199 neu beauftragte Missionsbischof Albert, Domherr in Bremen und Neffe des Erzbischofs Hartwig II. brach nach Heinrich von Livland 1200 *cum multis peregrinis*, mit vielen Pilgern, zur Fahrt nach Riga auf⁷. 23 große Schiffe umfaßte sein Konvoy, und eher noch größer werden die nun alljährlich folgenden Geschwader gewesen sein, war Albert doch 1203 stark genug, vor *Wysbu* im Angesicht der dortigen *civibus et hospitibus* 16 Seefahrzeuge der Esten auseinander zu sprengen. Von Gotland, also von Wisby, kam auch 1206 der Priester *cum duobus coggonibus*, die *usque ad summum annona et similibus*, bis zum Rand mit Getreide und dergleichen beladen waren, und steuerte damit einer Hungersnot unter den Riga auf-

⁶ R. Usinger, *Deutsch-dänische Geschichte 1189–1227*, Berlin 1863, S. 77 ff.; E. Hoffmann, *Die Bedeutung der Schlacht von Bornhöved*, in: *ZLübGA* 57/1977, S. 14 ff. und W. Lammers, *Das Hochmittelalter bis zur Schlacht von Bornhöved*, in: *Gesch. Schleswig-Holsteins*, IV, 1/1981, S. 390 ff.

⁷ Arnold V, 27 (S. 215) zu 1197/8; *Heinrici chronicon Livoniae*, ed. L. Arbusow/A. Bauer, Darmstadt 1959, IV, 1 (S. 16) zu 1200.

bauenden Siedlern – was zugleich für das Fassungsvermögen der hochbordigen Transporter aber auch für die noch kleine Schar der Leute in Riga zeugt⁸.

Fast zeitgleich mit unserem Eingangsbeleg für Wismar ist zu 1210 von einem aus *coggonibus* und *minores naves* bestehenden Geschwader der Kreuzfahrer die Rede, das auf der Heimfahrt *in Theutonium* von Schiffen der Kuren angegriffen wird⁹. Der ungünstige Gefechtsverlauf zeigt, daß mit dem Umbooten auf kleinere, flacher gehende Fahrzeuge auch der wertvolle, weil hochbordige Kampf-Standort auf den Koggendecks preisgegeben wurde. Hier lag demnach, neben dem Gewinn an Laderaum, der zweite, beträchtliche Vorzug des hansischen Schiffs; halten wir fest, daß die Kreuzfahrer gemischte Verbände mit großen und kleinen Einheiten fuhren und daß die hochbordigen Großfahrzeuge mehr durch hohe Anzahl als durch hohe Einzeltonnage das Kräfteverhältnis auf der baltischen See veränderten.

Vor nötigen Schlüssen daraus wenden wir uns zu weiterer Klarstellung noch dem zweiten Hauptziel frühhansischer Seefahrt zu, dem Heringsgeschäft vor Schonen und Hiddensee-Rügen. Arnold spricht zum Spätsommer 1201 von der dänischen Beschlagnahme einer lübischen Handelsflotte *in Sconia*; daraufhin habe sich die Stadt zur Übergabe an Waldemar verstanden *sicque suos captivos cum navibus*, und so die in Gefangenschaft geratenen Bürger mit ihren Schiffen zurückgewonnen¹⁰. Die anschließenden, um 1209 aufgezeichneten Regelungen belegen, daß auch am schonischen Heringsufer neben hochbordigen Koggen flachbodige Fischprähme verwendet wurden; zollfrei blieben sie *donec primus currus, ducens bona ad naves, sit in aqua*, bis oder solange der erste Karren sich mit Ladung neben den Schiffen im Wasser befinde¹¹. Also wurden einachsige Wagen zum Be- oder Entladen längsseits der Prähme in das Flachwasser der Lände vorgeschoben. Entsprechendes läßt sich vor Hiddensee erschließen, denn als Lübeck nach der 1223 dem Schweriner Grafen gelungenen Ausschaltung des Dänenkönigs mit dem nun wieder ohne Rücksicht auf den gefangenen Waldemar entscheidungsfähigen Fürsten Wizlaw I. von Rügen zu vertraglicher Ordnung des Handelsverkehrs im Herbst 1224 gelangte, stufte man die Zölle für kleine Schiffe unter 12, mittlere von 12 bis 18 und große über 18 Last. Gezahlt wurde in Salz oder anderen Lebensmitteln, eingeführt von *ratibus* (hier wohl mit „Prähmen“, nicht mit „Flößen“ zu übersetzen), Prähme die von der Trave oder von Schonen kamen, *sive de Travena sive Schania*, und die Lübecker fuhren *cum eorum ratibus allec*, mit ihren

⁸ Heinr. Livl. VII, 1 f. (S. 24) zu 1203, IX, 6 (S. 38) zu 1205, X, 9 (S. 56) zu 1206.

⁹ Heinr. Livl. XIV, 1 (S. 106 ff.) zu 1210; es handelt sich nicht nur (so Bauers Kommentar) um Beiboote, sondern, wie bei Wismar deutlich, auch um flachgehende Küstenfahrzeuge.

¹⁰ Arnold VI, 13 (S. 235) zu 1201.

¹¹ LübUB I, 13 S. 20 f. zu (1203–09).

Prähmen den Hering ab, vermutlich im Geleit durch die hochbordigen Großschiffe¹².

Die praktische Neuerung infolge steil angewachsenen Transportbedarfs lag also im gemischten Flottenverband mit abgestuften Größen, wie sie auch den um 1225 angelegten lübischen Zollrollen und Stadtbüchern zu entnehmen sind¹³. Hochbordige Koggen, in den Abmessungen der Hafenecke und den Küstenuntiefen am nördlichen und östlichen Mittelmeer des Kontinents angepaßt, kampfkraftig gegenüber den flacher und leichter gebauten Fahrzeugen sowohl der Skandinavier als auch der baltischen Völker und Westslaven, erst später zur Bergen- und Umlandfahrt mit höheren Tonnagen versehen, um endlich auch der Bayenfahrt in die Biscaya gewachsen zu sein, daneben aber wendigere Küstenfahrzeuge, die späteren Pleiten oder Schniggen, auch Kraier und Ewer, und große Seeprahme, plattbodig, aber bei ruhigem Wetter seegängig, mit flacher Breitkaffe zum Anlanden, hilfsbesegelt, aber vor allem zu Schlepp- oder Staakfahrt verwendbar, zur Leichterung der größeren Einheiten wie zur provisorischen Vertäuung als Schiffsbrücken an Flachküsten ohne Hafenausbau geeignet. Noch die wohl um 1460 zu datierende Rolle der Lübecker Träger macht den Vogt von Travemünde aufsichtspflichtig für den Schiffsführer, der seinen Prahm *in de zee wil hebben*, und stuft die Wrackgelder für Beseitigung im Travemünder Wasser gesunkener Schiffe vom *pram* über ein *steckenisseschip* zur *schute* und zum Kahn hinab; noch der Hanserecess von 1403 begrenzt die Winterfahrt *met kleynen scheppen up dat hogeste van 24 lasten*¹⁴. Innerhalb der Sundpassagen, das zeigt uns ein Blick auf die hansisch beeinflusste Stadt- und Hafenbildung im Ostseebereich (Abb. 2), konnte und mußte man mit Rücksicht auf die zahlreichen binnenländisch eingezogenen Hafenlagen von Schleswig und Lübeck bis nach Stockholm und Riga noch lange bei mäßigen Breiten und Längen über alles, und zwar auch bei dem weitaus größeren Teil der zahlenmäßig stattlichen Koggenflotte bleiben¹⁵. Viel wichtiger als die Steigerung der Tonnagen waren die Beschleunigung des Hafenbetriebs und der Ausbau des vorzüglich mit dem Gegenfrachtprinzip disponierenden Transitverkehrs.

Am Verbreitungsbild unserer durch den Umkehrpunkt des Volkswachstums und damit der Stadtbildung im hohen 14. Jahrhundert begrenzten

¹² LübUB I, 27 S. 32 f. zu 1224, Sept. 14.

¹³ Nähere Hinweise bei C. Mollwo, Die ältesten lübischen Zollrollen, Lübeck 1894; vgl. auch H. Stoob, Lübeck, Dt. Städteatlas III, 6/1984 Anm. 26 zum Text. Nach HansUB I, 1876 Nr. 27, S. 16 f. zu 1177 bedarf man im Rheindelta schon damals der *naves, que vulgo lichtskip dicuntur*.

¹⁴ HansUB V, 600 S. 308 f. zu 1403, Dez. 6; der Text (Mängel!) der Trägerrolle bei W. v. Lütgendorf, Die Träger von Lübeck, Lübeck 1913, 16–20, zitiert wird hier nach einer guten Abschrift des 19. Jh. die mir freundlich das StA Lübeck, Herr Wiehmann, in Kopie, zustellte. Neudruck für Städteforschung, Band C 2, in Vorbereitung.

¹⁵ Allg. vgl. P. Heinsius, Das Schiff der hansischen Frühzeit, 2. verb. Aufl. Köln 1986, bes. S. 82 ff., 262; D. Ellmers, Die Entstehung der Hanse, in: HansGBll 103/1985, 3–40, bes. 8 ff.



Abb. 2: Verbreitungskarte zur Stadtbildung im Ostseeraum (nach Stob, StF A 24, S. 8)

Karte erkennen wir zunächst das kräftige Widerlager des hansisch-missionarischen Ausgriffs in Ostelbien; dort sind bereits vor 1190 Hamburg und Lübeck, Schleswig und Schwerin, aber auch Segeberg und Oldesloe vorhanden, bis 1230 ist dann die Küstenkette mit Rostock und Danzig, ebenso Flensburg und Ripen hinzugekommen, bis 1250 einerseits Stralsund und Elbing, andererseits Kiel und Apenrade zugewachsen; in den beiden letzten Etappen bis 1290 und bis 1330 hat sich das Städtetz dort engmaschig verdichtet. Aber auch die Gegenküsten bieten ein aufschlußreiches Bild, sowohl was die weiter gestreute Besetzung der großen dänischen Inseln und Schonens angeht, als auch hinsichtlich der davon deutlich abgesetzten Fernziele hansischer Seefahrt am schwedischen und gotischen, am baltischen und am finnischen Ufer.

Wenden wir uns zur Gegenkontrolle des vom hochmittelalterlichen Quellenzeugnis abgeleiteten Bildes nun der ausgewählten Fallstudie zu, so mag Lübeck selbst den ersten Schwerpunkt bilden, ausgehend von dem 1824 entstandenen Behrensplan, den der Städteatlas in entzerrter Hochzeichnung wiedergibt. Lagegunst und Hafengüte bestimmten schon 1143 Adolf II. von Holstein, hier und nicht beim zerstörten Alt-Lübeck den Schlüssel in das Ostseetor zu stecken: er baute am nördlichen Werderhals eine neue Burg, und von dort wurde 1147 ein traveaufkommender obotritischer Flottenüberfall *ad civitatem et ad forum*, an Stadt und Markt der Neusiedler, gemeldet. Vergebens, denn *multa potatione*, wegen Volltrunkenheit nach der vorhergegangenen Mittsommernacht, so meint Helmold vorwurfsvoll, habe man das Volk *neque strato neque navibus*, weder aus Betten noch Schiffskojen holen können; also schlief ein Teil der Leute auf den Schiffen, auch sie waren weit entfernt von der Burg. Dem Schiffe und Waren vernichtenden Feuer und Blut suchte ein dem Chronisten gut bekannter Geistlicher zur Burg hin zu entkommen, wurde aber ereilt, *preventus a barbaris*, und erschlagen. Nach zweitägig-harter Belagerung, *biduo atrocissimam obsidionem pertulerunt*, behaupteten sich aber die Burgleute¹⁶.

Das alles beweist schlagend eine beträchtliche Entfernung zwischen Burg und Siedlungen beim Hafen. Dieser lag noch nicht unter dem *pratum ducis*, der für die Zelte auf Überfahrt wartender Pilger unterhalb der Burg verfügbaren Freifläche, wo später die Kreuzfahrerflotte um 1200 zu suchen sein dürfte, sondern weiter oberhalb an den Prallhängen, die dort von der 35–40 m breiten Trave – stärker als noch auf unserem Plane ausgeprägt – geformt worden waren, jedenfalls was die tiefer gehenden Koggen anging, und an dem dazwischen liegenden Gleithang, wo denn auch noch weit später die Salzlände belegt ist, was die flach auflaufenden Fisch- und Salzprähme anbetraf. Ihr Umschlag erfolgte vermutlich noch mit Zweirad-

¹⁶ Helmold c.63, S. 224.

karren, wie oben für Schonen belegt, hangauf zum Klingenberg und zur Mühlenstraße, weiter über die 1160 vorhandene Mühlenbrücke zum Fernweg nach Bardowick, der binnenländischen Transportachse für Lübeck. Die Holstenbrücke dagegen, mit der sich die Teilung des Hafenbereichs in Ober- und Untertrave entschied, ist nicht vor der Zeit Adolfs III. zu belegen, der seit 1193 zum faktischen Ortsherren Lübecks aufgestiegen war. Vermutlich hat er sie nach dem Tode Heinrichs des Löwen 1195 und jedenfalls vor seiner vernichtenden Stellauer Niederlage gegen die Dänen 1201 errichten lassen. Sichere Nachricht von ihrem Vorhandensein liegt erst zu 1216 vor¹⁷.

Habe ich also zu Recht erschlossen, daß Adolf III. nach Hamburg mit der Nikolai-Neustadt 1188/89 nun auch Lübeck mit dem neustädtischen Jakobi-Kirchspiel von der ortsherrlichen Burg her in seine nordelbische Herrschaftsbildung einzubeziehen suchte, so gehörte der Brückenschlag über die Trave mit seinen Folgen für Hafengestalt und -betrieb in diesen Zusammenhang. Adolfs Pläne durchkreuzten aber die Dänen, und so kamen auch seine für Hafen und Befestigung Lübecks eingeleiteten Bauten, die unter dänischer Oberhoheit weitergeführt worden waren, letztendlich nicht dem jeweiligen Ortsherren, sondern der mächtig aufstrebenden Stadt selbst zugute. Das Ergebnis war ein dem räumlichen Wachstum klug angepaßter, mehrgliedriger und nach Angaben des internen Schriftgutes unter nun fertig entfalteter Ratsverfassung auch planvoll genutzter Hafenbetrieb. Vor allem den Mauerbau schloß man jetzt ab, versah ihn hafenseitig mit Pforten als Ausmündung der von dem Halbinselscheitel hinabgeführten Gruben, deren aufschlußreiche Gruppierung nach den Wachstumsphasen unser Plan mit aller Deutlichkeit festhält. Sie regelten als rückwärtige Wirtschaftsrippen Zu- und Abfuhr von der Flußlänge. Diese wurde auf den Prallhangstrecken als Uferkai ausgebaut, mit einer abstützenden Spundwand, wie sie etwa in Bergen ergraben und dendrochronologisch auf die Zeit um 1170 fixiert werden konnte. Das damit als Arbeitsfläche verbreiterte und zur Lagerung nutzbar gemachte Traveufer höhte sich so bis zu den obersten Plankengängen der Großschiffe auf. Dagegen sind auf den Gleithangstrecken die flachen Uferländen teilweise erst in späthansischer Zeit befestigt worden. Prähme dienten, verankert und schmalseits fest vertäut, als nach Bedarf bewegliche, sommerliche Schiffsbrücken, wie sie Detmars Chronik für 1376 zur Beckergrube bezeugt.

Das Gegenufer nahm die dem Hafen zuarbeitenden Betriebe und Höfe auf, neben Werften, Reepschlagereien, Wrackbuden auch Teerhöfe, Stein-

¹⁷ Helmold c.87, S. 308 zu 1160 (Mühlenbrücke); UBNDrh (ed. Lacomblet) I, 376 f. zu 1193, Juni 28 (Adolf III. bei Heinrich VI.); LübUB I, 15 S. 22 zu 1216, Mai 1 (*possessiones . . . iuxta holzaetaebryggae*). Dazu Stoob, wie Anm. 2, S. 36 f. Detmar (ed. Dt. chron. 1984, S. 555) zu 1376: „*de wech in de stad de wert ghemaket over de Travene to der Beckergroven vormiddels ener holten bruggen, de lach uppe pramen, unde warde den somer over*“.

und Holzlager. Dieses von den Bauhöfen unterhalb des Domes bis zur Lastadie gegenüber der Burg klar gegliederte Hafengebiet, unter- wie oberhalb der Holstenbrücke später begradigt und gehöht, streckenweise mit Speicherfronten besetzt, ergänzten Staumaßnahmen und gewerbliche Anlagen auf der Wakenitzseite. In drei für das verfügbare Stadtvolk enormen Arbeitskämpfen wurden Dämme über den wertvollen Zufluß vom Ratzeburger See her geschlagen, um 1180 bereits im Zuge der Mühlenbrücke, um 1230 vor dem Huxtortor und um 1290 mit der mächtigen Barriere unter dem Dom. Über 4 m Stauhöhe zur Trave boten damit für Mühlen aller Art, für den Schlachthof und die Wasserkünste glänzende Bedingungen, staunten doch 1437 russische Popen: . . . *und das wasser fließt in röhren . . . über alle straßen*¹⁸. Bei Stauöffnung konnte man den Hafen ausspülen, hielt also die Travetiefe mit intakt.

Neben der dichten Saisonfahrt, neben den leistungsfähigen Schiffstypen und neben der den Ostseeraum überspannenden Faktorenpolitik, gestützt auf autonome Küstenplätze mit Hinterlandbereich, war es also eine für die Zeit perfekte Regelung des Hafenbetriebes mit ineinandergreifenden Organisationsformen und über das Land reichender, hier nicht zu behandelnder Verkehrsverknüpfung, die das Geheimnis hansischer Verbundwirtschaft ausmachte. Der nahezu unbegrenzt geschmeidige Zweckverband bot dazu im Genossenkreise alle Ansatzpunkte: das gilt nicht nur für die unternehmerisch ausgreifende Fernhandels Gilde der Kaufleute, die *hansa mercatorum* oder *grote gilde* von Reval und Riga bis nach Dortmund und Gent, von den auswärtigen Kontoren zu schweigen. Dieses Lieblingskind hat die ältere Forschung groß gezogen, die spätere eher einseitig überzogen. Frühzeitig treten daneben die wichtigen Bruderschaften der Gewerbe, nicht nur, aber besonders, der auf Export, Schiff- und Wagenbau, Transportgüter und Proviant spezialisierten; ohne die Böttcher von Wismar und Rostock, ohne die in Lübecks Wahmstraße bezugten Fuhrleute wäre die für weiträumige Transporte über See und Land konservierende Salzlake nicht so wirkungsvoll in Gebrauch gekommen; *der tymmerlude unde der wevere kumpanye* sind 1219 in Goslar, wie auch in Braunschweig als „Gilden“ bezeichnete Genossenämter vorhanden¹⁹.

Hat man aber neben den Fernhandel inzwischen das Gewerbe in der ihm zukommenden Bedeutung eingeordnet, so besteht hinsichtlich der im Transportgeschäft selbst mitwirkenden Korporationen unveränderter Nachholbedarf der Forschung. Das gilt sowohl für Seeleute aller Stufen, wenn dort auch die Information fortschreitet²⁰, als namentlich für

¹⁸H. Ludat, Lübeck in einem russischen Reisebericht des Spätmittelalters, in: ZLübGA 35/1955, S. 71 ff., hier S. 75.

¹⁹HansUB I, 144, S. 49 zu 1219 Juli 13, nebst Anm. 1: mnddt. Übs.

²⁰Zuletzt K. Wolter, Die rechtliche Behandlung von Reisenotlagen und Schiffskollisionen in den älteren See-, Schiffrechten Lübecks und Hamburgs und im hansischen Seerecht, in: See- und Flußhäfen . . . wie Anm. 2, 67–87 mit Nachweisen; vgl. besonders H. Reincke, Die ältesten Formen des hamburgischen Schiffrechts, in: HansGBll 63/1938, 166 ff. und Das Hamburg. Ordelbok von 1270 und sein Verfasser, in: ZRGG 72/1955, 63 ff.



Abb. 3: Lübeck Ausschnitt Koberg aus dem sog. Diebel'schen Holzchnitt von c. 1552 nach der Reproduktion bei G. Lindtke (Hg.), Lübeck, Ansichten aus alter Zeit, Honnef 1959, Nr. 10 (Or. nach Geffcken 1855 im Annen-Museum, Lübeck Ein Träger zieht den einachsigen Karren die Engelsgrube zum Koberg hinauf, im Hintergrunde Pforte zum Untertravehafen; auf dem Platz zweiachsiger Lastwagen mit Doppelgespann.

Prahmfahrer und Kaileute, Träger und Karrenführer, die an Winsch oder Wippe, an Tretrad oder Tragriemen, als Fuhrleute und Kahnfahrer auf Leichtern und Schuten ihren entscheidenden Beitrag zur Beschleunigung von Transport und Umschlag hansischer Güter geleistet haben. Auch da ist Lübeck der beste Zeuge (Abb. 3), steigen doch Mitte des 15. Jahrhunderts manche Träger dort zu Bürgerrecht und ansehnlichem Wohlstande auf, verpfändet 1466 *Cord Steffens, eyn dreger to Lubeke* für Verbindlichkeiten von 60 mk *twe zeeprame, de he twischen Lubeke unde Travemunde voret*²¹.

Sie alle waren verfaßte Genossen, das ist für Lübecks „Verlehnte“ belegt und untersucht²². Nach ihrer um 1460 aufgezeichneten Amtsrolle hatten sie ratsgesetzte Älterleute, zu *regheren unde mede to seen, wes se deme copmanne arbeiden*²³. Diese „mestere“ sorgten alljährlich für die Wrackbeseitigung in der Trave, wurden deshalb selbst Mitte 16. Jahrhundert „Traven vögede“ genannt²⁴. Größere aufkommende Seeschiffe mußten im Spätmittelalter bei Herrenwiek von den Prähmen der Träger geleichtert werden. Als Vertrauensleute des Rates stellten sie beispielsweise 1462 nach Ausweis der Kämmereirechnung 120 der Sicherungsposten *uppe alxlen lantweren unde ok up allen doren unde torne*, zu König Christians I. von Dänemark Antrittsbesuch in der Stadt²⁵. Im 16. Jahrhundert zählte die Gruppe der als Bruderschaft anerkannten Träger in Lübeck über 200 Mann. Geht man von den Angaben ihrer Amtsrolle aus, dann verkehrten im Hafen außer Prähmen und Stecknitzschiffen, also Kanalfahrzeugen für den Fisch- und Salztransport bis Lauenburg, wo zur Ilmenaufahrt nach Lüneburg umgeladen wurde, noch Schuten und Kähne, und bei der den Trägern zustehenden Wrackgebühr erbrachten gehobene Prähme das meiste Geld, waren demnach die mit Abstand größten Flachfahrzeuge.

Vergleichbare Nachrichten über Transportkorporationen liegen aus allen wendischen Hansestädten vor; über die Hamburger Ewerführer hat Ernst Pitz Hinweise gegeben. Ihre durch die Flotte gestakten Schuten kenne ich noch aus Jugendtagen. Eine noch ausstehende, vergleichende Untersuchung würde das notwendig enge Zusammenwirken von kaufmännischen, gewerblichen und transportbezogenen Leistungen als eines der maßgeblichen Gesetze für die lange Zeit ihrer Konkurrenz überlegene Warenverkehrs- und Vertriebsleistung der Hanse bekräftigen²⁶.

²¹ Vgl. oben Anm. 14 sowie A. Witt, Die Verlehnten in Lübeck, Diss. Kiel 1913, in: ZLüb-GA 18/1916, 157–197, bes. 173 ff., und 19/1918, 39–92. 191–245; erstmals werden *nostre civitatis portatores . . . pro precio diurno laborare consuetos* zu 1299 (LübUB I, 710 S. 639 f.) belegt, vgl. auch Nr. 712 S. 641: *portitores sive latores*. Allg. C. Wehrmann, Die ält. lübeck. Zunftrollen, Lüb. 1864.

²² LübUB XI, 99 S. 101 zu 1466, Juni 24.

²³ V. Lütgendorff, wie Anm. 14, S. 16, zitiert hier nach der Anm. 14 erwähnten Abschrift. „Amtsrolle“ hier nicht im Sinne von „Zunft“.

²⁴ Witt, wie Anm. 22, 179.

²⁵ Lüb. Ratschronik, ed. F. Bruns, Die Chron. dt. Städte 30/1910, Lübeck Bd. 4, 302, Anm. 2 (zu 1462, März 24).

²⁶ Vorläuf. Überblick: außer dem Anm. 14 und 22 gegebenen Nachweis W. Stieda, Pram-

Die vortragsbedingte Knappheit gestattet abschließend nur mehr sehr verkürzt und ausgewählt, den bisher vorwiegend aus hochmittelalterlichen Quellen geschöpften Befund anhand verfügbaren Abbildungsmaterials auf



Abb. 4: Königsberg Ausschnitt a. d. Katasterplan 1815 (Stooß, DtStA II, 7) vgl. StF A 24, S. 10 (auf 1:7500 verkleinert)

fürer und Träger in Lübeck, in: ZLübGA 12/1910f., S. 49–68; F. Techen, Die Bürgersprachen der Stadt Wismar, Leipzig 1906; H. Derlien, Entwicklung und Aufbau der Korporation der Träger in Stettin und Lübeck, mschr. Diss. Göttingen 1924; K. Moeller, Das Amt der Fuhrleute zu Rostock, in: MecklJbb 68/1903, 267–90.

KONINGSBERGA

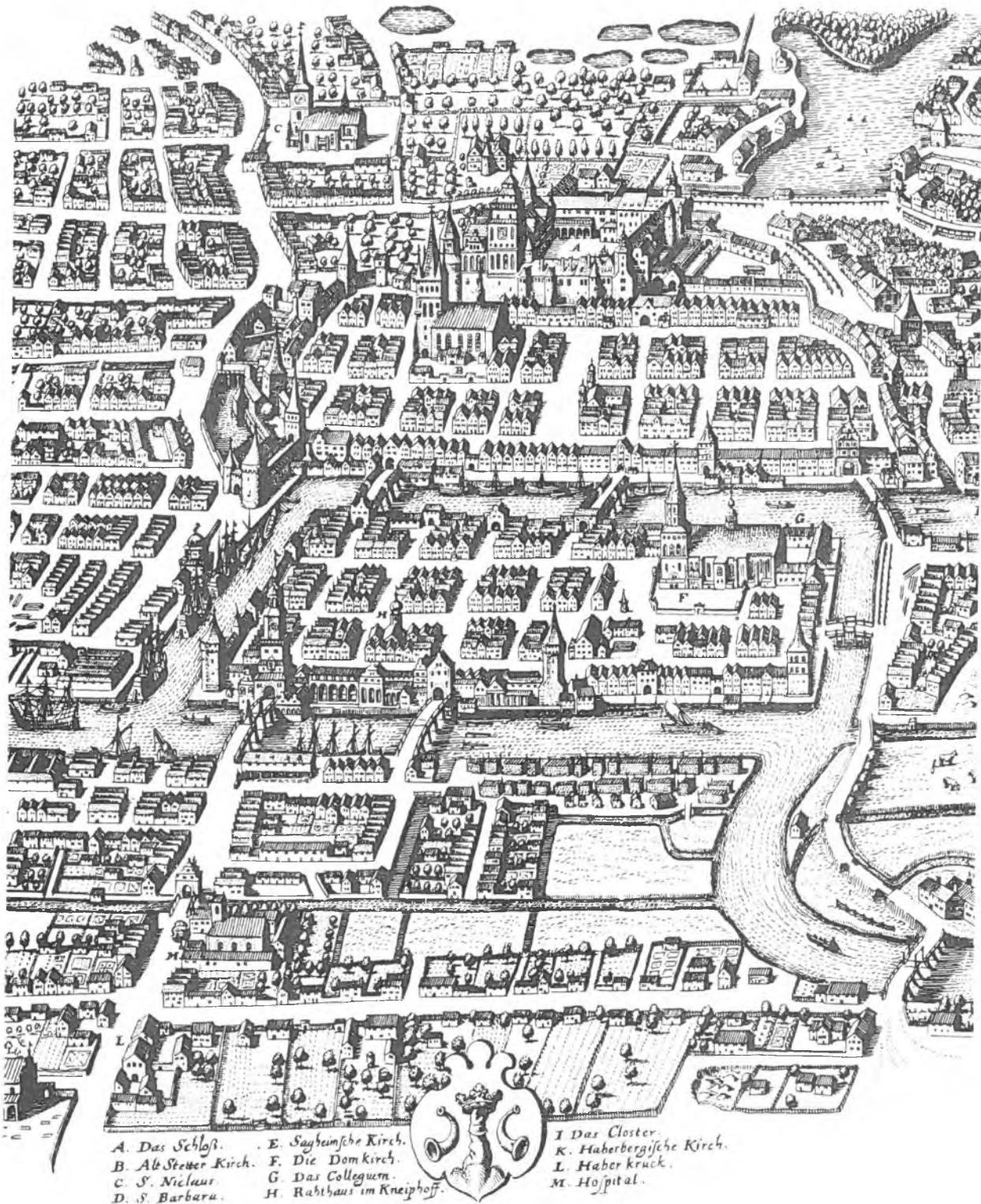


Abb. 5: Königsberg Ausschnitt a. d. Vogelschau M. Merian von 1641 (nach Stoob, DtStA II, 7 Titel) vgl. Stoob StF A 24, S. 12

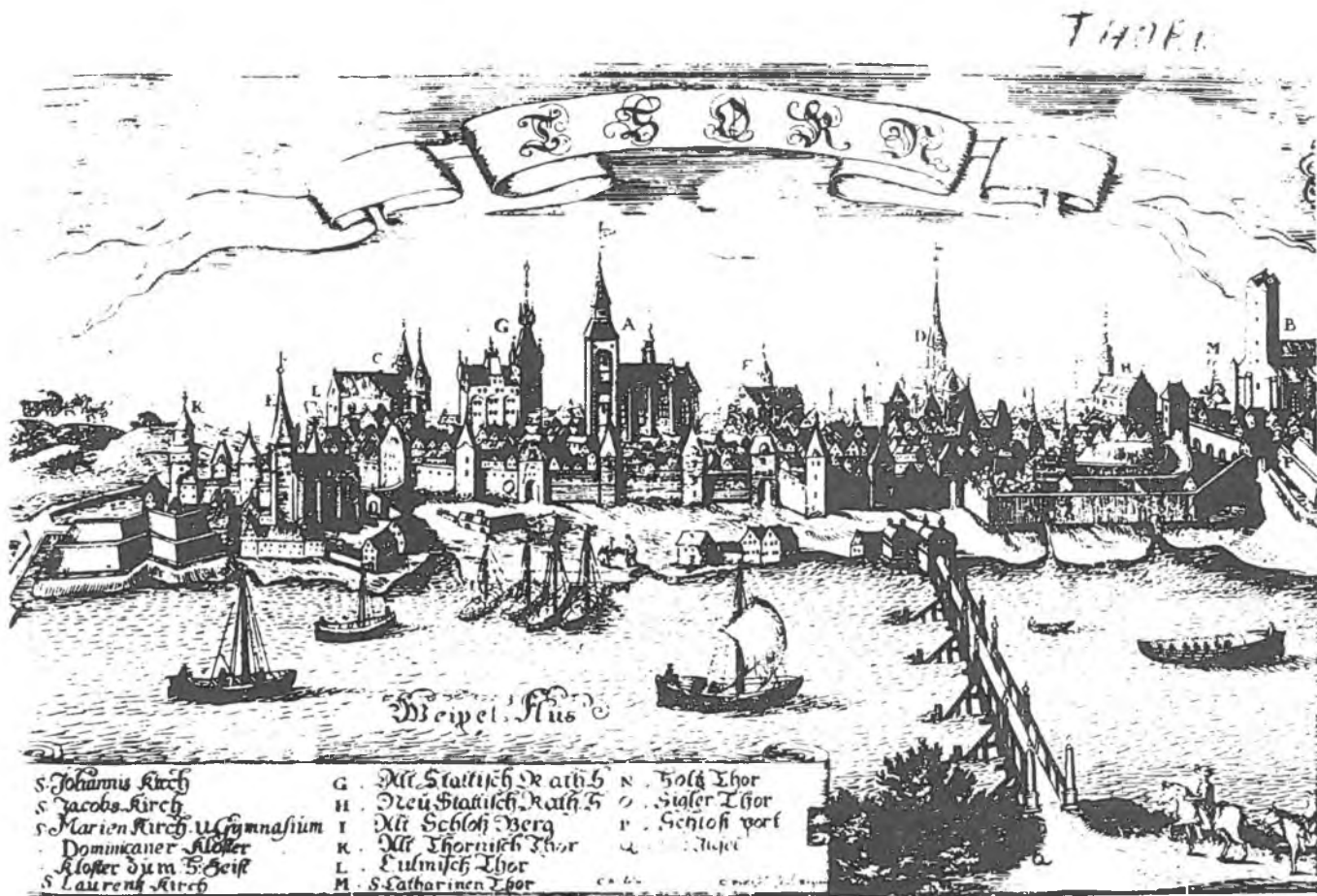


Abb. 6: Thorn. Kupferstich, 17. Jh. (Or. im Rathaus Thorn)

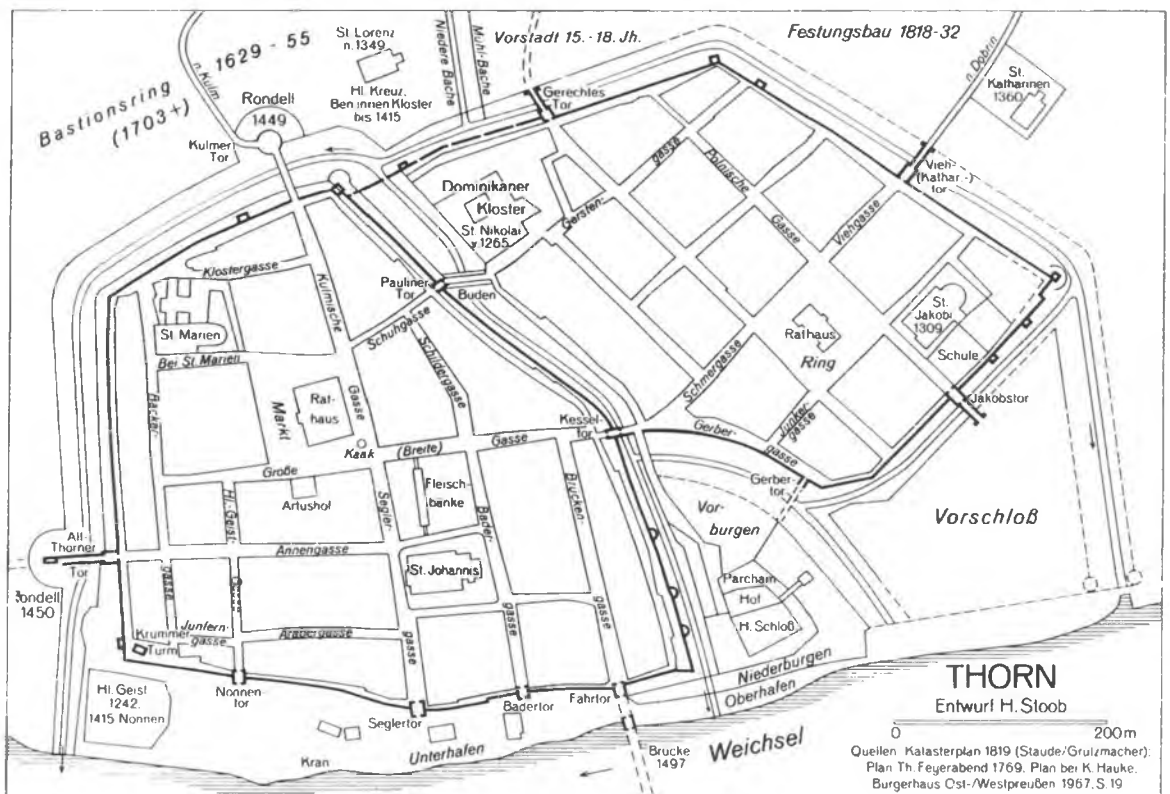


Abb. 7: Thorn Baublockplan 1:10.000 (nach Stooß, StF A 24, S. 15)

den konkreten Zustand späthansischer Häfen hin zu überprüfen und nach Möglichkeit zu bekräftigen. Verzichten wir auf den an sich aufschlußreichen Dünaverkehr mit Riga als Umschlagsplatz zwischen seegängiger Flotte und Flußbooten, hier Lodjen genannt, sowie Flößen, hier Strusen, in Richtung Polozk²⁷. Besser liegen die Dinge bei den preussischen Häfen, können wir doch etwa für Königsberg unser eigenes Katasterblatt aus dem Städteatlas (Abb. 4) mit der 1652 bei Merian gedruckten, schönen Vogelschau (Abb. 5) vergleichen: Altstadt und Kneiphofinsel bestimmten den Hafenbetrieb, während der Löbenicht als Neustadt unverkennbar weiter davon abgesetzt erscheint; von den Werften, Holzlagern und Bauhöfen unterhalb des Stromspaltungsbereichs bis zum Oberländer Kahnverkehr auf beiden Pregelarmen ist das Hafensbild in allen Einzelheiten erfaßt. Ziehbrücken scheiden Außen- und Binnenverkehr, Kräne und Wippenbäume sind an kennzeichnenden Orten in Tätigkeit, Schiffe aller Größen ankern, laufen ein und aus. Die Gliederung des Hafensbereichs ist im exakten Katasterbild um den Kneiphof herum mit Markt- und Stapelflächen erkennbar²⁸.

Für den wesentlich mächtiger strömenden Unterlauf der Weichsel möge Thorn (Abb. 6, 7.) als Zeuge dienen: zu Lande Hauptnachschiebsziel von Breslau und Glogau aus über Posen, von Magdeburg und Berlin aus über Bromberg für Ost- und Westpreußen verbindet es die Übergangs- mit der Hafenumschlagsfunktion. Merians Vogelschau zu 1652 weist schon eine erst ab 1629 unter schwedischer Besetzung erbaute, also nachhansische Bastionärbefestigung auf, gibt aber doch für den Hafen mit der anstelle älteren Fährbetriebs erst 1497 vollendeten Brücke die nötigen Aufschlüsse: unterhalb dieser Brücke gehen besegelte Fluß- und Küstenfahrzeuge vor dem von Warenstapeln bedeckten Wirtschaftsufer an die Ankerkette, oberhalb nähert sich ein stattlich-großer Transportkahn mit kräftigem Riemenzug der Mannschaft. Das Ordenshaus liegt wüst seit der 1454 durch die Bürger geschehenen Zerstörung bis auf Danzker und Mauern mit ihrem Nutzen auch für die Stadtverteidigung. Die durch aufschlußreich benannte, hohe Tortürme ausmündenden Hafenstegstraßen verbinden mit Markt und Großer, später Breiter Gasse als Wirtschaftsmitte, dagegen hat, ähnlich der Lage in Königsberg, die dem Orden zugewandte Neustadt, wie in Elbing, keinen Anteil am Hafenbetrieb. Dem entspricht hier wie dort der weniger auf Kaufmannschaft und Fernverkehr als auf Nahmarkt-gewerbe gerichtete Zuschnitt des Neustädter Lebens²⁹.

²⁷ C. Mettwig, *Geschichte der Stadt Riga*, Riga 1897, 110ff.; zum Hafen vgl. Stoob, wie Anm. 2, 48ff. mit Nachweisen.

²⁸ Vgl. Blatt Königsberg im Dt. Städteatlas II, 7/1979, bearb. von W. Hubatsch, mit Nachweisen.

²⁹ Für Thorn findet sich ein guter Plan (1819) bei K. Hauke, *Das Bürgerhaus in Ost-Westpreußen*, Tübingen 1967, nebst Text S. 18ff.; allg. ferner R. Heuer, *700 Jahre Thorn 1231–1931*, Danzig 1931, ferner Stoob, wie Anm. 2, 15ff.

Zeigen sich im Thorner Bilde schon Spuren der ausgangs des 15. Jahrhunderts einsetzenden Rückläufigkeit, so liegt es umgekehrt beim Hafensbetrieb von Stettin (Abb. 8), um 1588³⁰; die gerade in späthansischer Zeit aufstrebende Geschäftigkeit der Odermetropole fällt ins Auge. Der Strom ist hier gleich zweimal überbrückt, und durch den geöffneten Hebe- teil der zum Werftsgelände führenden Fischer- oder Baumbrücke läuft gerade ein achtern lateinbesegelter Bojer bereits niederländischer Gestalt ein. Über die obere Brücke zieht der Fernweg nach Danzig weiter. Die Fernhändlersiedlung um St. Nikolai mit Kraut- und Fischmarkt geht hier schon in das 12. Jahrhundert zurück; sie liegt unter der Fürstenburg mit Marienstift *ante portam*, ihrerseits Teil eines noch älteren proromanischen Sitzes³¹. Die Straßenführung südlich Nikolai, die Lage des Hl.Geist-Spitals und Lokalnamen wie „Im Hagen“, „Neumarkt“ weisen auf die dort vorliegende Erweiterung hin; sie gehört zur Jakobi-Neustadt mit magdeburgisch-bambergischer Gemeinde des ausgehenden 12. Jahrhunderts, für die dann zusammenfassende Privilegierungen des Fürsten 1237 und 1243 mit gelten³². Das in etwa reguliert anmutende altstädtische Gassenbild führt parallele Hafenstegstraßen zu jeweils einem Tore sowie weiter auf Schiffsbrücken beziehungsweise beide Strombrücken. Die breite Oder gestattet hier feste Anlegeköpfe. Jenseits ziehen sich Speicherfronten zur Lastadie hin, danach folgen die städtischen Teer- und Zimmerhöfe mit vertäuten Holzflößen davor. Hochbeladene Oderkähne mit rudernden und steuernden Männern streben zum Hafen und durch die Brücke.

Eine erste Zollrolle zeigt um 1255 noch deutlich Stettins Verbindung zur Altmark; das 1253 durch Fürst Barnim I. erlassene Verbot, Getreide im Winterhalbjahr zu kaufen, richtet sich unverkennbar gegen Lübeck, und erst 1278 läßt sich denn auch Stettin im Kreise der pommerisch-hansischen Städte belegen³³. Man wird also Wolfgang Kehn beipflichten, der Vorort Pommerns habe sich noch um 1275 „im toten Winkel“ des hansischen Ostseehandels befunden³⁴. Dem entspricht, daß in der Zollrolle

³⁰ Die Vogelschau von Stettin im Bande IV, 41/1588 von Braun-Hogenberg; vgl. Stoob, wie Anm. 2, 50 ff. mit Nachweisen.

³¹ Dazu W. Kuhn, Die deutschen Stadtgründungen des 13. Jahrhunderts im westlichen Pommern, in: ZfOstf 23/1974 S. 1 ff., hier 13 f., der Irriges bei D. Lucht, Die Städtepolitik Herzog Barnims I. von Pommern, (Diss. Kiel) Köln 1965, 163 ff. richtig stellt, ferner K. Blaschke, Nikolaikirchen und Stadtentstehung im pommerischen Raum, in: Greifsw.-Stralsunder Jb 9/1970–71, 21 ff.

³² PommerUB I, 108 S. 82 f. zu 1187: ein Bamberger stiftet Jakobi; 348 S. 261 f. zu 1237, Dez. 28: das *oppidum* erhält deutsches Recht; 417, S. 329 zu 1243 April 3: Magdeburger Recht verliehen.

³³ HansUB I, 687, 242 f. zu „ca. 1270“; E. Assmann, Die Stettiner Zollrolle des 13. Jahrhunderts, in: HansGBll 71/1952, 50 ff. datierte genauer auf „um 1255“; dort auch 72 ff. zu 1253 mit HansUB I, 457, S. 164 Anm. 1 zu 1253; Mai 8; LübUB I, 395, S. 362 f. zu 1278 April 21.

³⁴ W. Kehn, Der Handel im Oderraum im 13. und 14. Jahrhundert, Köln 1968, 170 ff.

noch Felle und Waldwaren über Tuchen und Getreide stehen; schon aber nennt sie den Gast, der *de manu vendit massam allec*, den Hering en gros von Hand verkauft, und stuft die Tarife von der *navis lingwata* über die *navis simplex sine borth* hinauf zur *navis que vocatur bordinc* dem hochbordigen Schiff größeren Tiefganges, das man auch *gewerderbordeth* nennt. Aus Peen und Swine dürfen 1281 nur Liburnen das heißt Koggen, also große Schiffe, Getreide ausführen, daneben Küstenfahrzeuge *quae boten vocantur*, nicht aber *minores naves quae cane vocantur*³⁵.

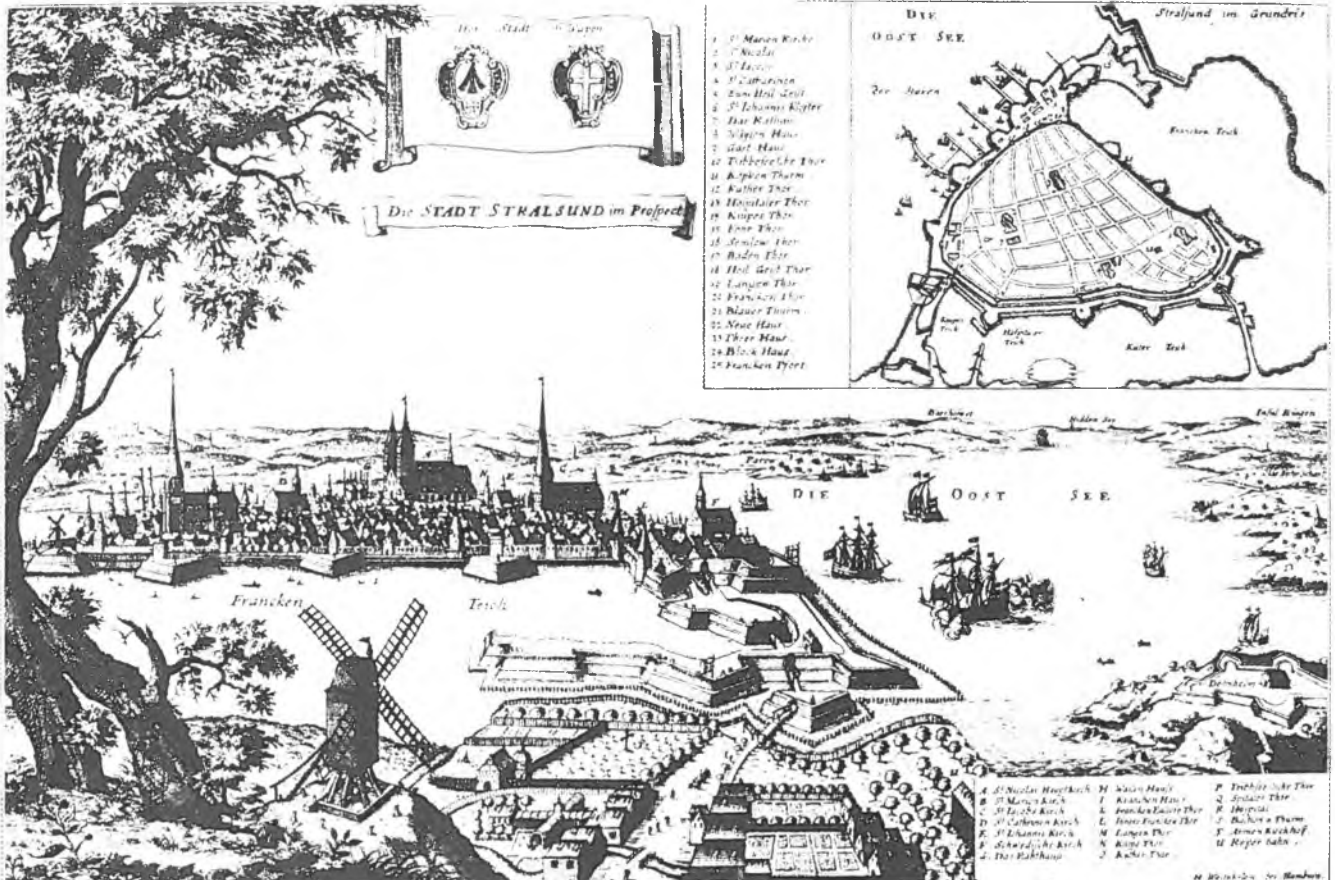


Abb. 9: Stralsund Kupferstich um 1650 von H. Westphalen (ohne den Grundriß auch bei M. Merian, 1652)

Auch an diesem großen Flußhafen liegen demnach die Dinge unseren bisherigen Beobachtungen entsprechend. Wir ergänzen sie weiter durch den Blick auf die Vogelschau von Stralsund (Abb. 9). Als Insel am Strelasund genöß es ähnliche günstige Hafentiefen wie Wismar. Zu diesem und Rostock liegt aber bei der Stralsunder Stadtbildung ein deutlicher Zeitabstand vor; sie ist erst nach 1230 anzusetzen und rollte dann ähnlich von einer Altstadt um St. Nikolai über deren wohl erst nach 1270 plangeregelte Erweiterung mit St. Jakobi bis zu der 1256 erstbezeugten Marien-Neustadt

³⁵ Zollrolle um 1255, vgl. Anm. 33, HansUB I, 884, S. 303 zu 1281, Aug. 17.

ab³⁶. Für die Mauer liegen von 1271 bis 1293 erste Belege vor; je drei Tore führen aus ihr von der Altstadt und der Jakobstadt auf die festen Schiffsbrücken vor dem Hafenkai, dessen Wirtschaftsfläche mit Raumnot zu kämpfen hat. Die nachhansische Rolle Stralsunds in der schwedischen Großmachtzeit gab dem Hafen- wie dem Umrißbild endgültige Form.

Über den führenden hansischen Nordseehafen Hamburg, dem ich als Kind der Stadt in Zuneigung verbunden bleibe, hat Ernst Pitz ausführlich gehandelt^{36a}; Hamburg und Bremen waren als Tidehäfen im Vergleich zum Ostseeraum besonders geeignet, Umschlag und Vertrieb im und vom Hafen beschleunigen, also der von uns hervorgehobenen ureigen-hansischen Wirtschaftsleistung zu entsprechen. Aufkommende wie zur See auslaufende Schiffe nutzten den jeweiligen Tidestrom, dessen stark ausräumende Wirkung zudem für das Fahrwasser Vorteile bot. Das stete Kentern der Strömung zog aber auch dauernden Wandel der Flußsände und Untiefen nach sich, worunter besonders Bremen zu leiden hatte. Es verfügte nicht, wie die Elbestadt, über gleich zwei wasserreiche Nebenflußmündungen im Hafenbereich der Stadt.

Groningen hat zwar über das breite, im 13. Jahrhundert noch nicht durch Schleusen gezähmte Reitdiep einen guten Schiffsweg zur Lauwerszee, doch kam von dort der Tidenhub nur bis Aduard auf, blieb also für den Groninger Hafen selbst ohne Belang. Seine Kaifronten lagen vor der nach 1227 um rund 53 ha Fläche gezogenen Mauer; eine Pfortenkette erschloß den Zugang in der von uns überall beobachteten Gestalt. Früh waren die Groninger im Englandhandel vertreten, schalteten sich aber auch nach Osten in die hansische Kette ein: schon 1229 stellten sie zwei der Unterhändler im Smolensker Verträge³⁷. Durch das Damster Diep führte eine Binnenschiffahrt geringerer Bedeutung zum Fivelgo nahe der Emsmündung; hier wirkten die „schutenschuvers“, ein für unsere Fragestellung typisches, im Genossenverbände verfaßtes Transportgewerbe³⁸.

³⁶ PommUB I (2. Aufl. 1970), 307, S. 233 zu 1234, Okt. 31; H. Ewe, Zur Baugeschichte Stralsunds, in: Die Altstadt von Stralsund . . . Berlin, 1958, S. 9 ff.; K. Fritze, Die Hansestadt Stralsund . . ., Schwerin 1961; Stoob, wie Anm. 2, S. 28 ff. mit weiteren Belegen.

^{36a} Im Druck in: Zeitschr. d. Vereins f. hamb. Gesch.

³⁷ HansUB I, 2323, S. 72 ff. zu 1229, Sommer; allg. W. Ehbrecht, Universitas civium. Ländliche und städtische Genossenschaftsformen im mittelalterlichen Nordseeküstenraum, in: H. Jäger/F. Petri/H. Quirin, Civitatum communitas . . . = Städteforschung A 21, 2 Bde. Köln 1984, hier I, 115 ff., bes. 138 ff. mit vorzüglichem Faltkataster (um 1825). Für mündlichen Rat danke ich ihm ausdrücklich; vgl. auch Stoob, wie Anm. 2, 55 f.

³⁸ Nach den „schutenschuvers“ ist die östliche Vorstadt bekannt; A.E. van Giefen/H. Praamstra, Bijdrage tot de geschiedenis van de stad Groningen binnen de diepen, in: Groningsche Volksalmanak 1962, S. 68 ff., 1966, S. 109 ff. Zu dem Veduten-Material ferner G. Overdiep, De plattegrond van de stad Groningen door Jacob van Deventer uit omstreeks 1565, Alphen 1984; L. Boiten, De kaart van Egbert Haubois, Groningen 1983; H.K. Junk, Zum Quellenwert zweier ‚Vogelschauen‘ von Groningen aus dem 17. Jh., in: W. Scharfe/E. Jäger (Hgg.) Kartogr. Colloquium Lüneburg '84, Berlin 1985, 97 ff.

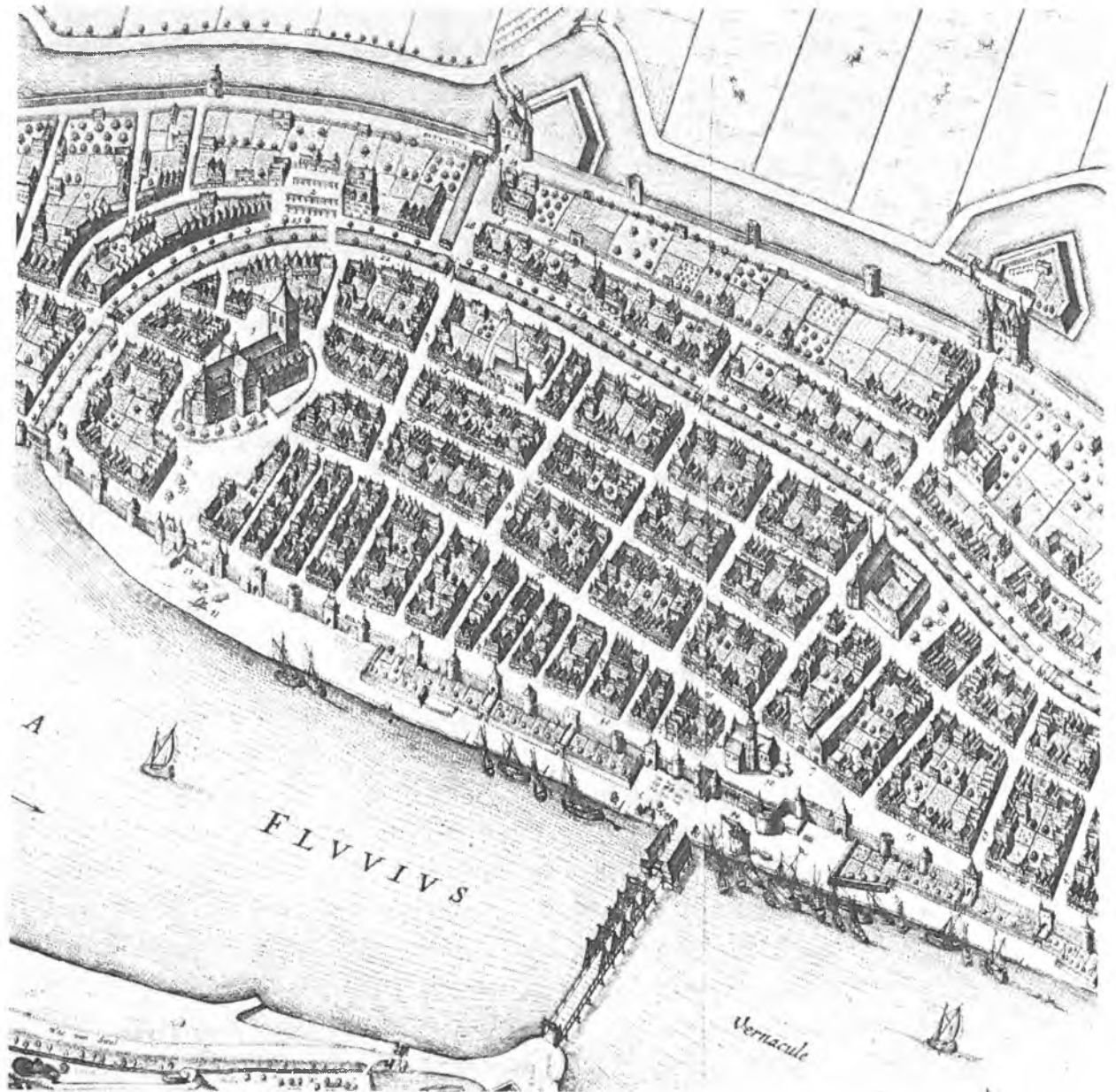


Abb. 10: *Kampen* Ausschnitt des Kupferstichs von 1649: J. Blaeu, nach B. Speet in: G. v. Herwijnen (u.a. Hgg), *Hist. Stedenatlas van Nederland*, Bl. 4/1986

Für die westlichste Hansegruppe der Ijsselstädte gibt uns Kampen ein letztes Zeugenbild (Abb. 10); unweit der hier schon sehr breiten Mündung in die Zuiderzee hatte sich links des Stromes wohl schon vor 1200 die Altstadt Nikolai entwickelt und 1230 die Rechte von Deventer erhalten³⁹. Das untergliederte innere Oval der Stadt zeigt bereits eine Vogel-

³⁹ Erste Erw.: G. Ter Kuile (Hg), *OB von Overijssel*, Zwolle 1963–69, I, 138 zu 1227, Juli 26 (vgl. *OBSticht Utrecht II*, 766) nach B. Speet, *Kampen*, in: G. van Herwijnen, *Hist. Stedenatlas van Nederland*, Delft 1986, Bl. 4, S. 3 ist der nicht überlieferte Text mit dem für Zwolle zu vergleichen: C. van de Kieft, *Elenchus . . .*, 1967 (Leiden) I, 37, S. 457 f. zu 1230 Aug. 31.

schau bei Jakob van Deventer um 1544 plastisch; es war durch die „Stadtgracht“ geschützt und wohl ab 1313 ummauert. Bald wuchsen aber große Vorstädte flußabwärts, und 1462 erweiterte man die Stadtfläche fast auf das Doppelte nebst einer erst 1499 vollendeten Mauer. Damit verlagerte sich sehr bezeichnend der Schwerpunkt von der alten Stadtmitte fort zu der bereits 1448 erbauten Ijsselbrücke, gegen deren Zollschranke sich der Hansetag heftig aber erfolglos zur Wehr gesetzt hat⁴⁰. Zum geräumigen Hafenufer öffneten sich 13 Pforten vor den hier „steeg“ genannten Zufahrten aus der Stadt; Kampen fügt sich demnach unserem Gesamtbilde ein, als echter Zeuge für den hansischen Hafen am Aufgange der Neuzeit.

Wir halten inne und fassen zusammen: mit dem massenhaften Auftreten hochbordiger, gedrungen bemessener und nunmehr ausschließlich unter Segel navigierender Handelsschiffe nebst einem neuartig auf diese bezogenen und nach Größen abgestuften Kahnverkehr für Flachgewässer zur durchorganisierten Beschleunigung auch der Binnenschifffahrt und im Verein mit dem hier nicht zu behandelnden, aber ebenfalls eminent wichtigen zweiachsig-zweispurigen Fernlastverkehr über Land entwickelte sich bereits im Hochmittelalter das neue, spezifisch hansische Element eines nordeuropäischen Wirtschaftsverbundes⁴¹. Möglich wurde es nur, weil das rasche Volkswachstum auf dem Kontinent entscheidende Voraussetzungen für Nachfrage, Vertrieb und Absatz schuf, weil eine den ganzen Kulturzusammenhang übergreifende Städtebildung für Steuerung und autonom verfaßte Durchgliederung sorgte, und zwar sowohl bei den Fernhändlern als bei den Export und Eigenversorgung tragenden Gewerben und endlich bei den für Umschlag und Transport aufkommenden Genossenschaften, weil nicht zuletzt aber die hochmittelalterliche Konsolidierung der europäischen Rechts- und Machtverhältnisse unter Einbeziehung auch der Skandinavier, Westslawen und Balten in den Zusammenhang einer dem Range nach für die Zeit unbestrittenen Christianitas die erforderlichen Grundlagen für bürgerliches Disponieren mit Augenmaß, für seemännischen Ausgriff mit Wagemut zur Verfügung gestellt hat.

⁴⁰ Speets, wie Anm. 39, S. 18, Bauzeit April – August, ein seitens der Hanse bei Friedrich III. erwirktes Verbot blieb wirkungslos; vgl. ferner E. Rijpma, *De ontwikkelingsgang van Kampen tot omstreeks 1600*, Groningen 1924; C. Fehrmann, *Kampen vroegher en nu*, Bussum 1972; T. van Mierlo, *De topografische ontwikkeling van Kampen in de eerste helft der 14e eeuw*, in: *Kamper Almanak 1984/85*, 217 ff. ferner Stoob, wie Anm. 2, 56 f.

⁴¹ Dazu vgl. H. Stoob, *Die hochmittelalterliche Städtebildung im Okzident*, in: *Die Stadt. Gestalt und Wandel bis zum industriellen Zeitalter* (ed. H. Stoob), 2. verm. Aufl. Köln 1985, 125 ff., bes. 129 ff.; H. Stoob, *Die Hanse und Europa bis zum Aufgange der Neuzeit*, in: *Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus*, Festschrift H. Gollwitzer, Münster 1982, 1 ff., bes. 5 ff. Zu warnen ist hier vor allen, auch neuerdings wieder unternommenen Versuchen, das Phänomen „Hanse“ monokausal – wie auch immer geartet – der Entstehung nach zu begründen. Damit ist die höchst vielschichtige, gewesene Wirklichkeit auf gar keinen Fall darzustellen. Differenzierte und zugleich vorsichtige, zurückhaltende Beschreibung der Sachverhalte bleibt der einzige Weg zum Verständnis.

HÄUSERMARKT UND WIRTSCHAFTLICHE WECHSEL- LAGEN IN LÜBECK VON 1284 BIS 1700*

von
ROLF HAMMEL

INHALT UND DISPOSITION

- I. Rekonstruktion der Immobilienmarktkurve: Die Quelle (44)
- II. Wirtschaftliche und rechtliche Bedeutung innerstädtischer Immobilien (47).
Die freie Verfügbarkeit der Immobilien in Lübeck (48).
- III. Überlegungen zum Zusammenhang von Häusermarkt und wirtschaftlichen Wechsellagen (49).
- IV. Statistische Grundlagen (53), Anzahl der Rechtsgeschäfte (53), Objekte (55), Hauseigentümer (56), Stadtbewohner (57), Hauspreise (57).
- V. Beschreibung der Häusermarktkurve (62) und erste Einbindung in die wirtschaftskonjunkturelle Entwicklung Europas im Untersuchungszeitraum (67).
- VI. Vergleich der Häusermarktkurve mit anderen seriellen Quellen zur wirtschaftlichen Entwicklung Lübecks (70).
- VII. Wirtschaftliche Wechsellagen der Stadt 1284–1700 (91).
- VIII. Außerlübische wirtschaftskonjunkturelle Überlieferung: Versuch eines Vergleichs (99).
- IX. Ergebnisse und weitere Forschungsperspektiven (101).

* Die folgende Abhandlung befaßt sich nur mit dem wirtschaftskonjunkturellen Aspekt meines Vortrags 'Stadtentwicklung, soziale Struktur und Wirtschaftskonjunktur in Lübeck vom 12. bis zum 16. Jahrhundert – Überlegungen zu ihrer wechselseitigen Abhängigkeit', den ich bei der 102. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in Osnabrück am 21. Mai 1986 gehalten habe. Zu den anderen dort angesprochenen Aspekten s. R. Hammel, *Hereditas, area und domus: Bodenrecht, Grundstücksgefüge und Sozialstruktur in Lübeck vom 12. bis zum 16. Jahrhundert*, in: *Hausbau in Lübeck. Jb. für Hausforschung* Bd. 35, Sobernheim 1986, 175–199, sowie ders., *Räumliche Entwicklung und Berufstopographie Lübecks bis zum Ende des 14. Jahrhunderts*, in: A. Graßmann (Hrsg.), *Lübeckische Geschichte*, Lübeck 1988, 50–76. Die 'wechselseitige Abhängigkeit' wird in der in Vorbereitung befindlichen Monographie 'Stadtentwicklung, Gesellschaft und Wirtschaft in Lübeck im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit (1143–1700)' (Häuser und Höfe in Lübeck; vermutlich Bd. 8) behandelt werden. – Zur Wahl des Terminus Häusermarkt s.u. S. 46. – Für tatkräftige Hilfe danke ich Herrn Thomas Schwark, der neben anderen Arbeiten den größten Teil der Rechtsgeschäfte des 17. Jahrhunderts ausählte. Für die Anfertigung der Abbildungen danke ich Frau Jutta Paege-Warnke (Abb. 1 u. 8 und die Grundkurve des Häusermarkts der folgenden Abbildungen), Frau Margit Christensen-Streckebach (Abb. 4–7) und Frau Birgit Kiesow (Abb. 2, 3). – Für zahlreiche Hinweise danke ich Herrn Ekkehard Westermann, Karlsruhe, und Herrn Michael North, Hamburg.

Die zahlreichen freiwilligen Veräußerungen innerstädtischer Immobilien in den hansischen Seestädten des späten Mittelalters sind eine auffallende Erscheinung. In Wismar zum Beispiel wurden bei einem Bestand von 300 bis 400 Häusern zwischen 1272 und 1297 im jährlichen Durchschnitt 47 Häuser veräußert. Der gesamte Häuserbestand wäre also in 6 1/2 bis 8 1/2 Jahren einmal umgeschlagen worden. Ähnliche Zahlen ergeben Untersuchungen in Stralsund, Kiel und Reval¹. Auch aus Lübeck ist bekannt, daß innerstädtische Immobilien im 14. Jahrhundert oftmals zehn bis fünfzehnmal den Eigentümer oder Besitzer wechselten, woraus sich eine durchschnittliche Eigentumsdauer von sieben bis zehn Jahren errechnen läßt². Allerdings sind in diesen Zahlen innerfamiliäre Übertragungen wie Absonderungen und Erbgänge mit enthalten, die im 14. Jahrhundert rund 26% aller über Immobilien getätigten Rechtsgeschäfte ausmachten³. Unter Ausschluß dieser innerfamiliären Übertragungen bleibt bei einer Eigentumsdauer von 9–13 Jahren die Umschlagsgeschwindigkeit dennoch recht hoch und weist über eine geruhsame Haushäblichkeit, die auch heute noch manche Vorstellung vom innerstädtischen Leben im Spätmittelalter prägt, weit hinaus. Als Ursachen für diese auffallend häufigen Veräußerungen werden die hohe Fluktuation der Bevölkerung, der innere Stadtausbau und wirtschaftliche Gründe genannt⁴. Mit den letztgenannten werden wir uns im folgenden befassen.

Angesichts der relativ kurzen Zeitspannen, über die das bislang untersuchte Quellenmaterial zu Haus- und Grundstücksveräußerungen Aus-

¹ W. Ebel, *Erbe, Erbgut und wohlgekommen Gut im Lübischen Recht*, in: ZSRG.GA 1980, 1–42, 2.

² H.D. Nicolaisen, *Die Lübecker Hausbesitzer von 1300 bis 1370. Eine sozialgeschichtliche Studie*, Phil. Diss., Kiel 1954 (masch.), 60. – Zusammenfassung in: *Stadt und Land in der Geschichte des Ostseeraums, Wilhelm Koppe zum 65. Geburtstag* [. . .], hrsg. v. K. Friedland, Lübeck 1973, 155–173. – A. v. Brandt, *Mittelalterliche Bürgertestamente. Neuerschlossene Quellen zur Geschichte der materiellen und geistigen Kultur* (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jg. 1973, 3. Abh.), Heidelberg 1973. Neudruck in: *Lübeck, Hanse, Nordeuropa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt*, hrsg. v. Klaus Friedland und Rolf Sprandel, Köln/Wien 1979, 336–358, 350 (ca. 10mal). – Einige Hinweise zur Fluktuation in oberdeutschen und oberösterreichischen Städten in H. Kühnel, *Das Alltagsleben im Hause der spätmittelalterlichen Stadt*, in: A. Haverkamp (Hrsg.), *Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt*, Köln/Wien 1984 (Städteforschung Reihe A. Bd. 18) 37–65, 58.

³ Dazu zunächst R. Hammel, *Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten*, in: A. Falk/R. Hammel, *Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck. Materialien und Methoden einer archäologisch-historischen Auswertung*. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte Bd. 10, Bonn 1987, 85–300, 233 Tab. 19. Künftig die in Anm.* angekündigte Arbeit.

⁴ Ebel, *Erbe* (wie Anm. 1), 2f., 14ff. – Hammel, *Hereditas* (wie Anm.*), 187ff., 195. Ders., *Räumliche Entwicklung* (wie Anm.*), 54ff.

kunft gibt⁵, auch angesichts der Ausschnitthaftigkeit dieses Materials – abgesehen von Stade konnte noch nie die Gesamtheit aller Immobilienveräußerungen erfaßt werden⁶ – stand die Erforschung der Immobilienmärkte wie die der wirtschaftlichen Motive der Anleger am Rande des historischen Interesses⁷. So mußte auch der Zusammenhang von Wirtschaftskonjunktur (soweit überhaupt rekonstruierbar) und Häuser- und Grundstücksmarkt notwendig im Bereich des Hypothetischen verharren⁸.

Die Lübecker Quellenlage eröffnet die Möglichkeit, (fast) sämtliche Eigentümerwechsel innerstädtischer Immobilien zwischen 1284 und 1600 Jahr für Jahr zu erfassen, darunter auch die (Ver-)Käufe von Häusern und die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit. Käufe und Verluste sind zudem noch für ein weiteres Jahrhundert bis zum Jahre 1700 dokumentiert. Neben zahlreichen anderen, hier im einzelnen nicht zu erörternden Auswertungsmöglichkeiten⁹, erlaubt die Lübecker Überlieferung die Behandlung konjunkturgeschichtlicher Fragestellung. Die graphische Umsetzung der (Ver-)Käufe und Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit ergibt zwei Kurven (Abb. 8, S. 107), deren Verläufe eine enge Abhängigkeit von der gesamteuropäischen wirtschaftskonjunkturellen Entwicklung nahelegen, und die zudem die Prämisse der Unbeweglichkeit des Immobilienmarktes oder seiner nur langsamen Reaktion auf Änderungen der wirtschaftlichen Wechsellagen¹⁰ in Frage stellen. Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist nun, zu zeigen, daß der Lübecker Immobilienmarkt tatsächlich konjunkturabhängig und daß diese Abhängigkeit unmittelbar war, d.h., daß er sehr schnell auf Änderungen in der wirtschaftlichen Lage reagierte. Das Ergeb-

⁵ Die Zeit von 1285 bis 1315 behandelt H. Haberland, *Der Lübecker Renten- und Immobilienmarkt in der Zeit von 1285 bis 1315. Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hansestadt, Lübeck 1974* (Veröff. z. Geschichte d. Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 1). – Nur der Rentenmarkt ist von 1320–1350 Gegenstand der Studie A. v. Brandt, *Der Lübecker Rentemarkt von 1320–1350, Düsseldorf 1935* (Phil. Diss. Kiel 1935). – Den Zeitraum zwischen ca. 1345 und 1358 behandelt E. Peters, *Das große Sterben des Jahres 1350 in Lübeck und seine Auswirkungen auf die wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt*, in: ZVLGA 30, 1940, 15–148. – Nicolaisen, *Lübecker Hausbesitzer* (wie Anm. 2), umfaßt zwar einen Untersuchungszeitraum von 70 Jahren, behandelt aber nur die Hausbesitzer ausgewählter Straßenzüge. – Ein Blick auf Abb. 8 zeigt, daß es nicht möglich ist, anhand der kurzen Zeitspannen ein reelles Bild von der konjunkturellen Entwicklung zu erhalten.

⁶ J. Ellermeyer, *Stade 1300–1399. Liegenschaften und Renten in Stadt und Land. Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialstruktur einer Hansischen Landstadt im Spätmittelalter, Stade 1975*.

⁷ Literatur dazu bei Hammel, *Hauseigentum* (wie Anm. 3), 92 ff.

⁸ Ein erster Versuch für ausgewählte Straßenzüge im 14. Jh. ebd., 240 ff.

⁹ Ebd., 89 ff., bes. 90 Anm. 11, 273.

¹⁰ K.D. Bechthold, *Zunftbürgerschaft und Patriziat. Studien zur Sozialgeschichte der Stadt Konstanz im 14. und 15. Jahrhundert, Sigmaringen 1981* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen. Bd. XXVI), 28.

nis wird, so hoffe ich, deutlich machen, daß die Lübecker Immobilienmarktkurve künftig als Indikator für die Gesamtkonjunktur der Stadt gelten darf. Das Anliegen der vorliegenden Untersuchung ist folglich ein methodisches. Die Lübecker Konjunkturgeschichte von 1284 bis 1700 muß wie der Vergleich der Lübecker Entwicklung mit den wirtschaftlichen Wechsellagen anderer Städte und Regionen – abgesehen von einem kurzen Ausblick am Ende der Untersuchung – einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben.

I

Rekonstruktion der Immobilienmarktkurve: Die Quelle

Das Archiv der Hansestadt Lübeck enthält unter seinen Beständen die Regesten der Oberstadtbucheintragungen von 1284 bis 1600, die Hermann Schroeder um die Mitte des 19. Jahrhunderts anlegte (daher auch Schroedersche Topographische Regesten genannt)¹¹. Die Regesten sind gekürzte Abschriften der Originaleinträge der ausgelagerten Oberstadtbücher¹², soweit sie sich auf Grundstücksübergängen Privater beziehen. Für den anschließenden Zeitraum von 1601 bis 1700 liegen Konzeptbände Schroeders vor, die für unsere Zwecke ebenfalls verwendbar waren¹³. Der unterschiedliche Bearbeitungsstand der Überlieferung von 1284 bis 1600 einerseits und von 1601 bis 1700 andererseits erfordert getrennte Beschreibungen der Quellengrundlage.

Die eigentlichen Oberstadtbuchregesten (1284–1600) habe ich an anderer Stelle einer eingehenden quellenkritischen Untersuchung unterzogen¹⁴. Neben der grundsätzlichen Glaubwürdigkeit konnte die Vollständigkeit der Regesten im Verhältnis zu den Oberstadtbucheintragungen seit Beginn des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich gemacht werden. Außerdem zeichnet die Quelle sich durch eine außerordentlich dichte Geschlossenheit aus (d.i. die Relation zwischen der Anzahl tatsächlicher Rechtsgeschäfte und ihrer Eintragung, d.h. ihrer behördlichen, ursprünglich ihrer gerichtlichen Sicherung). Die Besonderheit der Lübecker Oberstadtbücher liegt, neben ihrer Geschlossenheit, darin, daß in ihnen nicht nur die Auffassung vor dem Rat, sondern auch das dem Eigentumsübergang zugrundeliegende ‚eigentliche‘ Rechtsgeschäft eingetragen wurde. Zwischen 1284

¹¹ Archiv der Hansestadt Lübeck (im folgenden AHL) Hs. 900 a–d.

¹² Sie befinden sich derzeit – abgesehen von dem ersten Band von 1284–1309 und einem Band der Jahre 1518–1527 – in einem Archivlager in Moskau und sind der Forschung nicht zugänglich. – Zu ihnen P. Rehme, *Das Lübecker Ober-Stadtbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsquellen und des Liegenschaftsrechts. Mit einem Urkundenbuche*, Hannover 1895.

¹³ AHL Hs. 850d.

¹⁴ Hammel, *Hauseigentum* (wie Anm. 3), 98 ff.

und 1600 sind 56.060 Einträge überliefert¹⁵: Erbgänge, freiwillige Veräußerungen wie Verkauf und andere Vergabungen (Schenkungen, Brautschatzvergabe, Abschichtung, Teilung, Vergabe von Todes wegen), aber auch Zuweisungen durch Richterspruch, die sog. Einwältigungen wegen nicht gezahlter Schulden und wegen versessener (= nicht gezahlter) Rente¹⁶. Für wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen sind (Ver-)Käufe von Grund und Boden und Häusern sowie Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit relevant¹⁷. Beide Rechtsgeschäftsarten sind – im statistischen Durchschnitt gesehen – jeweils im Jahre des Geschäftsabschlusses ins Oberstadtbuch eingetragen worden¹⁸.

Rentengeschäfte hat Schroeder in seine Regesten nicht aufgenommen bzw. nur dann, wenn sie bei Zahlungsunfähigkeit zu einem Eigentümerwechsel geführt hatten. Der Rentenmarkt kann, auf der Grundlage anderweitig genutzter Quellen, nur bis 1358 in die Untersuchung mit einbezogen werden¹⁹.

Unseren Betrachtungen liegen folglich nur diejenigen Rechtsgeschäfte über Immobilien zugrunde, die das ganze Objekt oder Teile davon unmittelbar von einer Hand in die andere gehen ließen – im Unterschied zu Rentengeschäften oder zu Verpfändungen, die die Belastung eines weiterhin im Eigentum des Kreditnehmers bleibenden Objektes zum Gegenstand hatten.

¹⁵ Aus diesen Einträgen konnten insgesamt 62.279 Rechtsgeschäfte rekonstruiert werden. In 2.120 Fällen wurden außerdem Lücken in der Überlieferung festgestellt (dazu Hammel, Hauseigentum, 114 f.). – Die Bearbeitung der Regesten erfolgte unter Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung; dazu ebd., 91 u. Anm. 12, 112 ff. – R. Hammel, Computing the History of Property-Holding in Late-Medieval Lübeck. The Oberstadtbuchregesten 1284–1600, in: Standardisation et Echange des Bases de Données Historiques, édité par Jean Philippe Genet. Editions du C.N.R.S. Paris 1988, 1–17. – Zukünftig R. Haefele/R. Hammel/U. Karow/G. Löffler/K. Romeikat, Aufnahme und Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung, in: Häuser und Höfe als Forschungsproblem – Methodische Beiträge zur Zusammenarbeit von Bauforschung, Archäologie und Geschichte, Neumünster (in Vorbereitung für 1988/89) (Häuser und Höfe in Lübeck, Bd. 1). – An dieser Stelle danke ich der Stiftung Volkswagenwerk, insbesondere ihren Vertretern Frau Dr. Zarnitz u. Herrn G. Dege, für die siebenjährige finanzielle (u. ideelle) Unterstützung dieser Arbeiten im Rahmen eines archäologisch-historischen Forschungsprojektes am Amt für Vor- u. Frühgeschichte der Hansestadt Lübeck.

¹⁶ Zu den Rechtsgeschäften über Liegenschaften Rehme, Ober-Stadtbuch (wie Anm. 12), 40 ff., 150 ff. – Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 102 ff.

¹⁷ Zur wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung von Immobilien(ver-)käufen und Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit Hammel, Hauseigentum, 103 f., 104 ff., 122 ff., 240 ff.; dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß *emere* und *vendere* nur Bezeichnungen für ein entgeltliches Geschäft im Gegensatz zur Gabe sind. Die Termini meinen keinen Kauf bzw. Verkauf im heutigen Rechtssinne; W. Ebel, Rechtsfragen des bürgerlichen Grundbesitzes im ostdeutschen Siedlungsgebiet des Mittelalters, in: ders., Probleme der deutschen Rechtsgeschichte, Göttingen 1978 (Göttinger rechtswiss. Studien. Bd. 100), 239–256, 245. – Zu den Verlusten s.u. S. 50, auch Anm. 66. – Zu den Eigentums- und Besitztiteln an Grund und Boden und Häusern Hammel, Hauseigentum, 117 ff. u. ders., Hereditas (wie Anm.*), 177 ff., 180 sowie u. S. 46, 47 f.

¹⁸ Hammel, Hauseigentum, 107 f.

¹⁹ S. die in Anm. 5 genannten Arbeiten von Haberland, v. Brandt und Peters.

Die verhandelten Objekte²⁰ waren sowohl Grund und Boden als auch die auf ihm errichteten Gebäude, die sog. Besserung, wie auch beides zusammen. *Domus* ist die häufigste Objektbezeichnung, steht aber etwa seit den 20er Jahren des 14. Jahrhunderts meist als *pars pro toto* und umschreibt Grund und Boden und alle darauf errichteten Gebäude. Die Überlieferung ist nicht exakt genug, um in jedem Einzelfall mit Sicherheit entscheiden zu können, ob Eigentum an Grund und Boden und den Gebäuden vorliegt oder Besitz an Grund und Boden und Eigentum am Haus. Unzweifelhaft können wir aber Eigentum am Haus zugrunde legen, das an jeder im Oberstadtbuch eingetragenen Liegenschaft (sofern sie keine *area* war) bestanden haben muß. Aus diesem Grund wird im folgenden der Terminus Hauseigentum verwendet. Hauspreise sind so gut wie nicht überliefert²¹.

Die an einem Rechtsgeschäft beteiligten Personen sind durchweg mit Namen genannt, ihre Zuordnung zu sozialen Gruppen bereitet jedoch Schwierigkeiten, da sozial kennzeichnende Bestimmungen wie Berufs- oder Standesbezeichnungen nur in durchschnittlich 15 bis 20% der Regesten genannt sind²². Zwar läßt sich die soziale Identifizierungsquote durch Heranziehen weiteren Quellenmaterials bis auf über 80% der Hauseigentümer – je nach sozialem Stand – anheben, aber die dabei anfallenden Arbeiten sind derart zeitaufwendig, daß sie nur für klar begrenzte kleine Personengruppen geleistet werden können, nicht aber für alle oder auch nur einen größeren Teil der Marktteilnehmer.

Zusammenfassend können wir für den Zeitraum von 1284/1300 bis 1600 festhalten, daß die Überlieferung es erlaubt, Jahr für Jahr die Anzahl (nahezu) aller (Ver-)Käufe und Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit Hauseigentum betreffend aufzunehmen. Die dabei umgesetzte Geldmenge bleibt unbekannt. Schwierig gestaltet sich die soziale Zuordnung der Marktteilnehmer, während die Lokalisierung der verhandelten Objekte durchweg möglich ist.

Die quellenkritische Untersuchung der Konzeptkladde „Lübeck im 17. Jahrhundert“ (1601–1700) ergab, daß Schroeder die Eintragungen von 57 Grundstücken nicht mehr aufnehmen konnte, das sind 2,4% der am Ende des 17. Jahrhunderts in Lübeck bestehenden Grundstücke. Dieser minimale Fehlbestand erlaubt die uneingeschränkte Auswertung. Die stark verkürzte Form, in der die einzelnen Einträge von Schroeder als Gliederungsskelett für die geplante Fortsetzung seiner Topographischen Regesten aufgenommen wurden, macht eine ähnlich intensive Auswertung wie

²⁰ Zum folgenden Hammel, *Hauseigentum*, 100 ff., 117 ff. – Ders., *Hereditas* (wie Anm.*), 184 ff.

²¹ Dazu u. S. 57 f.

²² Hammel, *Hauseigentum*, 99 f., 227 ff.

sie die Regesten von 1284–1600 erfuhren unmöglich. So sind für die vorliegende Untersuchung nur die Rechtsgeschäftsarten (Ver-)Kauf und Verlust wegen Zahlungsunfähigkeit nach Jahren geordnet in einer Strichliste erfasst worden²³. Aus arbeitsökonomischen Gründen sind weder die Marktteilnehmer noch die topographische Lage der verhandelten Objekte aufgenommen worden. Es handelt sich für diesen Zeitabschnitt somit um eine völlig anonymisierte Häusermarktkurve.

II

Wirtschaftliche und rechtliche Bedeutung innerstädtischer Immobilien

An der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert war in Lübeck noch der alte, aus landrechtlichen Wurzeln stammende Verfassungstypus in Kraft, der auf Grundeigentum als Vorbedingung zur Vollbürgerschaft beruhte²⁴. Die dynamische Wirtschaftsentwicklung des 13. Jahrhunderts führte jedoch zu einer breiten Streuung von Immobiliareigentum. Grundeigentum als Kreditgrundlage war mehr gefragt als je zuvor. Die bereits im 12. Jahrhundert entwickelten Formen der freieren Verfügbarkeit – das Rechtinstitut der Verpfändung und die Verfügungsfreiheit über selbsterworbenes (= nicht ererbtes) Gut – genügten angesichts der wachsenden Nachfrage nicht mehr. Der ökonomische Druck zwang zu rechtlichen Schritten, die der weitgehenden Mobilisierung des Grundeigentums dienten: Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde die juristische Fiktion der Fahrendschreibung von Liegenschaften geschaffen, die sog. *mobilisatio*. Fahrendgeschriebene Güter konnten ohne Erbenkonsens ‚verpfändet, verkauft und vergabt‘ werden. Nach 1276 verfügte der Rat die prinzipielle Ablösbarkeit der Grundzinsen – selbst gegen den Willen des Grundeigentümers. Auch verordnete er, daß Weichbildrenten ohne Aufschlag auf die Kapitalsumme

²³ Die Kladde diente Schroeder zur Umsetzung der rein chronologisch geordneten Oberstadtbucheinträge in sein Realfoliensystem. Es war bereits sein zweiter Arbeitsschritt. Er kürzte daher häufig ab und ließ, je weiter er mit der Arbeit vorankam je öfter, die Bezeichnung *hefft gekofft* wegfallen. Unter Heranziehung des Bandes „Vorarbeiten für Topographie im 17. Jahrhundert“ (AHL: Hs. 850 i), in dem die ersten Arbeitsschritte Schroeders aufgezeichnet sind, war es jedoch möglich, die Einträge, die nur Jahreszahl und Namen, aber keinen weiteren Zusatz enthalten, in etwa 95% der Fälle als (Ver-)Käufe zu erkennen. Seit 1667 kam zunächst vereinzelt, in den 80er und 90er Jahren sehr zahlreich die Eintragungsfolge „... durch Prozeß, dann durch Subhastation“ vor. Der ‚Prozeß‘ wurde den Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit zugezählt, die Subhastation (Zwangsversteigerung) den (Ver-)Käufen (die Subhastation war keine notwendige Folge eines Erhalts durch Prozeß!). Auch die Proklamationsprozesse sind in die Rubrik Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit eingegangen. – Dazu Rehme, Ober-Stadtbuch (wie Anm. 12), 73.

²⁴ Dazu und zum folgenden W. Ebel, Lübisches Recht, 1. (und einziger) Bd., Lübeck 1971, 269. – Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 102 f., 117 ff. – Ders., Hereditas (wie Anm.*), 186 f. – Künftig die in Anm.* angezeigte Monographie.

zurückgekauft werden konnten²⁵. Damit war eine intensivere Nutzung von Grund und Boden gewährleistet als bislang, da der Substanzwert eines vormals gegen Zins ausgegebenen Grundstücks nun auch beliehen werden konnte.

Vermutlich im 14. Jahrhundert – möglicherweise aber bereits am Ende des 13. Jahrhunderts – wurden die Besitzer von zinspflichtigen Grundstücken den Grundeigentümern hinsichtlich des Zeugniswertes angeglichen²⁶. Dieser Zeugniswert war stets so hoch wie der Wert des unbelasteten Immobilieneigentums. Der Grund für diese rechtliche Angleichung war vermutlich die steinerne Bauweise. Aus Stein gebaute Häuser hatten wegen ihrer größeren Beständigkeit einen höheren Wert als die hölzernen, zur Fahrhabe zählenden Häuser. Aufgrund ihrer Beständigkeit wurden sie zu Immobilien. In Lübeck ist dieser Prozeß der Verliegenschaftung wohl zwischen 1220 und 1250 anzusetzen²⁷. Den Anstoß für die rechtliche Fixierung des Zeugniswertes des Hauseigentümers scheint der Aufschwung der Steinbauweise im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts gegeben zu haben. Erst damals wurde Lübeck zur steingebauten Stadt.

Gleichzeitig mit dem großen Aufschwung der Steinbauweise setzte auch eine Normierung des Haustyps ein. Während für das zweite und dritte Viertel des 13. Jahrhunderts eine Vielzahl von Hausformen in Lübeck belegt ist (Steinwerke, Dielenhäuser mit Saalgeschoß, Saalgeschoßhäuser, vermutlich eingeschossige Hallenhäuser u.v.a.m.), wurden seit dem Ende des 13. Jahrhunderts fast ausschließlich die sog. Dielenhäuser gebaut. Dieser weitgehend normierte Haustyp ist m.E. auf die Erfordernisse des Immobilienmarkts zurückzuführen. Die Verkaufschancen waren bei einem großen Interessentenkreis größer als bei einem kleinen, der nur an ganz spezifischen Bautypen interessiert gewesen wäre. Und das Dielenhaus scheint allen Anforderungen genügt zu haben²⁸.

Wir können festhalten, daß Grund und Boden, seit spätestens dem 14. Jahrhundert auch steinerne Häuser in das wirtschaftliche Handeln in starkem Ausmaße eingebunden waren. Kapitalanlage durch Kauf oder Rentenkauf, Kapitalbeschaffung durch Verkauf von Grund und Boden oder von Häusern, Schaffung einer Kreditbasis durch Kauf und Kreditaufnahme durch Verpfändung und Rentenverkauf waren die gegebenen Möglichkeiten. Seit dem 14. Jahrhundert beeinträchtigte jedoch die Weiterentwicklung des Kreditwesens wohl bereits die große Bedeutung des Immobilierei-

²⁵ C.W. Pauli, Die sogenannten Wieboldsrenten oder die Rentenkäufe des Lübisches Rechts. Größtenteils aus ungedruckten Quellen, Lübeck 1865 (ders., Abh. a.d. Lübisches Rechte. Teil 4), 17.

²⁶ Ebel, Lübisches Recht (wie Anm. 24), 271.

²⁷ Vorerst Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 119 Anm. 21.

²⁸ Ebd., 193 ff., 196. – Zur Baugeschichte s. künftig die Bände der Reihe „Häuser und Höfe in Lübeck. Historische, archäologische und baugeschichtliche Beiträge zur Geschichte der Hansestadt im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit“, (Neumünster 1988 ff.).

gentums. Persönliche Kredite, die nicht durch Pfandposten oder öffentliche Bücher abgesichert waren, gewannen die Oberhand. Immobilareigentum blieb aber weiter Vorbedingung für den Rentenverkauf und für die Sicherung persönlicher Kredite. Es blieb auch eine Form der Kapitalanlage. Mit ihr als dem größte gemeinsamen Nenner, der allen Käufen von Immobilien zugrunde lag, werden wir uns im folgenden befassen.

III

Überlegungen zum Zusammenhang von Häusermarkt und wirtschaftlichen Wechsellagen

Der Kauf von Immobilien – Häusern und Grundstücken – in spätmittelalterlichen Städten war eine Form der Kapitalanlage. Wie das angelegte Kapital erwirtschaftet worden war, ist in den meisten Fällen nicht überliefert, ebensowenig die Art und Weise, in welcher das Kapital, das der Verkäufer einer Immobilie erhielt, wieder in den Wirtschaftskreislauf einfloß. Das ist das altbekannte Problem einer Funktionsanalyse spätmittelalterlicher Kapitalmärkte. In einem Mittelpunkt des spätmittelalterlichen Wirtschaftslebens wie in Lübeck dürfen wir jedoch davon ausgehen, daß der größte Teil des angelegten Kapitals in Handel und Handwerk erwirtschaftet worden war.

Handel und Handwerk bildeten zwei Teilmärkte – den Handelsmarkt und den handwerklich-gewerblichen Markt –, die noch weiter unterteilt waren: der Handelsmarkt nach Warenarten und nach den Haupthandelsgebieten, in welchen diese Güter erworben oder abgesetzt wurden; und der handwerklich-gewerbliche Binnenmarkt nach den größeren Märkten der gemeinsamen Grundstoffe (Leder/Fell, Metall, Holz u.a.) und den Teilmärkten der einzelnen Produkte bzw. Dienstleistungen. Alle diese Teilmärkte hatten eine unterschiedliche Umsatzstärke und warfen für die Beteiligten je nach Wirtschaftslage Gewinne oder Verluste ab. Die wirtschaftliche Situation selbst konnte auf den verschiedenen Teilmärkten sehr unterschiedlich sein, hervorgerufen z.B. durch politische Konflikte, durch regionale Hungerkrisen oder auch durch Übersättigung des Marktes.

Über die Verknüpfung der Lübecker handwerklich-gewerblichen Märkte mit den Handelsmärkten wissen wir recht wenig. Exportgewerbe waren im engeren Sinne nur die Brauer, die Paternostermacher und – aufgrund ihrer zahlenmäßigen Stärke zu vermuten – wohl auch die lederverarbeitenden Handwerke. Deren wirtschaftliche Lage – und hier müssen noch die Böttcher und Träger als Hilfgewerbe des Handels hinzugerechnet werden – dürfte somit unmittelbar von der Lage in den Handelsmärkten oder von der Lage in einem Handelsmarkt abhängig gewesen sein, die der übrigen Gewerbe wohl nur mittelbar – eben über die Gewinne, die nach Lübeck einfließen und umsatzfördernd wirkten. Die Rolle des Gewerbes für

die Versorgung des Umlandes und die Gewinne, die daraus flossen, müssen mangels Quellen vernachlässigt werden.

Sämtliche Handelsmärkte und sämtliche handwerklich-gewerblichen Märkte addierten sich jedoch im Hinblick auf das in Lübeck angelegte Kapital zu einem Gesamtmarkt. Als Minimalkonsens kann daher festgehalten werden, daß auf dem städtischen Immobilienmarkt durch das Rechtsgeschäft Kauf ein Teil des Gesamtprofits angelegt wurde, der in Handel, Gewerbe und Handwerk erwirtschaftet worden war²⁹. Wie groß sein Prozentsatz am erwirtschafteten Gesamtprofit war, ist – wie die Höhe des Gesamtprofits – unbekannt, ebenso ob und wie sich das Verhältnis zwischen Gesamtprofit und ‚Profitanlage auf dem Immobilienmarkt‘ in bestimmten wirtschaftlichen Lagen veränderte.

Die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit zeigen demgegenüber die negative Seite der wirtschaftlichen Entwicklung. Dabei gilt es vor allem zwei Arten der Verluste zu unterscheiden. Wurde eine Immobilie *pro debitis* (d.h. wegen nicht gezahlter Schulden) verloren, so lag in der Regel ein völliger Konkurs des Eigentümers vor, da den Gläubigern der Zugriff auf die Immobilien erst gestattet war, wenn ihre Forderungen aus den Mobilien des Schuldners nicht befriedigt werden konnten³⁰. Dagegen können Verluste *pro wicbelde* (d.h. wegen nicht gezahlter jährlicher Rente) auch auf eine „augenblickliche Verlegenheit“, eine zeitweise Zahlungsunfähigkeit zurückzuführen sein³¹. Sie zeigen demnach nicht unbedingt den Konkurs des Eigentümers an. Ein Beleg für dessen wirtschaftlich schlechte Lage sind sie jedoch in jedem Fall, zumal die „augenblickliche Verlegenheit“ – wie aus der Existenz des Wiedereinlösungsrechts des Schuldners erhellt – sich länger als ein Jahr hingezogen haben muß³².

Aufgrund der Überlieferung von Käufen und Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit sind wir in der Lage, die ‚positive Seite‘ der wirtschaftlichen Entwicklung, die Kapitalanlagen, mit deren ‚negativer Seite‘, der zeitweiligen oder endgültigen Zahlungsunfähigkeit von Immobilieneigentümern in Beziehung zu setzen und somit von zwei Seiten her Aufschluß über die Gesamtkonjunktur Lübecks zu erhalten.

²⁹ Zu den Handelsprofiten im hansischen Raum s. bes. die Arbeiten von W. Stark; zuletzt ders., Untersuchungen zum Profit beim hansischen Handelskapital in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Weimar 1985 (Abh. z. Handels- u. Sozialgesch. Bd. 24). – Verdienstmöglichkeiten der Lübecker Bäcker bei R. Hammel, Vermögensverhältnisse und Absatzmöglichkeiten der Bäcker in hansischen Seestädten am Beispiel Lübeck. Ein Beitrag zur hansischen Gewerbegeschichte des späten 14. Jahrhunderts, in: HGBll 99, 1981, 33–60, 55 f.; ebd., 34, die ältere Literatur zur hansestädtischen Gewerbegeschichte.

³⁰ Pauli, Wieboldsrenten (wie Anm. 25), 84 f.

³¹ Ebd., 92. – Zum Verfahren bei Verfolgungen und Einwältigungen zuletzt Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 104 ff.; zur wirtschaftsgeschichtlichen Bewertung der Verluste wegen versessener Rente ebd., 242 ff.

³² Ebd., 104 ff.

Neben den guten Aspekten der Überlieferung gibt es jedoch auch schwerwiegende Lücken in ihr, die eine differenzierte Analyse der Geschehnisse auf dem Immobilienmarkt erschweren. So gestattet die Quellenlage es vorerst nicht, die anlagebietenden, die anlagesuchenden und die fallierenden Personen in ausreichender Anzahl den einzelnen sozialen Gruppen der Marktteilnehmer zuzuordnen. Wir können derzeit nur festhalten, daß sie aus allen Gruppen der Bürgerrechtsinhaber kamen³³, die an den oben angesprochenen Teilmärkten beteiligt waren: aus der obersten Führungsgruppe, aus den Gruppen der Großkaufleute, Kaufleute, Krämer, Brauer, Schiffer; sie waren Angehörige des Dienstleistungsgewerbes und Handwerker jeglicher Sparte. Einen Ausweg eröffnet die Konstruktion von ‚Kollektiven der Hauseigentümer‘ in bestimmten, aufgrund der beruflichen Überlieferung erkannten und abgegrenzten Gebieten³⁴. Doch muß diese Aufgliederung in Teilmärkte einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben³⁵. Das ist zwar bedauerlich, weil ein anteilstarker Teilmarkt den Verlauf der Gesamtkurve durchaus beeinflussen konnte, aber aus arbeitsökonomischen Gründen muß der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung auf den gesamten Immobilienmarkt, die Summe aus allen Teilmärkten, eingegrenzt werden.

Auch hier bleiben genügend Probleme. So geben die Quellen keine direkten Hinweise auf die Größe von Angebot und Nachfrage³⁶. Mit der Anzahl der (Ver-)Käufe ist nur der Schnittpunkt zwischen beiden zu fassen. Überdies sind nicht genügend Hauspreise überliefert, deren Veränderung im Zusammenhang mit der Anzahl der Immobiliengeschäfte auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage schließen ließen. Dabei ist jedoch zu beachten, daß Preisfall oder Preisanstieg wohl keine Umkehrung des Kurvenverlaufs zur Folge gehabt haben, sondern nur eine Verstärkung

³³ Im 13. Jahrhundert durften auch Gäste Liegenschaften erwerben. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts wurde dies verboten. Daraus entwickelte sich am Ende des Jahrhunderts das Rechtsinstitut der Treuhänderschaft; Rehme, Ober-Stadtbuch (wie Anm. 12), 199 ff., 263.

³⁴ Der methodische Ansatz der „kollektiven Biographie“, von J.-P. Genet, Die kollektive Biographie von Mikropopulationen: Faktorenanalyse als Untersuchungsmethode, in: F. Irsigler (Hrsg.), Quantitative Methoden in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Vorneuzeit, Stuttgart 1978 (Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen. Bd. 4), 69–100, in die Diskussion gebracht, ist in zahlreichen historischen Untersuchungen übernommen worden. Für Lübeck s. bezüglich der ‚Kollektive der Hauseigentümer‘ einzelner Straßen und Stadtgebiete Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 96, 146 ff., 227 ff. – Zur Berufstopographie Lübecks ders., Räumliche Entwicklung (wie Anm.*), 63 ff. mit Abb. 19–21; ders., Stadtgründung. Herkunft der Siedler und Berufstopographie der Hansestadt Lübeck im Mittelalter, in P.S. Urleand (Hrsg.), Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposions über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986, Tübingen 1987, 21–42, bes. Abb. 1 u. 2., S. 41 f.

³⁵ Erste Ansätze, die die methodische Durchführbarkeit zeigen, in Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 240 ff.

³⁶ Dazu ebd., 240–242.

oder Verminderung des der Anzahl der Rechtsgeschäfte zugrundeliegenden Trends³⁷.

Angebot und Nachfrage sind – abgesehen von rein ökonomischen Kriterien – auch anhängig von der Wertschätzung, die einer Immobilie zugemessen wird³⁸. In dem vorliegenden Untersuchungszeitraum von über 400 Jahren haben sich im Hinblick auf die Wertschätzung einige Veränderungen vollzogen, die auf die Bewegungen am Immobilienmarkt Einfluß gehabt haben müssen. Dieser Einfluß läßt sich nicht quantifizieren, doch können Unterschiede in der Wertschätzung mittelbar erschlossen werden, da Bauweise und Nutzung der Häuser Veränderungen erfuhren. Zwar galt das Haus auch bereits im 13. und 14. Jahrhundert als sozialer Schwellenwert, ganz abgesehen einmal von der öffentlich-rechtlichen Bedeutung von Grundeigentum³⁹, aber erst das Vordringen der Wohnnutzung in den großen Giebelhäusern seit dem 16. Jahrhundert, erkennbar an der zunehmend aufwendigen Ausstattung der Innenräume, dürfte einen grundlegenden Wandel der Einstellung zu Haus und Wohnen anzeigen, einen Wandel, der zum Festhalten des einmal erworbenen Wohnhauses geführt haben mag. Dieses Festhalten muß sich in längeren Eigentumsdauern und über sie in einer verminderten Umlaufgeschwindigkeit der innerstädtischen Immobilien niedergeschlagen haben, auch wenn festgehalten werden muß, daß das giebelständige Dielenhaus erst im 18. Jahrhundert zum fast ausschließlich als Wohnhaus genutzten Gebäude wurde.

Mit der rechtlichen Verfügungsfreiheit, der wirtschaftlichen Einsetzbarkeit und der Wertschätzung des Immobiliareigentums dürften die wichtigsten Faktoren umrissen sein, die auf konjunkturabhängiges Handeln mit Haus- und Grundeigentum einwirkten. Außerdem wurde auf die Notwendigkeit der methodischen Eingrenzung auf die Gesamtkurve unter Verzicht auf die Behandlung von Teilmärkten hingewiesen und auf die fehlende Größe von Angebot und Nachfrage aufmerksam gemacht, so daß nun der Beschäftigung mit der Immobilienmarktkurve nichts mehr im Wege steht. Wir beginnen mit den statistischen Grundlagen.

³⁷ S. u. die Überlieferung zur Preisentwicklung am Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert, 58. – Vgl. Ellermeyer, Stade (wie Anm. 6), 242 ff. u. Graph. Darst. 3 (Stadtliegenschaften. Kaufgeschäfte und Umsatz), 335 u. 5 (Liegenschaften in Stadt und Land. Preisfall nach der großen Pest), 337.

³⁸ Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 243; vgl. ebd., 193 ff. (mit Lit. zur Lübecker Baugeschichte).

³⁹ Dieser Aspekt bleibt in der vorliegenden Untersuchung ausgeklammert; dazu Hammel, Hauseigentum, 120 ff.; ders., Hereditas (wie Anm. *).

IV

Statistische Grundlagen: Anzahl der Rechtsgeschäfte, Objekte, Hauseigentümer, Stadtbewohner, Hauspreise

In dem Zeitraum von 1284 bis 1600 haben nach unserer Quellengrundlage 62.279 Eigentümerwechsel bei Immobilien stattgefunden, wovon 56.060 in einem eigenständigen Eintrag im Oberstadtbuch festgehalten wurden. Weitere 1.789 sind, eingeschoben in einen dieser Einträge, nachträglich im Oberstadtbuch erwähnt, 4.436 konnten interpretatorisch erschlossen werden. Lücken in der Überlieferung wurden in 2.120 Fällen (3,4%) erfaßt⁴⁰.

31.338 Käufe und 4.818 Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit sind zwischen 1284 und 1600 jahrgenau überliefert⁴¹ (zum folgenden Tab. I, S. 54). Sie stellen zusammen 58% aller erfaßten Eigentümerwechsel (Käufe: 50,3%; Verluste: 7,7%). Aus den Jahren 1601 bis 1700 kommen weitere 10.099 Käufe und 2.561 Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit – bei unbekannter Grundgesamtheit an Eigentümerwechseln⁴² – hinzu, so daß der folgenden Untersuchung 41.437 Käufe und 7.379 Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit in einem Zeitraum von insgesamt 417 Jahren zugrunde liegen. Dies ergibt einen jährlichen Durchschnitt von 99,4 Käufen und 17,7 Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit.

In diesen Zahlen sind die (Ver-)Käufe und die Verluste von Anteilen an Häusern mit enthalten. Zwischen 1284 und 1399 wurden 1.774 (Ver-)Käufe von Anteilen getätigt, das sind 13,6% aller jahrgenauen Käufe. Im 15. und 16. Jahrhundert sank die Anzahl auf 235 (2,2%) bzw. 158 (2,0%)

⁴⁰ Zur Methode der Erfassung Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 112 ff.; ders., Computing (wie Anm. 15). – Künftig Haefele/Hammel/Karow/Löffler, Aufnahme (wie Anm. 15).

⁴¹ Zur Vollzähligkeit der Eigentümerwechsel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 110 f., zu ihrer Vollständigkeit ebd., 111 f. – Wegen der lückenhaften Überlieferung der Regesten zwischen 1284 und 1310 sind die Anzahl der (Ver-)Käufe und der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit für diese Jahre entnommen aus Haberland, Renten- und Immobilienmarkt (wie Anm. 5), Tab. VI, 300 u. Tab. IXa, 304, die die Oberstadtbuchregesten Rörigs (AHL Hs. 1053) ausgewertet hat. – Die Werte für die Jahre 1311–14, in denen Rörig (ebd. 704, 799) erhebliche Quellenlücken nachgewiesen hat, nach dessen Angaben (ebd.) aufgrund eigener Berechnungen, die mir genauer zu sein scheinen als diejenigen Haberlandts. – Hochrechnungen für die Jahre 1354–57 nach Peters, Sterben (wie Anm. 5), Tab. S. 74. – Zu den unterschiedlichen Zahlen, die die Auswertung der OStB-Regesten im Vergleich zur OStB-Auswertung durch Peters ergab s.u. Anm. 71. – Die in Hammel, Hauseigentum, 110 f. u. Anm. 14, vermuteten Lücken im 16. Jahrhundert sind wohl keine. Die Monate ohne Eintragungen in den Oberstadtbüchern sind wahrscheinlich auf die geringen Umschlagszahlen in diesen Jahren zurückzuführen. – Die Anzahl der Anteilsgeschäfte in Abb. 8 erst ab 1315, da sie für 1284–1315 nicht hochgerechnet wurden (s. dazu Tab. I S. 54); zu ihnen, sie werden im folgenden nicht behandelt, vorerst Hammel, Hauseigentum, 149 f., 272; nur soviel: der Verkauf von Anteilen vertrat nicht die Funktion der mehrfachen Verpfändung, wie Ebel, Rechtsfragen (wie Anm. 17), 242, u. ders., Erbe (wie Anm. 1), 3, meint. Der Verkauf von Anteilen eines bis dahin zur Gänze besessenen Hauses war äußerst selten.

⁴² S. o. 46.

Tabelle I ANZAHL UND JÄHRLICHER DURCHSCHNITT DER ÜBERLIEFERTEN KÄUFE UND VERLUSTE WEGEN ZAHLUNGSUNFÄHIGKEIT (nach Jahrhunderten. Gemittelte Anzahl der innerstädtischen Grundstücke.)							
Zeitraum	1284–1399	1315–1399	1400–1499	1500–1600	Zwischensumme 1284–1600	1601–1700	Gesamtsumme 1284–1700
Käufe							
in Jahren	116	85	100	101	317	100	417
jahrgenau	13.036	10.228	10.474	7.828	31.338	10.099	41.437
jährlicher Durchschnitt	112,4	120,3	104,7	77,5	98,9	100,1	99,4
von Anteilen (nur jahrgenau)	[271]a)	1.503	235	158	2.167	—	—
jährlicher Durchschnitt	[8,7]a)	17,7	2,4	1,6	6,8	—	—
zwischen datiert	78	s. links	15	28	121	—	—
Verluste							
jahrgenau	1.713	1.676	1.328	1.777	4.818	2.561	7.379
jährlicher Durchschnitt	14,8	19,7	13,3	17,6	15,2	25,6	17,7
von Anteilen (nur jahrgenau)	[2]a)	119	24	56	201	—	—
jährlicher Durchschnitt	—	1,4	0,2	0,6	0,6	—	—
zwischen datiert	215	s. links	29	18	262	—	—
Verhältnis							
Käufe : Verluste (jahrgenau)	7,6 : 1	6,1 : 1	7,9 : 1	4,4 : 1	6,5 : 1	3,9 : 1	5,6 : 1
Grundstücke und Jahresumschlag							
Anzahl (vgl. S. 55.)	≈ 1.770	≈ 1.770	≈ 1.964	≈ 2.097	—	≈ 2.311	—
Käufe	6,4%	6,8%	5,3%	3,4%	—	4,3%	—
Verluste	0,8%	1,1%	0,7%	0,8%	—	1,1%	—

a) 1284–1314; nur OStB-Regesten; nicht hochgerechnet (zur Quellenlage s. S. 53 mit Anm. 41)

Anteilskäufe (s. Abb. 8). Aus dem 17. Jahrhundert sind sie nicht überliefert. Wegen Zahlungsunfähigkeit gingen im 13./14. Jahrhundert 121 Anteile an Häusern/Grundstücken verloren (7,1% aller jahrgenauen Verluste), im 15. Jahrhundert 24 (1,8%), im 16. Jahrhundert 56 (3,2%). Aus dem 17. Jahrhundert sind auch sie nicht überliefert.

Rechtsgeschäfte, die nur in eine Zeitspanne und nicht jahrgenau datiert werden konnten (sog. zwischendatierte Rechtsgeschäfte)⁴³, bleiben außerhalb der Betrachtung, da sie für eine auf jahrgenauer Grundlage basierende Konjunkturkonstruktion nicht präzise genug sind. Ihr Anteil betrug bei den Käufen ohnehin nur 0,4% und bei den Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit 5,2% an der jeweiligen Gesamtheit dieser Rechtsgeschäfte zwischen 1284 und 1600.

Die Anzahl der Objekte, die Grundgesamtheit des Immobilienmarktes, stieg von ca. 1.664 zu Beginn des 14. Jahrhunderts über 1.876 im Jahre 1399 und 2.230 im Jahre 1600 auf 2.392 Grundstücke im Jahre 1700. Die Anzahl der Einwohner lag in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei ca. 20.000, wuchs im Verlaufe des 15. Jahrhunderts auf etwa 24.000 an (1502/03) und hielt sich vermutlich bis Ende des 16. Jahrhunderts in dieser Höhe. Während des Dreißigjährigen Krieges scheint Lübeck über 30.000 Einwohner gehabt zu haben und am Ende des 17. Jahrhunderts war die städtische Bevölkerung wohl auf runde 23.000 bei weiterhin fallender Tendenz abgesunken⁴⁴. Setzen wir die Angaben zur Anzahl der Objekte und zur Gesamtzahl der Einwohner der Stadt Lübeck ins Verhältnis zum Verlauf der Immobilienmarktkurve, so können wir als erstes Ergebnis bereits festhalten, daß der Konjunkturverlauf des städtischen Immobilienmarkts keine Korrelationen mit der Entwicklung der Anzahl der Grundstücke und dem Auf und Ab der Einwohnerzahl aufweist. Er scheint davon weitgehend unabhängig gewesen zu sein.

Wählen wir nun für jedes (chronologische) Jahrhundert einen gemittelten Wert für die Anzahl der Grundstücke (Tab. I, S. 54), so zeigt sich, daß die pro Jahr durchschnittlich verkaufte Anzahl von Immobilien zwischen 6,8% (1315–1399) und 3,4% (1500–1600) der Grundgesamtheit lag, die durchschnittliche Anzahl der Verluste zwischen 1,1% (1315–1399/1601–1700) und 0,7% (1400–1499). Anders ausgedrückt: zwischen 1315

⁴³ S. Anm. 40.

⁴⁴ Nach W. Reisner, Die Einwohnerzahl deutscher Städte in früheren Jahrhunderten mit besonderer Berücksichtigung Lübecks, Jena 1903 (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a.d. S. Bd. 34), 66, 78, 104. – A. v. Brandt, Die Lübecker Knochenhaueraufstände von 1380/84 und ihre Voraussetzungen. Studien zur Sozialgeschichte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: ZVLGA 39, 1959, 123–202, 127 f. mit Anm. 15. (Neudruck in: Lübeck, Hanse, Nordeuropa (wie Anm. 2), 129–208). – S. auch Hammel, Hauseigentum, 135 f. – K.-J. Lorenzen-Schmidt, Die Vermögens- und Berufsstruktur Lübecks im Jahre 1762. Materialien zur Sozialtopographie, in: ZVLGA 62, 1982, 155–194, 165.

und 1399 wurden binnen eines Jahrzehnts 70% der innerstädtischen Grundstücke/Häuser verkauft (davon runde 10% Anteile) und 11% wegen Zahlungsunfähigkeit verloren (davon ca. 0,7% Anteile), so daß statistisch gesehen 81% aller Immobilien innerhalb von 10 Jahren vom Marktgeschehen betroffen waren, davon 70% ganze Objekte und von weiteren 11% Anteile. Der Zehnjahresdurchschnitt des 15. Jahrhunderts lag bei 60% (davon 1,3% Anteile), der des 16. Jahrhunderts sank auf 42% (davon 1,1% Anteile), also auf nur gut die Hälfte des Umschlags des 14. Jahrhunderts. Der Durchschnitt des 17. Jahrhunderts stieg dann wieder auf insgesamt 54% der vorhandenen Objekte an. Rein rechnerisch war somit (unter Einbeziehung der Anteilsgeschäfte) allein durch das Rechtsgeschäft Kauf das gesamte innerstädtische Grund- und Hauseigentum im 14. Jahrhundert (1284–1399), in 15,7 Jahren einmal umgeschlagen (1315–1399: 14,7 Jahre), im 15. Jahrhundert in 18,8 Jahren, im 16. Jahrhundert in 27,1 Jahren und im 17. Jahrhundert in 23,1 Jahren.

Wir können also zunächst festhalten, daß bei einer Zunahme der verhandelten Objekte um ca. 1/3 und bei kontinuierlich wachsenden Einwohnerzahlen seit Ende des 14. Jahrhunderts die Umschlagsgeschwindigkeit vom 14. zum 16. Jahrhundert sich drastisch verringert hat und mit 27 Jahren im 16. Jahrhundert fast die doppelte Zeitdauer in Anspruch nahm als im 14. Jahrhundert mit 15,7 Jahren. Das 17. Jahrhundert brachte gegenüber dem 16. Jahrhundert einen Anstieg der Käufe um 29% und damit ein neuerliches Sinken der Umlaufgeschwindigkeit auf 23,1 Jahre⁴⁵. Bereits ein flüchtiger Blick auf die Häusermarktkurve von 1284–1700 (Abb. 8) zeigt jedoch, daß solche statistischen Durchschnittswerte nur eine grobe Vorstellung vermitteln können. Auch unterliegt die wirtschaftliche Konjunktur anderen Periodisierungen als derjenigen in Jahren nach Christi Geburt.

Über die Gesamtzahl der Hauseigentümer können vorerst nur für das 14. Jahrhundert Angaben gemacht werden. Stichprobenuntersuchungen zeigen, daß in der ersten Hälfte des Jahrhunderts knapp 60% aller Eigentümer zu einem bestimmten Zeitpunkt nur ein Haus besaßen, 24% zwei Häuser und ca. 16% drei und mehr als drei⁴⁶. Die Auswirkungen der Pest führten zu einem starken Rückgang des Einzelhauseigentums und zu einem überproportionalen Anstieg der Eigner mit drei und mehr Immobilien. Der Höhepunkt dieser Umschichtung lag im Jahre 1352 (Einzelhauseigentümer 46%; Eigentümer von drei und mehr Häusern 28%), 1370 hatte

⁴⁵ Bei gleicher Objektzahl wie im 17. Jahrhundert hätte die Umlaufgeschwindigkeit im 14. Jahrhundert 20,6 Jahre betragen, bei gleicher Objektzahl wie im 16. Jahrhundert 18,6 Jahre und bei gleicher Objektzahl wie im 15. Jahrhundert 17,5 Jahre, so daß auch von dieser Seite gesehen im 14. Jahrhundert die schnellste Umschlagsgeschwindigkeit vorlag.

⁴⁶ Die Stichprobenuntersuchungen betrafen die Hauseigentümer ausgewählter Straßen zwischen 1284 und 1399 (Hammel, Hauseigentum, 154 ff.) und alle Hauseigentümer des 14. Jahrhunderts, deren Nachnamen mit dem Buchstaben B begannen (nicht veröffentlicht).

sich das Verhältnis fast wieder auf den Stand vor der ersten Pestepidemie eingependelt, und um 1390 war der Anteil der Einzelhauseigentümer größer als je zuvor – und zwar auf Kosten der Eigner von drei und mehr Häusern: 68% gegenüber 11%; die Anzahl der Eigentümer von zwei Häusern war von 24 auf 21% abgesunken. Für das 15., 16. und 17. Jahrhundert fehlen derartige Untersuchungen noch, doch scheint im 16. Jahrhundert eine zunehmende Anzahl von Handwerkern wieder in der Lage gewesen zu sein, Hauseigentum zu erwerben, wie die Eigentumsverhältnisse an den Lübecker Gängen zeigen⁴⁷. Demnach scheint die Eigentumsverteilung im 15. Jahrhundert entsprechend der bekannten vermögensbezogenen Polarisierung der Lübecker Bevölkerung⁴⁸ und entsprechend dem Abwärtstrend der Immobilienmarktkurve sich zu Ungunsten der Einzelhauseigentümer entwickelt zu haben. Seit den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts wird das Einzelhauseigentum wieder zugenommen haben, bis dann wohl in den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts eine neuerliche Kontraktion einsetzte. Die Bewegungen der Kurve der Anzahl der Hauseigentümer waren folglich – sollte die geschilderte Entwicklungslinie richtig sein – teilweise gegenläufig zum Auf und Ab der Einwohnerzahl der Stadt.

Als Abschluß der statistischen Grundlagen noch einige Bemerkungen zu dem Wert der verhandelten Objekte und zu den Preisen, die für sie auf dem Immobilienmarkt erzielt wurden. Die diesbezügliche Überlieferungslage ist in Lübeck äußerst schlecht⁴⁹. Für das 14. und 15. Jahrhundert sind Haus- und Grundstückspreise nur in geringer Zahl überliefert. Will man auf der schmalen Überlieferungsgrundlage Schätzpreise einsetzen, ist zu berücksichtigen, daß die Größe der Grundstücke unterschiedlich war, und daß der Wert und damit der Preis eines Hauses auch von seiner Lage innerhalb der Stadt abhängig war. Aufgrund der spezifischen Überlieferung kann zudem meist nicht erkannt werden, ob nur die Gebäude oder aber Boden und Besserung verkauft wurden oder ob eine Realgerechtsame auf dem Haus lag. Unbekannt sind weiter die Belastungen mit Renten, allerdings nur, soweit sie nicht zum Verlust des Hauses/Grundstückes führten. Preisschwankungen aufgrund der Marktlage können wir nicht erfassen. Die folgenden Angaben zu den auf dem Häusermarkt umgesetzten Summen sind daher (hoch-)hypothetisch und sollen einzig der Schaffung eines Vergleichsrahmens dienen.

⁴⁷ M. Scheffel, Gänge und Buden im spätmittelalterlichen Lübeck, Neumünster 1988 (Häuser und Höfe in Lübeck Bd. 2). S. 70.

⁴⁸ A. v. Brandt, Die gesellschaftliche Struktur des spätmittelalterlichen Lübeck, in: Untersuchungen zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte in Europa, Reichenau-Vorträge 1963–1964, Sigmaringen ²1974 (Vorträge und Forschungen Bd. 11), 215–239, 237 (Neudruck in: Lübeck, Hanse, Nordeuropa (wie Anm. 2), 209–232), etwas euphemistisch; setzt eine „wahrhaft beklemmende Umgestaltung“ der Sozialstruktur erst in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. – Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 137 ff., 267. – S. dazu u. 75 ff., 103.

⁴⁹ Zum folgenden Hammel, Hauseigentum, 141 ff.

Im 14. Jahrhundert bewegten sich die überlieferten Preise zwischen 90 m.l. und 1.060 m.l. Im Zentrum der Stadt, um Markt und Hafen, lagen sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwischen 500 und 800 m.l., in der unteren Fleischhauerstraße im Osten der Stadt, die hauptsächlich von Handwerkern bewohnt wurde, zwischen 100 und 200 m.l. – jedoch nur für Häuser ohne Belastungen. Eine jährliche Rente von 5 m.l. belastete bei einem Kapitalisierungsfuß von 1:20 ein Haus mit 100 m.l., so daß für eine Immobilie mit einem Wert von 120 m.l. bei einem Kauf mit Übernahme der Rente nur noch 20 m.l. bezahlt zu werden brauchten.

Aus den ersten acht Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts liegen nur wenige Hauspreise vor. Sie bewegen sich im Rahmen der allgemeinen Preisentwicklung (600–850 m.l.). Zwischen 1487 und den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts läßt sich jedoch eine bemerkenswerte Minderung des Wertes der Liegenschaften feststellen (Abb. 8 zeigt, aus welchem Grund). Häuser wurden z.T. ohne Anzahlung nur gegen Übernahme einer Jahresrente losgeschlagen, die zudem im Verhältnis zur früheren Belastung geringer war⁵⁰.

Aus dem weiteren 16. Jahrhundert sind Hauspreise in den Reichskammergerichtsakten überliefert, einige wenige auch in Inventaren und anderen Quellenbeständen. Sie bekräftigen die These, daß sich die Preisentwicklung für Immobilien seit Mitte des 16. Jahrhunderts von der allgemeinen Preisentwicklung abkoppelte. Bei generell steigenden Preisen zogen diejenigen für Grund und Boden und Häuser überdurchschnittlich an.

Das 17. Jahrhundert schließlich bietet erstmals quantitativ ausreichende Angaben: in den Schoßlisten des Jahres 1663 sind zeitgenössische offizielle Taxationswerte für die Häuser in drei der vier Lübecker Stadtquartiere überliefert⁵¹. Neben ‚individuellen‘ Unterschieden, die z.B. auf Realgerechtheiten zurückzuführen sind, die auf bestimmten Häusern lagen, lassen die Taxationswerte eine Abstufung der Hauspreise nach Stadtgebieten deutlich erkennen. So beläuft sich der Taxationswert des größten Teils der in den auf dem Ostteil des Stadthügels zur Wakenitz führenden Straßen Huxstraße, Wahnstraße und Fleischhauerstraße gelegenen Häuser auf 3.000 m.l.; die dort gelegenen Brauhäuser wurden dagegen auf 7.000–10.000 m.l. taxiert. Die Taxationswerte der Häuser in den am Hafen gelegenen Straßen Braunstraße, Fischstraße, Alfstraße und auf der südlichen Seite der Mengstraße lagen in der Regel zwischen 4.000 und 6.000 m.l. Höchstwerte von Häusern in der Breiten Straße und in der Königstraße beliefen sich auf bis zu 15.000 m.l. Die Belastungen – Pfandgelder und Renten –, die von der Steuer abgesetzt werden konnten, sind in den Taxwerten nicht mit erfaßt.

⁵⁰ G. Fink, Die Lübecker Leonhardsbrüderschaft in Handel und Wirtschaft bis zur Reformation, in: Lübische Forschungen, Lübeck 1921, 325–370, 361 f.

⁵¹ Dazu künftig M. Christensen-Streckebach, Kleinbürgerlicher Hausbau in Lübeck. Grundstücksentwicklung, Baustruktur und Sozialtopographie im 16. und 17. Jahrhundert (Häuser und Höfe in Lübeck; in Vorbereitung zum Druck).

Versuchen wir auf dieser schmalen Grundlage den Umsatz auf dem Immobilienmarkt abzuschätzen. Für eine Überschlagsberechnung des Umsatzes in einigen ausgesuchten Jahren können reine Durchschnittswerte unter Außerachtlassung der unterschiedlichen Hauspreise in verschiedenen Stadtgebieten als Berechnungsgrundlage verwendet werden^{51a}. Ich rechne in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts je Immobilie 150 m.l. und je Anteilsgeschäft 50 m.l.⁵². Ziehen wir als erstes Beispiel das Jahr 1337 mit 144 Käufen ganzer Häuser und 16 Anteilsgeschäften heran, ergibt unsere Rechnung 22.400 m.l. Im gleichen Jahr wurde nach den Untersuchungen von A. v. Brandt auf dem Rentenmarkt der Stadt mit 25.310,5 m.l. der zweithöchste Umsatz der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erzielt⁵³. Hinzu kommen noch 1.738 m. 10 s., die in insgesamt 26 Verpfändungen aufgenommen worden sind⁵⁴. Insgesamt wurde 1337 also in Zusammenhang mit Häusern und Grundstücken ein Kapitel von 49.449 m. 2 s. direkt umgeschlagen. Fünf Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit betrafen Immobilien im angesetzten Wert von zusätzlich 750 m.l., mithin insgesamt 50.200 m.l.

Zum Vergleich: Im Jahre 1376 belief sich das versteuerte Gesamtvermögen der Mitglieder von acht Lübecker Ämtern (Fischer, Knochenhauer, Bäcker, Schuhmacher, Schmiede, Schneider, Goldschmiede und Pelzer/Kürschner), insgesamt über 600 Personen und damit etwas weniger als die Hälfte der von A. v. Brandt angenommenen 1.350 Amtsmeister⁵⁵, auf 46.564 m. 8 s.⁵⁶. Unter Einbeziehung der Inflationsrate von ca. 30%

^{51a} Untersuchungen zu einigen ausgesuchten Jahren zwischen 1315 u. 1600 zeigten, daß die veräußerten Häuser jeweils über die ganze Stadt verstreut lagen – wenn auch mit wechselnden lokalen Schwerpunkten (noch nicht publiziert).

⁵² Der Mittelwert von 19 im 14. Jahrhundert überlieferten Hauspreisen für insgesamt 6.688 m.l. beläuft sich auf 362,5 m.l.; da aber zwei Drittel der Häuser minderen Werts waren und preisdrückende Belastungen mit einkalkuliert werden müssen, scheinen mir 150 m.l. pro Haus im Durchschnitt gerechtfertigt zu sein. – Vor Jahren habe ich für eine *domus* in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einen Durchschnittswert von 240 m.l. angegeben und bin dabei weitgehend den Ansichten v. Brandts gefolgt (Hammel, Vermögensverhältnisse, wie Anm. 29, 44). Bei Backhäusern konnte ich nur für das Jahr 1376 eine durchschnittliche Verschuldung von 76 m.l. berechnen (ebd., 45). Zum Verhältnis zwischen dem ‚Wert‘ eines Hauses und dem wegen darauf liegender Renten oder sonstiger Belastungen beim Kauf nur noch zu zahlenden Barbetrages s. Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 142 Anm. 96.

⁵³ V. Brandt, Rentenmarkt (wie Anm. 5), 44.

⁵⁴ Nach den Niederstadtbuch-Regesten 1325–1363 von J. Reetz (AHL Hs. 1086 b). Im Jahr 1337 wurden 27 Immobilien verpfändet, in einem Eintrag fehlt die Verpfändungssumme. Die durchschnittliche Belastung betrug 66 m. 14 s., die Spannweite streute von 15 m. d. (NStB 328, 3) bis 300 m.d. (NStB 327, 1). – S. dazu unten S. 74 und Abb. 2. S. 72.

⁵⁵ V. Brandt, Knochenhaueraufstände (wie Anm. 44), 134; ders., Gesellschaftliche Struktur (wie Anm. 48), 222. – S. auch Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 130.

⁵⁶ Berechnet nach Urkundenbuch der Stadt Lübeck (im folgenden UBStL) IV nr. 326, S. 357 (Schoßleistung mehrerer Ämter i.J. 1376). Die Mitgliederzahlen der dort genannten Ämter nach v. Brandt, Knochenhauer (wie Anm. 44), 133 ff., u. F. Rörig, Der Markt von Lübeck. Topographisch-statistische Untersuchungen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte,

zwischen 1337 und 1376⁵⁷ kann also festgehalten werden, daß 1337 weit- aus mehr Kapital in Immobilien bewegt wurde, als das gesamte Vermögen der genannten entweder sehr mitgliederstarken oder relativ vermögenden Ämter (Bäcker, Goldschmiede, Fleischer) betrug⁵⁸.

Ein zweites Beispiel: Nach den Pfundzollregistern betrug der Wert der Lübeck passierenden Handelswaren im Jahre 1368 546.000 m.l.⁵⁹. Der Umschlag am Häusermarkt betraf im selben Jahr Käufe von 111 ganzen und 12 Anteilobjekten, sowie 25 Verluste von ganzen Häusern und einen Verlust eines Anteils. Unter Einbeziehung einer Inflationsrate von ca. 25% zwischen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und 1368⁶⁰ hätte diesen Objekten ein Kapitalwert von ca. 26.300 m.l. entsprochen. Dies ist etwa 1/20 des o.g. Wertes der Handelswaren. Das gleiche Verhältnis zwischen Verkäufen und Verlusten einerseits und Rentengeschäften und Verpfändungen andererseits wie 1337 vorausgesetzt, bedeutete dies, daß im Zusammenhang mit dem Immobilienmarkt Kapitalien umgesetzt worden wären, die 1/10 des Wertes des gesamten Warenverkehrs ausmachten, der in diesem Jahr durch Lübeck lief.

Für das 15. Jahrhundert bietet die Quellenlage zwar bessere Möglichkeiten zur Einbindung des auf dem Immobilienmarkt umgesetzten Kapitals, dafür fehlen jedoch die Angaben über Rentengeschäfte und Verpfändungen. Aus dem Jahr 1460/61 liegt die Schoßeinnahme vor, sowie die Anzahl der Schossenden und die Höhe der einzelnen Schoßzahlungen. Als Preis für eine *domus* setze ich im Jahre 1460 250 m.l.⁶¹, für den Kauf eines An-

in: ders., Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hrsg. v. P. Kaegbein, 2. durchgesehene und ergänzte Auflage, Wien/Köln/Graz 1971, 36–133, 77f. (zuerst in: Lübsche Forschungen, Lübeck 1921, 157–253; auch andernorts). – Die Schoßsumme belief sich auf 485 m. 9 d., der Schoßsatz betrug 4 Pfennige von der Mark Silber, wobei die Mark Silber die Rechnungseinheit für 2 Mark Pfennige war; dazu J. Hartwig, Der Lübecker Schoß bis zur Reformationszeit, Leipzig 1903 (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Bd. 21, H. 6), 110f.

⁵⁷ Die Kaufkraft der m.l. verringerte sich zwischen 1337 und 1376 von (umgerechnet) 115 RM (Reichsmark, Stand 1939) auf 80 RM; E. Waschinski, Währung, Preisentwicklung und Kaufkraft des Geldes in Schleswig-Holstein 1226–1864. Teil 1, Neumünster 1952 (Quellen u. Forschungen z. Gesch. Schleswig-Holsteins. Bd. 26), Tab. S. 197.

⁵⁸ Die Durchschnittsvermögen der genannten Ämter bei Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 139f. – Zur Vermögensverteilung auch v. Brandt, Gesellschaftliche Struktur (wie Anm. 48), 234f.

⁵⁹ G. Lechner, Die hansischen Pfundzollisten des Jahres 1368, Lübeck 1935 (Quellen u. Darstellungen z. hansischen Gesch. N.F. Bd. 10), 46, 407ff.

⁶⁰ S. Anm. 57 u. ebd., 196.

⁶¹ Die Kaufkraft der m.l. sank zwischen 1401–1450 und 1451–1480 um 58,7% (Waschinski, Währung, wie Anm. 57, Tab. S. 197). Zusammen mit den aus dem 15. Jahrhundert überlieferten Preisen würde dies eine Verdoppelung des Hauspreises gegenüber 1337 rechtfertigen. Da im gleichen Zeitraum jedoch die Belastungen der Häuser ähnlich wie in Hamburg angestiegen sein werden (dort stieg die durchschnittliche Belastung, gemessen am Wert der Häuser, von 7,3% zwischen 1331 und 1350 auf über 50% in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; H.-P. Baum/R. Sprandel, Zur Wirtschaftsentwicklung im spätmittelalterlichen Hamburg, in: VSWG 59, 1972, 473–488, 478), sollen 250 m.l. genügen. Der hypothetische Charakter überwiegt ohnehin.

teils 80 m.l. 90 Käufe und der Kauf eines Anteils ergeben zusammen 22.580 m.l., eine Summe, die nominal derjenigen des Jahres 1337 entspricht. Hinzu kommen noch 27 Verluste eines ganzen Hauses und der Verlust eines Anteils, zusammen 6.830 m.l., so daß Immobilien im Wert von rund 30.000 m.l. (29.330) die Eigentümer wechselten. Das versteuerte Gesamtvermögen der Lübecker Bürger und Einwohner belief sich 1460/61 auf 1.980.769 m.l.⁶². Der Umsatz des Immobilienmarktes betrug also 1,5% des versteuerten Gesamtvermögens. Setzen wir das gleiche Verhältnis zwischen Verkäufen und Verlusten einerseits und Rentengeschäften und Verpfändungen andererseits voraus wie im Jahre 1337, so bedeutete dies, daß rund 3% des versteuerten Gesamtvermögens im Zusammenhang mit innerstädtischen Immobilien in Bewegung waren.

Seit 1530/31 sind für die folgenden etwa 200 Jahre Schoßeinnahmen nur noch vereinzelt überliefert (s. Abb. 8). Da der Steuersatz nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, erübrigen sich weitere Berechnungen. Wir können jedoch festhalten, daß auf dem Immobilienmarkt der Stadt Lübeck Jahr für Jahr beträchtliche Werte durch Verkauf und Verlust wegen Zahlungsunfähigkeit die Eigentümer wechselten. Die Berechnungsgrundlagen sind – das habe ich deutlich hervorgehoben – unsicher. Sie erlauben jedoch, den Häusermarkt in Relationen zur vorhandenen wirtschaftlichen Substanz zu setzen.

Nachdem nun (abgesehen von der Wirtschaftskonjunktur) die wesentlichen Faktoren, die auf den Immobilienmarkt Einfluß gehabt haben könnten, bzw. mit ihm in Wechselwirkung standen, umrissen worden sind –

⁶² Berechnung: Der Ertrag des Schosses betrug 3.000 m.l.; Hartwig, Schoß (wie Anm. 56), 192. Von der Gesamtsumme muß jedoch der Vorschoß abgezogen werden. 1460/61 kann höchstens die Hälfte der Steuerzahler den Vorschoß in Höhe von 4 s. beglichen haben, nämlich die, die eine Gesamtsteuersumme über 4 s. zahlten (Hartwig, 96). Nach Hartwig, 102, lassen sich überschlägig rund 1.600 Vorschoßzahler im Jahre 1403 errechnen. Rechnen wir aufgrund der Bevölkerungszunahme 60 Jahre später 100 Vorschoßzahler mehr, ergibt sich eine Summe von $1.700 \times 4 \text{ s.} = 6.800 \text{ s.} = 425 \text{ m.l.}$ Vorschoß, so daß 2.575 m.l. an eigentlichem Schoß errechnet werden können. Der Steuersatz betrug 1,3 Promille (Hartwig, 112; 1 d. von 2 m.a. [Mark Silber] bzw. 4 m.d.), so daß sich ein versteuertes Gesamtvermögen von 1.980.769 m.l. (Steuerehrlichkeit vorausgesetzt) ergibt. Davon brachten 3.444 Steuerzahler, die zwischen 1 m.l. und 1 d. Schoß zahlten, 20.017 s. oder 1.251 m.l. an direkten Steuern auf, so daß auf die 832 Steuerzahler, die entweder geheim (820) oder irgendeinen Betrag über 1 Mark (12) schoßten, 1.324 m.l. entfallen wären, die damit 1.018.461 m.l. oder 51% des Gesamtvermögens versteuert hätten. 19,5% der Steuerzahler versteuerten somit 51% des Gesamtvermögens, was in dieser Gruppe wiederum ein durchschnittliches Vermögen von 1.224 m.l. pro Steuerzahler ausmacht und mit der Untergrenze von 768 m.l. übereinstimmt, die gefordert war, um geheim schossen zu dürfen. – Die Höhe der einzelnen Steuersummen nach den Tabellen bei Hartwig 202 f.; s. auch Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 138 f. – Da Hartwig in seinen Tabellen keine exakten Steuersummen angibt, sondern nur – wenn auch enge – Spannen (z.B. 6–7 d., 3–4 s. 6–7 s. usw.), ergibt sich eine rechnerische Ungenauigkeit, da ich die Summe der Steuerzahler stets mit dem Mittelwert der Steuersummen also 5,5 d., 3,5 s., 6,5s. multipliziert habe.

rechtliche Verfügungsfreiheit, wirtschaftliche Einsetzbarkeit, Wertschätzung, Bevölkerungszahl, Anzahl der vorhandenen Objekte, Hauspreise und annähernde Umsatzstärke, – nachdem auch methodische Überlegungen zu den Teilmärkten sowie zu den herangezogenen Veräußerungsarten angestellt worden sind, können wir uns nunmehr der Interpretation der Immobilienmarktkurve zuwenden. Wir beginnen mit ihrer Beschreibung.

V

Beschreibung der Häusermarktkurve und erste Einbindung in die wirtschaftskonjunkturelle Entwicklung Europas im Untersuchungszeitraum.

Der steile Anstieg in den ersten Jahren der Immobilienmarktkurve ist überlieferungsbedingt. Er indiziert bis in die 90er Jahre des 13. Jahrhunderts hinein noch nicht die wirtschaftliche Entwicklung, sondern eher die Gewöhnung an die neue Dokumentationsform des Oberstadtbooks. Vermutlich sind bis zur Jahrhundertwende auch freiwillige Übereignungen noch nicht vollständig eingetragen worden. Zwischen 1300 und 1310 scheint jedoch Vollständigkeit eingetreten zu sein⁶³. Auch die Anzahl der (Ver-)Käufe legt dies nahe. Ihre Kurve hat im 14. Jahrhundert die Form von fünf Zyklen mit kontinuierlich kürzer werdenden Schwingungslängen (1300–1325: 25 Jahre; 1325–1344: 19 Jahre; 1344–1362: 18 Jahre; 1362–1381/84: 19/22 Jahre; 1381/84–1396: 15/11 Jahre). Ihre Gipfelpunkte erreichten zwischen 160 und 170 Verkäufe pro Jahr (1309: 167; 1337: 160; 1356: 170 [hochgerechnet!]; 1372: 170; 1388: 164), die unteren Umkehrpunkte lagen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wesentlich tiefer als in der zweiten (vor 1300: entfällt aus quellenkritischen Gründen; 1325: 78; 1344: 75; 1350: 66; zum Vergleich: 1362: 100). Zwischen 1351 und 1400 unterschritt die Anzahl der jährlich ver- bzw. gekauften Immobilien (ganze Objekte und Anteile zusammen) in nur drei Jahren knapp das Hundert (1381: 99; 1384 [!]: 96; 1396: 97)⁶⁴.

Die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit können erst seit Beginn der 20er Jahre des 14. Jahrhunderts in die Untersuchung mit einbezogen werden. Seit dieser Zeit wurde die gerichtliche Verfolgung durch den Gläubiger, wie es scheint, fast regelmäßig, in das Oberstadtbuch eingetragen⁶⁵. Zwischen 1320 und 1372/73 verhielt sich die Häufigkeit der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit gegenläufig zur Anzahl der (Ver-)Käufe. Die Gip-

⁶³ S. o. 53 mit Anm. 41.

⁶⁴ In dem 10 Jahre kürzeren Zeitraum zwischen 1310 und 1350 war das Hundert in 12 Jahren unterschritten worden. Bis zum Einbruch der Kurve der (Ver-)Käufe nach 1425 wurde die Hundert-Grenze noch in vier weiteren Jahren unterschritten: 1405: 92; 1416: 92; 1420: 97; 1422: 96.

⁶⁵ S. o. Anm. 18.

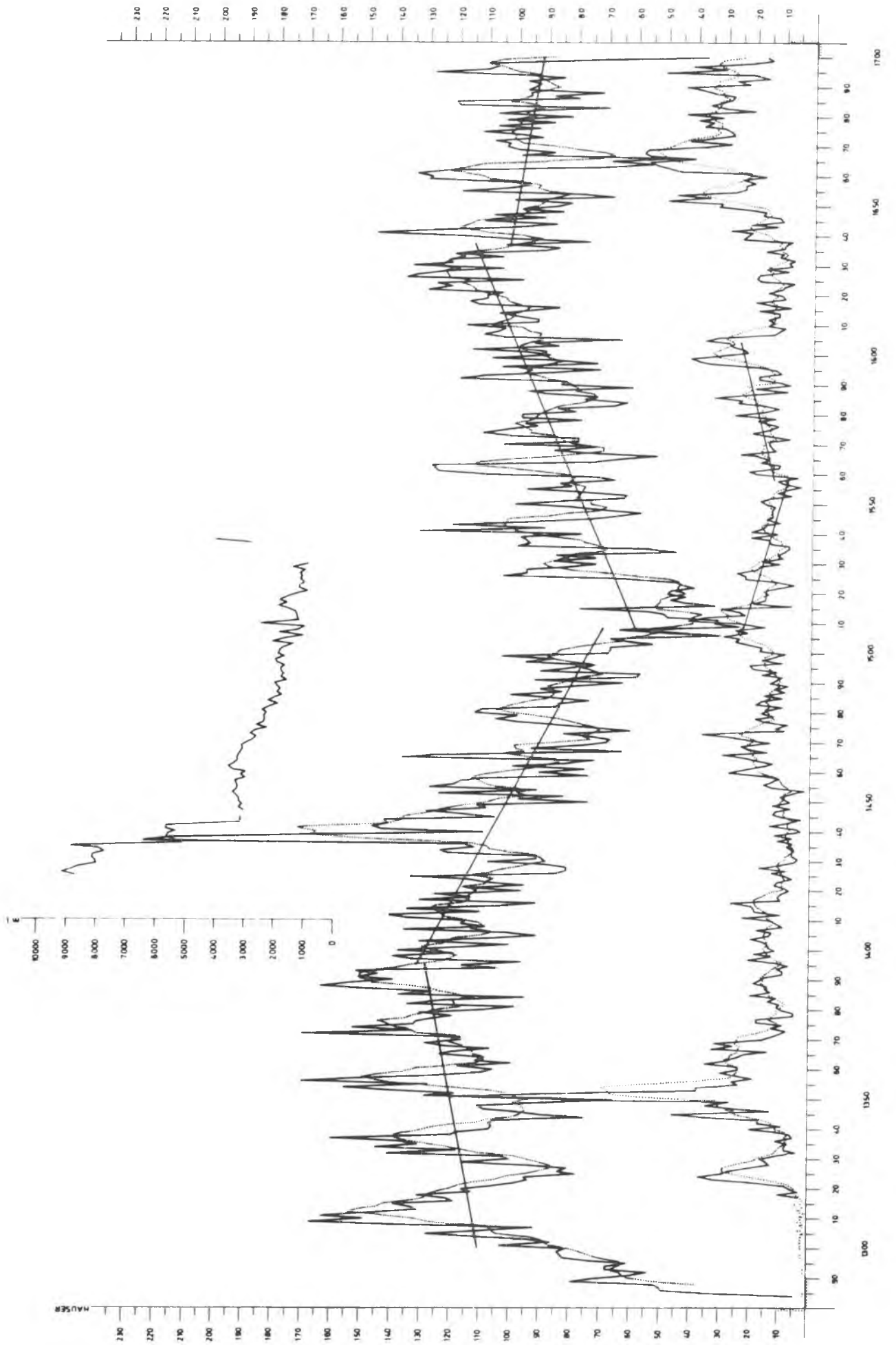
fel ihrer Kurve lagen 1324 mit 37 Verlusten (Tiefpunkt der (Ver-)Käufe: 1325), 1345 mit 46 Verlusten (Tiefpunkt der (Ver-)Käufe: 1344), 1351 mit 120 Verlusten (Tiefpunkt (Ver-)Käufe: 1350), 1362 mit 35 Verlusten (Tiefpunkt (Ver-)Käufe: 1362)⁶⁶. Die wenigsten Häuser gingen 1332 (4), 1337 (5) [!] und 1338 (6) verloren. Die Gegenläufigkeit zwischen 1351/52 und 1372/73 ist nicht auf den ersten Blick zu erkennen, da die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit aufgrund der wirtschaftlichen Auswirkungen der Pestepidemie von 1349/50 sich bis 1362 auf hohem Niveau befanden und der 1363 beginnende wirtschaftliche Aufschwung von der Pestepidemie 1367 jäh unterbrochen wurde (Rückgang der Verkäufe, Anstieg der Verluste von 14 (1366) auf 33). Im letzten Viertel des Jahrhunderts verliert sich das strenge Aufeinanderbezogenensein beider Kurven, wobei der lineare Trend beider Kurven jedoch einen gleichartigen Verlauf zwischen 1370 und 1396 indiziert: (Ver-)Käufe – 0,07; Verluste: 0,00!⁶⁷. Auf den Kurvenverlauf bezogen steht nun aber der enger werdenden Zyklus der (Ver-)Käufe die überaus unregelmäßig verlaufende Kurve der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit gegenüber.

Diese Entwicklung, die bis 1429 andauerte, wurde von einem kontinuierlichen Sinken der Zahl an Anteilskäufen begleitet, deren Anzahl von einem jährlichen Durchschnitt von 17,7 im 14. Jahrhundert (1315–1399) in den Jahren zwischen 1415 und 1429 auf 2,4 pro Jahr sank, den Durchschnittswert, den sie im ganzen 15. Jahrhundert behalten sollte. Im gleichen Zeitraum begann der Trend der Kurve der (Ver-)Käufe, der zwischen 1370 und 1396 mit - 0,07 eher stagnierte, umzuschlagen: er fiel seit 1396 mit - 0,76 steil ab (Tab. II S. 66).

Seit 1430 zeigte sich eine neue Form des aufeinander Bezogenenseins von Verlusten und (Ver-)Käufen. Es ist keine (relativ) genaue Gegenläufigkeit mehr zu beobachten, bei der dem Ansteigen der Käufe ein Sinken der

⁶⁶ Für die Zeit zwischen 1320 und 1346 läßt sich die Korrelation auch statistisch nachweisen: es liegt eine negative Korrelation von $r = -0,7144$ vor ($r = -1$ bedeutete absolute Gegenläufigkeit). – Der Eintragungszeitpunkt der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit unterlag im Untersuchungszeitraum Veränderungen. Während bis 1455 hauptsächlich die ‚Verfolgung‘ (die *besate*) des immobilien Gutes des Schuldners eingetragen wurde, die – wiederum im statistischen Durchschnitt gesehen – in dasselbe Jahr fiel wie die Feststellung der Zahlungsunfähigkeit, findet sich nach der Umstellung der Buchsprache ins Mittelniederdeutsche fast nur noch die Einwältigung des Gläubigers vor Gericht eingetragen. Diese erfolgte aber erst nach Jahr und Tag, so daß Inskriptionen dieser Art nicht mehr das Jahr der Zahlungsunfähigkeit, sondern das darauf folgende angeben. Bei der Interpretation des Verhältnisses von (Ver-)Käufen zu Verlusten muß dies beachtet werden. – Zum Zeitpunkt der Eintragung Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 104 ff.

⁶⁷ Die Zentrale Datenverarbeitung der Hansestadt Lübeck, die freilich nur für Aufgaben aus dem Bereich der kommunalen Verwaltung ausgerüstet ist, besitzt kein Statistik-Programm, mit deren Hilfe sich der lineare Trend oder gar andere Trendfunktionen berechnen ließen. Ich danke daher Herrn Karlheinz Warnke, der mir ein Programm für die Berechnung des linearen Trends schrieb und mir auch die dazugehörige ‚Hardware‘ (Taschenrechner!) überließ; s. auch Tab. II S. 66 u. Abb. 1.



Verluste entsprochen hätte (und umgekehrt), sondern es folgen vier Phasen von 20 bis 25 Jahren Länge, die von relativ einheitlichen jährlichen Verlustziffern geprägt waren, zu deren durchschnittlicher Höhe die Anzahl der Käufe bzw. der Verlauf der Verkaufskurve in einem ökonomisch begründbaren Zusammenhang stand⁶⁸.

In der ersten Phase zwischen 1430 und 1454 sanken die Verluste auf 7,7 im jährlichen Durchschnitt⁶⁹. Im gleichen Zeitraum zeigen die (Ver-)Käufe den letzten deutlich ausgeprägten Zyklus. Sie stiegen von 108 (1430) auf 224 im Gipfeljahr des gesamten Untersuchungszeitraums 1437 und fielen bis 1454 auf 92 zurück. Ihr jährlicher Durchschnitt betrug 124,8. Dennoch verlief der Trend, wenn auch auf hohem Niveau (s. Tab. II B), negativ (- 1,20).

Im Zeitraum von 1455 bis 1474 beliefen sich die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit auf 19,7, etwa das Zweieinhalbfache der durchschnittlichen Verluste im vorangegangenen Zeitabschnitt. Die Kurve der (Ver-)Käufe zeigt nun das für spätmittelalterliche Wirtschaftskurven typische Bild kurzfristiger Ausschläge mit erheblichen Unterschieden in der Amplitude. Der jährliche Durchschnitt der (Ver-)Käufe betrug 91,5 bei sinkender Tendenz. Der lineare Trend zeigt für diese Zeit einen Wert von - 2,37 und damit den steilsten Abfall im Untersuchungszeitraum. Von nun an sollte am Immobilienmarkt die Zahl der (Ver-)Käufe das Hundert nur noch zwischen 1615–1638 überschreiten.

Obleich die durchschnittliche Anzahl der (Ver-)Käufe pro Jahr im folgenden Zeitraum von 1475–1500 auf 86,7 sank, ging auch die Anzahl der Verluste um rund 30% auf einen jährlichen Durchschnitt von 13,7 zurück. Die steile Abwärtsbewegung der Kurve der (Ver-)Käufe der vorangegangenen Jahre wurde gemildert, aber der Trend blieb weiterhin negativ (- 0,63).

Die Jahre zwischen 1501 und 1523 waren für die Lübecker Wirtschaft die säkulare Depressionsphase. Der jährliche Durchschnitt an (Ver-)Käufen sank auf 49,3 Objekte, derjenige der Verluste stieg auf 21,4. Die Kurve der Verluste näherte sich dabei wieder einer zyklischen Form an. Der Tiefpunkt der Käufe lag im Jahre 1509 (25), der Gipfelpunkt der Verluste im

⁶⁸ Auch in den Phasen, in denen keine zyklische Bewegung zu beobachten ist, gibt es selbstverständlich nach wie vor direkte Entsprechungen zwischen Verlusten und (Ver-)Käufen. Zum Beispiel erreichten die Verluste 1473 mit 37 Objekten ihren Gipfelpunkt während der zweiten Phase des 15. Jahrhunderts, der Tiefpunkt der (Ver-)Käufe lag mit 61 Objekten im folgenden Jahr 1474. Die Angaben ließen sich ohne Mühe vermehren.

⁶⁹ Die Zahl der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit hatte bislang nur während der Hochphase des zweiten Zyklus im 14. Jahrhundert (1325–1344) von 1331–1339 unter 10 gelegen; damals betrug der jährliche Durchschnitt 7,9. Die Verluste sollten nur noch einmal in den Jahren zwischen 1553–59 unter 10 auf durchschnittlich 8,3 Verluste fallen.

Abb. 1: Die Lübecker Immobilienmarktkurve 1284–1700. Der lineare Trend. – Obere Kurve: (Ver-)Käufe. – Untere Kurve: Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit.

Jahr 1511, wobei sie mit 42 die Anzahl der im selben Jahr getätigten (Ver-)Käufe (32) übertrafen. Eine vergleichbare Situation hatte es nur im Jahre 1350 gegeben, als 80 Verlusten nur 66 (Ver-)Käufe gegenüberstanden.

Nach 1523 verlieren sich für fast 100 Jahre alle Regelmäßigkeiten. Über längere Zeiträume hinweg sind kaum Entsprechungen zwischen (Ver-)Käufen und Verlusten auszumachen. Der Trend der (Ver-)Käufe ging scheinbar unberührt von den Bewegungen bei den Verlusten bis 1638 nach oben (1509–1638: + 0,42; s. auch Tab. II B). Auch dem enormen Anstieg der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit an der Wende zum 17. Jahrhundert (1595–1608), die zu einem jährlichen Durchschnitt von 27,1 führten, entsprach keine vergleichbare Bewegung bei den (Ver-)Käufen. Die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit blieben insgesamt gesehen bis 1609 im jährlichen Durchschnitt zwischen 10 und 20, bei steigender Tendenz seit 1560. Nur von 1554–50 sanken sie unter 10.

Tabelle II: Der lineare Trend

Käufe			Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit		
Zeitraum	b	a	Zeitraum	b	a
<i>A Lange Zeiträume</i>					
1300–1396:	+0,19	110,80			
1396–1509:	–0,54	131,67			
1509–1638:	+0,42	59,77	1509–1559:	–0,28	22,90
1638–1700:	–0,17	102,45	1559–1609:	+0,23	13,38
<i>B Kürzere Zeitspannen</i>					
1370–1396:	–0,07	131,98	...	±0,00	12,13
1396–1430:	–0,76	125,83	...	–0,17	16,65
1430–1455:	–1,20	138,54	...	–	–
1455–1475:	–2,37	113,97	...	+0,29	16,13
1475–1500:	–0,63	94,56	...	–0,01	13,78
1500–1523:	–0,81	59,46	...	–	–
1523–1566:	+0,32	76,65	1509–1559:	–0,28	22,90
1566–1605:	+0,21	83,23	1559–1609:	+0,23	13,38
1605–1638:	+0,34	102,26	1609–1638:	–0,11	14,47
1638–1668:	–0,70	108,39	1638–1671:	+1,01	14,73
1668–1700:	–0,33	101,25	1671–1700:	–0,32	36,30

a = Anfangspunkt der Trendgerade (= errechnete Anzahl der Käufe bzw. Verluste im ersten Jahr der Reihe)

b = Neigung (= Zuwachs oder Abnahme an Objekten pro Jahr)

Im weiteren 17. Jahrhundert erhielten die beiden Kurven wieder eine Verlaufsform, die der des 15. Jahrhunderts nahekam. In der Prosperitätssphase von 1609–1638 (die bei den Käufen bereits 1605 einsetzte) entsprach relativ wenigen Verlusten (jährlicher Durchschnitt 12,8; Trend - 0,7) bei den (Ver-)Käufen ein positiver Trend von + 0,34 bei einem jährlichen Durchschnitt von 108.

Von 1639 an schloß sich bis zum Ende des Jahrhunderts eine Depressionsphase an. Die Zahl der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit stieg in drei unmittelbar aufeinanderfolgenden Zyklen (1639–1645, 1646–1660, 1661–1671) bis zu ihrem Höhepunkt im Jahre 1668 und blieb danach bis 1700 auf einem jährlichen Durchschnitt von 31,6 Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit stehen.

Diese erste Beschreibung der beiden Kurven (Verkäufe und Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit) zeigt aufgrund von deren Verlauf und ihrer wechselseitigen Bezüge, daß die Gesamtkonjunktur Lübecks der gesamteuropäischen Wirtschaftsentwicklung folgte (Ebene A), daß zum zweiten innerhalb dieser europäischen Rahmenentwicklung auf der nächsten Ebene spezifisch nordmitteleuropäische Phasen auszumachen sind (Ebene B), die durch spezifisch lübeckische Entwicklungen ergänzt werden (Ebene C) und – das sei der Vollständigkeit halber vermerkt –, welche letztere bei entsprechender Quellengrundlage wohl in die Konjunkturen verschiedener Lübecker Binnenmärkte aufgegliedert werden können (Ebene D).

Der gesamteuropäischen Wirtschaftsentwicklung (Ebene A)⁷⁰ entspricht die Lübecker Immobilienmarktkurve spätestens seit 1349/50. Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gibt es zu wenig serielle Daten, als

⁷⁰ Zur gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in Europa zwischen 1350–1650 H. Kellenbenz, *Wirtschaft und Gesellschaft Europas 1350–1650*, in: H. Kellenbenz (Hrsg.), *Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom ausgehenden Mittelalter bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 1986 (Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 3), 351 ff., 360 ff. – Vgl. auch die einschlägigen Passagen in C.M. Cipolla/K. Borchardt (Hrsg.), *Europäische Wirtschaftsgeschichte Bd. 1: Mittelalter u. Bd. 2: Sechzehntes und siebzehntes Jahrhundert*, Stuttgart/New York 1978, 1979 (The Fontana Economic History of Europe). – Für das späte Mittelalter s. W. Rösener, *Krisen und Konjunkturen der Wirtschaft im spätmittelalterlichen Deutschland*, in: F. Seibt/W. Eberhard (Hrsg.), *Europa 1400. Die Krise des Spätmittelalters*, Stuttgart 1984, 24–38. – W. Abel, *Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft*, Stuttgart/New York 1980 (Quellen u. Forsch. z. Agrargesch. Bd. 32). – Für das 17. Jahrhundert P. Kriedte, *Spätfeudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1980. – Zur Diskussion über wirtschaftliche Wechsellagen s. K. Borchardt, *Trend, Zyklus, Strukturbrüche, Zufälle: Was bestimmt die deutsche Wirtschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert?*, in: *VSWG* 64, 1977, 145–178. – R.H. Tilly, *Renaissance der Konjunkturgegeschichte?*, in: *Geschichte u. Gesellschaft* 6, 1980, 243–262. – D. Petzina, „Lange Wellen“ und „Wechsellagen“: Die derzeitige Diskussion, in: D. Petzina/G. van Roon (Hrsg.), *Konjunktur, Krise, Gesellschaft. Wirtschaftliche Wechsellagen und soziale Entwicklungen im 19. u. 20. Jh.*, Stuttgart 1981 (Geschichte u. Gesellschaft, Bochumer Histor. Studien Bd. 25), 9–19. – A. Kleinknecht, *Lange Wellen oder Wechsellagen? Einige methodenkritische Bemerkungen zur Diskussion*, in: ebd., 107–112. – F. Braudel, *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, Bd. III: *Aufbruch zur Weltwirtschaft*, München 1986, 73–92.

daß der Verlauf der damals vermutlich regional zersplitterten europäischen Wirtschaft rekonstruiert werden könnte. Die Folgen der ersten Pestepidemie aber liegen klar zutage. Die Kapitalanlagen (Käufe) blieben – entsprechend dem Sachverhalt, daß Pestepidemien nicht zur Zerstörung von Wirtschaftsgütern führten, sondern eher zu deren Akkumulation – in der Höhe, in der sie sich auch vor der Epidemie befunden hatten; nur im Pestjahr selbst (1350) sanken sie auf das Minimum des 14. Jahrhunderts (66). Die Konkurse aber blieben bis Anfang der 70er Jahre auf sehr hohem Niveau⁷¹. Anschließend beobachten wir eine ca. 25jährige Phase, geprägt von einer hohen Zahl von (Ver-)Käufen (bei stagnierendem Trend: - 0,07!) und einer mittleren Anzahl von Verlusten (bei gleichfalls stagnierendem Trend: 0,00!), so daß – zumindest im Verhältnis zur vorangegangenen und zur folgenden Epoche – im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts von einer relativen Prosperität gesprochen werden darf (die „goldene Zeit des städtischen Handwerks“?)^{71a}.

Noch im 14. Jahrhundert (1396) begann die lange Depression des 15. Jahrhunderts, eine wiederum gesamteuropäische Erscheinung, die im nordmitteleuropäischen Raum (Ebene B) und besonders in Lübeck (Ebene C) durch das Eindringen der Engländer und Holländer in den Ostseeraum, durch die auch damit zusammenhängende Umstrukturierung des Handels vom Stapelgut zum *ventegut* noch verstärkt wurde⁷². Der Beginn des Abstiegs zeigt sich in der Immobiliemarktkurve im Verlust der zyklischen Verlaufsform und in der Umkehrung des linearen Trends bei den (Ver-)Käufen sowie in der Zunahme der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit. Der säkulare Abwärtstrend – unterbrochen durch den Aufschwung der 30er Jahre und 40er Jahre, der sich aus jeweils spezifischen Wirkungen der Ebenen B und C aufbaute⁷³ – verschärfte sich seit Mitte der 50er Jahre.

Als in Teilen Europas in den 70er Jahren der wirtschaftliche Wiederauf-

⁷¹ Nach der 1353 eingetretenen ‚Normalisierung‘ belief sich der jährliche Durchschnitt an Verlusten bis 1370 auf 24,6. – Zum Vergleich: 1350: 80 Verluste, 66 (Ver-)Käufe; 1351: 120 Verluste, 129 (Ver-)Käufe; 1352: 73 Verluste, 119 (Ver-)Käufe. Die – wenn auch nur geringfügigen – Unterschiede im Vergleich zu den bei Peters, *Sterben* (wie Anm. 5), Tab. S. 75, angeführten Eigentümerwechselln (1350: 67 Verluste, 69 (Ver-)Käufe; 1351: 129 Verluste, 125 (Ver-)Käufe; 1352: 74 Verluste, 126 (Ver-)Käufe) werden sich erst aufklären lassen, wenn die Originale der Oberstadtbücher wieder zugänglich sein werden.

^{71a} Dazu Rösener, *Krisen und Konjunktoren* (wie Anm. 70), 33 f., 36.

⁷² Ph. Dollinger, *Die Hanse*, Stuttgart ³1981, 251 ff., 367 f. – Zur Umstrukturierung des Handels Stark, *Profit* (wie Anm. 29), 134, s. auch 138 ff. – Vgl. auch M.M. Postan, *The trade of medieval Europe: the North*, in: *Medieval Trade and Finance*, Cambridge 1973, 92–231, 160 ff. – Nach W. von Stromer, *Hartgeld, Kredit und Giralgeld – Zu einer monetären Konjunkturtheorie des Spätmittelalters*, in: *Kongreßdrucksache der 7. Settimana d' Istituto Internazionale di Storia Economica „Francesco Datini“*, Prato 1975, 105–125, 110 f., betraf eine Ende des 14. Jahrhunderts einsetzende Depression (fast) ganz Europa.

⁷³ Dazu u. S. 75 ff., 93 f.

stieg begann⁷⁴, zeigt sich in Lübeck nur eine leichte Mäßigung der Abwärtsbewegung. An der Jahrhundertwende erfolgte schließlich der Abstieg in eine säkulare Depression von ca. 25 Jahren Dauer. Zwar scheinen in diesem Zeitraum einige Gebiete im nördlichen Mitteleuropa (Ebene B) sich noch oder wieder in einer wirtschaftlich ungünstigen Lage befunden zu haben⁷⁵, doch müssen sich in Lübeck mehrere Faktoren gegenseitig ergänzt haben (Ebene C), um eine Depression dieses Ausmaßes zu erreichen.

Das „lange 16. Jahrhundert“ setzte in Lübeck im Vergleich zur mittel- und westeuropäischen Entwicklung zwar verspätet ein (ca. 1525), hielt aber relativ kontinuierlich bis zu dessen Ende in den sogenannten Krisen der 30er Jahre des 17. Jahrhunderts an⁷⁶. Angesichts der recht hohen Zahl an Konkursen, die nur zwischen 1530 und 1560 unter einem jährlichen Durchschnitt von 20 blieben, scheint es jedoch, daß große Teile der Lübecker Bürger und Einwohner an diesem Aufschwung keinen Anteil hatten (Ebene D). Der Aufschwung der (Ver-)Käufe verlangsamte seit 1560, um erst 1605 in eine Prosperitätsphase einzutreten, die bis 1638 andauerte. Die Krise des 17. Jahrhunderts (Ebene A) traf Lübeck mit großer Härte. Allein die zweite Hälfte der 50er Jahre brachte nochmals eine Erholung und auch zum Ende des Jahrhunderts sehen wir wieder eine Zunahme der Kapitalanlagen (Käufe), die jedoch ebenfalls von einer Zunahme der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit seit Beginn der 90er Jahre begleitet wurde.

Am Ende dieses Abschnittes können wir festhalten, daß die Immobilienmarktkurve Lübecks in ihren großen Zügen der wirtschaftskonjunkturellen Entwicklung in Europa entsprach⁷⁷. Der Zusammenhang von Wirtschaftskonjunktur und Häusermarkt ist somit auf der ersten, der allgemein wirtschaftsgeschichtlichen Ebene belegt.

⁷⁴ H.A. Miskimin, *The Economy of Early Renaissance Europe 1300–1460*, Englewood Cliffs, N.J. 1969, 95 f., 129 ff. – Kellenbenz, *Wirtschaft* (wie Anm. 70), 351 („seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert“). – H. van der Wee, *The Growth of the Antwerp Market and the European Economy (fourteenth-sixteenth centuries)*, 3 Bde., The Hague 1963, Bd. II: *Interpretation*, 314 ff. – Nach W. v. Stromer, *Hartgeld* (wie Anm. 72), 111 ff., setzte die Tendenzwende bereits in den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts ein. – Vgl. den Umsatzanstieg auf dem Hamburger Rentenmarkt 1471–1490/94; K.-J. Lorenzen-Schmidt, *Umfang und Dynamik des Hamburger Rentenmarktes zwischen 1471 und 1570*, in: *ZVHG* 65, 1979, 21–52, 47 Abb. 1.

⁷⁵ Abstieg am Hamburger Rentenmarkt, Lorenzen-Schmidt (wie Anm. 74). – Rückschlag der schwedischen Kupferproduktion zu Beginn des 16. Jahrhunderts F. Irsigler, *Hansischer Kupferhandel im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, in: *HGbl* 97, 1979, 15–35, 32 f. – Zu den ‚Wendepunkten‘ wirtschaftlicher Entwicklung in Köln 1510/11 und in Schleswig-Holstein 1512/13, E. Westermann, *Zur weiteren Erforschung kommerzialisierter Agrargesellschaften Mitteleuropas und ihrer Konflikte im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts*, in: *Studia Historiae Oeconomicae*, 15, 1980, Poznan 1981, 161–178, 169.

⁷⁶ Kriedte, *Spätfeudalismus* (wie Anm. 70), 79 ff.

⁷⁷ S. vor allem die Übereinstimmung mit den langfristigen Zyklen der europäischen Wirt-

VI

Vergleich der Häusermarktkurve mit anderen seriellen Quellen zur wirtschaftlichen Entwicklung Lübecks

Nun gilt es, auf den Ebenen B und C die Immobilienmarktkurve Lübecks als Indikator für die individuellen wirtschaftlichen Wechsellagen der Stadt (C) auf der Grundlage der nordmitteleuropäischen Entwicklung (B) zu erweisen. Zu diesem Zweck wird der Verlauf des Häusermarkts mit anderen konjunkturanzeigenden seriellen Überlieferungen zur Lübecker Wirtschaftsgeschichte verglichen. Da nur wenige serielle Quellen dieser Art überliefert sind, werden im folgenden auch Überlieferungen aus Bereichen der Lübecker Wirtschaft herangezogen, die sich nur mittelbar zu dem Häusermarkt in Beziehung setzen lassen.

Da der Kauf von Immobilien eine Form der Anlage vom erwirtschafteten Profit war, haben Quellen den höchsten Vergleichswert, die uns gleichfalls Kapitalanlagen oder gar Kapitalinvestitionen überliefern oder über die Entwicklung von Vermögen in einer Zeitspanne Auskunft geben. Der städtische Rentenmarkt von 1285–1358⁷⁸, die Einnahmen aus der Lastadie (1424–1530) und die Schoßeinnahmen (1424–1530) gehören zu dieser Gruppe hohen Vergleichswertes. Die Einnahmen der Kämmerei aus den Zöllen an der Holstenbrücke und aus dem Stecknitzzoll⁷⁹ spiegeln die Handelskonjunktur. Sie spiegeln allerdings nicht (unmittelbar) die Handelstätigkeit der Lübecker Bürger – diese waren vom Zoll in Lübeck befreit⁸⁰ –, sondern die Warenmenge, die von Ost nach West und von

schaftsentwicklung bei Braudel, *Weltwirtschaft* (wie Anm. 70), 80f. (nach G. Imbert, *Des Mouvements de longue durée* Kondratieff, 1959); „1250 [1350] 1507–1510; 1507–1510 [1650] 1733–1743 [. . .] . . . die erste und die letzte Zeitangabe bezeichnen jeweils den Beginn des Aufschwungs bzw. das Ende des Abschwungs; das mittlere Datum in eckigen Klammern markiert den Hochpunkt, den Wendepunkt, an dem die langfristige Tendenz umschlägt und die Krise beginnt“. Braudel selbst legt den Beginn des ersten Zyklus auf ‚um 1200‘; ebd. – S. auch Rösener, *Krisen und Konjunkturen* (wie Anm. 70), 25.

⁷⁸ Lit. s. Anm. 5.

⁷⁹ Die Einnahmen der Kämmerei aus der Lastadie, dem Schoß, den Zöllen an der Holstenbrücke und aus dem Stecknitzzoll nach den tabellarischen Aufstellungen von Bruns; F. Bruns, *Kämmereirollen 1407–1531* (AHL Hs. 1079). Die Originale sind seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen. – Die Einnahmen der Jahre 1421/24–1430 sind abgedruckt in UBStL VII Nr. 428, S. 410f. – Die in den Kämmereirollen verzeichneten Angaben beziehen sich auf das Rechnungsjahr der städtischen Verwaltung, das an Cathedra Petri (22. Februar) begann und schloß. Bruns hat die Einnahmen dementsprechend immer für 1424/25, 1425/26 usf. verzeichnet. Zur Korrelation mit der Immobilienmarktkurve setze ich immer das erstgenannte Jahr in Vergleich mit den Werten des Immobilienmarktes, da in diesen Teil des Rechnungsjahres der größte Teil der Einnahmen gefallen ist. – Zur Lübecker Kämmerei s. R. Toberg, *Die Lübecker Kämmerei*, in: ZVLGA 15, 1913, 75–109; 229–306, bes. 290ff. – E. Pitz, *Schrift- und Aktenwesen der städtischen Verwaltung im Spätmittelalter*. Köln-Nürnberg-Lübeck. Beitrag zur vergleichenden Städteforschung und zur spätmittelalterlichen Aktenkunde, Köln 1959 (Mitt. a. d. Stadtarchiv v. Köln H. 45), 284–440, 327ff.

⁸⁰ Eine Untersuchung über die Zölle in Lübeck vom 14. bis zum 17. Jahrhundert fehlt. Der

West nach Ost Lübeck an den genannten Zollstellen passierte. Die Zolleinnahmen sind somit ein nur mittelbarer Indikator für den Handelsmarkt Lübecks, denn die Ereignisse, die zu einer großen oder zu einer kleinen Menge durchgeführter Güter führten, mußten nicht zwangsläufig einen großen oder kleinen Umfang des Eigenhandels Lübecker Kaufleute bedeuten. Im Hinblick auf das am Immobilienmarkt angelegte Kapital ist die Überlieferung dieser Quelle außerdem zweifach mittelbar, weil auch Nicht-Kaufleute an dem Immobilienmarkt in großer Zahl teilnahmen.

Für das 16. und 17. Jahrhundert stehen dann nur noch Quellen zur Verfügung, die jeweils nur einen Teilbereich des Lübecker Handels, der Frachtfuhr und der Reederei beleuchten. Den dänischen Pfundzolllisten lassen sich zwischen 1536 und 1657 (mit Lücken) die Sundpassagen Lübecker Schiffe entnehmen⁸¹, im Anschluß überliefern die Spanischen Collekten den Lübecker Schiffs- und Warenverkehr nach der Iberischen Halbinsel⁸². Von 1637/38 bis 1700 liegen fast lückenlos die Zollbücher der Nowgorodfahrer und damit der Wert der Einfuhr russischer Waren nach Lübeck wie auch der Lübecker Ausfuhr nach Rußland vor⁸³. Da diese Quellen jeweils nur Ausschnitte des Lübecker Gesamthandels und -verkehrs erkennen lassen, die zwischen weit weniger als 16% und 23% des Lübecker Handelsvolumens umfaßten⁸⁴, bieten sie nur die Möglichkeit zu bestimmen, ob den von ihnen überlieferten Wechsellagen von Schiffsverkehr und Ausfuhrwerten die Bewegungen des Immobilienmarkts entsprachen oder nicht. Bei Übereinstimmung der Bewegungsabläufe kann eine beide Bereiche prägende Konjunktur vermutet werden⁸⁵, bei Nicht-Übereinstimmung nur die Tatsache an sich festgestellt werden – wobei selbstverständlich Gründe für die Nicht-Übereinstimmung gesucht werden müssen.

Stand der Forschung in J. Hansen, Beiträge zur Geschichte des Getreidehandels und der Getreidepolitik Lübecks (Veröff. z. Gesch. der Freien und Hansestadt Lübeck Bd. 1. H. 1), Lübeck 1912 [!], 39 ff.; dort auch die ältere Literatur.

⁸¹ N.E. Bang, Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Øresund 1497–1660. 1. Teil: Tabeller over Skipsfarten, København 1906. – Fortsetzung: N.E. Bang/K. Korst (Hrsg.), Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Oresund 1661–1783, Bd. III, Teil 1: Tabeller over Skipsfarten, København 1930 (hier nicht ausgewertet).

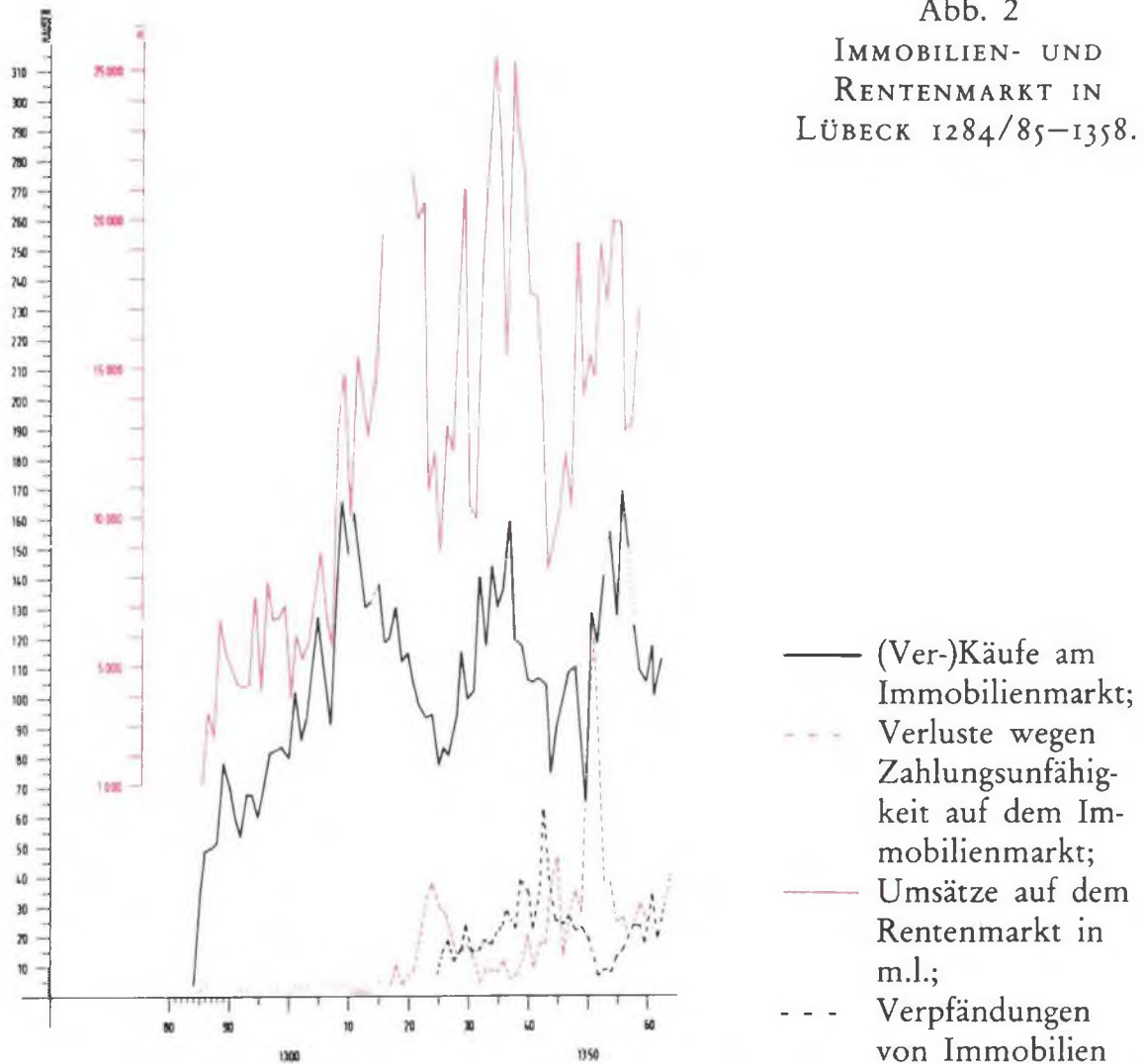
⁸² W. Vogel, Beiträge zur Statistik der deutschen Seeschiffahrt im 17. und 18. Jahrhundert (I), in: HGBll 53, 1928, 110–153, 112 ff.

⁸³ E. Harder(-Gersdorff), Seehandel zwischen Lübeck und Rußland im 17./18. Jahrhundert nach Zollbüchern der Nowgorodfahrer, T. 1 in: ZVLGA 41, 1961, 43–114; T. 2 in: ebd. 42, 1962, 5–53; Zusammenfassung: dies., Handelskonjunktoren und Warenbilanzen im lübeckisch-russischen Seeverkehr des 18. Jahrhunderts, in: VSWG 57, 1970, 15–45. – S. auch E. Harder-Gersdorff, Lübeck und Hamburg im internationalen Handel mit russischem Juchtenleder in der frühen Neuzeit (1650–1710), in: ZVLGA 67, 1987, 91–146.

⁸⁴ S. u. S. 84.

⁸⁵ Vgl. dazu auch E. Harder-Gersdorff, Lübeck, Danzig und Riga. Ein Beitrag zur Frage der Handelskonjunktur im Ostseeraum am Ende des 17. Jahrhunderts, in: HGBll 96, 1978, 106–138, 109, zu allgemeinen Handelskonjunktoren des Ostseeraums, die den Lübecker Handel ebenso wie den Sundverkehr in seinen Schwankungen bestimmten.

Abb. 2
IMMOBILIEN- UND
RENTENMARKT IN
LÜBECK 1284/85–1358.



Die folgenden Abschnitte haben zum Ziel, Entwicklungslinien, die sich aus den soeben beschriebenen seriellen Quellen gewinnen lassen, mit der Häusermarktkurve zu vergleichen. Eine weitergehende Interpretation der z.T. erstmals veröffentlichten Kurven bleibt einer anderen Publikation vorbehalten. Weiter kann es sich im folgenden nicht um einen detaillierten Jahr-für-Jahr-Vergleich handeln, sondern wir müssen uns auf das unbedingt Notwendige beschränken.

Rentenmärkte mittelalterlicher Städte sind in der Forschung als Konjunkturanzeiger anerkannt. Der Lübecker Rentenmarkt ist leider nur für den Zeitraum von 1285 bis 1358 gut aufgearbeitet⁸⁶. Der Vergleich der Immobilienmarktkurve mit der Kurve des in Rentengeschäften jährlich umgesetzten Kapitals zeigt einen eindeutigen Gleichlauf (Abb. 2). Die Häusermarktkurve weist dieselben Großzyklen, aber auch fast die gleichen Kleinzyklen auf wie die Kurve der am Rentenmarkt umgesetzten Kapitalien. Dieselbe Übereinstimmung findet sich auch zwischen der Anzahl der verkauften Immobilien und der Anzahl der abgeschlossenen Rentengeschäfte⁸⁷. Der Im-

⁸⁶ S. Anm. 5.

⁸⁷ Die Kurve der Anzahl der Rentengeschäfte deckt sich teilweise mit der der Immobilienverkäufe (ich habe daher auf eine graphische Darstellung in Abb. 2 verzichtet). In den Auf-

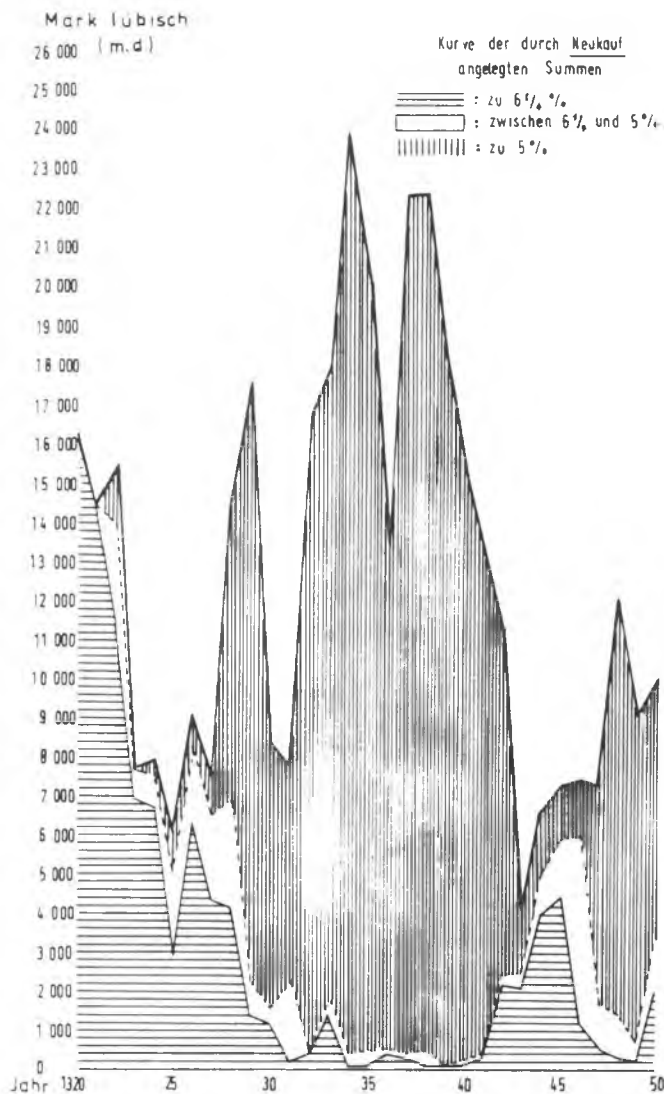


Abb. 3
LÜBECKER RENTENMARKT
1320—1350
Zinssätze der durch Neukauf angelegten Summen. (Nach A. v. Brandt, Rentenmarkt, wie Anm. 5, 41 Tab. II).

mobiliemarkt reagierte folglich zwischen 1290/1300 und 1358 ebenso unmittelbar auf wirtschaftliche Wechsellagen wie der Kreditmarkt.

Der eindeutige Gleichlauf der beiden Kurven wird durch die Entwicklung des Zinssatzes der zwischen 1320 und 1350 im Neukauf von Renten angelegten Summen zusätzlich erhärtet (Abb. 3). Während im Jahre 1320 noch rund 16.000 m.l. zu 6 1/4% angelegt wurden, waren es im Jahre 1331 nur noch knappe 200 m.l. Um 1330 war der fünfprozentige Zinsfuß absolut herrschend. Während der folgenden Zeit der Hochkonjunktur bis 1341 spielten weder der Zinsfuß von 6 1/4% noch der von 5 5/9% eine Rolle. Erst die in unserer Kurve deutlich ausgeprägte Krisenzeit der 40er Jahre des 13. Jahrhunderts zeigt wieder ein Anziehen des Zinssatzes. Zwischen 1341 und 1344 sanken die Kapitalien mit fünfprozentiger Verzin-

schwungjahren zwischen 1325 und 1337 war allerdings die Anzahl der Neurentenkäufe und der Käufe mit Rentenbegründung zusammengenommen höher als die Anzahl der Käufe von Immobilien oder Teilen davon, fiel während des bis 1344/45 dauernden Abstiegs aber hinter diese zurück. Auch im Wiederanstieg nach dem Pestjahr 1350 blieben Neurentenkäufe und Käufe mit Rentenbegründung hinter der Anzahl der Käufe zurück. Das mag jedoch im Zusammenhang mit dem überproportionalen Anstieg der Altrentengeschäfte in diesen Jahren gestanden haben. — Die „Käufe (eines Hauses) mit Begründung einer Rente“ waren nicht so zahlreich, daß ihre Zahl den Verlauf der Häusermarktkurve erklären würde. Nach den

sung von 96% der Gesamtsumme auf 20%. 1344 wurden wieder 66% der gelder zu $6\frac{1}{4}\%$ angelegt, aber 1346 sank der Zinsfuß aufgrund der wirtschaftlichen Erholung für 60% der Gelder auf zunächst $5\frac{5}{9}\%$, bis 1347 schließlich erneut der fünfprozentige Zinssatz vorherrschte (70% der Neurentenkäufe). Im Jahre 1350 machte sich die Pest im neuerlichen Steigen des Zinsfußes bemerkbar⁸⁸. Korrelieren wir diese Werte mit den Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit, so zeigt sich, daß der Zinssatz parallel zu den Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit abnahm und anstieg.

Eine interessante Parallele dazu bietet die Anzahl der Verpfändungen von Immobilien⁸⁹. Ihr Verlauf zeigt, daß Immobilien zum Zwecke der Kapitalaufnahme zwar auch während zinsgünstiger Aufschwungphasen verpfändet wurden, in weitaus überwiegendem Maße aber – dies zeigt die weitgehende Übereinstimmung mit den Bewegungen der Kurve der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit bzw. gar deren Vorwegnahme – um einer drohenden Zahlungsunfähigkeit zuvorzukommen. D.h., daß in erster Linie Gelder aufgenommen wurden, um eine vorausgesehene wirtschaftliche Notlage zu überstehen. Die Bewegung der Pfandkurve seit 1348/49 dürfte dagegen untypisch sein, da die Pest ein normales Wirtschaftsleben verhinderte. In der finanziell angespannten Lage, in der sehr viele Lübecker Bürger während der ersten Jahre nach der Pest gewesen sein müssen, wurden zwar Renten in beträchtlichem Umfang verkauft, Immobilien jedoch nur in geringem Umfang verpfändet. Möglicherweise steht dies im Zusammenhang mit dem anzunehmenden Preisverfall bei Immobilien als Folge der Pestepidemie.

Zusammenfassend läßt sich für den Zeitraum zwischen 1285 und 1358 feststellen, daß abgesehen von der Anfangsphase zwischen 1285 und 1290/1300, die wir als Gewöhnungsphase an die neue Buchungsform des Oberstadtbuchs betrachten müssen, die Immobilienmarktkurve der Verkäufe die wirtschaftlichen Wechsellagen, welchen die Stadt Lübeck bzw. ihre Bürger ausgesetzt waren, genau widerspiegelt. Dies verdeutlichen sowohl die Übereinstimmung mit der Anzahl der Rentengeschäfte wie auch mit dem Kurvenverlauf der in diesen Rentengeschäften umgesetzten Kapitalien; fast noch deutlicher zeigt es sich im Zusammenhang mit der Entwicklung des Zinssatzes. Von der Faustregel ausgehend, daß in Zeiten hoher Zinssätze wenig Geld auf dem Markt angeboten wird, in Zeiten niedriger Zinssätze dagegen viel und günstig zu erhaltendes Geld vorhanden ist, ergibt der Vergleich mit der Häusermarktkurve, daß in Zeiten von Kapitalchwäche weniger Häuser gekauft wurden, dagegen in Zeiträumen mit genügendem Kapital die Käufe von Immobilien zunahm. Entsprechendes gilt für die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit: bei angespannter Wirt-

Tabb. VI u. VII bei Haberland, Renten- und Immobilienmarkt (wie Anm. 5), 300 f., stellen die Käufe mit Begründung einer Rente zwischen 1285 und 1310 18,4% (410) aller Immobiliengeschäfte (2.229), worunter sie Käufe gegen Barzahlung (1.240 = 55,6%), Käufe mit Übernahme einer alten Rente (579 = 26%) und Käufe mit Begründung einer Rente (s.o.) faßt. – V. Brandt, Rentenmarkt (wie Anm. 5), gliedert quantitativ nicht auf.

⁸⁸ Ebd., 19 f. ⁸⁹ S. Anm. 54.

schaftslage und wenig Geld stiegen sie, fielen aber sofort, wenn wieder genügend Geld am Markt vorhanden war. Die Übereinstimmung zwischen Zinsentwicklung, Kapitalanlage auf dem Rentenmarkt und der Anzahl der durch das Rechtsgeschäft Kauf umgesetzten sowie wegen Zahlungsunfähigkeit verlorenen Häuser läßt also folgende Formel zu: viele (Ver-)Käufe → viel Kapital → niedrige Zinsen → wenige Verluste → vermutlich hohe Preise für Immobilien → gute Wirtschaftslage⁹⁰.

Ein weiteres Indiz für die Konjunkturabhängigkeit des Häusermarktes bringt ein Vergleich mit der Anzahl der Gewandschneider, die den Detailverkauf von Tuch betrieben. Zwischen 1374 und 1388/89 sank und stieg die Zahl der Gewandschneider, die in der *domus superior* und der *domus inferior* den Gewandschnitt ausübten, parallel zur Anzahl der verkauften Häuser. In der *domus superior* hatten 1374 64 Gewandschneider einen Stand gemietet. Ihre Zahl ging bis 1381 auf 53 zurück und stieg seit 1386 wieder kontinuierlich an (1386: 60; 1387: 68; 1389: 70). Ähnlich verlief die Entwicklung in der *domus inferior* (1374: 36; 1381: 20; 1386: 27; 1387: 24; 1388: 39)⁹¹. Übertragen wir unser vorhin gewonnenes Modell auf diesen Zeitraum, so heißt das, daß von 1378 an bis zum Tiefpunkt im Jahre 1381 ein Kapitalschwund in Lübeck eingesetzt haben muß, sich der Kapitalmarkt nach 1381/84 jedoch rasch wieder erholte. Dementsprechend wurden bis 1381/84 weniger Häuser gekauft und – ein Anzeichen, daß dieser Kapitalschwund oder die schlechtere Wirtschaftslage bewußt registriert wurde – es bemühten sich weniger Gewandschneider um einen Tisch im Gewandhaus. Auch in diesem Fall dürfte der Gleichlauf zweier unterschiedlicher Teilmärkte zwischen 1374 und 1389 die wirtschaftliche Lage in der Stadt widerspiegeln.

Die langfristige Vermögensentwicklung, faßbar im versteuerten Vermögen der Bürger und Einwohner bekräftigt den bislang gewonnenen Befund. Ein negativer Trend wie der des Häusermarkts im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert zeigt sich auch in der Entwicklung der Schoßeinnahmen von 1424 bis 1530 (Abb. 8, S. 107)⁹². Einem Rückgang seit 1427

⁹⁰ Bzw. umgekehrt: wenige oder eine sinkende Anzahl von (Ver-)Käufen → wenig Kapital → hohe Zinsen → hohe Verluste → vermutlich niedrige Preise für Immobilien (s.o. bei Anm. 50!) → schlechte Wirtschaftslage.

⁹¹ Dazu künftig T. Memmert, Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zu den Gewandschneidern in Lübeck im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, in: R. Hammel (Hrsg.), Gewandschneider – Bäcker – Knochenhauer. Vergleichende Untersuchungen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage Lübecker Gewerbebezüge im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts (Häuser und Höfe in Lübeck; vermutlich Bd. 7; in Vorbereitung).

⁹² Abgedruckt bei Hartwig, Schoß (wie Anm. 56), Tab. S. 192f. – Die Angaben der Kämmererrollen nach den Auszügen von Bruns (s.o. Anm. 79), nach welchen die Schoßkurve in Abb. 8 gezeichnet wurde, weichen von 1460/61 bis 1526/27 von den bei Hartwig wiedergegebenen ab (zu den Gründen Hartwig, Anm. zur Tab. S. 192f.). Die Abweichungen lassen kein System erkennen. Sie streuen von +124 m.l. (1503/04) über –1 m.l. (1514/15) bis –151 m.l. (1526/27), betragen im Durchschnitt +/- 66,16 m.l., verändern aber nicht den negativen

folgte seit 1433 der Wiederaufstieg. Die Schoßeinnahmen verzeichneten ihren letzten Höhepunkt für das 15. Jahrhundert allerdings bereits im Jahre 1435 mit 8.850 m.l., also zwei Jahre vor dem Höhepunkt des Immobilienmarktumsatzes (1437), und sanken 1436 auf 5.116 m.l.; das bedeutet eine Abnahme um 42,2% von einem Jahr auf das andere. Die anschließende kurze Phase des horizontalen Verlaufes, findet sich sowohl bei den Schoßeinnahmen, wie auch auf dem Immobilienmarkt und bei den Zolleinnahmen (Abb. 5 und 6, S. 80f.). Von 1442 auf 1443 verminderten sich die Schoßeinnahmen ein weiteres Mal erheblich, diesmal um 44,2%. Auch dieser Einbruch ging den am Immobilienmarkt und bei den Zolleinnahmen an der Holstenbrücke (Abb. 5) beobachteten Rückgängen um zwei Jahre voraus. Vermutlich wurde in beiden Jahren (1435/36 und 1442/43) der Zinssatz herabgesetzt⁹³.

Von 1443/44 an blieben die Steuereinnahmen bis ans Ende der 60er Jahre bei gewissen Schwankungen immer in einer Höhe von rund 3.000 m.l. 1464/65 waren die Einnahmen zum erstenmal unter 3.000 m.l. gefallen, seit 1470/71 blieben sie kontinuierlich unter dieser Marke, sanken 1486/87 erstmals unter die 2.000 m.l.-Grenze und blieben – bei weiter abnehmender Tendenz – bis 1531/32 unter dieser Marke. Ausnahmen bildeten die Jahre 1504/05⁹⁴ und 1510/11, in denen die Einnahmen nochmals die 2.000 m.l.-Grenze überschritten. Die Tiefpunkte lagen in den Jahren 1509/10 mit 978 m.l. (im selben Jahr erreichte der Immobilienmarkt seinen tiefsten Punkt!), 1521/22 mit 968 m.l. und 1530/31 mit 981 m.l.

Das kontinuierliche Sinken der Steuerleistung entsprach also dem Trend der Immobilienmarktkurve und zeigt nach unserer oben aufgestellten Gliederung: wenige Käufe → weniger Kapital (Steuerleistung!) (→ steigende Zinsen → niedrige Immobilienpreise). Daß die beiden Kurven in ihrem fallenden Trend nicht zufällig übereinstimmen, der Grund also nicht in einem geänderten Anlageverhalten dem Hauseigentum gegenüber zu suchen ist, zeigt der Wiederanstieg der Immobilienmarktkurve im 16. Jahrhundert. Die Höhe der wenigen aus dem 16. Jahrhundert bekannten Schoßeinnahmen folgt dem steilen Anstieg der Häusermarktkurve seit den 1534/35er Jahren⁹⁵ (Abb. 8). Sie stieg in den Jahren 1537, 1538 und 1540 von 2.907 m.l. auf 6.126,5 m.l. Nach 1540 sanken die Schoßeinnahmen erneut, eine Bewegung die mit den niedrigen Umsatzzahlen auf dem Immobilienmarkt zwischen 1544 und 1559 in Einklang stand. In den 60er

Trend der Steuereinnahmen. Die Einnahmen für 1524/25, 1.096 m.l., nach Hartwig, da die Kämmererrollen nur 173 m.l. angeben. – Auch dieses Problem wird sich erst klären lassen, wenn die Originalquellen wieder zugänglich sein werden.

⁹³ Hartwig, Schoß, 210f.

⁹⁴ Vgl. den Gipfelpunkt bei den (Ver-)Käufen (Abb. 8) und bei den Einnahmen der Zölle an der Holstenbrücke (Abb. 5 S. 80).

⁹⁵ Hartwig, Schoß (wie Anm. 56), 210f. Anm. 9.

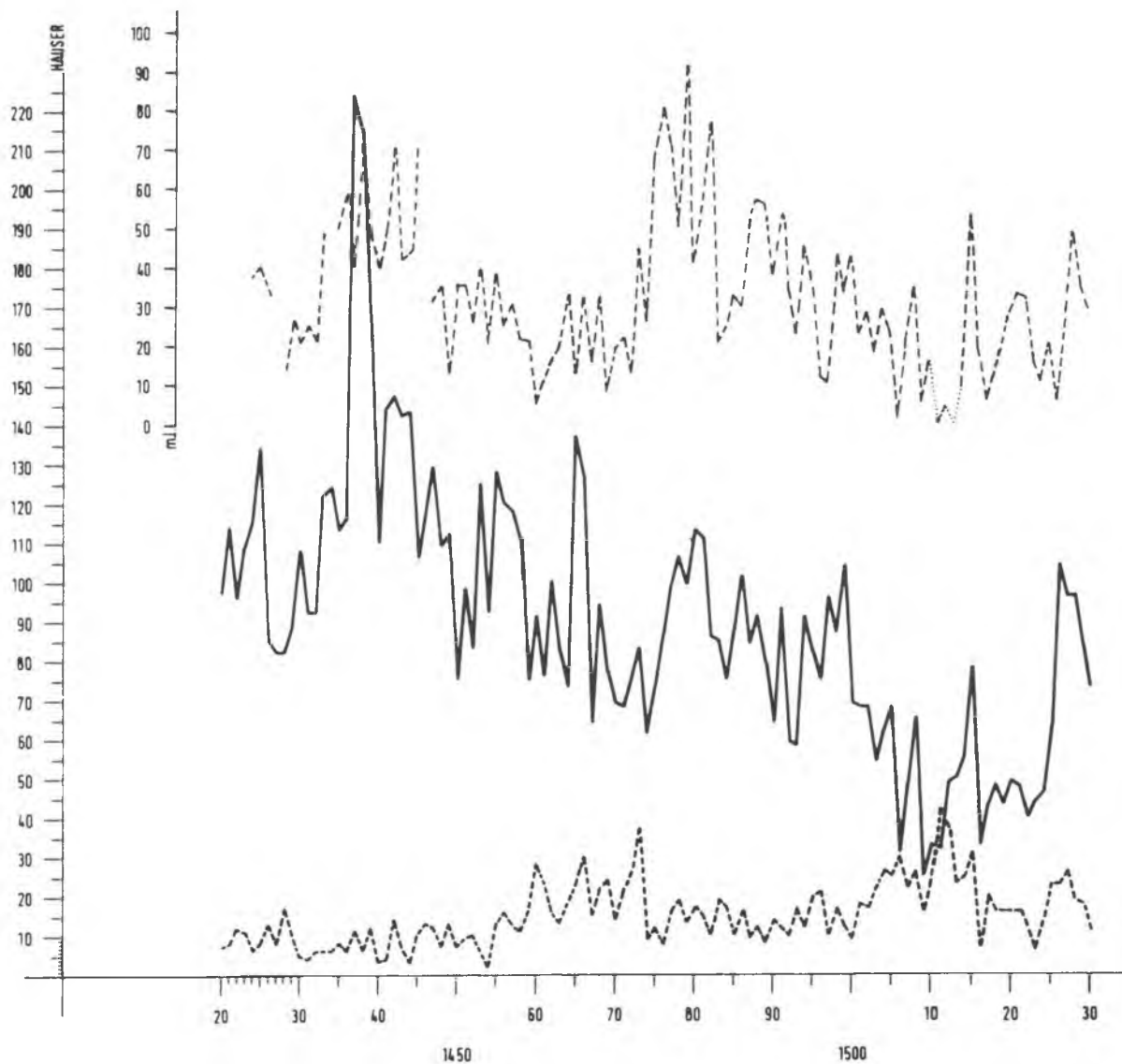


Abb. 4

IMMOBILIENMARKT UND KÄMMEREIEINNAHMEN: LASTADIE 1424–1530

— (Ver-)Käufe am Immobilienmarkt --- Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit
 --- Einnahmen von der Lastadie

Jahren stiegen die Einnahmen des Schosses wieder stark an – ebenso wie die Geschäftstätigkeit auf dem Häusermarkt – und erreichten 1564 mit 6.900 m.l., 1575 mit 8.650 m.l. und 1586 gar mit 9.900 m.l. Höhen, die seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts (nominal) nicht mehr erreicht worden waren.

Der skizzierte Verlauf entspricht der Entwicklung, die die geldgeschichtlich orientierte wirtschaftsgeschichtliche Forschung anhand anderer Quellen für den norddeutschen Raum erarbeitet hat. Nach dem von ihr entworfenen Bild war das 15. Jahrhundert durch eine starke Abnahme der Geldmenge gekennzeichnet – so verringerte sich z.B. die Münzproduktion Lübecks auf etwa die Hälfte ihres früheren Ausstoßes –, wodurch ein Mangel an Zahlungsmitteln entstand. Im 16. Jahrhundert stieg die Geldmenge wieder an, auch innerhalb des wendischen Münzvereins wurde die

Münzprägung gesteigert und es kam zu erhöhtem Geldumlauf⁹⁶. So sehen wir auch von dieser Seite her den Zusammenhang zwischen Käufen, Kapital und Wirtschaftslage bestätigt.

Dem Investitionsbereich Schiffbau entstammen die Einnahmen, die die städtische Kämmerei von der Lastadie bezog, und die von 1424 bis 1530 überliefert sind. Die dort gebauten Schiffe mußten beim Stapellauf durch Zahlung des Lastadiengeldes freigemacht werden, das 1560 bis 1590 2 s. von jeder Schifflast betrug⁹⁷. Seine Höhe im 15. Jahrhundert ist nicht bekannt. Die Höhe der jährlichen Zahlungen ist ein Indikator für die im Schiffbau investierten Kapitalien, auch wenn wir deren Höhe nicht ermitteln können. Die Parallelität zwischen dem Häusermarkt und dem Markt der Schiffsbauten ist auffällig (Abb. 4). Der Einbruch in der zweiten Hälfte der 20er und den beginnenden 30er Jahren, die hohen Anlage- bzw. Investitionsgelder zwischen 1436 und 1445, das gemeinsame Absinken und das Verharren auf niedrigem Niveau zwischen 1446 und 1474 (mit einem Tief in beiden Kurven zwischen 1458 und 1464), kennzeichnen eine Entwicklung, die seit 1455 von einer starken Zunahme der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit begleitet war. 1474 gingen die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit zurück, die (Ver-)Käufe und auch die Zahl der vom Stapel gelassenen Schiffe stiegen steil an. 1482/83 bis 1486/87 traf beide Märkte ein Rückschlag, der nach zwischenzeitigen z.T. wiederum parallelen Auf- und Ab-Bewegungen 1499/1500 in die ca. 25jährige Depressionsphase mündete. Aus den Jahren 1511 und 1513 sind keine Einnahmen aus der Lastadie überliefert; der Kurvenverlauf legt die Vermutung nahe, daß in diesen Jahren keine Schiffe vom Stapel gelassen wurden. Wie exakt die Parallelität der Kurvenverläufe ist, zeigen die kurzfristigen Aufschwünge von 1508 und 1513–1515 in beiden Kurven sowie der gemeinsame Aufschwung seit 1517, der beim Häusermarkt zwar verhaltener begann, dafür aber zwischen 1522 und 1526 kontinuierlich anstieg.

Die Übereinstimmung der Kurvenverläufe läßt den Schluß zu, daß die Investitionen im Schiffbau und die Anlage von Kapital in Immobilien von beiden gemeinsamen wirtschaftlichen Wechsellagen abhängig waren: von der wirtschaftlichen Gesamtkonjunktur der Stadt Lübeck.

⁹⁶ M. North, Münzvergrabung, Bevölkerungs- und Konjunktorentwicklung in Norddeutschland (15. und 16. Jahrhundert) – allgemeine Überlegungen; Vortrag gehalten am 23.01.1988 in Kiel auf der Tagung des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins „Wirtschaftliche Wechsellagen in Schleswig-Holstein vom ausgehenden Mittelalter bis zur Gegenwart“; künftig in der gleichlautenden Publikation der Tagungsvorträge, hrsg. v. J. Brockstedt (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins).

⁹⁷ Bruns, Kämmereirollen (wie Anm. 79), Anm. 16 zu 1421/22. – S. K.-F. Olechnowitz, Der Schiffbau der hansischen Spätzeit. Eine Untersuchung zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hanse, Weimar 1960 (Abh. z. Handels- und Sozialgeschichte Bd. 3), 34 ff., zum Umfang des Schiffbaus im 16. und 17. Jahrhundert, bes. die instruktiven Auslassungen über den Zusammenhang von Handelskonjunktur und Schiffbau (Anzahl und Größe), 36 ff.

Demgegenüber zeigen die Einnahmen aus den Zöllen an der Holstenbrücke (Abb. 5) und aus dem Stecknitzzoll (Abb. 6) interessante Abweichungen. Die Kurve der Zolleinnahmen an der Holstenbrücke⁹⁸, die in erster Linie von den nach Hamburg gehenden Gütern stammten, folgt bis 1458 den Kurven des Häusermarkts und des Lastadiengeldes. Dann koppelte sich die Entwicklung ab. Die Zolleinnahmen sanken nicht weiter (wie die Kurven der beiden Vergleichsmärkte), sondern begannen zu steigen. Gleichzeitig gingen auch die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit in die Höhe. D.h., daß in einer gesamtwirtschaftlichen Lage, die sich für die Profitbildung durch Lübecker Bürger ungünstig erwies, der Transitverkehr über Lübeck nach Hamburg (und von Hamburg nach Lübeck) anwuchs. Die Zolleinnahmen stiegen weiter – mit Unterbrechungen – bis 1479/81 – und sanken in demselben Jahr, in dem auch die Verkäufe von Häusern stark zurückgingen. Nach einem unregelmäßigen Wiederanstieg bis 1493 begannen die Zolleinnahmen kontinuierlich zu fallen bis zu einem ersten Tiefpunkt 1502. Im Schiffsbau wurde dagegen bis 1500 investiert, der Häusermarkt zeigte bis 1499 steigende Geschäftstätigkeit. Im Jahr 1504 erfolgte ein steiler Anstieg der Zolleinnahmen auf 906 m.l., der jedoch bereits 1505 auf 546 und dann rasch auf 205 und 183 m.l. sank. Der Tiefpunkt war im Jahre 1511 mit 97 m.l. 15s. 6d. erreicht. Das Vierteljahrhundert von ca. 1495 bis 1520 war auch für den Transitverkehr Lübeck-Hamburg eine Zeit tiefer Depression. Die kurzen Aufschwünge innerhalb dieser Zeit erfolgten aber auch bei den Zolleinnahmen in denselben Jahren wie auf dem Häusermarkt und beim Schiffsbau. 1518/19 setzte der Anstieg ein. Die enormen Summen von 1529 und 1530, 1.005 m.l. bzw. 1.187 m.l. sind auf die Eröffnung des Alster-Beste-Kanals zurückzuführen⁹⁹, spiegeln aber nichtsdestoweniger die enorme Nachdepressionskonjunktur, da die rivalisierende Transitstrecke über die Stecknitz ebenfalls keine Einbußen erlitt. (s.u.).

Der Transithandel, der durch den 1398 eröffneten Stecknitzkanal von Lübeck nach Lauenburg an der Elbe verlief (Abb. 6), hatte den sechs- bis zwölffachen, in manchen Jahren fast den zwanzigfachen (1429, 1430) Umfang des den Zoll an der Holstenbrücke passierenden Warenverkehrs¹⁰⁰.

⁹⁸ Bruns, Kämmereirollen (wie Anm. 79), Anm. 26 zu 1421/22: „Der 'Zoll auf der Holstenbrücke', der seit 1460 zum Unterschiede vom dortigen Grabenzoll als ‚Seezoll‘ bezeichnet ist, wurde von allem die Brücke passierenden Gut erhoben, während der von demselben Zöllner verwaltete ‚Grabenzoll auf der Holstenbrücke‘ [. . .] den Verkehr mit Hamburg auf der bis Oldesloe schiffbaren Obertrave betraf“. – Für die Kurve in Abb. 5 habe ich die Erträge beider Zölle addiert.

⁹⁹ P. Hasse, Der frühere Alster-Trave-Kanal, in: Mitt. d. Ver. f. Lübeckische Gesch. u. Altertumskunde 9, 1900, 99–117, 112.

¹⁰⁰ Bruns, Kämmereirollen (wie Anm. 79), Anm. 25 zu 1421/22. – D. Schäfer, Zur Vorgeschichte des Stecknitzkanals, in: HGbl 15, 1909, 115–121. – N.R. Nissen, Neue Forschungsergebnisse zur Geschichte der Schifffahrt auf der Elbe und dem Stecknitzkanal, in: ZVLGA 46, 1966, 5–14. – Nach Hansen, Getreidehandel (wie Anm. 80), 41 Anm. 4, waren die Zollsät-

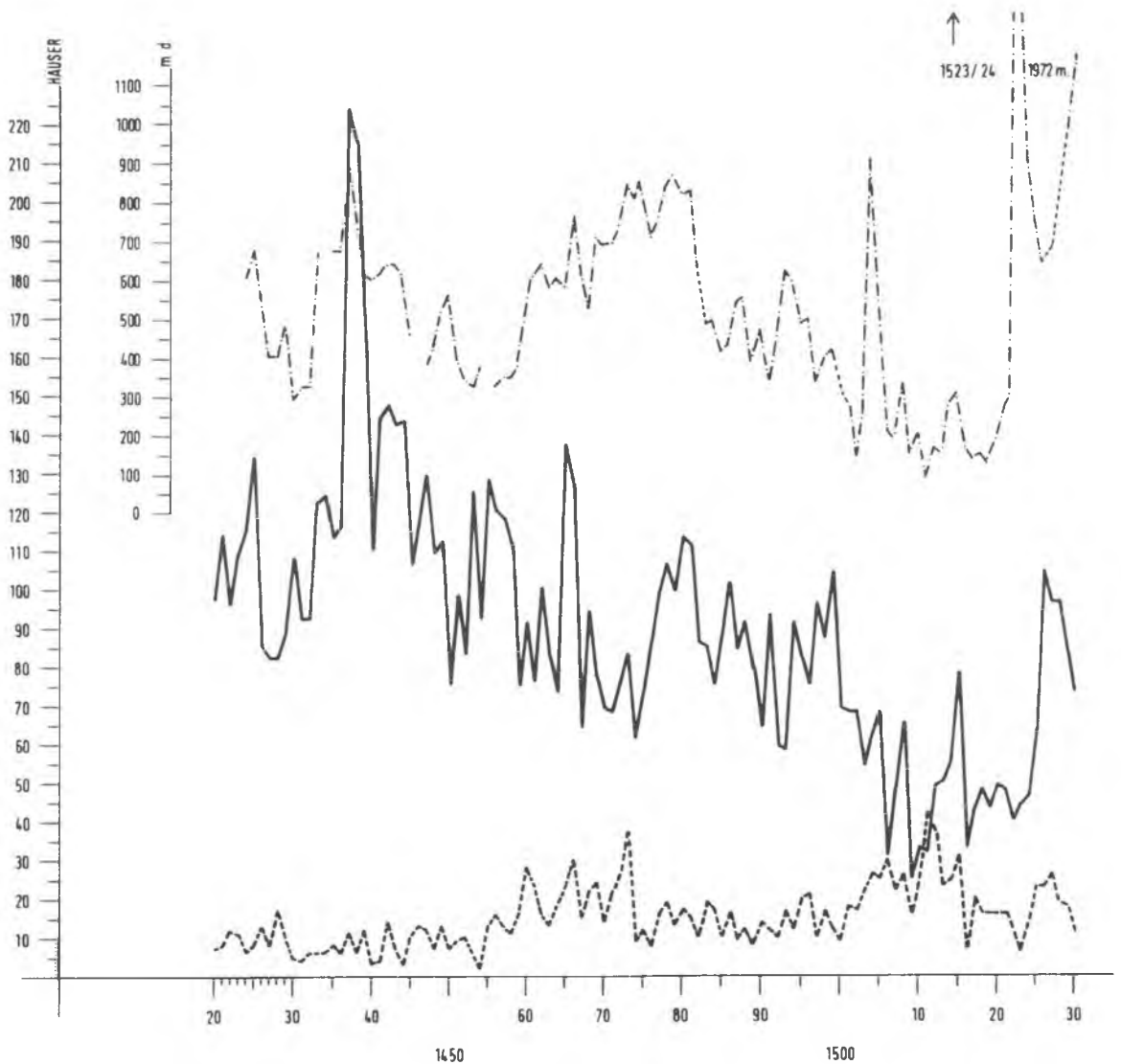


Abb. 5

IMMOBILIENMARKT UND KÄMMEREIEINNAHMEN: ZOLLEINNAHMEN VON DER HOLSTENBRÜCKE 1424–1530

— (Ver-)Käufe am Immobilienmarkt --- Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit
 Zolleinnahmen von der Holstenbrücke

Der Ertrag des sogenannten *graventolls* (Stecknitzzoll) wurde nach einem 1410 geschlossenen Vertrag hälftig zwischen der Stadt Lübeck und dem Herzog von Lauenburg geteilt¹⁰¹. Unsere Kurve gibt nur die Lübecker Einnahmen wieder. Sie beginnt wie die Kurve der Zolleinnahmen an der Holstenbrücke mit einem Rückgang der Einnahmen. Anstelle eines tiefen Plateaus erhebt sich in den Jahren 1428–30 ein steiler Gipfel¹⁰² (dem ein

ze gemäß einer undatierten Zollordnung wahrscheinlich des 15. Jahrhunderts beim Stecknitzzoll für alle Waren höher als bei den Torzöllen. Auch diese Zollrolle ist zur Zeit nicht greifbar, so daß der Sachverhalt sich nicht überprüfen läßt. — Vgl. Anm. 80.

¹⁰¹ UBStL V Nr. 295 S. 327 ff.

¹⁰² Eine Folge der Nachfrage nach Lüneburger Salz im Ostseeraum, nachdem die Dänen 1427 die Baienflotte genommen hatten und den Sund weiterhin sperrten; s. Dollinger, Hanse (wie Anm. 72), 382. — Ob Lübeck aus dem neunjährigen Krieg „einen gewissen Vorteil“

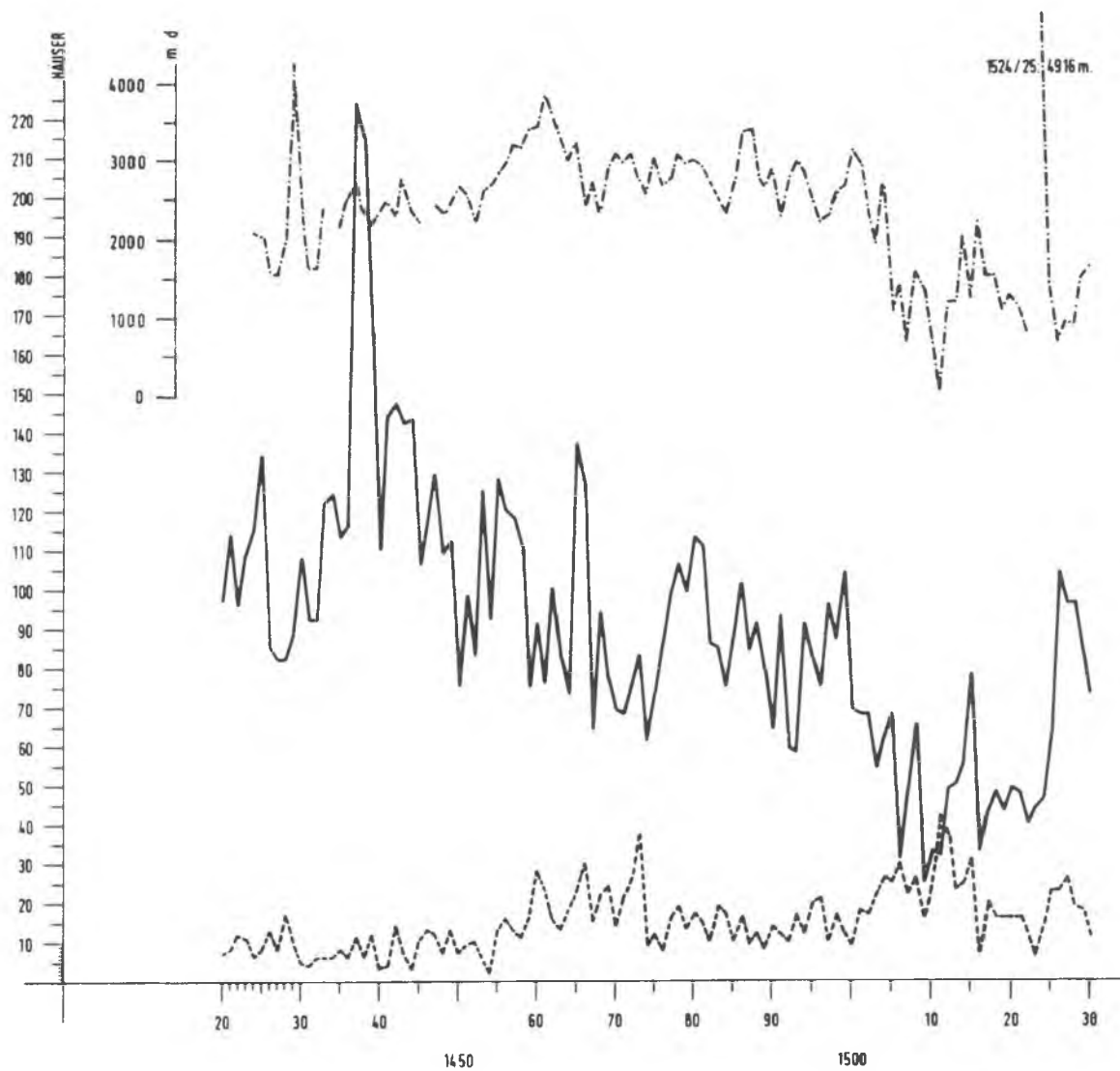


Abb. 6

IMMOBILIENMARKT UND KÄMMEREIEINNAHMEN: EINNAHMEN AUS DEM GRAVENTOLL
(STECKNITZZOLL) 1424–1530

— (Ver-)Käufe am Immobilienmarkt --- Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit
- - - - - Einnahmen aus dem *graventoll*

zog, wie Dollinger (ebd.) meint, muß man bezweifeln, da außer dem wegen des Lüneburger Salzes ansteigenden Stecknitzzoll alle anderen Kurven während der Dauer der Feindseligkeiten Einbrüche aufweisen, auch die Einnahmen der Lastadie (Abb. 4). Insofern ist auch das Diktum von E. Daenell, *Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts*, 2 Bde., Berlin 1905/06, Bd. 1, 259, daß „der ganze Zeitraum des Krieges . . . für den Schiffsbau eine Zeit hoher Blüte“ gewesen sei, zumindest für Lübeck nicht zu halten. – S. dazu u. S. 93. – Daenell, *Blütezeit*, 260, schreibt, daß „die für die Schifffahrt der Neutralen so bösen Jahre 1431 und 1433 [. . .] ein abermaliges Steigen der Zolleinkünfte bewirkt haben [mögen]. Aus dem erzwungenen Verkehrs- und Handelsmonopol schöpfte die Bevölkerung der Mehrzahl der kriegführenden Städte unzweifelhaft große Gewinne, die den Ausfall der sonst aus ihrem nordischen Verkehr fließenden Einnahmen verschmerzen ließen“. – Vgl. dazu aber neben der Aussagekraft der hier vorgestellten Kurven die geringe Auslastung der Reval anlaufenden Schiffe in Th. Wolf, *Tragfähigkeiten, Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse vornehmlich im Spiegel Revaler Quellen*, Köln/Wien 1986 (*Quellen u. Darst. z. hansischen Gesch. N.F. Bd. 31*), 147: die Auslastung der aus Lübeck kommenden Schiffe sank von 84,63% i.J. 1427 auf 56,39% 1429, stieg 1430 auf 75,45% an und sank 1431 auf 36,29% ab.

gleichzeitiger Zwischenanstieg auf dem Häusermarkt von 1428: 82 auf 1430: 108 Häuser entspricht), anschließend verläuft der Stecknitzzoll wieder parallel zu den anderen drei Kurven. Fast gleichzeitig mit der Zunahme der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit (1454 auf 1455) begannen von 1453 auf 1454 die Einnahmen des Stecknitzzolls zu steigen. 1461 war mit 3.486 m. 14 s. der Gipfel erreicht. In dem Zeitraum zwischen 1456 und 1464, in dem die Zolleinnahmen jeweils über 2.993 m.l. lagen, wurden am Häusermarkt so wenig Häuser umgesetzt, wie nie seit 1310/15. 1456 begannen jedoch auch die Einnahmen an der Holstenbrücke (Abb. 5) wieder zu steigen bis sie 1466 bei 761 m.l. angelangt waren. Von 1466 bis 68 fielen die Einnahmen, so daß an beiden Zollstellen 1468 ein Tiefpunkt erreicht war, nachdem der Stecknitzzoll seit 1461/62 in einem kontinuierlichen Rückgang begriffen war. Seit diesem Jahr verliefen beide Zollkurven bis 1514 in ihren Bewegungsabläufen fast exakt parallel, jedoch ist der fallende Trend bei den Einnahmen vom Holstenbrückenzoll zwischen 1483/84 und 1502 weitaus steiler ausgeprägt als bei Stecknitzzoll. Der Häusermarkt war in diesem Zeitraum (1474 bis ungefähr 1500) von vergleichsweise geringen Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit betroffen, und der negative Trend bei den (Ver-)Käufen hatte sich abgeschwächt. Der Schiffbau zeigte seit 1483 eine insgesamt fallende Tendenz bei jedoch ausgeprägten Zwischenhochs. Von 1504 auf 1505 begann an beiden Zollstellen der Einbruch in die Depression bis ca. 1520/25. Der Stecknitzzoll, bis dahin durchweg über 2.000 m.l. gelegen, kam bis 1523/24 nur noch in drei Jahren über 1.500 m.l. Der Tiefpunkt war 1511 mit 90 m. 6 s. erreicht, beim Zoll am Holstentor im selben Jahr mit 97 m. 15 s. 6 d. Die Anstiegsphase nach diesem Tiefpunkt korreliert bis 1522 mit den Verkaufsziffern am Häusermarkt. Für 1523 liegen keine Angaben vor, so daß in dem für 1524 überlieferten hohen Betrag von 4.916 m. 13 s. die Einnahmen beider Jahre zusammengezogen sein könnten. Angesichts des enormen Anstiegs der Zolleinnahmen an der Holstenbrücke in denselben Jahren, könnte die Einnahme als Zeichen einer Nachkriegskonjunktur auch aus nur einem Jahr stammen. Bis 1530 hatten beide Zollstellen die gleichen Verlaufskurven, seit 1526 gemeinsam abweichend von den Kurven des Häusermarktes und der Lastadieeinnahmen.

Anhand der Zolleinnahmen können wir feststellen, daß die Konjunkturen des über Lübeck laufenden Transithandels im größten Teil des Untersuchungszeitraums sich im Gleichlauf mit den Auf- oder Abschwüngen der in Lübeck in Immobilien angelegten oder im Schiffbau investierten Kapitalien befanden. Zwischen 1424 und 1453/54 und 1474/75 bis 1530 war eine Gesamtkonjunktur prägend für den nichtlübischen, Lübeck passierenden (hansischen) Handel wie auch für die Möglichkeit Lübecker Kaufleute, Gewerbetreibender und Handwerker, in ihrem jeweiligen Teilbereich der Wirtschaft Profite zu erzielen. Zwischen 1453/54 und 1474 trennten sich die Konjunkturverläufe von Transithandel und Kapitalanla-

gen: eine starke Depression erfaßte die Lübecker Wirtschaft, während der Transithandel einen größeren Umfang als zuvor erreichte.

Angesichts der geschilderten Entwicklungen drängt sich die Vermutung auf, daß es mit der Lübecker Wirtschaft im 15. Jahrhundert nicht zum besten gestellt war. Dem steht die bis heute unwidersprochene Feststellung Hartwigs gegenüber, der die geringen städtischen Ausgaben dieser Zeit als Folge des seit Mitte der 30er Jahre friedlichen Verlaufs des 15. Jahrhunderts bewertete und daraus schloß, daß die Stadt aus diesem Grund einen geringeren Finanzbedarf gehabt hätte. Deswegen sei der Schoßsatz wiederholt herabgesetzt worden und deswegen wiederum seien die Schoßeinnahmen seit 1436 zurückgegangen¹⁰³. Weiter erklärt er den Rückgang mit anderweitiger Deckung des Finanzbedarfs, nämlich durch Extrasteuern, indirekte Steuern – eine allgemeine Konsumtionsaccise wurde seit 1428 regelmäßig erhoben – und durch die Erhebung von Extrazöllen¹⁰⁴. Erstaunlich ist dabei nur, daß die beiden Herabsetzungen des Steuersatzes jeweils exakt zwei Jahre früher erfolgten, als Vorgänge, die auf eine wirtschaftliche Krise schließen lassen: nämlich der steile Rückgang der Zolleinnahmen und die Verminderung des Umsatzes am Immobilienmarkt. Da nicht anzunehmen ist, daß die Senkung des Steuersatzes schwerwiegende Auswirkungen auf Handel und Immobilienmarkt gehabt hat, bleibt zu fragen, ob nicht der Lübecker Rat die Zeichen der Zeit erkannt hatte und angesichts vorhersehbarer (?) wirtschaftlicher Schwierigkeiten den Steuersatz bereits prophylaktisch senkte. Die Erörterung des Problems mag spekulativ sein, aber angesichts der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung, der europaweiten Rezession zwischen den 90er Jahren des 14. Jahrhunderts und den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts wäre eine solche Maßnahme durchaus denkbar. Man darf die Betrachtung eben nicht im Jahre 1424 beginnen, sondern muß die nach Ausweis der Häusermarktkurve seit der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert sich negativ entwickelnde wirtschaftlichen Entwicklung Lübecks mit einbeziehen. Der Trend der Käufe und Verkäufe, der seit 1396 eindeutig abwärts zeigt, könnte sehr wohl Indikator für eine Wirtschaftsentwicklung sein, die auch dem Lübecker Rat aufgefallen sein könnte.

Für das 16. Jahrhundert liegen aus Lübeck selbst keine konjunkturanzeigenden Daten vor. Zu einem Vergleich mit der Immobilienmarktkurve bietet sich allein die Anzahl der jährlich den Sund passierenden Lübecker Schiffe an. Abb. 7 (S. 86) zeigt u.a. von 1536 bis 1657 die Summe der pro Jahr von Lübeck nach Westen ausgehenden und der von dort einkommen-

¹⁰³ Hartwig, Schoß (wie Anm. 56), 210f. – Vgl. auch Daenell, Blütezeit Bd. 1 (wie Anm. 102), 203: „Immer mehr wuchs Lübeck an kommerzieller, maritimer und politischer Bedeutung in diesem Zeitraum [1418–1474] empor über die anderen Städte, ausgenommen wohl nur Danzig und Hamburg ...“.

¹⁰⁴ Hartwig, Schoß, 211.

den Schiffe nach den Sundzollregistern¹⁰⁵. Bei der Interpretation ist zu beachten, daß zwischen 1660 und 1700 die Anzahl der aus Westen eingehenden Schiff sich im Durchschnitt auf 20 bis 30 und nur selten einmal auf über 40 Schiffe pro Jahr belief¹⁰⁶ (in Abb. 7 nicht erfaßt). Auch wenn man berücksichtigt, daß 75% des Lübecker Westverkehrs durch den Großen Belt gingen¹⁰⁷, käme man nur auf einen Umfang von 80–120 Westpassagen pro Jahr in diesem Zeitraum¹⁰⁸ oder – um den Vergleich mit den Gesamtpassagen zwischen 1536 bis 1657 zu ermöglichen – auf ca. 160–240 Sundpassagen (hin und zurück). Da sich die Zahl der Schiffs-eingänge zwischen 1672 und 1691 auf durchschnittlich 1.582 pro Jahr belief – wenn auch bei höchst unterschiedlicher Größe der erfaßten Schiffe –, so zeigt dies, daß der Westverkehr nicht einmal 10% des gesamten Lübecker Schiffsverkehrs ausmachte¹⁰⁹. Da die im Westverkehr eingesetzten Schiffe jedoch wesentlich größer waren als der Durchschnitt aller den Lübecker Hafen anlaufenden Schiffe, werden von dieser Seite her die 16% Anteil des Westhandels an der Lübecker Gesamttonnage bestätigt, die A. v. Brandt errechnet hat¹¹⁰. Angesichts der geringen Anzahl von Sundpassagen bis 1570 scheint sein Anteil im 16. Jahrhundert eher noch geringer gewesen zu sein.

Wenn nun richtig ist, daß die Immobilienmarktkurve die gesamtwirtschaftliche Lage Lübecks spiegelt, so könnte es durch den Vergleich mit dem Westverkehr gelingen, zumindest in Ansätzen festzustellen, ob die Westseekonjunktur Lübecks sich von der Ostseekonjunktur unterschied. Diesem Problem können wir anhand der beiden letzten herangezogenen seriellen Quellen, der sogenannten Spanischen Collette und der Zollbücher der Nowgorodfahrer von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Ende des Untersuchungszeitraums weiter nachgehen.

Die Überlieferung der sogenannten Spanischen Colletten setzt mit dem Jahre 1655 ein¹¹¹. Sie erfaßten den Lübecker Schiffs- und Warenverkehr nach der Iberischen Halbinsel, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch nach Frankreich und nach dem Mittelmeergebiet, registrierten aber nicht den Verkehr mit England und Holland¹¹². Auch hier gibt Abb. 7 die

¹⁰⁵ S. Anm. 81.

¹⁰⁶ Harder-Gersdorff, Lübeck, Danzig und Riga (wie Anm. 85), 128.

¹⁰⁷ A.E. Christensen, Der handelsgeschichtliche Wert der Sundzollregister. Ein Beitrag zu seiner Beurteilung, in: HGBll 59, 1934, 28–142, 65.

¹⁰⁸ S. Anm. 106.

¹⁰⁹ Ebd.

¹¹⁰ A. v. Brandt, Seehandel zwischen Schweden und Lübeck gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Ostseeschifffahrt, in: Scandia 18, 1947, 33–72, 38.

¹¹¹ Vogel, Beiträge zur Statistik I (wie Anm. 82), 112 ff. – Die Überlieferung setzt bereits 1611 ein; für die Jahre 1643 bis 1654 fehlen die Register; 1655 setzt die Gruppe der Rechnungshauptbücher ein, die – bis auf eine Lücke von 28 Jahren – jahrweise bis 1834 die Kollektenregister und Schlußrechnungen enthalten; ebd. 117 f. – Zum Verhältnis der Überlieferungen von Sundzollregister und Spanischer Collette ebd., 135 f. Anm. 35.

¹¹² Ebd., 126 f.

Summe der jährlich einkommenden und ausgehenden Schiffe wieder und zwar – im Unterschied zu den nach den Sundzollregistern erfaßten –, sowohl Lübecker als auch fremde Schiffe. Die Lübecker Schiffe überwogen jedoch bei weitem, nur zwischen 1690 und 1700 wurde der einkommende Verkehr von Schiffen fremder Herkunft dominiert¹¹³. Reine Verkehrsziffern sind wirtschaftsgeschichtlich schwierig zu interpretieren, da aus der Zahl der Schiffe allein nicht auf den Umsatz geschlossen werden kann¹¹⁴. Wegen fehlender anderer Quellen und als Einstieg in die Problematik der vergleichenden Konjunkturbetrachtung mag es jedoch erlaubt sein.

Den Mangel fehlender Umsatzhöhen beheben dann die Zollbücher der Nowgorodfahrer¹¹⁵. Die Vergleichskurve zeigt den Wert der Einfuhr russischer Waren nach Lübeck in m.l. Da der Lübecker Handelsverkehr mit den finnisch-baltischen Häfen ca. 23% der Lübecker Gesamttonnage betrug¹¹⁶, könnte „diese Handelsrichtung hinsichtlich des Umfangs der Warenwerte in Lübeck mit Abstand an erster Stelle“ gestanden haben¹¹⁷, so daß sich Parallelen zum Häusermarkt ergeben könnten.

Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegt außerdem noch die Anzahl der pro Jahr in Lübeck gebauten Schiffe vor¹¹⁸, so daß am Ende des Untersuchungszeitraums wieder ein Vergleich zwischen Kapitalinvestitionen im Schiffbau und Kapitalanlagen auf dem Häusermarkt möglich ist.

Der Vergleich der Immobilienmarktkurve mit der Anzahl der den Sundzoll passierenden Lübecker Schiffe zeigt große Übereinstimmungen im Verlauf beider Kurven. Das gilt für die Jahre 1536–40, für den steilen Anstieg zwischen 1558 und 1563, die Tiefpunkte in den Jahren 1565 und 1566 und den steilen Anstieg in den folgenden Jahren. Auch die Bewegungsabläufe zwischen 1574 und 1594 zeigen, ohne daß dies hier im einzelnen beschrieben werden soll, große Übereinstimmungen. 1595 bis 1601 weichen die Kurven voneinander ab, verlaufen seit dem Niedergang vom Jahre 1601 auf 1602/03 mit dem anschließenden zweigipfligen Wiederanstieg und beiderseitigem Höhepunkt im Jahre 1607 jedoch wieder parallel. Beide Kurven zeigen dann eine Abwärtsbewegung, doch ging der Immobilienmarkt danach in die steilste Wachstumsbewegung mit den höchsten Umsatzziffern seit den 30er Jahren des 15. Jahrhunderts über, während der

¹¹³ Ebd. Tabb. II A, 142 f.; II B, 146 ff.

¹¹⁴ Zur Auslastung der Ladungskapazität hansischer Schiffe im Revalhandel s. Wolf, Tragfähigkeiten (wie Anm. 102), 145 f.

¹¹⁵ Harder, Seehandel (wie Anm. 83), T. 1, 46; die Erhebung des Zolls wurde von den Nowgorodfahrern 1636 beschlossen und von 1637/38 bis 1833 wurde der Zoll erhoben. Die Unterlagen sind nicht lückenlos erhalten, doch fehlen aus dem 17. Jahrhundert nur die Jahrgänge 1639–41 und 1698.

¹¹⁶ V. Brandt, Seehandel (wie Anm. 110), 38.

¹¹⁷ Harder-Gersdorff, Lübeck, Danzig und Riga (wie Anm. 85), 128.

¹¹⁸ Olechnowitz, Schiffbau (wie Anm. 97), Anhang I „Vergleich der Angaben über Schiffneubauten (1641–1782)“, 141 ff. – In Abb. 7 ist die Anzahl nach der Überlieferung der Lastadienbücher wiedergegeben; s. dazu ebd., 36.

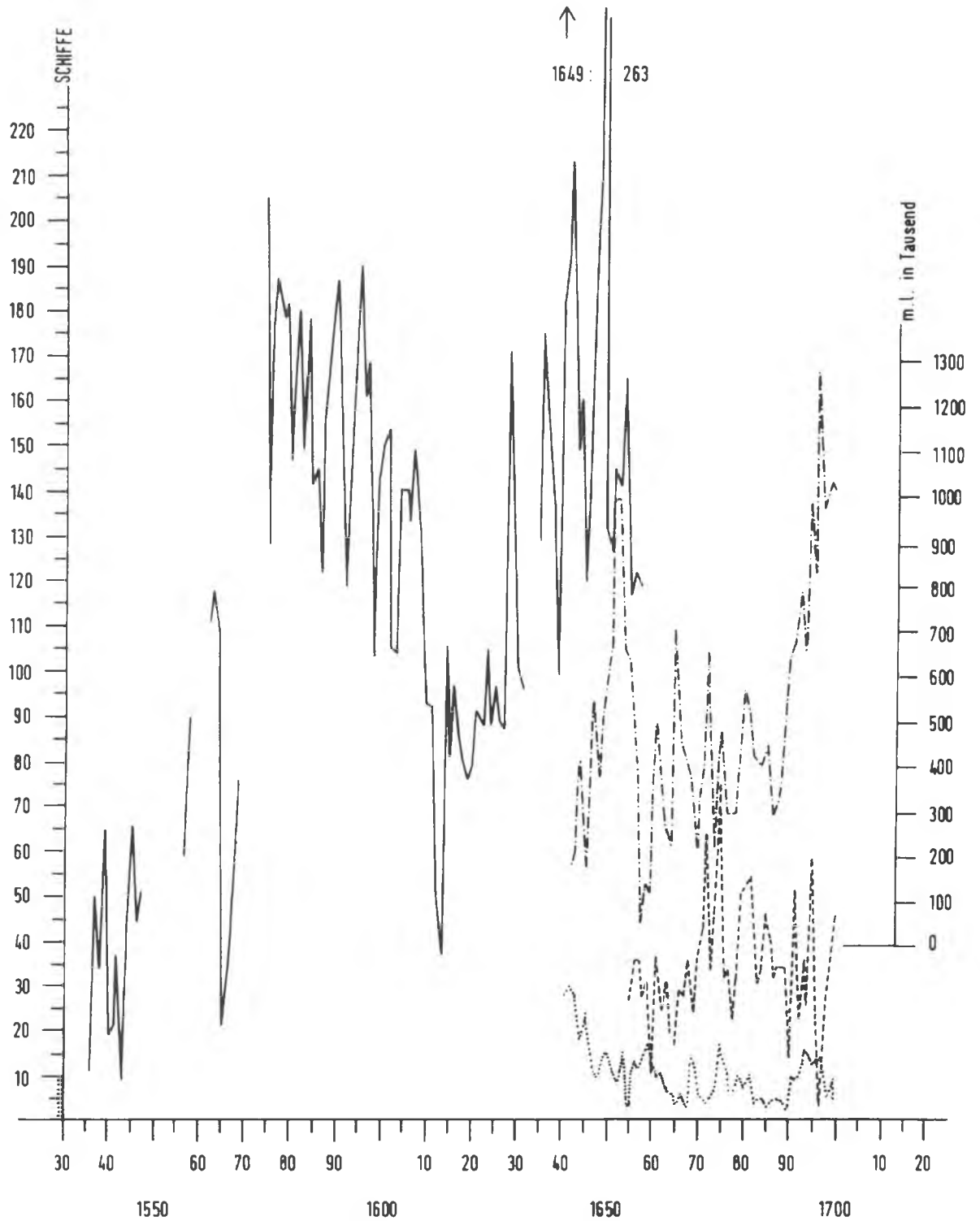


Abb. 7

LÜBECK: 1536-1700

— Sundpassagen Lübecker Schiffe 1536-1657

..... Wert der Einfuhr russischer Waren nach Lübeck 1642-1700

..... Schiffsneubauten in Lübeck 1641-1700

--- Westverkehr Lübecker Schiffe nach den Spanischen Collecten 1655-1700

Westverkehr in ein bis in die 20er Jahre des 17. Jahrhunderts andauerndes Tief fiel, in dessen Verlauf im Durchschnitt nur etwa halb so viele Lübecker Schiffe wie in den Jahrzehnten zuvor den Sund passierten. Die De-

niern zwischen 1609 und 1621. Die Abweichungen in den Verlaufsformen der beiden Kurven zeigen, daß der Westverkehr für den Immobilienmarkt nicht prägend war, wenn wir auch aus dem Gleichklang bis 1609 schließen dürfen, daß beide der gleichen wirtschaftlichen Großkonjunktur folgten.

Die Anzahl der nach Westen fahrenden und von dort einkommenden Schiffe erreichte erst seit 1628, sieben Jahre nach dem Ende des Waffenstillstands, wieder die Höhen, die sie vor dem Jahre 1609 hatten¹¹⁹ (obgleich sie sich bereits 1621–28 auf höherem Niveau befunden hatten als zwischen 1609 und 1620). Die Gegenläufigkeit von Westhandel und Häusermarktkurve, die 1609 eingesetzt hatte, ist auch hier noch zu beobachten, denn mit dem Wiederanstieg der Westfahrt, ließ die Veräußerungshäufigkeit am Immobilienmarkt nach. Gleichzeitig ist jedoch auch ein langsames Ansteigen der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit zu beobachten (1633 ff.). Der Rückgang der Veräußerungsziffern am Immobilienmarkt verstärkte sich dann von 1634 auf 1635, so daß auch eine mehr zufällige Übereinstimmung mit dem Anstieg der Westpassagen vorliegen könnte. Der weitere Kurvenverlauf der Westfahrt zeigt Ähnlichkeiten mit demjenigen des Immobilienmarktes, ohne diese jedoch überbewerten zu wollen. Der außerordentliche Anstieg der Sundpassagen im Jahre 1649 hatte auf dem Immobilienmarkt keine Parallele.

Die Kurve des Westverkehrs nach den Spanischen Collekten 1655–1700¹²⁰ hat zunächst wenig Übereinstimmung mit der Immobilienmarktkurve (Abb. 7). Erst seit dem Rückgang von 1663 auf 1664/65 (Immobilienmarkt: 1662/63 ff.) und dem gemeinsamen Wiederaufstieg zeigen sie die nun fast schon gewohnten zahlreichen gleichzeitigen Ausprägungen von Gipfelpunkten und Tiefpunkten¹²¹. Somit spiegelt auch die Anzahl der Westfahrten nach den Spanischen Collekten in ihrem Auf und Ab die gleiche Wirtschaftslage wie wir sie (in ihren Bewegungen) auf dem Lübecker Immobilienmarkt fassen können.

Für die Jahre 1642 bis 1700 ziehen wir den Wert der Einfuhr russischer Waren nach Lübeck, der nach den Zollbüchern der Nowgorodfahrer berechnet wurde, zum Vergleich mit dem Immobilienmarkt heran (Abb. 7)¹²². Ein Gleichlauf zwischen beiden Kurven läßt sich bis in die späten

¹¹⁹ Der Aufschwung, den die Fahrt nach Westeuropa zwischen 1630 und 1640 genommen hatte, ist auch der Graphik der Gesamttragfähigkeit des ausgehenden Verkehrs der lübeckischen Schiffe von Lübeck nach Westeuropa zu entnehmen; Vogel, Beiträge zur Statistik I (wie Anm. 82), Anhang nach S. 152.

¹²⁰ S. Anm. 111.

¹²¹ Gipfelpunkte: 1672, 1675, 1681/82, 1685, 1691/92, 1695; Tiefpunkte: 1665/66, 1673, 1678, 1683, 1690/91 und, eingeschränkt, 1697, dem Jahr, als der größte Teil der Lübecker Frankreichfahrer auf der Rückfahrt in England aufgebracht wurde; Vogel, Beiträge zur Statistik I (wie Anm. 82), 137.

¹²² S. Anm. 115.

80er Jahre nicht erkennen, nur einige zeitgleiche Hoch- und Tiefpunkte. So entsprach dem ersten Gipfel der Einfuhrwerte in den Jahren 1652/53 im erstgenannten Jahr auch ein Zwischengipfel des Immobilienmarktes, und dem Höhepunkt des Umsatzes am Häusermarkt im Jahre 1661 entsprach ein Zwischenhoch bei der Einfuhr russischer Waren (ebenso übrigens war der Tiefpunkt der russischen Einfuhr im Jahre 1657 mit 56.375 m.l. zeitgleich mit dem kurzen Einbruch auf dem Immobilienmarkt im selben Jahr). Der deutliche Abfall des Immobilienmarktes von 1662 auf 1663/64 begegnet auch in der Warenkurve, der Wiederanstieg verlief allerdings unterschiedlich und war bei den Einfuhren aus Rußland von tiefen Einbrüchen gekennzeichnet, die eigentlich erst von 1687/88 an von einem Anstieg sprechen lassen.

Obgleich der Rußlandhandel mit jedenfalls weniger als 23% der gesamten Lübecker Handelstonnage¹²³ der größte von uns erfaßte Teilmarkt war, waren es in über 40 von knapp 60 Jahren nicht die ihn beherrschenden wirtschaftlichen Wechsellagen, die den Lübecker Immobilienmarkt prägten. Erst die Verdopplung des Werts der eingeführten Waren seit den späten 80er Jahren scheint ausreichend Profit abgeworfen zu haben, um Teile davon in Immobilien anlegen zu können.

Die aus dem Zulagezoll gewonnene Aufstellung des Wertes sämtlicher Einfuhren zur See in Lübeck zwischen 1693 und 1700 gibt uns darüber weiteren Aufschluß¹²⁴. Wir erkennen einen fast völligen Gleichklang der Bewegungen des Wertes der eingeführten Waren und der Verkäufe auf dem Immobilienmarkt¹²⁵. Bei den Ausfuhren ergibt sich dasselbe Bild¹²⁶. Der Anteil der russischen Einfuhr an der gesamten Einfuhr betrug während der Hausse des Rußlandhandels in den 90er Jahren des 17. Jahrhun-

¹²³ S. Anm. 116.

¹²⁴ Harder, Seehandel (wie Anm. 83), T. 2, 27 ff.

¹²⁵ Einfuhr zur See insgesamt; ebd., 27:

1693: 5.432.800 m.l.

1694: 5.502.600 m.l.

1695: 6.136.200 m.l.

1696: 6.246.200 m.l.

1697: 4.967.800 m.l.

1698: keine Angabe

1699: 4.635.400 m.l.

1700: 4.373.000 m.l.

¹²⁶ Ausfuhr zur See insgesamt; ebd., 29:

1693: 2.551.200 m.l.

1694: 3.056.800 m.l.

1695: 2.953.000 m.l.

1696: 3.097.800 m.l.

1697: 2.671.400 m.l.

1698: keine Angaben

1699: 2.390.800 m.l.

1700: 1.588.200 m.l.

dert im Durchschnitt 18,1%, wobei er von 12,1% im Jahre 1693 auf 22,9% im Jahre 1700 anstieg¹²⁷. Da die durchschnittlichen Werte der aus Rußland eingeführten Waren in den Jahren vor 1687 wesentlich geringer waren als die 1693 erreichte Höhe¹²⁸, können wir daraus schließen, daß der Anteil damals wohl keine 12,1% erreicht hatte. Damit wäre jedoch auch klar, warum die Profite aus dem Rußlandhandel keine prägende Rolle auf dem Immobilienmarkt spielen konnten.

Bei dem Vergleich zwischen dem Wert der Einfuhr russischer Waren nach Lübeck und der Bewegung der Zahl der nach Westeuropa fahrenden Schiffe (Abb. 7), zeigen sich weitgehende Übereinstimmungen, die gleiche Gipfelhöhe und gleiche Tiefpunkte aufweisen – wenn auch mit kleinen Abweichungen –, vor allem zwischen dem Beginn der 60er Jahre und dem Ende der 80er Jahre des 17. Jahrhunderts. 1688, als die Westfahrt möglicherweise durch den Beginn des Reichskrieges gegen Frankreich behindert wurde¹²⁹ (wobei jedoch festzustellen ist, daß ein Rückgang in der Anzahl der Schiffe bereits zwei Jahre vorher eingesetzt hatte), begann der steile Aufstieg der Lübecker Rußlandfahrt, der bis ans Ende des Jahrhunderts andauerte.

Trotz des geringen Anteils an der Gesamttonnage des Lübecker Handels zeigen die stark schwankenden Schiffszahlen der Westpassage in ihren Anstiegen und Niedergängen eine große Ähnlichkeit zum Verlauf des Lübecker Immobilienmarktes. Die auffällige Abweichung zwischen 1609 und 1621/28 kann auf die in diesem Zeitraum wieder erstarkende Konkurrenz der Holländer zurückgeführt werden. Da wir nicht annehmen können, daß der Westhandel mit seinem geringen Anteil am Lübecker Gesamthandel die Immobilienmarktkurve prägte, müssen wir davon ausgehen, daß es einen beiden Märkten übergeordneten konjunkturellen Verlauf gegeben hat, der – soweit dies unsere Kurven anzeigen – nur in wenigen Fällen von einer Sonderentwicklung eines Marktes ‚außer Kraft gesetzt‘ wurde.

Dieses Ergebnis wird bekräftigt durch einen abschließenden Vergleich zwischen Schiffsneubauten (Kapitalinvestition)¹³⁰ und Häuser(ver-)kauf (Kapitalanlage, Mobilisierung von angelegtem Kapital). Der Verlauf beider Kurven zeigt eine ähnlich ausgeprägte Parallelität wie bereits im 15./16. Jahrhundert (Abb. 7; vgl. Abb. 4): der gemeinsame Abstieg zwischen 1641/42 und 1648, die kurze ‚Erholung‘ 1649/50, bis dann 1653 auf dem Immobilienmarkt und 1654 beim Schiffbau vorläufige Tiefpunkte erreicht waren. Zwischengipfel zeigten sich am Immobilienmarkt zwischen 1654–

¹²⁷ Ebd., 27.

¹²⁸ Ebd., 30.

¹²⁹ Vogel, Beiträge zur Statistik I (wie Anm. 82), 137.

¹³⁰ S. Anm. 118. – Die Lastenzahl der neugebauten Schiffe folgt – mit Abweichungen in nur wenigen Jahren – dem Verlauf der Kurve der Stückzahl; s. dazu Olechnowitz, Schiffbau (wie Anm. 97), Anhang I, 141f.

63, bei den Schiffsbauten zwischen 1655–62. Dem gemeinsamen Tief zwischen 1663–67 folgte der Wiederanstieg auf dem Immobilienmarkt 1667, bei den Schiffsbauten wiederum um ein Jahr verzögert 1668. 1674–76 und 1682–89 wichen die beiden Kurvenverläufe voneinander ab. Vor allem hat das Zwischenhoch am Immobilienmarkt von 1684/85 bei den Schiffsbauten keine Parallele. Als aber 1688 der Immobilienmarkt seinen tiefsten Punkt erreichte, folgte die Kurve der Schiffsbauten mit 1689 nur zwei gebauten Schiffen (nur 1685 waren es ebensowenig) und von 1690–97/98 verlaufen die Kurven beider Teilmärkte im Zuge des bereits angesprochenen Wirtschaftsaufschwungs steil nach oben, um am Ende des Jahrhunderts wieder parallel abzusinken. Die Differenz von einem Jahr, die in diesem Zeitabschnitt zwischen den Haus(ver-)käufen und den Schiffsbauten zu beobachten ist, belegt die Genauigkeit unserer Quellen, da die Schiffsbauten erst beim Stapellauf verzeichnet wurden¹³¹. Der Entschluß zur Investition in den Schiffbau lag somit ungefähr ein Jahr früher.

Versuchen wir ein vorläufiges Resümee zu ziehen: Die Lübecker Überlieferung bietet für fast den gesamten Zeitraum zwischen 1284 und 1700 konjunkturgeschichtlich mehr oder minder aussagekräftige serielle Quellen, die zum Vergleich mit der Immobilienmarktkurve herangezogen werden konnten. Lücken ergaben sich nur für die Jahre von 1360–74, 1389–1423 und 1531–1535. Die herangezogenen Quellen zeigten bei aller Unterschiedlichkeit der ihnen eigenen Aussagekraft eines ganz deutlich: die Immobilienmarktkurve der Hansestadt Lübeck ist im gesamten Untersuchungszeitraum in ihren Auf- und Abschwüngen ein Indikator für die gesamtwirtschaftlichen Wechsellagen, welchen das Wirtschaftsleben der Bürger und Einwohner ausgesetzt war. Am deutlichsten waren die Übereinstimmungen daher zwischen der Immobilienmarktkurve und denjenigen Vergleichsquellen, die wie der Häusermarkt Kapitalanlagen oder Kapitalinvestitionen überliefern (Rentenmarkt, Lastdiengeld¹³², mit Einschränkung auch die Schoßeinnahmen).

Im folgenden Teil der Untersuchung soll nun auf der Grundlage der Immobilienmarktkurve und der herangezogenen Parallelquellen ein Überblick über die wirtschaftlichen Wechsellagen der Stadt Lübeck von 1284 bis zum Jahre 1700 versucht werden.

¹³¹ S. bei Anm. 97.

¹³² Insofern kann gegen Olechnowitz, Schiffbau (wie Anm. 97), 36, festhalten werden, daß auch der Schiffbau unmittelbar von der Handelskonjunktur abhängig war, Schwankungen im Überseehandel sich – jedenfalls häufig – sofort in der Zahl der gebauten Schiffe auswirkten.

VII

Wirtschaftliche Wechsellagen der Stadt 1284–1700

Über den konjunkturellen Verlauf der Wirtschaft Lübecks in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist bereits viel geschrieben worden¹³³. Bekannt sind die großen Depressionen des endenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts (1290–1310), der Jahre 1323–1327, 1340–1347 und die Auswirkungen der ersten Pestepidemie von 1349/50. Hinzu kommt die ‚kleine‘ Krise, die mitten in den prosperierenden 30er Jahren stattfand und auf den Einbruch der Tuchproduktion in Ypern zurückgeführt wird¹³⁴. Alle sogenannten großen Depressionen schlagen sich in der Häusermarktkurve als tiefe Einbrüche nieder, die Krise der Tuchproduktion führte dagegen nur zu einem kleinen kurzzeitigen Rückgang auf dem Gipfel des Zyklus. Die Pestepidemie von 1349/50 fiel mitten in den Aufschwung nach der Handelskrise der 40er Jahre. Die Häusermarktkurve der Käufe brach jedoch nur im Jahre 1350 ein und lief seit 1351 quasi ungerührt weiter. Das gleiche Bild zeigt sich auch bei den folgenden Pestepidemien von 1367, 1381, 1388, 1393, 1397 und 1405¹³⁵. Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Pest lassen sich also nicht an den (Ver-)Käufen messen, sondern allein an den Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit. Nachdem letztere sich in der ersten Jahrhunderthälfte antizyklisch zu den (Ver-)Käufen verhalten hatten, setzte nach 1367 eine bis zum Aufschwung von 1429 andauernde Entwicklung ein, in deren Verlauf sich Verluste und (Ver-)Käufe kaum noch sinnvoll korrelieren lassen. Man gewinnt den Eindruck, als ob der in Immobilien angelegte Profit und die im Verlust einmal erworbener Häuser dokumentierte Zahlungsunfähigkeit sich in unterschiedlichen, nicht unmittelbar zusammenhängenden Bereichen der Lübecker Wirtschaft abgespielt hätten. Möglicherweise ist diese Entwicklung auf einen größeren Anteil der städtischen Handwerker am Hauseigentum zurückzuführen als in der ersten Jahrhunderthälfte.

¹³³ Letzte Zusammenfassung mit Bezug bereits auf den Lübecker Immobilienmarkt in Hamel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 245 ff.; dort auch die Nachweise zum folgenden. – Neuerdings E. Hoffmann, Lübeck im Mittelalter, in: Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte (wie Anm. *). – Ich verweise für das folgende Kapitel – abgesehen von mir wichtig erscheinenden Einzelnachweisen – hier auf die einschlägigen Arbeiten zur lübeckischen Geschichte: M. Hoffmann, Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck, 2 Teile, Lübeck 1889/92. – Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte (wie Anm. *). – Dollinger, Hanse (wie Anm. 72). – Daenell, Blütezeit (wie Anm. 102).

¹³⁴ R. Sprandel, Die Stellung Lübecks in der Wirtschaftskonjunktur des Spätmittelalters, in: LSAK 4, Bonn 1980, 97–102, 98, 100.

¹³⁵ Folgen der Pestepidemien: 1350 übertrifft die Anzahl der Verluste erstmals diejenige der Käufe (80 : 66), 1351 zählt man wieder 120 Verluste gegen 129 Käufe. – 1367 gehen die Käufe leicht zurück, die Verluste steigen stark und bleiben bis 1369 oben. – 1381 gehen die Verkäufe leicht zurück, die Verluste zeigen keine Auswirkungen. – Die Pestepidemien von 1388 und 1393 zeigen am Häusermarkt keinerlei spürbare Auswirkungen. – 1397 steigen die Verluste auf das Doppelte, die Käufe zeigen keine signifikante Bewegung, während 1405 die Käufe leicht zurückgehen. – S. auch u. S. 104 mit Anm. 169.

Von dem 1353 erreichten Gipfelpunkt des Zyklus mit 143 (Ver-)Käufen erfolgte der kontinuierliche Abstieg, bis im Jahre 1362 der Tiefpunkt mit immerhin noch 100 (Ver-)Käufen aber 35 Verlusten erreicht war. Die Lage blieb trotz wachsenden Umsatzes am Häusermarkt gespannt bis 1370. Dieser Zeitraum war geprägt von den Auseinandersetzungen mit Dänemark (seit 1362), so daß der Immobilienmarkt die durch die Kriegereignisse ablaufende Handelskonjunktur spiegeln dürfte. So zeigt sich die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen im Rahmen der Kölner Konföderation im Jahre 1367 sofort mit einem Rückgang der (Ver-)Käufe und im Anwachsen der Verluste. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Auswirkungen von Kriegsausbruch und Pestepidemie (s.o.) sich in diesem Jahr addierten. Der anschließende Konjunkturaufschwung im Gefolge des Stralsunder Friedens (1370) ist am Häusermarkt deutlich zu beobachten, der nächste Abstieg mit den Tiefpunkten 1381 und 1384 dürfte auf die Störungen des Handels zurückzuführen sein, die in England seit Mitte der 70er Jahre, in Flandern ebenfalls seit dieser Zeit, mit dem Höhepunkt nach der Niederlage Philipp von Arteveldes (1382), bestanden und die 1388 zur Blockade Flanderns, Englands und auch Nowgorods führten. Am Ende des Jahrhunderts wurde die genannte Entwicklung noch verstärkt durch die Folgen, die der Kaperkrieg der Mecklenburger hervorrief. 1392 mußte wegen der Unsicherheit der Meere der Hansetag die Einstellung des gesamten Verkehrs mit Schonen für drei Jahre anordnen. Als Folge davon sank der Umsatz des nach Flandern orientierten Lübecker Stockholmhandels in den letzten drei Jahren des 14. Jahrhunderts kontinuierlich. Der Immobilienmarkt verlor in diesem Zeitraum von 1393 auf 1394 knapp ein Drittel seines Umsatzes, erreichte 1396 seinen Tiefpunkt in diesem Jahrzehnt, wobei auch die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit wieder anstiegen, verzeichnete am Ende des Jahrhunderts und zu Beginn des 15. Jahrhunderts jedoch wieder Umsätze, die weit über 100 im Jahr betragen.

Der Beginn des 15. Jahrhunderts¹³⁶ war von zahlreichen Fehden der Stadt geprägt, z.B. mit den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg wegen des Stecknitzkanals, mit Fürst Balthasar von Wenden und mit Herzog Erich IV. von Lauenburg. Erheblichen Einfluß auf den Lübecker Handel hatte der zwischen 1409 und 1438 stattfindende Krieg der Schauenburger Grafen gegen Dänemark und das Herzogtum Schleswig.

Wie feinfühlig der Immobilienmarkt auf handelspolitische Beschränkungen reagierte, zeigt das Jahr 1422, als eine Handelssperre der wendischen Städte gegen die Unionsreiche Dänemark, Schweden und Norwegen ver-

¹³⁶ Zur Geschichte Lübecks im 15. Jahrhundert die angezeigten Arbeiten von M. Hoffmann u. E. Hoffmann (beide Anm. 133). – Zur wirtschaftlichen Entwicklung im 15. Jahrhundert E. Pitz, Die Wirtschaftskrise des Spätmittelalters, in: VSWG 52, 1965, 347–367. – Ders., Wirtschaftliche und soziale Probleme der gewerblichen Entwicklung im 15./16. Jahrhundert nach hansisch-niederdeutschen Quellen, in: Jbb. f. Nationalökonomie u. Statistik 179, 1966, 200–227.

hängt worden war; der Umsatz am Häusermarkt ging zurück, die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit stiegen an.

Zwar kam es 1423 zu einem Verteidigungsbündnis der wendischen Städte mit Dänemark, aber 1426 standen die Lübecker auf der Seite Graf Heinrichs von Schauenburg, als der Krieg erneut begann. Diese in ihrem ersten Teil als aufwendiger Seekrieg geführte Auseinandersetzung hatte in den Jahren 1426 bis 1429/30 starke Auswirkungen auf die (Ver-)Käufe auf dem Immobilienmarkt. Als 1430 die Seekriegführung ermattete, zeigte sich die Auswirkung sofort auf dem Häusermarkt: sein Umsatz stieg um 20%. 1431 und 1432 sank er aufgrund des erneuten Seekrieges wieder ab, stieg ab 1433 wieder an und erreichte nach dem Frieden von Wordingborg 1435 im Zuge einer Nachkriegskonjunktur seinen höchsten Stand im gesamten Untersuchungszeitraum mit 224 Käufen im Jahre 1437. In diesem Jahr dürften jedoch auch erhebliche Gewinne aus der Getreideteuerung der vorangegangenen Hungerjahre auf dem Immobilienmarkt angelegt worden sein¹³⁷. Auch die folgenden Jahre blieben durch den Regierungsantritt Christophs von Bayern in Dänemark (1438) günstig für die Lübecker Wirtschaft. Bis 1444 konnte sich der Umsatz des Häusermarktes mit einem kurzzeitigen Abfall im Jahre 1440 auf über 140 Käufen halten. In dieselbe Zeit fällt die Aussöhnung Philipps des Guten von Burgund, der auch Landesherr von Flandern, Holland und Seeland war, mit Frankreich, ein Ereignis, das für den Lübecker Westhandel ebenfalls positive Folgen zeitigte.

Der eben angesprochene Rückgang im Jahre 1440 von 166 auf 110 Käufe (bei allerdings gleichzeitigem starken Nachlassen der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit) mag durch den offenen Konflikt bedingt gewesen sein, der zwischen der Hanse und den holländischen Städten wegen der Fahrt durch den Sund in diesem Jahre ausgebrochen war. 1441 wurde ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen – und sofort ging der Umsatz am Häusermarkt nach oben. Die Lübecker Hochkonjunktur (auf dem Häusermarkt) fand ein Ende, als im Jahre 1448 Christoph von Bayern, der König von Dänemark, gestorben war und Christian von Oldenburg neuer König von Dänemark wurde. Die Schweden lösten sich aus dem Unionskönigtum, was einen Krieg zwischen Dänemark und Schweden zur Folge hatte. Außerdem behinderte Christians Bruder, Graf Gerhard von Oldenburg, den Landweg der Kaufleute nach Westen. Das Verhältnis zu Dänemark, Schweden und Norwegen normalisierte sich erst wieder im Jahre 1455, als die Union unter König Christian wiederhergestellt war. Nach einer unruhigen Verlaufsform zwischen 1448 und 1454 erholte sich auch der

¹³⁷ Zum Preisanstieg des Getreides in den 30er Jahren W. Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg/Berlin ³1978, 67 ff. – Ders., Strukturen und Krisen (wie Anm. 70), 85 ff. mit Abb. 5 (Roggenpreise in Frankfurt/M. u. Weizenpreise in England 1433–43 mit den Höchstpreisen 1437/38).

Immobilienmarkt, und es blieb bis 1458 bei Umsätzen von über 100 Häusern pro Jahr.

Weiterhin bedingten außenpolitische Schwierigkeiten seit 1443 eine zeitweilige Unterbrechung des Rußlandhandels bis 1453. Ebenso hatte das im Jahr 1451 verhängte Handelsverbot gegen Flandern Auswirkungen auf den Handel. Die Kaufleute zogen nach Deventer und Utrecht, kehrten 1457 aber nach Brügge zurück. Auch der Konflikt mit England zwischen 1447, als die Privilegien der Hansen aufgehoben wurden und 1474, als der Streit mit dem Frieden zu Utrecht beendet wurde, mag ein Grund gewesen sein für die steile Abnahme der Käufe und Verkäufe auf dem Lübecker Immobilienmarkt. Im gleichen Zeitraum stiegen die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit stark an.

In diese Zeit zwischen 1454 und 1474 fiel das starke Ansteigen der Einnahmen aus dem Stecknitzzoll. Nach gängiger Vorstellung muß dieser Zuwachs – will man nicht einen generellen Wirtschaftsaufschwung annehmen, für den es sonst keinen Hinweis gibt – mit der Verlagerung eines Teiles des Handels von der Umlandfahrt auf den Land- und Kanalweg über Lübeck zusammenhängen. Eigenartigerweise fällt jedoch der Anstieg ausgerechnet in die Zeit, als sich das Verhältnis zu Dänemark, Schweden und Norwegen wieder normalisiert hatte (s.o.). Sollten allein die Auseinandersetzungen mit England der Grund für das Ausweichen auf den Landweg gewesen sein¹³⁸, bliebe unerfindlich, warum ausgerechnet Lübeck so stark unter dem Konflikt hätte leiden sollen wie es die Verlaufskurven von (Ver-)Käufen und Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit anzeigen. Es sei denn, man nimmt an, daß ein Großteil des Lübecker Gesamtprofits auf dem englischen Markt erzielt wurde. Da wohl erst der Ausbruch der offenen Feindseligkeiten im Jahre 1469 die erheblichsten Einbußen brachte, das Verbot der Einfuhr englischer Tuche in die Hansestädte auch erst in diese Zeit fiel¹³⁹, muß ein anderer Grund vorliegen. Ein Indikator für eine übergeordnete depressive Wirtschaftslage sind die Getreidepreise, die zwischen 1451 und 1475 in Deutschland ihren Tiefststand erreicht haben sollen¹⁴⁰. Der Rückgang der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit und der sich verlangsamende negative Trend bei den Immobilien (Ver-)Käufen wären somit auf das gleichzeitige Ende dieser Tiefstpreisperiode und des englisch-hansischen Krieges (Friede von Utrecht 1474) zurückzuführen. Nur: warum die ‚Durchfuhr‘ durch Lübeck während der Getreidepreisdepres-

¹³⁸ Die offenen Feindseligkeiten brachen 1469 aus. Zwar intensivierte sich der Verkehr über Lübeck in diesem Jahr wieder, nachdem es beim Stecknitzzoll zwischen 1466 und 1469, in den Einnahmen der Zölle an der Holstenbrücke zwischen 1467 und 69 einen Rückgang gegeben hatte, aber das hier in Frage stehende Ansteigen der Zolleinnahmen fällt bereits in die 50er Jahre.

¹³⁹ Dollinger, *Hanse* (wie Anm. 72), 395 ff.

¹⁴⁰ Kellenbenz, *Wirtschaft* (wie Anm. 70), 351.

sion angestiegen war, ist damit nicht erklärt. Dieser Sachverhalt muß vorerst offen bleiben.

Im Jahre 1478 wurde Nowgorod von Ivan III. unterworfen, 1494 der Peterhof überfallen und die Kaufleute gefangengesetzt. Angesichts des Verlaufes der Häusermarktkurve kann man dieses Ereignis als das Einläuten der großen Krise an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert begreifen. Der Krieg, der zwischen 1501 und 1514 zwischen Rußland und dem Orden geführt wurde, läßt sich in seinen Auswirkungen auf den Lübecker Verkehr nicht bemessen, zusammen mit den im folgenden dargestellten machtpolitischen Geschehnissen im südwestlichen Ostseeraum haben aber auch diese Ereignisse dazu geführt, daß der Lübecker Handel nach dem Jahre 1500 ca. ein Vierteljahrhundert darnieder lag¹⁴¹.

Zwar können in den Jahren nach 1500 eigentlich nur die Zeitabschnitte zwischen 1510–11, 1522–25 und 1534–36 als Phasen kriegerischer Auseinandersetzungen gelten, aber der dauernde Interessengegensatz zwischen Lübeck und den einzelnen Teilen des sich auflösenden Unionsreiches mit seinen ständigen Kaperkriegen, lähmte den Lübecker Handel doch in erheblichem Ausmaß. Bereits 1497 wurde Lübecks Handel mit Schweden vom Dänenkönig verboten und im Jahre 1501 lübeckische Schiffe in Schweden oder auf dem Weg nach Schweden vom Dänenkönig beschlagnahmt. Im Jahre 1505 kam es zu offenen Konflikten zwischen Dänemark und Schweden, was für Lübeck erneut ein Verbot des Schwedenhandels bedeutete. Zudem verbündete sich Dänemark mit den Herzögen von Mecklenburg, mit denen Lübeck wegen strittiger Hoheitsrechte am Dassower See in Fehde lag. Zwar kam es in den Jahren 1507/1508 zu Vergleichen mit Dänemark und Mecklenburg, aber der in diesen Vergleichen beinhaltete Verzicht Lübecks auf den Handel mit Schweden hatte für die Lübecker Wirtschaft natürlich schwerwiegende Folgen. So konnte nicht einmal der Beginn des offenen Seekrieges gegen Dänemark im Jahre 1509 und der Friede zu Malmö im Jahre 1512 große Veränderungen hervorrufen. Aber als im Jahre 1509 der Seekrieg gegen Dänemark in Gang kam und die Dänen bei einem Angriff etliche lübische Dörfer vernichteten, sank der Immobilienmarkt (Verkäufe) auf den tiefsten Punkt zwischen 1285 und 1700.

Der Friede von Malmö (1512) scheint dem Lübecker Handel nur kurzfristige Erholung verschafft zu haben. Der Umsatz am Immobilienmarkt stieg von 32 Käufen im Jahre 1511 immerhin auf 78 Käufe im Jahre 1515, sank dann jedoch schnell wieder ab. 1517 und 1520 lähmten erneut Kriege

¹⁴¹ Zum 16. Jahrhundert M. Hoffmann, Geschichte (wie Anm. 133), T. 2, 1 ff. – W.D. Hauschild, Frühe Neuzeit und Reformation: Das Ende der Großmachtstellung und die Neuorientierung der Stadtgemeinschaft, in: Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte (wie Anm. *). – E. Pitz, Steigende und fallende Tendenzen in Politik und Wirtschaftsleben der Hanse im 16. Jahrhundert, in: HGBll 102, 1984, 39–77.

zwischen Dänemark und Schweden den für Lübeck wichtigen Teil der Ostsee und 1522 bis 23 führte Lübeck selbst offenen Krieg gegen Dänemark. Seit 1525 war die Situation jedoch weitgehend bereinigt, was sofort zu einem Anstieg auf dem Häusermarkt führte.

Die Lübecker Zolleinnahmen zeigen, daß die 25jährige Depression, die die Lübecker Wirtschaft zu Beginn des 16. Jahrhunderts durchlitt, eine Depression des gesamten Ost-West-Handels (in beiden Richtungen) gewesen sein dürfte. Auch in Zeiten, in welchem der Sund nicht gesperrt war, mußte der Kaufmann mit Kaperungen durch Auslieger der kriegführenden Mächte rechnen, so daß die Sundpassage in diesen Jahren auch nicht übermäßig benutzt worden sein dürfte. Während der Kriegsjahre müssen folglich enorme Warenmengen zurückgehalten worden sein, die dann in Friedenszeiten transportiert wurden und somit die gewaltigen Ausschläge der Zolleinnahmen in den ersten 25 Jahren des 16. Jahrhunderts erklären.

Der nächste größere Einbruch, den die Häusermarktkurve verzeichnet, geht auf den letzten Krieg Lübecks gegen Dänemark unter Jürgen Wullenwever in den Jahren 1534 bis 1536 zurück. Ob das Ausbleiben des Herings vor Schonen in den Jahren 1537 und 1538 sich auf dem Immobilienmarkt niederschlug, läßt sich schlecht feststellen, weil es im unmittelbaren Anschluß an den letzten Krieg Lübecks gegen Dänemark erfolgte. Auffällig ist allerdings, daß nach dem Friedensschluß von 1536 keine Nachkriegskonjunktur einsetzte, sondern es vielmehr noch bis 1541 dauern sollte, bis die Häusermarktkurve die Zahl 100 wieder überstieg.

Zusammenfassend bleibt für diesen Zeitabschnitt festzuhalten, daß sich das oft gebrauchte Wort von Dänemark und Schweden als den Schicksalsmächten Lübecks in diesem Zeitraum voll bewahrheitet. Es mag sein, daß noch andere Faktoren wie die Schließung des Hofes in Nowgorod, auch Schwierigkeiten der Kupfergewinnung im schwedischen Falun dazu kamen¹⁴². Auffällig bleibt aber, daß die von Kriegen zwischen Dänemark und Schweden geprägten Jahre von 1500–1525, Kriegen, in die Lübeck aktiv oder passiv verwickelt war, derjenige Zeitraum waren, in dem die Lübecker Wirtschaft so tief darnieder lag (gemessen am Immobilienmarkt), wie nie in den 200 davorliegenden, auch nicht in den folgenden 200 Jahren. Gleichwohl muß auch angemerkt werden, daß die Konjunkturforschung das Ende des säkularen Abschwungs in Europa in die Jahre 1507–1510 legt¹⁴³. Auch hier addierten sich folglich die Auswirkungen zweier Ebenen zu dem bereits geschilderten Ergebnis.

¹⁴² Zum Rückschlag in der schwedischen Kupferproduktion zu Beginn des 16. Jahrhunderts Irsigler, Kupferhandel (wie Anm. 74), 32f. – Die langwierigen Auseinandersetzungen zwischen den Fuggern und Lübeck um das schwedische Kupfer unterstreichen die Bedeutung des Kupferhandels; G. Freiherr von Pölnitz, Fugger und Hanse. Ein hundertjähriges Ringen um Ostsee und Nordsee, Tübingen 1953.

¹⁴³ S. o. Anm. 77 u.u. S. 100f. bei Anm. 157ff.

Die jeweils kurzfristigen Ausschläge der Folgezeit auf dem Immobilienmarkt sind nur schwer zu erklären. Einzige Ausnahme ist möglicherweise der nordische siebenjährige Krieg zwischen 1563 und 70, der letzte Krieg, an dem Lübeck aktiv gegen Schweden teilnahm – verbündet mit seinem alten Rivalen Dänemark. Die Auswirkungen zeigen sich zwischen 1564 und 1569 eindeutig auf dem Immobilienmarkt, wobei sogar die feine Abstufung getroffen werden kann, daß seit 1567 ein leichter Anstieg auf dem Immobilienmarkt erfolgte, nachdem es die beiden Seiten seit 1566 an Seestreitkräften gefehlt hatte, um den Krieg gegen die jeweiligen Handelsflotten des Gegners aktiv fortzusetzen¹⁴⁴.

Ein weiterer Tiefpunkt in den Jahren 1546/47 könnte auf die Getreideknappheit dieser Jahre zurückzuführen sein. Die Pest im Jahre 1548 verstärkte diese Wirkung möglicherweise noch.

Das starke Anwachsen der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts kann ich derzeit nicht erklären¹⁴⁵. Zwar gab es 1598/99 Konfiszierungen lübeckischer Schiffe in Schweden und zwischen 1602 und 1605 verloren z.B. die Rigafahrer 17 Schiffe während des Konfliktes zwischen Schweden und Polen, der 1606 beendet wurde, aber dieser Konflikt kann nicht die Erklärung für den doch immensen Anstieg der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit sein¹⁴⁶.

Für den Anstieg des Handelsvolumens läßt sich die Besserung der lübeckisch-schwedischen Beziehungen seit dem Regierungsantritt Gustav Adolfs im Jahre 1611 anführen. Dagegen spricht jedoch der 1609 wieder ausgebrochene Konflikt zwischen Schweden und Polen. 1611 untersagte Christian IV. von Dänemark den Schwedenhandel und den Handel im Finischen Meerbusen, und im folgenden Jahr sperrten dänische Schiffe den Hafen von Travemünde. Die Stockholmfahrer verloren in diesen Jahren die immense Summe von 784730 Mark, und der Immobilienmarkt lag in den Jahren 1611 und 1612 etwas niedriger als in den Jahren zuvor und danach.

Die Phase zwischen 1610 und 1635 scheint, trotz des spanisch-niederländischen Waffenstillstandsabkommens zwischen 1609 und 1621 und des daraus resultierenden Rückgangs des Lübecker Handelsvolumens mit dem Westen, für Lübeck ein Zeitraum der Prosperität gewesen zu sein¹⁴⁷. Wir

¹⁴⁴ Hauschild, Frühe Neuzeit (wie Anm. 141).

¹⁴⁵ Ein Hinweis auf „die“ im Jahre 1595 beginnende Krise bei Kellenbenz, Wirtschaft (wie Anm. 70), 365.

¹⁴⁶ Zum 17. Jahrhundert M. Hoffmann, Geschichte (wie Anm. 133), T. 2, 83 ff. – A. Graßmann, Bellum und Commercium: Lübeck im 17. Jahrhundert, in: dies., Lübeckische Geschichte (wie Anm. *).

¹⁴⁷ Ein weiterer Beleg für wirtschaftliche Prosperität aus dem Bereich des Schiffbaus: zwischen 1608 und 1646 wurden in Lübeck 794 Schiffe gebaut, pro Jahr also 20 im Durchschnitt (Olechnowitz, Schiffbau, wie Anm. 97, 35). Der Durchschnitt zwischen 1560 und 1800 lag bei 10,5.

dürfen daraus schließen, daß der Westverkehr die Lübecker Häusermarktkurve nicht prägte. Wenn wir jedoch nach Gründen für den steilen Abfall in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts suchen, so ergibt sich – abgesehen von einem generellen Verweis auf die sogenannte Krise der 30er Jahre des 17. Jahrhunderts – keine schlüssige Antwort, ebensowenig für den enormen Anstieg der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit, die Ende der 30er Jahre einsetzten und ihren Höhepunkt in den 60er Jahren erreichen sollten¹⁴⁸. Feststellen läßt sich, daß Lübeck die Wirrnisse in den Anfangsjahren des Dreißigjährigen Krieges durch seine Neutralitätspolitik zunächst gut überstanden hatte und daß seine Wirtschaft vermutlich erst in den 30er Jahren ein Opfer der oft beschworenen Krise der 30er Jahre des 17. Jahrhunderts wurde.

Die Bewegungen, die die Häusermarktkurve in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigt, lassen sich nur sehr schwer interpretieren. Dies gilt besonders für den etwa zehnjährigen Abschnitt der Prosperität zwischen 1654 und 1662, in welchem in exakter Gegenläufigkeit die Verluste stark abnahmen und die Verkaufsziffern am Immobilienmarkt steil anstiegen. Der Einbruch von 1563 ist ohne Schwierigkeiten auf den Krieg gegen Schweden (s.o.) zurückzuführen.

In diesem Zeitraum müssen jedoch enorme wirtschaftliche Probleme in der stadtlübischen Wirtschaft, vor allem wohl unter den Handwerkern entstanden sein. Die Zahlen der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit, die so hoch lagen wie noch nie seit 1284, belegen dies. Vor diesem Hintergrund bekommen auch die Ausschreitungen der Handwerker und Brauer ein ganz anderes Gesicht, die sie während der Kassarezeß-Verhandlungen gegen die Gewerbetreibenden auf den Gütern vor der Stadt ausübten¹⁴⁹.

Das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts ist gekennzeichnet von einem Anstieg der Umsatzzahlen auf dem Immobilienmarkt; als Grund dafür haben wir weiter oben bereits den allgemeinen Anstieg des Handels und insbesondere den des Rußlandhandels ausfindig gemacht¹⁵⁰.

¹⁴⁸ S. dazu auch die Verfallserscheinungen am Amsterdamer Getreidemarkt nach 1649 und deren Auswirkungen auf Danzig bei Harder-Gersdorff, Lübeck, Danzig und Riga (wie Anm. 85), 120f.

¹⁴⁹ J. Asch, Rat und Bürgerschaft in Lübeck 1598–1669. Die verfassungsrechtlichen Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert und ihre sozialen Hintergründe, Lübeck 1961 (Veröff. z. Gesch. d. Hansestadt Lübeck Bd. 17), 112ff., bes. 115.

¹⁵⁰ S. bei Anm. 125.

VIII

*Außerlübische wirtschaftskonjunkturelle Überlieferung:
Versuch eines Vergleichs*

Blicken wir abschließend noch über den Lübecker Tellerrand hinaus und vergleichen die Lübecker Immobilienmarktkurve mit anderen außerlübischen wirtschaftlichen Wechsellagen – mehr als Ausblick auf künftig noch zu Leistendes denn als eigenständigen Teil der vorliegenden Untersuchung. Wir folgen dem Weg vom Naheliegenden (Hamburg, Stade) zu weiter entfernten Wirtschaften (Köln, England, Antwerpen).

Die Hamburger Rentenmarktaktivitäten, die einen feinen Indikator für die gesamtwirtschaftliche Lage der Stadt darstellen, sind für rund 300 Jahre (1300–1570) gut aufgearbeitet¹⁵¹. Das 14. Jahrhundert zeigte hier dieselben Krisenzeiten wie in Lübeck: die 20er und frühen 30er Jahre sowie die Zeit nach der großen Pest. 1371 bis 1380 stiegen die Rentenmarktumsätze genau wie der Umsatz auf dem Lübecker Immobilienmarkt, doch der Boom bis ans Ende der 80er Jahre war eine spezifisch hamburgische Entwicklung, an der die Lübecker Wirtschaft keinen Anteil hatte. Seit Mitte der 90er Jahre mehrten sich dann auch in Hamburg die Indizien für eine Wirtschaftskrise, die bis ins 15. Jahrhundert hineinreichte. Im 15. Jahrhundert stieg zwar trotz angespannter Wirtschaftslage das in Renten angelegte Kapital, aber die Anzahl der geldanlegenden Personen verringerte sich. Interessant werden die Übereinstimmungen mit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Eine langgezogene Depression, deren Talsohle zwischen 1497 und 1507 lag, reichte von 1497 bis in die 20er Jahre des 16. Jahrhunderts. In den 30er Jahren folgte der konjunkturelle Aufschwung, dem – vergleichbar mit Lübeck in den späten 40er und in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts – eine auf hohem Niveau stattfindende Depression folgte. Möglicherweise litten beide Stadtwirtschaften an den Auswirkungen der Mißernten der 40er Jahre – in Lübeck kam noch die Pest im Jahre 1548 hinzu –, als deren Folge dem Handel kein Getreide mehr zur Verfügung stand. Zwischen der Rentenmarktkurve Hamburgs und der Immobilienmarktkurve Lübecks können folglich große Übereinstimmungen in den Jahren 1300 bis 1570 festgestellt werden, wie sie sich auch in der Entwicklung der Schoßeinnahmen beider Städte zwischen 1470 und 1550 finden¹⁵².

Der Immobilienmarkt der mittelalterlichen Kleinstadt Stade weist am Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts Ähnlichkeiten mit der

¹⁵¹ Das folgende nach der Zusammenfassung der Rentenmarktarbeiten bei P. Gabrielson, Die Zeit der Hanse 1300–1517, in: Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, hrsg. v. W. Jochmann u. H.-D. Loose, Bd. I: Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, hrsg. v. H.-D. Loose, Hamburg 1982, 101–190, 177 ff.

¹⁵² Lorenzen-Schmidt, Umfang und Dynamik (wie Anm. 74), 27 ff. u. Abb. 1 S. 47.

Lübecker Entwicklung auf. In den 90er Jahren begann der Niedergang am Häuser- und Rentenmarkt in Stade, der sich im 15. Jahrhunderts kontinuierlich fortsetzte¹⁵³.

Auch in Köln entsprach die Entwicklung des produzierten Sozialprodukts weitgehend dem Verlauf der Lübecker Immobilienmarktkurve¹⁵⁴: die Wende am Ende des 14. Jahrhunderts, das fast kontinuierliche Absinken bis ins zweite Dezennium des 16. Jahrhunderts mit Aufschwüngen in den 30er und beginnenden 40er Jahren sowie den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts und am Beginn des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts. Diese Ähnlichkeit weist auf überregionale Kräfte, die die Wirtschaftsentwicklung der beiden Städte geprägt haben müssen – und zeigt damit an, daß auch die Ähnlichkeit des Hamburger mit dem Lübecker Wirtschaftsverlauf nicht nur auf der örtlichen Nähe beruhte, sondern Zeugnis einer zusammengewachsenen, überregionalen Wirtschaft ist, die denselben langfristigen Trends unterlag, auf deren Hintergrund es dann die regionalen und lokalen Sonderentwicklungen auszumachen gilt.

Insofern erstaunt man nicht, die konjunkturellen Bewegungen, die der Lübecker Häusermarkt aufweist, zwischen 1399 und 1482 beim englischen Weinimport und zwischen 1429 und 1482 auch beim englischen Tuchexport feststellen zu können¹⁵⁵, auch nicht, daß im Hungerjahr 1436/37, als der Umsatz des Lübecker Immobilienmarktes in enorme Höhen stieg, die Gerstenpreise in Brabant, die Roggenpreise in Antwerpen und Frankfurt/M. sowie die Weizenpreise in England einen Höchststand im 15. Jahrhundert erreichten¹⁵⁶. Dementsprechend finden sich Parallelen im Tiefstand der Häusermarktkonjunktur in Lübeck und dem Tiefstand der Weizenpreise in Lier (bei Antwerpen gelegen) zwischen 1494 und 1518, der Roggenpreise in Brabant zwischen 1493 und 1521, die auch den gleichen Einbruch wie die Lübecker Immobilienmarktkurve zwischen ca. 1533 und 1536 zeigen, nachdem sie seit 1525/26 kontinuierlich gestiegen waren¹⁵⁷. Überhaupt zeigt die Antwerpener Kurve der nominalen Roggenpreise im 16. Jahrhundert seit ca. 1520 eine so große Übereinstimmung mit der Lübecker Immobilienmarktkurve, daß man die Aussage wagen darf, daß sie

¹⁵³ Ellermeyer, Stade (wie Anm. 6), Graphik 3, 335; 7, 339; 13, 345.

¹⁵⁴ Nach W. Schönfelder, Die wirtschaftliche Entwicklung Kölns von 1370–1513. Dargestellt mit linearen Trendfunktionen samt Analyse ihrer Bestimmungsfaktoren, Köln/Wien 1970 (Neue Wirtschaftsgeschichte, hrsg. v. I. Bog, Bd. 1), 107 ff. u. Abb. 32 u. 33. – Anderer Ansicht über den Konjunkturverlauf der Kölner Wirtschaft (in Köln sei von der vielberufenen Krise des Spätmittelalters wenig zu spüren) F. Irsigler, Kölner Wirtschaft im Spätmittelalter, in: H. Kellenbenz (Hrsg.), Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft Bd. 1, Köln 1975, 305.

¹⁵⁵ Nach Postan, The trade of medieval Europe (wie Anm. 72), 162, tab. 4.3.

¹⁵⁶ Zu Brabant und Antwerpen s. van der Wee, Antwerp Market (wie Anm. 74) Bd. III, Graphik 3 u. 13. – Zu England und Frankfurt/M., Abel, Agrarkrisen (wie Anm. 137), 70 Abb. 14.

¹⁵⁷ Van der Wee, Antwerp Market, Bd. III, Lier: Graphik 8, Brabant: Graphik 17 u. 18.

von den gleichen überregionalen Wirtschaftskräften abhängig war wie diese¹⁵⁸.

Die Krise an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert zeigt sich in einzelnen wirtschaftlichen Bereichen in Brabant im Überblick der Entwicklung von 1372 bis 1648 sehr deutlich¹⁵⁹: nachdem die Preise in der zweiten Hälfte der 70er Jahre angezogen hatten (Gründe: flämischer Krieg, 1483–95, und die Münzinflation der 80er Jahre¹⁶⁰), fielen sie 1492 abrupt ab, blieben bis ca. 1510/11 auf der Talsohle, erholten sich langsam und erreichten zwischen dem Ende der 20er Jahre und dem Anfang der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts wieder die Höhe, die sie um 1490 erreicht gehabt hatten, um dann bis zum Ende des 16. Jahrhunderts mehr oder weniger kontinuierlich anzusteigen. Dies gilt in erster Linie für die Roggenpreise, aber auch – mit Abstrichen – für die Preise von Salz und Hering.

Zum Abschluß sei nochmals auf die Sundzollregister des 17. Jahrhunderts zurückgegriffen. Die Wechsellagen des Ost-West-Handels, die sie beeinflussten, sind dieselben, welchen auch die Lübecker Wirtschaft unterlag. Zwar gibt es einzelne Abweichungen – so sank die Zahl der Sundpassagen westwärts¹⁶¹ bereits in den 20er Jahren, als der Lübecker Immobilienmarkt (aus diesem Grund?) noch steil anstieg – aber der negative Trend bis ans Ende des siebten Jahrzehnts war beiden Märkten gemeinsam. Zum Ende des Jahrhunderts stiegen beide Kurven wieder steil an, wobei die Sundzollpassagen bereits in den 80er Jahren den Gipfel erreichten, der Lübecker Immobilienmarkt erst in den 90er Jahren des 17. Jahrhunderts. Beide fielen zum Ende des Jahrhunderts wieder ab.

IX

Ergebnisse und weitere Forschungsperspektiven

Versuchen wir, ein Resümee zu ziehen. Zunächst das methodisch Wesentliche: aufgrund der günstigen Überlieferungslage konnten wohl 95% der (Ver-)Käufe von Immobilien sowie der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit in der Stadt Lübeck zwischen 1284 und 1700 erfaßt werden. Ihr Eintrag ins Oberstadtbuch war – cum grano salis – im Jahr des Abschlusses des Rechtsgeschäftes erfolgt. Daraus ergab sich die Möglichkeit, den Einfluß der wirtschaftlichen Wechsellagen auf den Immobilienmarkt zu untersuchen. Wir bewerteten die Käufe als Kapitalanlage (bzw. Verkäufe

¹⁵⁸ Ebd., Graphik 19; beiden Kurven gemeinsame Gipfelpunkte: 1521, 1531, 1536, 1549/50; gemeinsame Tiefpunkte: 1534/35, 1546/47, 1553/54.

¹⁵⁹ Ebd., Graphik 52.

¹⁶⁰ H. van der Wee, Die Niederlande 1350–1650, in: Hdb. d. europ. Wirtschafts- u. Sozialgeschichte Bd. 3 (wie Anm. 70), 564–607, 585.

¹⁶¹ Nach Harder-Gersdorff, Lübeck, Danzig und Riga (wie Anm. 85), 119.

als Mobilisierung angelegten Kapitals) und die Verluste als Hinweis auf eine zumindest einjährige Zahlungsunfähigkeit des jeweiligen Schuldners. Das war jeweils der größte gemeinsame Nenner der in diesen Rechtsgeschäften angelegten Möglichkeiten. Wir gelangten so zu dem Minimalkonsens, daß auf dem städtischen Immobilienmarkt durch das Rechtsgeschäft Kauf ein Teil des Gesamtprofits angelegt wurde, der in Handel, Gewerbe und Handwerk erwirtschaftet worden war. Aus arbeitsökonomischen Gründen mußte die Analyse der Rechtsgeschäfte jedoch unter Verzicht auf eine Behandlung der verschiedenen Teilmärkte auf den gesamtstädtischen Immobilienmarkt beschränkt werden. Nachdem mit der rechtlichen Verfügungsfreiheit, der wirtschaftlichen Einsetzbarkeit und der Wertschätzung des Immobiliareigentums die wichtigsten Faktoren umrissen waren, die neben der Wirtschaftskonjunktur auf Haus- und Grundeigentum einwirkten, konnte die Interpretation der Immobilienmarktkurve beginnen.

Als erstes Ergebnis konnten wir festhalten, daß die Immobilienmarktkurve Lübecks in ihren großen Zügen der wirtschaftskonjunkturellen Entwicklung in Europa entsprach. Auf das zyklisch verlaufende 14. Jahrhundert mit einem ansteigenden Trend bis 1370, folgte nach einer Stagnationsphase bis 1396 der Niedergang im 15. Jahrhundert, dem wiederum der Aufstieg nach dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts folgte. Das „Lange 16. Jahrhundert“ endete in der sogenannten Krise der 30er Jahre des 17. Jahrhunderts. Anschließend folgte eine stark depressive Phase, bis in den 90er Jahren nochmals ein Aufschwung einsetzte.

Kernstück der Untersuchung war dann der Vergleich der Immobilienmarktkurve mit anderen seriellen Quellen, die Aufschlüsse über die Wechsellagen von Teilbereichen der Lübecker Wirtschaft geben. Die Vergleiche mit dem städtischen Rentenmarkt, der Anzahl der Gewandschneider im Gewandhaus, den Schoßeinnahmen, mit den Einnahmen der Lastadie, der Zölle an der Holstenbrücke und des *graventolls* (Stecknitzzolls), aber auch mit den Teilmärkten des 16. und 17. Jahrhunderts (Sunddurchfahrten, Westfahrer nach der Spanischen Collecte, mit dem Wert der Einfuhr des Rußlandhandels und den Schiffsneubauten) zeigten, daß die Immobilienmarktkurve im gesamten Untersuchungszeitraum in ihren Auf- und Abschwüngen einen Indikator für die gesamtwirtschaftlichen Wechsellagen darstellt, welchen das Wirtschaftsleben der Bürger und Einwohner ausgesetzt war. Die Übereinstimmung zwischen Zinsentwicklung, Kapitalanlage auf dem Rentenmarkt und der Anzahl der gekauften sowie der wegen Zahlungsunfähigkeit verlorenen Häuser ließ die Feststellung zu, daß in Zeiten von Kapitalschwäche wenig Häuser gekauft wurden, dagegen in Zeiträumen mit genügendem Kapital die Käufe von Immobilien zunahmen. Entsprechendes gilt für die Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit: bei angespannter Wirtschaftslage und wenig Geld stiegen sie, fielen aber sofort, wenn genügend Geld am Markt vorhanden war.

Die Stimmigkeit dieser Beobachtung zeigte sich bei aller Unterschied-

lichkeit der den verschiedenen Quellen eigenen Aussagekraft im ganzen Untersuchungszeitraum. Die Immobiliemarktkurve Lübecks kann folglich als Indikator für die wirtschaftlichen Wechsellagen, welchen die Stadt ausgesetzt war, dienen.

Im siebten Abschnitt gaben wir einen kurzen Überblick über die wirtschaftlichen Wechsellagen der Stadt Lübeck von 1284–1700. Die Faktoren, welche diese Wechsellagen beeinflussten oder sie hervorriefen, sind nur schwer zu fassen. Man ist immer wieder geneigt, machtpolitische Geschehnisse zur Erklärung heranzuziehen. Zweifellos hatte es eine große Bedeutung, ob die Handelswege frei waren – die Auseinandersetzungen mit Dänemark und Schweden zu Beginn des 16. Jahrhunderts zeigten dies deutlich – aber Wirtschaftskonjunktoren sind (auch) von anderen Größen abhängig als von machtpolitischen Konstellationen und Ereignissen. Wir haben in diesem Zusammenhang des öfteren auf das Zusammentreffen der Auswirkungen verschiedener Ebenen wie auch auf die Bedeutung des Getreidehandels (der Getreidepreise) hingewiesen.

Welche Perspektiven eröffnen sich nun aus dem Dargelegten für die lübeckische aber auch für die hansische Geschichte? Die Immobilienmarktkurve setzt uns in die Lage, sämtliche Ereignisse und Prozesse der Lübecker Geschichte während der Hansezeit, gleich welchem Bereich der geschichtlichen Wirklichkeit sie auch entstammen, auf dem Hintergrund der (auch kurzfristigen) wirtschaftlichen Entwicklung zu bewerten. Dabei bieten sich vor allem gesellschaftsgeschichtliche Phänomene an. So zeigen unsere Quellen, daß die sozialökonomische Entwicklung innerhalb der Lübecker Gesellschaft parallel zu der ökonomischen Entwicklung verlief. Die gesunde Sozialstruktur des 14. Jahrhunderts löste sich im Laufe des 15. Jahrhunderts auf und führte zu starker gesellschaftlicher Polarisierung. Im 16. Jahrhundert finden sich wieder Indizien für eine zunehmende Prosperität breiterer Schichten, während die Unruhen der Handwerker im Verlaufe der Kassarezeßverhandlungen im 17. Jahrhundert einen erneuten negativen Trend indizieren und deren angespannte wirtschaftliche Lage belegen.

Auch die zunehmenden Behinderungen des Gästehandels in Lübeck in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts¹⁶² erweisen sich angesichts der ökonomischen Entwicklung als defensive Maßnahmen. Daß damit die Falschen getroffen wurden, weil der eigentlichen ‚Gegner‘, der säkulare wirtschaftliche Niedergang, nicht erkannt werden konnte, ist ein Problem, das hier nicht zu erörtern ist. Aber auch die neue Kaufmannsordnung aus dem Jahre 1607 mit ihren restriktiven Durchfuhrbestimmungen¹⁶³ wurde

¹⁶² Fink, Leonhardsbrüderschaft (wie Anm. 50), 332, 337. – F. Rörig, Das Einkaufsbüchlein der Nürnberg-Lübecker Mulichs auf der Frankfurter Fastenmesse des Jahres 1495, in: ders., Wirtschaftskräfte im Mittelalter (wie Anm. 56), 288–350, 319 mit Anm. 74.

¹⁶³ E. Baasch, Die ‚Durchfuhr‘ in Lübeck. Ein Beitrag zur Geschichte der lübischen Handelspolitik im 17. und 18. Jahrhundert, in: HGBll 13, 1907, 109–152, 115 ff.

(nach Ausweis der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit) nach einer mehr als zehnjährigen Depression erlassen.

Aufzuklären bleibt noch der Zusammenhang zwischen ökonomischer Entwicklung und innenpolitischen Unruhen. Alle innenpolitischen Krisen in Lübeck fielen in Zeiten wirtschaftlicher Abschwünge:

– der Knochenhaueraufstand von 1384 (und die vorangehenden Unruhen von 1374 und 1380)¹⁶⁴,

– die Auseinandersetzungen zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit der Einsetzung des neuen Rats im Jahre 1407¹⁶⁵,

– die reformatorischen Unruhen der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts könnten durch die für Teile der Bürgerschaft schlechte wirtschaftliche Entwicklung (hohe Anzahl an Verlusten wegen Zahlungsunfähigkeit zwischen 1524 und 1531) verstärkt worden sein¹⁶⁶,

– die sogenannten Reiserschen Unruhen zu Beginn des 17. Jahrhunderts fielen in eine Zeit wirtschaftlicher Depression, die an der hohen Zahl der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit zu erkennen ist¹⁶⁷ und auch

– die Auseinandersetzungen in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die zu dem sogenannten Kassarezeß von 1665 führten, fielen in eine deutlich ausgeprägte Depressionsphase¹⁶⁸.

Die Ursachen innerstädtischer Krisen und Konflikte waren vielfältig. Es bedurfte immer des Zusammentreffens mehrerer Kriterien. Aber anhand der Immobilienmarktkurve können wir erkennen, daß in Lübeck der Ausbruch der Unruhen immer in Zeiten wirtschaftlicher Abschwünge auf der Kapitalanlage-seite oder von Anstiegen auf der Seite der Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit erfolgte.

Auch die Einflüsse der verschiedenen Pest- und Seuchenepidemien auf die Lübecker Wirtschaftskonjunktur können anhand der Häusermarktkurve untersucht werden. Im Text wurden nur die Auswirkungen der ersten Pestepidemien in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angesprochen, doch können die unterschiedlichsten Auswirkungen – freilich nicht mehr so stark ausgeprägt wie 1350 – im gesamten Untersuchungszeitraum verfolgt werden¹⁶⁹.

¹⁶⁴ Dazu v. Brandt, Knochenhaueraufstände (wie Anm. 44). – Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 3), 260 f.

¹⁶⁵ E. Hoffmann, Lübeck im Mittelalter (wie Anm. 133), mit Lit.

¹⁶⁶ W.-D. Hauschild, Kirchengeschichte Lübecks. Christentum und Bürgertum in neun Jahrhunderten, Lübeck 1981, 166 ff., 179 ff.

¹⁶⁷ Asch, Rat und Bürgerschaft (wie Anm. 149), 56 ff.

¹⁶⁸ Ebd., 99 ff.

¹⁶⁹ Pestepidemien: 1349/50, 1367, 1375/76, 1381, 1387/88, 1393, 1396, 1397, 1405, 1420/21, 1433, 1450/51, 1464, 1548, 1597 (Fleckfieber oder Pest), 1625, 1638 (Ruhr und Pest). – Lues (Lustseuche) 1495, 1502 ff., nach 1620 epidemisches Auftreten. – Schweißsucht: 1529. – Pocken- und Masernepidemie: 1609; nach Dr. Riedel, Lübecks Gesundheitswesen, in: Lübeck.

Weiterführende Aspekte ergeben sich zu der Frage, wie der Lübecker Kaufmann – und das Ergebnis darf (mit Einschränkung) für den hansischen Raum verallgemeinert werden – seinen in Handelsgeschäften gewonnenen Profit anlegte. Unsere Untersuchungen haben gezeigt, daß ein Teil des erworbenen Profits gerade während günstiger Konjunkturen in Immobilien (und auf dem Rentenmarkt) angelegt wurde. Welchen Prozentsatz am Gesamtprofit dieser Teil darstellte, wissen wir nicht. Unsere hypothetischen Berechnungen haben jedoch gezeigt, daß es erhebliche Summen waren (am Renten- und Immobilienmarkt zusammen im Jahre 1368 vermutlich 1/10 des Gesamtwertes aller über Lübeck verhandelten Waren). Insofern ist „die von Ahasver von Brandt bis zum Sprandelschen Rentenseminar als Aximon verwandte Formel: ‚Handelskonjunktur = erhöhtes Angebot auf dem Rentenmarkt‘ und umgekehrt ‚Handelskrise = vermindertes Angebot von Rentenkaptal“¹⁷⁰ durchaus zutreffend. Aber auch Walter Stark ist zuzustimmen, wenn er meint, daß der Kaufmann in günstigen Konjunkturen sein Kapital eher im Handel investieren, als es herausziehen wird¹⁷¹. Die Wahrheit wird, wie so oft, auch hier in der Mitte liegen: der Kaufmann tat beides. So lange wir jedoch die Höhe des Gesamtprofits so wenig kennen wie die Höhe des wieder investierten oder die des angelegten Profits, wird sich das Problem nicht abschließend lösen lassen.

Auch die Behauptung, daß „auf dem Lübecker Rentenmarkt das Geldangebot größer als die Kreditnachfrage“ und „die Kreditkurve [. . .] damit nicht so unmittelbar von kurzfristigen Konjunkturen abhängig, das Kreditgeschäft weit weniger dynamisch“ gewesen sei¹⁷², muß sich angesichts der zum größten Teil jahrgenauen Übereinstimmungen zwischen dem Renten- und dem Immobilienmarkt im 14. Jahrhundert und dem weiteren konjunkturabhängig oszillierenden Verlauf der Häusermarktkurve in Frage stellen lassen.

In Bezug auf die Handels- und Hansegeschichte können wir die Auswirkungen von Kriegen nun neu beurteilen. Entgegen einer Auffassung, die selbst noch bei Dollinger zu finden ist¹⁷³, hat die Wirtschaft Lübecks von

Festschrift den Teilnehmern der 67. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte gewidmet von dem örtlichen Verein und dem naturwissenschaftlichen Verein zu Lübeck, Lübeck 1895, 83–226, 95 ff. – H. Reincke, Bevölkerungsprobleme der Hansestädte, in: Die Stadt des Mittelalters, hrsg. v. Carl Haase, 3 Bd.: Wirtschaft und Gesellschaft, Darmstadt 1973, 256–302, 271 (zuerst in: HGBll 70, 1951, 1–33).

¹⁷⁰ W. Stark, Zins und Profit beim hansischen Handelskapital, in: Hansische Studien V: Zins-Profit. Ursprüngliche Akkumulation, hrsg. v. K. Fritze, E. Müller-Mertens, J. Schildhauer, Weimar 1981 (Abh. z. Handels- u. Sozialgesch. Bd. 21), 13–27, 26.

¹⁷¹ Ebd.

¹⁷² E. Meuthen, Das 15. Jahrhundert, München/Wien 1980 (Grundriß der Geschichte Bd. 9), 18. – Diese Feststellung trifft Meuthen für das 15. Jahrhundert (!), obgleich der Lübecker Rentenmarkt nur für den Zeitraum zwischen 1284 und 1358 (s.o.) untersucht ist.

¹⁷³ S. o. Anm. 102.

keinem Krieg profitiert, in den die Stadt verwickelt war. Auch wenn der Sund gesperrt war und der größte Teil der Waren über Lübeck-Hamburg oder Lübeck-Lauenburg transportiert wurde, immer erlitt die Lübecker Wirtschaft in diesen Zeiträumen starke Einbußen. Einzelne Kriegsgewinnler hat es immer gegeben; diese werden profitiert haben, aber nie die Gesamtheit der Lübecker Bürger.

Abschließend bleibt festzustellen, daß mit der Immobilienmarktkurve der Hansestadt Lübeck von 1284–1700 eine wirtschaftsgeschichtliche Quelle vorgestellt wurde, mit deren Hilfe Ereignisse und Prozesse der Lübecker Geschichte wie auch der Hansegeschichte nun erstmals auf der Grundlage der wirtschaftlichen Wechsellagen der Stadt untersucht werden können. Die Unmittelbarkeit und Genauigkeit, mit der die Immobilienmarktkurve die wirtschaftlichen Wechsellagen der Stadt spiegelt, erlaubt es dabei, sowohl kurze Phasen, als auch längerfristige Entwicklungen, selbst den säkularen Trend zu erfassen. Den Anteil der einzelnen Teilmärkte der Stadt an der gesamtstädtischen Konjunktur herauszuarbeiten ist nun die Aufgabe der kommenden Jahre.

Abb. 8

LÜBECK: IMMOBILIENMARKT 1284–1700

(s. dazu Anm. 41) und Kämmereieinnahmen aus dem Schoß 1424–1530

- (Ver-)Käufe am Immobilienmarkt
- fünfjährig gleitender Durchschnitt
- (Ver-)Käufe von Immobilienanteilen
- (untere Kurve): Verluste wegen Zahlungsunfähigkeit
- fünfjährig gleitender Durchschnitt
- (Ver-)Käufe vollständiger Immobilien
- (obere Kurve) Einnahmen der Kämmerei aus dem Schoß 1424–1530

LEBEN UND WOHNEN IN DER ALTEN STADT – OSNABRÜCK IM HANSESTÄDTISCHEN VERGLEICH*.

von
RUTH-E. MOHRMANN

I.

Leben und Wohnen in der alten Stadt können angesichts der Konjunktur, die die Erforschung des Alltagslebens, die Alltagsgeschichte, noch immer hat, auf erhöhte Aufmerksamkeit rechnen. Denn sind nicht städtisches Leben und Wohnen Teil der städtischen Alltagswelt, Teil des Alltags, um dessen Untersuchung sich eine noch immer wachsende Zahl von Alltagshistorikern bemüht? Vieles – und darunter manches, was zu leicht gewogen wird – schwimmt auf der modischen Welle des Alltags und füllt in kaum noch übersehbarer Zahl die Bücherregale¹. Es kann hier nicht darum gehen, genaue Definitionen des Alltags und seines notwendigen Gegenbildes, des Nichtalltäglichen, zu liefern². Aber das Wohnen als ein alltäglich gelebter Prozeß, die Wohnung als eine alltäglich erlebte Umwelt, das Wohnverhalten als alltäglich geübte Handlungsmuster und die Wohnkultur als in Alltag und Fest, als in Tradition und Wandel geformte Wohnumwelt – all diese Konnotationen erlauben es, die Analyse der Wohnkultur vergangener Jahrhunderte als Analyse historischer Alltagswelt zu be-

* Überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrages, in Abwesenheit verlesen am 21.5.1986 bei der 102. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in Osnabrück.

¹ Kritisch hierzu mit zahlreichen Literaturangaben vgl. K. Tenfelde, Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10, 1984, 376–394; R.-E. Mohrmann, Regionale Kultur und Alltagsgeschichte – Möglichkeiten Grenzen und Aufgaben der Volkskunde, in: K. Köstlin (Hg.), *Historische Methoden und regionale Kultur*, K.-S. Kramer z. 70. Geb., Berlin/Vilseck 1987, S. 53–76.

² Vgl. hierzu aus der Fülle der Literatur die noch immer gewichtigen Ausführungen von N. Elias, *Zum Begriff des Alltags*, in: K. Hammerich, M. Klein (Hgg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags*, Opladen 1978, 22–29; s. auch A. Heller, *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*, hg. u. eingel. v. H. Joas, Frankfurt a.M. 1978; P. Borscheid, *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*, in: P. Borscheid, H.-J. Teuteberg (Hgg.), *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit* (Stud. z. Gesch. d. Alltags 1), Münster 1983, 1–14; Ders., *Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?* in: W. Schieder, V. Sellin (Hgg.), *Sozialgeschichte in Deutschland Bd. III: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte*, Göttingen 1987, 78–100.

greifen. Doch wie, so ist zu fragen, läßt sich der historische Alltag rekonstruieren, welche Quellen und Methoden besitzen wir, die historische Alltagswelt zu veranschaulichen, und über welche Frageinstrumentarien verfügen wir, mit denen sich der historische Alltag sinnvoll analysieren läßt?

Eines der Hauptprobleme, dessen man sich hierbei immer bewußt bleiben muß, ist der Umstand, daß die Erforschung historischer Wohn- und Lebenswelten die Erforschung sozialer Prozesse meint. Das heißt, im Mittelpunkt der Analyse steht der handelnde Mensch, stehen das Agieren und Reagieren von Menschen in sozialen Interaktionsfeldern. Denn, so ist zu konstatieren, weder Räume noch Gegenstände, weder Häuser noch Möbel konstituieren schon Wohnen. Jeder Blick auf noch so akribisch zusammengestellte museale Wohneinrichtungen verdeutlicht dies schlagartig. Ohne den Menschen, ohne seinen aktiven Lebensvollzug in den Räumen und mit den Dingen ist Wohnen nicht faßbar. Erst Wohnen als soziokulturelles Handeln gibt den Räumen und Dingen ihren Stellenwert innerhalb der „sozialen Wohnerfassung“, wie sie Hans-Jürgen Teuteberg jüngst nannte³. Erst der Mensch und sein Handeln, seine aktive Nutzung machen aus einem Stuhl ein Sitzmöbel, aus einem Löffel ein Eßgerät. Wechselseitige Bedingungen verknüpfen hierbei die Sachen und Räume und den Menschen. So wie die gebaute Wohnumwelt und ihr Inventar die Wohnhandlungen des Menschen bedingen und beeinflussen, so wirken auch die soziokulturellen Handlungssituationen und ihr Vollzug auf die Dinge zurück⁴.

Doch die Position des Menschen im soziokulturellen Interaktionsfeld Wohnen geht über die pragmatische Nutzung von Räumen und Objekten, über den ‚Umgang mit Sachen‘ weit hinaus. Die sozialen Wohnfunktionen und ihre Definition verlangen dabei für ihre Abgrenzungen und Unterscheidungen ein jeweils anderes Instrumentarium. Wohnen als individuelle Befindlichkeit und als Wohnerlebnis zu erfassen, kommt ohne sozialpsychologische Ansätze nicht aus. Wohnen als soziale Kommunikation zu begreifen, kann der Methoden der Kommunikationswissenschaften nicht entraten. Und Wohnen als Repräsentation sozialer Statussymbole, als Vermittlung soziokulturell geprägter Botschaften zu verstehen, kommt ohne sozial- und kulturanthropologisches Grundwissen nicht aus⁵.

³ H.-J. Teuteberg, Betrachtungen zu einer Geschichte des Wohnens, in: H.-J. Teuteberg (Hg.), *Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit* (Stud. z. Gesch. d. Alltags 4), Münster 1985, 1–23, hier 2f.

⁴ Vgl. hierzu u.a. V. Gläntzer, *Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung* (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 12), Münster 1980, bes. 17 ff.; T. Hofer, *Gegenstände im dörflichen und städtischen Milieu. Zu einigen Grundfragen der mikroanalytischen Sachforschung*, in: G. Wiegelmann (Hg.), *Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa. Beitr. d. 21. Dt. Volkskundekongresses in Braunschweig 5.–9. Sept. 1977* (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 13), Münster 1979, 113–135.

⁵ Vgl. hierzu Teuteberg, *Wohnen* (wie Anm. 3); T. Wijsenbeek-Olthius, *Achter de gevels von Delft. Bezit en bestaan van rijk en arm in een periode van achteruitgang (1700–1800)*

Derart weitgespannte Ansätze methodisch schlüssig zusammenhängend zu realisieren, muß fürderhin jedoch ein Desideratum bleiben. Auch die folgenden Ausführungen werden nur einzelne Schlaglichter auf dieses Forschungsfeld werfen, können längst nicht auf alle Fragestellungen eingehen und nur einige Problemfälle anreißen.

II.

Unumgänglich ist es, zunächst etwas über die Quellen und Methoden zu sagen, mit denen derzeit die Erforschung städtischen Wohnens und städtischer Wohnkultur betrieben wird. Es werden sodann das Raum- und Funktionsgefüge der Häuser und sein Wandel als Spiegelbild der bürgerlichen Wohn- und Lebenswelt untersucht. Ein zweiter Teil wird sich dem Wohnen in sozialer Differenzierung widmen. Als Vergleichsstädte zu Osnabrück dienen einmal die westfälischen Städte Münster und Lemgo⁶, zum anderen werden vor allem Braunschweig und auch Lübeck als Vergleich herangezogen werden. Der zeitliche Schwerpunkt wird quellenbedingt auf dem 16. bis 18. Jahrhundert liegen mit Ausblicken auf die spätmittelalterlichen Verhältnisse. Der zeitliche Schwerpunkt wird somit auf den Jahrhunderten liegen, die in den jüngsten Periodisierungsdiskussionen hinsichtlich der Volks- und Alltagskultur als eher statisch, als nur geringem Wandel unterworfen charakterisiert worden sind⁷. Inwieweit sich diese Charakterisierung auch für den Bereich städtischen Wohnens und städtischer Wohnkultur bestätigen läßt, wird zu prüfen sein. Daß sich der Vergleich zwischen den einzelnen Städten nicht nur auf die Konstatierung von eventuellen Unterschieden beschränken kann, sondern auch nach ihren Ursachen zu fragen hat, versteht sich.

In der Erforschung historischer Wohnkultur ist im letzten Jahrzehnt eine Quellengruppe in den Vordergrund des Interesses getreten, deren Vorhandensein zwar schon vorher bekannt und deren Wert in einigen Einzelanalysen erprobt worden war⁸, die aber erst im letzten Jahrzehnt in un-

(Amsterdamse hist. reeks, Grote serie, dl. 3), Hilversum 1987, passim, bes. 336 ff.; R.-E. Mohrmann, Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Habil.-Schr. Münster 1986 (im Druck).

⁶ U. Meiners, Wohnen im alten Münster. Untersuchungen zur städtisch-bürgerlichen Sachkultur des 17. und 18. Jahrhunderts (unveröff. Ms. des SFB 164 Univ. Münster), 1984; F. Kaspar, Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Stadt Lemgo (Schr. d. Volkskd. Komm. f. Westf. 28), Münster 1985.

⁷ Vgl. W. Hartinger, Epochen der deutschen Volkskultur, in: *Ethnologia Europaea* XV, 1985, 53–92; G. Wiegmann (Hg.), Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 55), Münster 1987, S. 23–38.

⁸ Bibliographisch jetzt am besten erfaßbar in H. Mannheims, K. Roth, Nachlaßverzeichnisse – Probate Inventories. Internationale Bibliographie (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 39), Münster 1984.

gewöhnlicher Breite und mit zumeist neuartigem methodischen Ansatz zur Quellengrundlage zahlreicher Arbeiten und Forschungsprojekte gemacht worden ist. Es sind dies die Nachlaßinventare, die probate inventories, die inventaires après décès, die zu Tausenden, ja Hunderttausenden in den Archiven liegen und die, wie es Ad van der Woude formulierte, erst auf das Zeitalter des Computers warteten, um als massenhaft gleichförmige Quelle, als serielle Quelle, auch quantifizierenden Auswertungen zugeführt zu werden⁹. Inventare, d.h. Gesamtverzeichnisse der immobilien und mobilen Habe eines Hauses oder Hofes, einer Person oder Institution können aus den verschiedensten rechtlichen Gründen aufgenommen worden sein. Umfangreiche und über lange Zeiträume hinweg erhaltene Bestände von Inventaren sind jeweils dort zu erwarten, wo über lange Zeit hin gültige Rechtsvorschriften eine Inventarisierung bei bestimmten Anlässen zwingend vorschrieben. Die weitaus größte Gruppe bilden hierbei die anlässlich von Todesfällen aufgezeichneten Nachlaß- bzw. Hinterlassenschaftsinventare. Dies gilt cum grano salis z.B. für Süddeutschland und Österreich sowie für Schweden, England und Frankreich. Als Inventare, die nach eingehender Quellenkritik einen besonders hohen Grad an Vollständigkeit und Verzeichnungsintensität aufweisen, haben sich weiterhin vor allem diejenigen Nachlaßinventare erwiesen, die anlässlich von Vormundschaften für unmündige Kinder über die Hinterlassenschaft des verstorbenen Elternteils errichtet werden mußten – eine Rechtsvorschrift, die in praktisch allen Partikularrechten Geltung hatte und auch heute noch im BGB verankert ist. Derartige Vormundschaftsinventare, wie sie kurz genannt werden, bilden auch die Quellengrundlage der folgenden Ausführungen¹⁰.

Besonders aussagekräftig sind hierunter diejenigen Inventare, die die Gegenstände nicht wie zumeist üblich nach Sachgruppen, sondern nach Räumen auflisten. Macht dieser Verzeichnungsmodus es doch möglich, nicht nur das Raum-, sondern auch das Funktionsgefüge der Häuser nachzuzeichnen¹¹. Diesem Raum- und Funktionsgefüge der Häuser und seinem Wandel soll hier als erstem nachgegangen werden.

⁹ Vgl. die beiden Tagungsbände der internationalen Gruppe von Inventarforschern: Probate Inventories. A new source for the historical study of wealth, material culture and agricultural development. Papers presented at the Leewenborch Conference (Wageningen, 5–7 May 1980), ed. by A. van der Woude, A. Schuurman (A.A.G. Bijdragen 23), Wageningen 1980 (ebda. p. 5 das van der Woude-Zitat); M. Baulant, A. Schuurman, P. Servais (Edd.), Inventaires après décès et ventes de meubles. Apports à une histoire de la vie économique et quotidienne (XIVe–XIXe siècle) (Acte du séminaires tenu dans le cadre du 9ème Congrès International d'Histoire Economique de Berne (1986), Louvain-la-Neuve 1987 (im Druck).

¹⁰ Vgl. R.-E. Mohrmann, Archivalische Quellen zur Sachkultur, in: G. Wiegmann (Hg.), Geschichte der Alltagskultur. Aufgaben und neue Ansätze (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 21), Münster 1980, 69–86; P. Löffler, Inventare. Historische Entwicklungen und rechtliche Grundlagen, in: Rheinisch-westf. Zs. f. Vkde. 23, 1977, 120–131.

¹¹ Vgl. K. Bedal, Gefüge und Struktur. Zu Standort und Arbeitsweise volkskundlicher Hausforschung, in: Zs. f. Vkde. 72, 1976, 161–176; Kaspar, Bauen und Wohnen (wie Anm. 6), 151 ff.

III.

Die Frage nach den verschiedenen Raumnutzungsmustern erscheint nur auf den ersten Blick banal. Gewiß wurde in einer Küche gekocht und in einer Schlafkammer geschlafen, und die Feststellung, daß sich hier Betten und dort Küchengeräte befanden, ist eher überflüssig. Doch wenn auf einer Schlafkammer außer Betten auch Handwerksgerät und Waren lagerten, wenn auf einem der ehemals vornehmsten Räume eines Hauses, der Keme-nate oder dem Saal, sich nur noch „Schüler- und Magdbetten“ fanden, wenn Stuben zur selben Zeit in einen Fall mit außerordentlich variablen wohnlichen Einrichtungen dem Stereotyp altdeutscher Gemütlichkeit zu entsprechen schienen, im anderen Fall aber mit Töpferscheibe und Barbierstuhl, mit Schwertfeger- und Grapengießwerkzeug sich als Hauptarbeitsstätte der Handwerker erwiesen, dann erscheint die Frage nach der Nutzung einzelner Räume nicht nur gerechtfertigt, sondern auch notwendig. Denn die Art des Umgangs nicht nur mit Sachen, sondern eben auch mit Räumen ist für den Stand einer Kultur sehr aussagekräftig, für ihre Fähigkeit, sich ihren Bedürfnissen entsprechende Räume zu schaffen bzw. umgekehrt den zumeist sehr beschränkten zur Verfügung stehenden Raum ihren Bedürfnissen entsprechend zu nutzen.

Diese ständigen Wandel unterworfenen Nutzung von Räumen hat gerade vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit im städtischen Bürgerhaus Norddeutschlands entscheidende Veränderungen erfahren. Vollzog sich doch in dieser Phase der Übergang vom multifunktionalen Großraumwohnen, wie es für den häufigsten Grundtypus des mittelalterlichen Bürgerhauses, das Einraumhaus, typisch war, hin zum monofunktionalen Vielzimmerwohnen, für das die Übernahme der Stube, der Ein- und Ausbau von Dörnsen und Kammern kennzeichnend waren¹².

Daß hinter diesem Prozeß nicht nur ein Wandel des inneren Raumgefüges der Häuser stand, sondern mit ihm ein tiefgreifender sozialer und kultureller Wandel einherging, ist inzwischen hinreichend bekannt. Privatisierung und Intimisierung der Familie des Hausherrn, vor allem abzulesen an ihrer Separierung im Schlafbereich vom Gesinde, mit dem sie bisher auch den Schlafraum teilte, die Ablösung quasi öffentlicher Wohnformen durch das privatisierende ‚Rückzugwohnen‘, all diese hier nur schlaglichtartig umrissenen Prozesse verweisen auf den sie bedingenden und wechselseitig mit ihnen verflochtenen soziokulturellen Wandel¹³. Auf diese in

¹² Vgl. hierzu K. Bedal, *Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur* (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 8), Münster 1978, 88 ff.; Kaspar, *Bauen und Wohnen* (wie Anm. 6), 170 ff., 229 ff.

¹³ Zahlreiche der hierzu erarbeiteten Studien fußen auf dem epochemachenden Werk von N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Bern 1969, hier bes. Bd. 1, passim u. 219 ff.; vgl. hierzu etwa die Arbeiten von Kaspar, *Bauen und Wohnen* (wie Anm. 6), 175 ff.; Mohrmann, *Alltagswelt* (wie Anm.

den einzelnen Städten und Sozialschichten zeitlich recht unterschiedlich abgelaufenen Prozesse wird noch genauer einzugehen sein, vor allem dort, wo Brüche und Sprünge diese Prozesse beschleunigten oder verzögerten.

Für Osnabrück lassen sich nach den Untersuchungen von Roswitha Poppe für das Spätmittelalter zwei Grundtypen der Bürgerhäuser unterscheiden, und zwar einmal ein ‚bäuerliches Bürgerhaus‘, in dem Mensch und Vieh unter einem Dach lebten, und ein, wie Poppe es nennt, ‚städtisches Bürgerhaus‘, bei dem das Vieh in einem abgesonderten Stall auf dem Hof stand. Allerdings war das bäuerliche Bürgerhaus eher ein Ausnahmefall. Auffällig jedoch bleibt, daß beide giebelständigen Grundtypen um und nach 1500 zwar schon eine oder mehrere eingebaute Kammern aufwiesen, aber noch keine Stuben besaßen¹⁴.

Die Stube oder Dörnse als rauchfrei heizbarer Wohnraum ist dagegen in Lübeck schon um 1300 für die Mehrzahl der Bürgerhäuser anzusetzen. Die hohe Bedeutung, die gerade dem Wohnraum der Stube im Wandlungsprozeß frühneuzeitlicher Wohnformen zukam, vor allem soweit sie den angesprochenen Prozeß der Privatisierung der Familie betraf, ist hinlänglich bekannt. Allerdings ist der Prozeß der Übernahme der Stube in die Bürgerhäuser norddeutscher Städte zeitlich und sozial unterschiedlich gestaffelt gelaufen. Lübeck dürfte hierbei zeitlich mit am frühesten liegen¹⁵, und auch Braunschweig dürfte von den Vergleichsstädten mit nur geringer zeitlicher Verzögerung Lübeck gefolgt sein¹⁶. Für das Osnabrück benachbarte Münster dagegen ist auch im 16. Jahrhundert ein erst nur spärlicher Stubenausbau in den Bürgerhäusern zu belegen, bei dem zudem diesem Raum nur geringe Wohnqualitäten eigneten und er meist nur als geringfügig möblierter Wärmerraum im Winter oder als Arbeitsstätte des Hausherrn fungierte¹⁷. Ähnliches läßt sich für Lemgo zeigen¹⁸. Was allerdings für keine der Vergleichsstädte im 16. Jahrhundert nachgewiesen werden konnte, war das für Osnabrücker Bürgerhäuser des 16. Jahrhunderts belegte gemeinsame Hausen von Mensch und Vieh unter einem Dach. Waren dies möglicherweise auch untypische Einzelfälle¹⁹, so ist dennoch festzu-

5); Meiners, Wohnen (wie Anm. 6); P. Höher, Konstanz und Wandel in Wohnausstattung und Hauswirtschaft (1630–1899). Das Beispiel Nürtingen am Neckar, in: Wiegmann, Wandel (wie Anm. 7).

¹⁴ R. Poppe, Das Osnabrücker Bürgerhaus (Forschgen. z. Landes- und Volkskunde II, 11), Oldenburg 1944, 42 ff.

¹⁵ G. Kokkelink, Hausbau und Hausnutzung in Lübeck vom 13. bis 17. Jahrhundert, in: A. Graßmann (Hg.), Neue Forschungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck (Veröff. z. Gesch. d. Hansestadt Lübeck Rhe. B Bd. 13), Lübeck 1985, 51–62, hier 55.

¹⁶ S. Mohrmann, Alltagswelt (wie Anm. 5); J. Hähnel, Stube. Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung, Münster 1975, 244.

¹⁷ Meiners, Wohnen (wie Anm. 6).

¹⁸ Kaspar, Bauen und Wohnen (wie Anm. 6), 72 ff.

¹⁹ So Frau R. Poppe in einem Brief v. 22.5.1986.

stellen, daß der Prozeß der Verbesserung der Wohnqualität in Osnabrück am Ende des 16. Jahrhunderts, gemessen an den anderen Vergleichsstädten, am wenigsten fortgeschritten war.

Ob und inwieweit sich auch für Osnabrück in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Entwicklung nachweisen läßt, die unter den Vergleichsstädten sehr deutlich für Lübeck, Braunschweig und Lemgo zu fassen ist, läßt sich aus Quellengründen nicht ermitteln. Aufgrund seiner grundsätzlichen Bedeutung sei jedoch im folgenden auf diesen Prozeß kurz eingegangen. Seit Wilhelm Abels Untersuchung zu Agrarkonjunkturen und Agrarkrisen haben wir uns angewöhnt, gerade das 16. Jahrhundert als ein von einer langandauernden weitreichenden Agrarkonjunktur geprägtes Säkulum anzusehen. Die Auswirkungen, die diese langdauernde Wohlstandsphase gerade auch auf die bäuerliche Sachkultur Nordwestdeutschland gehabt hat, ist hinreichend bekannt und steht hier nicht zur Diskussion²⁰. Abel jedoch hatte aufgrund der sogenannten Preisschere, der Diskrepanz zwischen hohen Agrarpreisen und fallenden Handwerkerlöhnen, für die Städte und das städtische Gewerbe wirtschaftliche Schwierigkeiten und ökonomische Engpässe postuliert²¹.

Nun zeigt sich aber, deutlich nachweisbar für die Städte Lübeck, Braunschweig und Lemgo, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, genauer faßbar in den Jahrzehnten zwischen 1560 und 1590, außerordentlich starke Baukonjunkturen herrschten²². Vor allem der Um- und Ausbau, aber auch der Neubau der städtischen Bürgerhäuser nahmen in diesen Jahrzehnten ein ungewöhnliches Ausmaß an, um in der sogenannten Krise der 1590er Jahre abrupt ein Ende zu finden²³. Für Braunschweig läßt sich diese Konjunkturphase, die politisch gesehen mit einer langdauernden Friedenszeit, dem sogenannten ‚gülden Regiment‘, zusammenfiel, nicht nur im Hausbau fassen, sondern Vergleichbares auch für die Entwicklung der Kapitalvermögen, für die materiellen Sachausstattungen der Häuser an Möbel, Gerät und Geschirr u.a.m. konstatieren²⁴. Daß es sich hierbei um zufällige Ergebnisse handelt, wird man angesichts der Neubewertung,

²⁰ Vgl. hierzu G. Wiegmann, Novationsphasen der ländlichen Sachkultur Nordwestdeutschlands seit 1500, in: Zs. f. Vkd. 72, 1976, 177–200.

²¹ Vgl. W. Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, 3. neubearb. Aufl., Hamburg/Berlin 1987, 13 f., 97 ff.

²² Vgl. Kaspar, Bauen und Wohnen (wie Anm. 6), 231; Kokkelink, Hausbau (wie Anm. 15), 57; Mohrmann, Alltagswelt (wie Anm. 5).

²³ Zur Krise der 1590er Jahre vgl. P. Clark (Ed.), The Crisis of the 1590s in Europe, London 1984; ebda. bes. H. Schilling, European Crisis of the 1590s – the situation in German towns, 135–157.

²⁴ Vgl. Mohrmann, Alltagswelt (wie Anm. 5); zur politischen Situation während des ‚gülden Regiments‘ s. W. Spieß, Geschichte der Stadt Braunschweig im Nachmittelalter. Vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende der Stadtfreiheit (1491–1671), Braunschweig 1966, 1. Hlbbd., 117 ff.

die der Wirtschaftsaufschwung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts inzwischen erfährt²⁵, kaum annehmen dürfen. Doch die Dimension und Ursachen dieses wirtschaftlichen Aufschwung bedürfen für die norddeutschen Städte noch genauerer Untersuchungen.

Auswirkungen dieser Wohlstandsphase auf die Wohn- und Lebenswelt der Stadtbürger können vor allem am Beispiel Braunschweigs recht eindringlich nachvollzogen werden. Hier hatte der ökonomische Aufschwung zu einem ungewöhnlichen dichten Ausbau der städtischen Bürgerhäuser geführt. Zweit- und Drittstuben wurden eingebaut, separate Schlafkammern nicht nur für die einzelnen Familienmitglieder, sondern auch für das Gesinde gebaut, und die Möblierung und Ausstattung der Räume waren zum Teil von deutlichen Luxurierungswellen bestimmt. Der multifunktionale Großraum der Diele, in dem die Herdstelle in einer eigenen Küche schon länger ausgegrenzt war, wurde seiner einstigen Wohnqualitäten mehr und mehr entkleidet und gab diese vor allem an die zum Teil überreich mit Wohninterieur ausgestatteten Stuben ab. Allerdings erfuhr diese Entwicklung um die Wende zum 17. Jahrhundert einschneidende Brechungen und Sprünge, die ob ihrer, wie es mir scheint, generellen Bedeutung hier kurz angesprochen seien, auch wenn sie nur für Braunschweig zu eruieren sind.

Schon die europaweit zu spürende Krise der 1590er Jahre hatte in Braunschweig die ökonomische Aufwärtsentwicklung gestoppt, was auch auf die materiellen Sachausstattungen der Häuser nicht ohne Rückwirkungen blieb. Doch das biräumliche Möblierungssystem einer zunehmend entmöblierten Diele und wohnlich ausgestatteter Stuben blieb auch in diesem Jahrzehnt erhalten. Das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts jedoch brachte einen deutlichen Umbruch dieser Entwicklung. Der hohen Wohnqualität der Stuben wurde keine besondere Aufmerksamkeit mehr geschenkt, dafür jedoch war auf den Dielen mit einer erneut zunehmenden Möblierung in zahlreichen Braunschweiger Bürgerhäusern wieder die Möglichkeit des ‚Dielenwohnens‘ gegeben, eine Möglichkeit, die in so großer Verbreitung im gesamten Jahrhundert zuvor nicht zu verzeichnen war. Die Überbetonung der Möglichkeit des Wohnens auf der Diele im Jahrzehnt nach 1600 ist in dieser Verbreitungsdichte äußerst ungewöhnlich. Eher wäre ein weiterer Rückgang des Dielenmobiliars zu erwarten, wie er dann auch nach 1610 eintrat. Fragt man nach den Ursachen dieser Entwicklung und dieses völlig aus dem Rahmen fallenden Raumnutzungsmusters der Jahre 1600 bis 1610, so läßt sich, so meine ich, deutlich der Niederschlag der politischen Ereignisse dieser Zeit sehen. Wohnen wird hier gewisser-

²⁵ Vgl. Kokkelink, Hausbau (wie Anm. 15), 57; P. Borscheid, Epochen und Zäsuren der mitteleuropäischen Sozialgeschichte seit dem späten Mittelalter, in: Wiegelmann, Wandel (wie Anm. 7); K.-H. Kaufhold, Die Wirtschaft Mitteleuropas 1350 bis 1800 – Beharrung und Wandel, in: ebda.

maßen als politisches Handeln greifbar, wird zum Indikator politischer Kultur.

Denn, so ist hier zu fragen, was geschah im Braunschweig der Jahrhundertwende? Nicht mehr und nicht weniger als eine der in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten je gewiß nicht seltenen Revolution. Auch die braunschweigische Stadtgeschichte kennt eine ganze Reihe derartiger innerer Erschütterungen, doch nur wenige haben einen derart tiefen Eindruck auf die Bevölkerung hinterlassen wie die Brabantsche Revolution in den Jahren 1601 bis 1605²⁶. Das Wechselspiel von Reaktion und Revolution fand aber, so läßt sich folgern, seine Kommunikationskanäle nicht nur auf öffentlichen Straßen und Plätzen. So war zwar einer Zeit, die einen Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht nicht kannte und der noch das privateste Ereignis zur fama publica geriet, der Öffentlichkeitscharakter jeder Nachricht und jedes Geschehens das Normale, das Übliche. Und so erfuhr in eben diesen Jahren das in seiner Entwicklungsgeschichte des Wohnens in Braunschweig schon obsolet gewordene Wohnen auf der Diele als eine Form quasi öffentlichen Wohnens eine unerwartete Renaissance. Und gewiß nicht nur auf den mit mehr als 20 ja 30 Stühlen bestückten Dielen der braunschweigischen Brauhäuser gab es erregte Diskussionen sowie abwägende Kommentare zu den Tagesereignissen. Wohnmuster als Ausdruck politischen Handelns, als Indikator politischer Kultur – hier wird es faßbar bis in die griffbereit auf den Dielen plazierten Hellebarden und Rohre, die in keinem anderen Jahrzehnt in so hoher Verdichtung begegnen²⁷.

Dies läßt auch fragen, inwieweit der umgekehrte Schluß möglich ist, d.h. in Zeiten eines geringen Interesses an der Möglichkeit des Dielenwohnens politisch ruhige Zeiten mit eher passiv eingestellter Bevölkerung anzunehmen sind. Besonders auffällig ist in dieser Hinsicht das Jahrzehnt der 1560er Jahre, das in Braunschweig nicht nur einen radikalen Rückgang der Sitzmöbel überhaupt auf Dielen brachte, sondern auch ‚komplett‘ möblierte Dielen erstmals weit unter die 50%-Grenze fallen ließ bei gleichzeitigem Anstieg des Stubenausbaus²⁸. Und in der Tat, die 1560er Jahre sind innerhalb der Stadtgeschichte Braunschweigs eher geruhssame Jahre, denen die spektakulären Ereignisse fehlten. Das Verhältnis zum Stadtherrn, zu Herzog Heinrich d. Jüngeren, war nach den zermürbenden Geschehnissen der 1550er Jahre leidlich und erträglich. Die Glanzlichter, die die dreimaligen Tagungen der Fürsten und Reichsstädte des niedersächsischen Kreises in den 1560er Jahren mit großen Gepränge und fürstlichem Hofstaat der

²⁶ Vgl. Spieß, Braunschweig (wie Anm. 24), 149 ff.; J. Walter, Rat und Bürgerhauptleute in Braunschweig 1576–1604. Die Geschichte der Brabantschen Wirren (Braunschweiger Werkstücke 45), Braunschweig 1971.

²⁷ Vgl. Mohrmann, Alltagswelt (wie Anm. 5).

²⁸ Ebda.

Stadt jeweils aufsetzten, waren eher ein Augenschmaus auf öffentlichen Straßen und Plätzen und die dort verhandelte hohe Politik dem Bürger nicht gleichermaßen unter die Haut fahrend wie eineinhalb Menschenalter später die Brabantsche Revolution²⁹

Gewiß ist es nicht ungefährlich, sich wandelnde Möblierungssysteme über lange Zeiträume hinweg mit gleichsam konstant gesetztem Wohnverhalten zu kontrastieren, das heißt in politisch brisanten Zeiten eine sensiblere und interessierte, aktive Bevölkerung anzunehmen, die ein stärker auf öffentliche, kontaktreiche Wohnformen hin orientiertes Verhalten zur Schau trägt, und demgegenüber in politisch ruhigen Zeiten eine eher passive Bevölkerung anzusetzen, die den intimen privaten Wohnformen den Vorzug gab. Ob und wieweit dieser Befund zu halten ist und verallgemeinert werden kann – über das Biedermeier bis hin zu den Wohngemeinschaften der Gegenwart im Gefolge der 68er Unruhen –, sei hier zurückgestellt.

IV.

Politische Ereignisse und geistige Zeitströmungen haben zweifellos häufig Rückwirkungen auf die Wohnformen und Wohnmuster gehabt, wenngleich direkte Bezüge nicht immer so deutlich werden. Anhand der raumweise verzeichneten Inventare lassen sich jedoch auch für Osnabrück, allerdings erst für das 18. Jahrhundert, Wohnmuster und Wohnformen nachzeichnen³⁰. So hatte in Osnabrück die Oberschicht den aufwendig möblierten Saal als Fest- und Repräsentationsraum beibehalten, während er in Häusern, deren Bewohner den sozialen und kulturellen Anspruch, wie ihn ein solcher Repräsentationsraum im späten 18. Jahrhundert stellte, nicht ausfüllen konnte, zu einem bloßen Abstellraum herabsank oder ganz abgerissen wurde. Voll in multifunktionaler Nutzung zeigten sich am Ende des 18. Jahrhunderts noch die Osnabrücker Steinwerke, die fast ausschließlich von Angehörigen der Unterschicht – von Fuhrleuten und Krämern, von kleinen Handwerkern und unteren Beamten – bewohnt wurden. Der soziale Niedergang dieser für das Osnabrücker Stadtbild einstmals so typischen Bauwerke ist allerdings zu dieser Zeit schon wieder aufgefangen worden. Denn in der ausgeprägten Bauphase, die nach 1780 in Osnabrück einsetzte, entstanden „aus dem großen Steinwerke Prunkzimmer mit Schlafkabinetten“³¹.

²⁹ Vgl. die in Anm. 26. genannte Lit.

³⁰ Vgl. hierzu R.-E. Mohrmann, Städtische Wohnkultur in Nordwestdeutschland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert (aufgrund von Inventaren), in: G. Wiegelmann (Hg.), Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 40), Münster 1985, 89–155, hier 101 ff.

³¹ G.F. Wagner, Osnabrück vor hundert Jahren. Aufzeichnungen des Senators Gerhard

Ihre dominierende Stellung als mehrfunktionalen Großraum hatte die Diele inzwischen verloren. Sie war durch Einbauten immer weiter verkleinert worden, hatte aber ihren Repräsentationscharakter oft noch beibehalten. So diente sie in Osnabrück noch immer als Präsentationsraum des reich vorhandenen Zinngeschirrs in den großen Anrichten, die im Gegensatz zu anderen westfälischen Städten fast ausschließlich auf der Diele zu finden waren³². Ungewöhnlich gegenüber Lemgo und Münster mit ihren abgeschlossenen Küchen erscheint es, daß sich das offene Herdfeuer – ablesbar an Hahl, Länghahl und weiteren Feuergerätschaften – noch am Ende des 18. Jahrhunderts auf jeder dritten Osnabrücker Diele finden ließ. Auf der Diele aber mußten gerade Angehörige der unteren sozialen Schichten ganz offensichtlich ihre Mahlzeiten nicht nur zubereiten, sondern sie auch noch einnehmen. Ein Tisch und einige alte Stühle, hölzerne Teller und irdenes Geschirr, Kaffee- und Feuergerätschaften markierten auf diesen Dielen der Unterschichtsangehörigen die engen Möglichkeiten einer Lebenswirklichkeit, denen in den oft winzig kleinen, sechs bis zwölf Quadratmeter großen Stuben zwar mehr Wohnraum, aber kaum mehr Wohnqualität hinzugefügt worden war.

Die Wohn- und Lebensverhältnisse eines Großteils der Osnabrücker Bevölkerung waren somit eng denjenigen des ländlichen Umlandes verwandt. Zwar stand, soweit vorhanden, das Vieh nicht auf der Diele, und auch im Schlafbereich waren die bisher üblichen Wandbetten, die Duttichs und Durks, zugunsten freistehender Bettstellen weitgehend aufgegeben worden. Doch die Nutzung und Funktion der Osnabrücker Dielen – auch wenn sie durch den Ein- und Ausbau von Stuben und Kammern inzwischen stark verkleinert und lichtarm geworden waren – lassen die häuslichen Lebensformen Osnabrücks bis zum Ende des Ancien Régime wesentlich stärker als in vergleichbaren anderen Städten mit den Wohnformen seines Umlandes verbunden sein³³. Vergleichbare Bürgerhäuser in Lemgo und Münster etwa hatten zu dieser Zeit längst separate Küchen, die in Münster in wohlhabenden Handwerkerhäusern durch repräsentative und reichhaltige Einrichtungen stark aufgewertet worden waren. Bei einem Vergleich der drei westfälischen Städte am Ende des 18. Jahrhunderts er-

Friedrich Wagner, bearb. u. hg. v. H. Forst, Osnabrück 1891, 19; zur Lebensweise der Osnabrücker Oberschicht vgl. auch O. Spechter, Die Osnabrücker Oberschicht im 17. und 18. Jahrhundert. Eine sozial- und verfassungsgeschichtliche Untersuchung (Osnabrücker Geschichtsquellen u. Forschgen 20), Osnabrück 1975, 65 ff., 95 ff.

³² Dazu Mohrmann, Städtische Wohnkultur (wie Anm. 30), 105.

³³ Ein ganz ähnliches Bild ergab sich auch für Quakenbrück und sein Umland noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hier war das Wohnen vor allem der städtischen Mittelschicht stark traditionell-konservativ geprägt und wesentlich stärker an agrarisch-ländlichen als an städtisch-bürgerlichen Normen ausgerichtet; vgl. dazu R.-E. Mohrmann, Wohn- und Lebensverhältnisse in Quakenbrück nach 1800. Raumnutzungsmuster und soziale Unterschiede, in: H.-R. Jarck (Hg.), Quakenbrück. Von der Grenzfestung zum Gewerbezentrum, Quakenbrück 1985, 230–254.

scheint deshalb Osnabrück traditionellen Wohnmustern am stärksten verhaftet geblieben zu sein. Indizien hierfür sind vor allem der hohe Anteil von sozial schwachen Bewohnern in weiterhin multifunktional genutzten Osnabrücker Steinwerken und die mit ca. einem Drittel erstaunlich hohe Anzahl von offenen Feuerstellen auf Osnabrücker Dielen.

Im Ausstattungsstandard des gehobenen gebildeten Bürgertums scheint es dagegen nur geringe graduelle Unterschiede zwischen den drei westfälischen Städten gegeben zu haben. Der Saal als teilweise geradezu luxuriös eingerichteter Fest- und Repräsentationsraum war bei den Händlern und Kaufleuten, den Akademikern und Räten in der Stadt Justus Möser mit fast austauschbar erscheinendem Ausstattungsstandard wie in Lemgo und Münster vorhanden. So zeigt etwa ein Blick in das Anwesen des Osnabrücker Weinhändlers Knille, das 1776 auf nicht weniger als 6050 Reichstaler geschätzt worden war, Billardzimmer mit seidenen Tapeten, einen siebenzig Quadratmeter großen mit Damast ausgeschlagenen Saal, und verdeutlicht mit Raumbezeichnungen wie Kinderstube und Herrenzimmer, Entrée nach dem Garten und Bedientenstube auch ohne den Blick auf die Möblierung und Nutzung dieser Räume die enormen sozialen Unterschiede im städtischen Wohnen dieser Zeit. Auch fast ein Vierteljahrhundert später in französischer Zeit wohnten etwa der Osnabrücker Kaufmann Wiemann in der Hasestraße oder der Hofrat von Vogt im Jahre 1811 in Häusern mit fast identischen Raumnutzungsmustern und Möblierungssystemen³⁴.

Doch die Aufschwungphase und der Innovationsschub, die die Jahrzehnte nach dem Siebenjährigen Krieg gebracht hatten – Jahrzehnte, in denen nicht nur aufwendiger und mehr gebaut wurde, sondern auch zahlreiche Neuerungen im Wohnbereich Einzug hielten³⁵ –, hatten zwar alle Sozialschichten erfaßt, doch die enormen zeitgleichen Unterschiede im Wohnen eher nur verfestigt. Ähnlich wie in der vergleichbaren Wohlstandsphase in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die oben für Braunschweig nachgezeichnet worden ist, hatten wohl alle Sozialschichten deutliche Verbesserungen ihrer Wohnqualität erlebt, doch gerade für die Osnabrücker Unterschicht waren diese Zuwachsraten eher geringfügig geblieben. So machte, um ein paar Zahlen zu nennen, der durchschnittliche Mobiliarwert der Osnabrücker Unterschicht mit 88 Reichstalern gerade nur 28%

³⁴ Mohrmann, *Städtische Wohnkultur* (wie Anm. 30), 108.

³⁵ Vgl. Wiegelmann, *Novationsphasen* (wie Anm. 20), 190 ff.; K. Roth, *Die Eingliederung neuen Mobiliars und Hausrats im südlichen Münsterland im 17. bis 19. Jahrhundert*, in: G. Wiegelmann (Hg.), *Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit* (Beitr. z. Volkskultur in Nordwestdeutschland 9), Münster 1978, 249–295, hier 264 ff.; U. Meiners, *Zur Wohnkultur der münsterschen Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Eine Fallstudie anhand von Nachlaßverzeichnissen*, in: *Rheinisch-westf. Zs. f. Vkd.* 25, 1979/80, 80–103, hier 90 ff.; Höher, *Wohnausstattung* (wie Anm. 13); Mohrmann, *Städtische Wohnkultur* (wie Anm. 30), 104 ff.; Mohrmann, *Alltagwelt* (wie Anm. 5).

des vergleichbaren Wertes von Mittelschicht-Haushalten aus, und gemessen an dem Standard der Oberschicht waren es lediglich 14%. Für das Verhältnis von Kapitalvermögen und Aktiva sahen die Zahlen noch ungünstiger aus. Obwohl die Osnabrücker Unterschicht an dem Sample aus dem 18. Jahrhundert mit 56% der Fälle vertreten ist, verfügte sie über lediglich 7% des gesamten Kapitalvermögens, während die schmale Oberschicht dagegen fast 45% davon in Händen hielt. Vergleichbares galt für andere Sach- und Mobiliargruppen, für den Wert der Häuser, Immobilien und des Edelmetalls³⁶. Die ‚feinen Unterschiede‘ zwischen den und innerhalb der einzelnen Sozialschichten lassen sich dabei vor allem im Distanzverhalten der Ober- und Mittelschicht recht deutlich fassen.

V.

Daß gerade das Distanzverhalten als eines der entscheidenden Konstitutiva sozialer Gruppen anzusehen ist, ist in seiner Bedeutung erst durch das große Werk des französischen Kultursoziologen Pierre Bourdieu erkannt worden. Gingen frühere Abgrenzungsbemühungen vor allem von den Gemeinsamkeiten aus der jeweiligen Innensicht der sozialen Gruppen aus, so bezieht der Bourdieusche Ansatz seine Trennungsschärfe und den hohen Differenzierungsgrad in starkem Maße aus der Umkehrung der Sichtweise. Gerade in der Bestimmung einer sozialen Gruppe durch das, was sie nicht ist, ja durch das ihr Gegensätzliche, in dem bewußten oder unbewußten Distanzverhalten wird, so Bourdieu, mehr an Gemeinsamkeit innerhalb einer Gruppe gestiftet als durch die ihr gemeinsamen inneren Eigenschaften oder Merkmale³⁷. Wendet man dies auch auf historische Sozialschichten an, so zeigt sich, daß die Kultivierung statuserhöhender Objekte und das bewußte Meiden statusmindernder Objekte im Wechselspiel zwischen den einzelnen Sozial- und Berufsgruppen und in ihrem historischen Wandel zum Teil bis in kleinste Materialabweichungen und Farbabstufungen hin greifbar sind. Überraschend lange hielt sich dabei in allen Sozialschichten das, was Sven Schütte für das Spätmittelalter die ‚Grundebene des Alltags‘ nannte, d.h. ein Grundbestand einfacher alltäglich genutzter Geräte, die sowohl beim Patrizier als auch beim kleinen Bürger zu finden waren³⁸. Die Material- und Gegenstandsbereiche, in de-

³⁶ Vgl. Tab. 11–18 in Mohrmann, *Städtische Wohnkultur* (wie Anm. 30), 140–147 (Die absoluten Zahlen in Tab. 18 sind wie folgt zu korrigieren: Oberschicht $n = 3$, Mittelschicht $n = 32$, Unterschicht $n = 45$).

³⁷ P. Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, übers. v. B. Schwibs u. A. Russer (Titel d. Orig. ausg.: *La distinction. Critique sociale du judgement*, Paris 1979), Frankfurt a.M. 1982, passim, bes. 105 f.

³⁸ S. Schütte, *Bürgerliches Hausgerät des Hoch- und Spätmittelalters in Nordwestdeutschland*, in: C. Meckseper (Hg.), *Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650*. Ausstellungskatalog Bd. 3, Stuttgart-Bad Cannstatt 1985, 545–568,

nen sich diese Grundebene konkretisierte, wandelten sich dabei vielfältig, vom einfachen Holzgeschirr des Mittelalters bis hin zum farbig bemalten einfachen Mobiliar des 19. Jahrhunderts.

Das einfache Holzgeschirr, hölzerne Teller und hölzerne Schüsseln vor allem, hatte zum Beispiel im Braunschweig des 16. Jahrhunderts noch deutliche Zuwachsraten erfahren. Diese quantitative Zunahme betraf dabei alle Sozialschichten, wobei allerdings den farbig gefaßten Tellern, den roten Tellern, wohl auch ein repräsentativer Charakter zukam. So erfüllte dieses rote Holzgeschirr allem Anschein nach auf den Dielen der kleinen Leute die Funktion, die in reicheren Bürgerhäusern dem repräsentativ auf den Dielen plazierten Zinngeschirr zukam. Dieses rote Holzgeschirr, vor allem die roten Teller, war übrigens nicht nur im Braunschweig des 16. und 17. Jahrhunderts nachzuweisen, sondern fand sich von Holstein über Fehmarn bis in die Städte des Harzvorlandes in eben dieser Zeit weithin verbreitet³⁹.

Zur sozialdifferenzierenden Funktion der Farbe Rot ist darüber hinaus anzumerken, daß ihr im nachmittelalterlichen Braunschweig als statussymbolisierendem Signal eine ganz besondere Bedeutung zukam. Hatte doch der Rat der Stadt Braunschweig im Jahre 1653 ein Edikt erlassen, in dem die Farben des Brautmobiliars, also der Brautschapp, Brautkisten und Brauttruhen, nach Ständen abgestuft festgeschrieben worden waren. Hier nach sollte Rot allein dem ersten Stand vorbehalten bleiben, Rot und Grün waren den Familien des zweiten Standes, Grün denen des dritten Standes und dem vierten Stand lediglich ‚geringere Farben‘ vorbehalten⁴⁰. Typisch dürfte dieses städtische Edikt in mehrerlei Hinsicht sein. So suchte es zum einen die städtische Ständeordnung zu einer Zeit und in einem eher peripheren Bereich festzuschreiben, als diese schon weithin durchlöchert war. Zum anderen zeigt ein Blick auf die Wohnwirklichkeit, daß auch diesem Erlaß, ebenso wie den zahllosen Heirats- und Luxusverordnungen dieser Zeit, nur geringe Durchschlagskraft zukam. Denn, so läßt sich aufgrund der schriftlichen braunschweigischen Quellen sagen, in denen weithin auch die Farben der Gegenstände angegeben sind: Die oberen Stände haben dieses Edikt zu ihrer ständischen Abgrenzung nicht genutzt, die unteren haben es im Sinne einer ständischen Abgrenzung nicht respektiert. Zwar war in den Häusern der beiden ersten Stände eine große Anzahl

hier 546 ff.; R.-E. Mohrmann, *Objekte der Alltagskultur. Konkurrierende Materialien und soziale Hierarchien in der Stadt Braunschweig in der frühen Neuzeit*, in: Baulant, Schuurman, Servais, *Inventaires* (wie Anm. 9).

³⁹ Mohrmann, *Alltagswelt* (wie Anm. 5); A. Lühning, *Ausstattung fehmarischer Bauernhäuser im 17. Jahrhundert aufgrund archivalischer Quellen und musealen Materials*, in: Lübecker Schr. z. Archäologie u. Kulturgesch. 4, 1980, 145–149.

⁴⁰ Vgl. R.-E. Mohrmann, *Wohnen und Wohnkultur in nordwestdeutschen Städten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*, in: Meckseper, *Stadt im Wandel* (wie Anm. 38), 513–530, hier 516 ff.

von rotem, rotgrünem und mit Gold verziertem Mobiliar vorhanden, doch ebenso waren schlichtgrüne und sehr häufig schwarze Möbel ebenda präsent. Und umgekehrt fehlten in den Wohnungen und Häusern der Angehörigen der unteren Stände keineswegs rotes oder rotgrünes Mobiliar oder wenigstens rotgrüne Wohnaccessoires. Zu diesen zählten vor allen die oft überreich vorhandenen Stuhlkissen und Bankpöfle, die Rückenlaken, Tischdecken und unterschiedliche Arten von Vorhängen. Gerade mit den farbigen Stuhlkissen und Bankpöfeln, bei denen oft eine grüne Trippen-, also Samtseite, mit einer roten Lederseite verbunden war, ließ sich somit der tatsächliche oder vermeintliche ‚Stand‘ dokumentieren. Das Distanzverhalten der städtischen Oberschicht spielte sich aber in dieser Zeit nur in geringem Maße auf der Ebene des Wohnens, des Wohninterieurs ab. Andere Sachbereiche und die ihnen zugehörigen Handlungsfelder waren hierfür von weitaus größerer Bedeutung. Kleidung und Schmuck vor allem, die bekanntlich die Vielzahl von Kleider- und Luxusordnungen ständisch abgestuft festzuschreiben versuchte, haben für die Möglichkeiten des Distanzverhaltens eine ungleich größere Rolle gespielt⁴¹.

Während im 16. Jahrhundert die vorbildgebende Funktion des ersten Standes der Patrizier ziemlich unangefochten war, soweit es die Wohnmuster und Raumnutzungen betraf, galt dies für das 17. Jahrhundert nicht mehr. So war etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, das Vorbild des Wohnens der Oberschicht in aufwendig möblierten Kemenaten um die Wende des 17. Jahrhunderts auch für nichtpatrizische Kemenatenbesitzer bindend. Die Wohnmuster, wie sie sich im 16. Jahrhundert in den patrizischen Kemenaten ausgebildet hatten, waren um die Wende zum 17. Jahrhundert in genau eben dieser Weise auch bei nichtpatrizischen Kemenatenbesitzern nachweisbar. In den ersten Jahrzehnten des krisengeschüttelten 17. Jahrhunderts hatten dagegen die Patrizier das Kemenatenwohnen und wohl auch ihre Kemenaten weitgehend vernachlässigt, um dann seit den 1630er Jahren die traditionellen Wohnmuster in den Kemenaten erneut und sehr bewußt zu pflegen. Dies geschah allerdings nun endgültig zu einer Zeit, in der die Patrizier entmachteter waren und innerhalb des städtischen Gemeinwesens eine untergeordnete, abseits der Zentren der Macht liegende Rolle spielten. Damit aber war auch ihre vorbildgebende Funktion zumindest im Bereich der Wohnmuster endgültig ausgespielt: Die Kemenaten in nichtpatrizischen Häusern dieser Zeit zeigten sich verwahrlost, dienten als Abstellräume oder waren nur noch mit Schlafplätzen für Schüler und Gesinde versehen⁴².

Allerdings läßt sich nicht sehen und mit Sicherheit sagen, daß im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert der ‚großen Krise‘⁴³, an die Stelle der Pa-

⁴¹ Ebda.

⁴² Mohrmann, Alltagswelt (wie Anm. 5).

⁴³ Zur Destabilisierung im 17. Jahrhundert durch die ‚große Krise‘ s. H. Lehmann, Das Zeit-

trifizier als neue, tonangebende Schicht nun eine ebenso eindeutig abgrenzbare neue Oberschicht getreten sei. Zu heterogen noch war diese neu sich formierende städtische Elite, und Anstöße für Neuerungen im Wohnbereich, für andersartige Wohnformen, für die Übernahmen von Innovationen konnten ebenso von Offizieren und Künstlern wie von Akademikern und Geistlichen oder höheren Beamten ausgehen. Bis aus diesem sich neu formierenden städtischen Honoratiorentum das aufgeklärte Bildungsbürgertum des späten 18. Jahrhunderts geworden war, sind die Vorbilder für Neuerungen im Wohnbereich meist außerhalb der Stadtmauern, nämlich beim Adel und im Umkreis der höfischen Residenzen gesucht worden.

Ein Handlungsfeld, dessen Geselligkeitsformen und materielle Ausprägungen in dem Prozeß der Herausbildung des neuen Bildungsbürgertums eine nicht unwesentliche Rolle gespielt hat, war die Einführung einer neuen Trinkkultur, die Verbreitung der neuen Warmgetränke Kaffee, Tee und Schokolade. Diese neue Trinkkultur, die sich seit dem späten 17. Jahrhundert zunächst in den großen europäischen Metropolen und in öffentlichen Kaffeehäusern ungewöhnlich schnell verbreitete, fand seit der Wende zum 18. Jahrhundert auch rasch in Adels- und reichen Bürgerhäusern Eingang. Um 1720 besaßen auch schon Klein- und Mittelstädte eigene Kaffeehäuser, und um 1750 hatte das modische Kaffee- und Teetrinken selbst die ländliche Bevölkerung erreicht. Die rasche Übernahme der modischen Trinksitten veränderte dabei im 18. Jahrhundert auch die Struktur der Mahlzeiten radikal, und die nachmittäglichen Kaffeevisiten schufen zusätzlich neue Geselligkeitsformen⁴⁴.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts lassen sich im Bereich des Kaffee- und Teegeschrirs sowie des notwendigen Zubehörs zur Kaffee- und Teezubereitung ganz deutlich wiederum die sozialen Differenzierungen und soziales Distanzverhalten greifen. Das Streben nach möglichst arrondierten Grundausstattungen mit Kaffee- bzw. Teegeschrir läßt sich in den verschiedenen Sozialschichten auf jeweils unterschiedlicher Materialebene verfolgen. Während die Unterschicht sich zunächst fast nur die unabdingbar notwendigen Geräte zur Zubereitung der modischen Getränke leisten konnte und zu ihrem Genuß auf vorhandene Näpfe, Kumpen u.ä. zurückgreifen mußte, war von der Mittel- zur Oberschicht Kaffee- und Teegeschrir oft in hoher Redundanz vorhanden. Hinsichtlich der Kostbarkeit der Materialien waren hier jedoch selbst bei reichen Bürgern deutlich Grenzen gesetzt.

alter des Absolutismus. Gottesgnadentum und Kriegsnot (Christentum und Gesellschaft 9), Stuttgart 1980, 105 ff.; A.E. Imhof, Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun. München 1984, passim, bes. 91 ff.

⁴⁴ Vgl. G. Wiegmann, Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung (Atlas der deutschen Volkskunde Beiheft 1 NF), Marburg 1967, 40 ff., 157 ff.; W. Schivelbusch, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München 1980, 25ff.

Ein ein oder mehrere Dutzend umfassendes Porzellangeschirr, Dresdner oder Fürstenberger Provenienz, und zusätzlich ein komplettes Servierensemble in massivem Silver bildeten ein Optimum, das sich in hoher Qualität fast nur beim Adel finden ließ.

VI.

Zieht man hinsichtlich des Wohnstandards Osnabrücks im Verhältnis zu den anderen Vergleichsstädten Bilanz, so ist festzustellen, daß sich in Osnabrück bis zum Ende des Ancien Régime traditionelle Wohnmuster besonders nachdrücklich gehalten haben. Zwar hatte die Oberschicht Osnabrücks die Neuerungen übernommen, wie sie die Aufschwungphase seit den 1770er Jahren auch in den anderen westfälischen Vergleichsstädten gebracht hatte. Allerdings gab es, ohne daß das näher ausgeführt worden ist, hierbei ein deutliches Ost-West-Gefälle. Braunschweig und Wolfenbüttel etwa hatten die im Westen erst seit den 1770er Jahren wirksam werdenden Neuerungen schon in einer ersten kleineren Novationsphase in den 1730er Jahren übernommen. Fragt man nach den Ursachen dieses Kulturgefälles, so könnte es durch den jeweiligen Städtetyp und durch die Städtereion unter Einschluß des jeweiligen städtischen Umlandes bedingt gewesen sein. Hierbei ist die Prägung der jeweiligen Stadt bzw. ihrer Wohnkultur durch die Region, zu der sie gehört, anscheinend stärker gewesen als die durch den Städtetyp, dem sie zuzuordnen wäre.

So ist weder die Frage der Größe einer Stadt noch der Konfession von Bedeutung gewesen. Gewichtiger scheint der Unterschied zwischen Residenzstädten verschiedenen Typs – weltliche Herrschaft mit kulturell aktiver höfischer Residenz in Braunschweig und Wolfenbüttel, geistliche Herrschaft mit konservativen bischöflichen Residenzen in Osnabrück und Münster. Der Konservatismus auf der einen und die Neuerungsfreudigkeit auf der anderen Seite erhielten gewiß von hier wesentliche Einflüsse, sind aber allein durch die höfisch-weltlichen bzw. geistlichen Impulse nicht zu fassen. Zudem verschränkt diese Einschätzung für das nachmittelalterliche Braunschweig ohnehin nicht. Hatte doch die einst so mächtige Hansestadt ihr Selbstbewußtsein und Selbstverständnis in hohem Maße gerade aus ihrer gegen den Landesherrn gerichteten Politik bezogen und bot nach ihrer herzoglichen Unterwerfung in ihrem Dasein als Residenzstadt nur einen Abglanz ihrer einstigen Größe. Gewichtiger erscheinen deshalb als mögliche Ursachen des Ost-West-Gefälles mentale Unterschiede, die durch einen unterschiedlich hohen Rückkoppelungseffekt zum jeweiligen Umland bestimmt waren. Dieser scheint im Falle Osnabrücks besonders hoch, im Falle Braunschweigs besonders niedrig gewesen zu sein.

Hinsichtlich der zeitlichen Differenzierung sind die festgestellten Nova-

tions- und Traditionsphasen (ausgeprägte Neuerungsschübe nach den 1570er, den 1730er und 1770er Jahren) durch eine gegenläufige Entwicklung konterkariert worden. Vom frühen 17. bis zum späten 18. Jahrhundert war eine „Verödung“ der Wohnformen auffällig, die erst durch Formen modernen Wohnens im 19. Jahrhundert neue Dynamik erhielten. Die Statik der Wohnformen des Ancien Régime muß deshalb, trotz Berücksichtigung des konstatierten kulturellen Wandels im einzelnen, als eigentliches Konstitutivum der untersuchten Zeitspanne gelten.

DER DÄNISCHE GESAMTSTAAT IM 19. JAHRHUNDERT UND SEINE HANSEATISCHEN NACHBARN. STREIFLICHTER AUF EIN PREKÄRES VERHÄLTNIS*

von
LORENZ RERUP

Sehr deutlich wird uns der Unterschied zwischen modernen, rationalen Flächenstaaten und der noch ganz im Rechts- und Privilegiendenken verhafteten Staatenwelt der vorrevolutionären Zeit, wenn wir uns die Bunt-scheckigkeit der Grenzverhältnisse im südlichen und südöstlichen Teil des Gesamtstaates vor Augen führen. Holstein, ein Glied des Gesamtstaates und seit 1815 auch des Deutschen Bundes, hatte eine Landesgrenze gegen Lübeck, die sich mit allen Schlängelungen über etwa 41 km erstreckte. Gegenüber Hamburg (und dem Amt Bergedorf, das den beiden Städten gemeinsam war) zog sich die Landesgrenze über 56 km hin. Hinzu kamen die Grenzen des im Jahre 1815 vom Gesamtstaat erworbenen Herzogtums Lauenburg gegenüber den beiden Städten und in beiden Herzogtümern die Enklaven-Inseln im Hoheitsgebiet der Monarchie. Diese waren vor allem die zum Großherzogtum Oldenburg gehörenden Ämter Eutin und Schwartau – über 500 km² groß – dann sechs lübeckische Enklaven in Holstein – 83 km² – sowie vier hamburgische Enklaven – 28 km². In Lauenburg gab es auch fünf Parzellen, die Lübeck zugehörten, und mehrere Einsprengsel des Grossherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Gewisse Mischformen kamen vor, wie 24 lübeckische Stiftdörfer, die öffentlichen Stiftungen in Lübeck gehörten, aber der Territorialhoheit des Gesamtstaates untergeben waren, und sieben Güter, mit denen es sich ähnlich verhielt¹. Dieses zum Teil uralte staatsrechtliche Flickwerk hatte die Wirren der Großen Revolution und der Napoleonischen Kriege überlebt und wurde im Gesamtstaat noch Jahrzehnte hindurch konserviert, weil der dänische Spätabolutismus, durch die Folgen des unglücklichen Krieges von 1807 bis 1814 gelähmt, sich erst in den 1830er Jahren wieder zu ausgreifenden Reformen aufraffen konnte.

Der biedere Friedrich VI., dänischer König von 1808 bis 1839, aber Regent des Reiches schon seit 1784, hatte sich diese Grenzen zeitweise ganz anders vorgestellt. Den hochgesteckten Versuchen der Zentralregierung

* Überarbeitete Fassung eines am 10. Juni 1987 bei der Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins in Hamburg gehaltenen Vortrags.

¹ A.F. Bergsøe, Den danske Stats Statistik, 1. Bd., København 1844, 14 ff. (hernach: Bergsøe)

vor und nach der Jahrhundertwende, durch Reformen möglichst einheitliche Verhältnisse im Gesamtstaat zu schaffen, hatte der Krieg zwar enge Schranken gesetzt, aber im Unheil der letzten Kriegsjahre tauchte die Möglichkeit auf, im Süden des Reiches im Trüben fischen zu können. Die völlige Umwälzung der schwedischen Außenpolitik nach der Wahl des Marschalls Bernadotte zum Thronfolger Schwedens im Jahre 1810 brachte Norwegen in Gefahr, und mehrfach war davon die Rede, es sollte, um diese bittere Pille zu versüßen, der Gesamtstaat für die Abtretung Norwegens durch Gebietserwerb in Norddeutschland entschädigt werden. Als Carl Johan – Bernadotte – nach der Völkerschlacht bei Leipzig mit seinen Truppen nach dem Norden zog, um die französischen Streitkräfte in Norddeutschland unschädlich zu machen, ventilierte er den Gedanken, Dänemark ein „tituläres Protektorat“ über Hamburg und Lübeck anzubieten. Er wollte u.a. ein Eingreifen der dänischen Armee in Holstein zu Gunsten der Franzosen vermeiden. Das Protektorat sollte zwar keine dänische Jurisdiktion und Territorialhoheit einschliessen, aber Einnahmen bringen, die reichlich den Ausfall der norwegischen Einkünfte aufwiegen könnten². Der König wollte jedoch keineswegs Norwegen aufgeben, höchstens – gegen Kompensation – das Stift Trondhjem, und die Feindseligkeiten flammten auf. Nach dem Kosakenwinter mußte der König im Frieden zu Kiel – 14. Jan. 1814 – ganz Norwegen abtreten und erhielt als Ersatz eine Geldsumme und die schwedischen Gebiete Vorpommern und Rügen. Die Hoffnung auf weitere Abfindungen blieb bestehen. Besonders die holsteinischen Enklaven wurden ins Auge gefasst, auch eine Art von Oberhoheit über Lübeck, während die Abgabe Helgolands an England im Kieler Frieden offenbar das englische Interesse an Hamburg genügend signalisiert hatte, um dänische Hoffnungen auf diese Stadt schwinden zu lassen³. Im endgültigen Tauschgeschäft auf dem Wiener Kongress verflüchtigten sich diese Luftschlösser: der dänische König erhielt – außer einer Geldsumme – das Herzogtum Lauenburg, das Preußen kurz vorher von England/Hannover erhalten hatte, während Preußen Vorpommern und Rügen bekam. Für die beiden Herzogtümer und Lauenburg trat der König dem neuerrichteten Deutschen Bund bei.

Besonderen Wert hatte Lauenburg nicht, jedoch floß der mittelalterliche Stecknitz-Kanal durch diese Landschaft, und der Gesamtstaat konnte daher diese Verbindung zwischen Lübeck und der Elbe wie auch die Landverbindung zwischen Lübeck und Hamburg kontrollieren. Hier konnte auch ein Elbzoll erhoben werden. Diese Möglichkeit war nicht unwichtig für Dänemark. Die Herrschaft über die Ein- und Ausgänge der Ostsee war immer die Grundlage des dänischen Reiches und hat ihm oftmals ermög-

² Georg Nørregård, *Freden i Kiel 1814*, Kbh. 1954, 32f. & 36f.

³ G. Nørregård, *Danmark og Wienerkongressen 1814–15*, Kbh. 1949, 71ff. Aus der 2. Anm., S. 72, geht hervor, dass auch Schweden ein Auge auf Lübeck geworfen hatte.

licht, seine Unabhängigkeit zu behaupten. In unserem Zusammenhang ist es wichtig, daß bis 1857 der seit dem 15. Jahrhundert erhobene Öresundzoll eine der Haupteinnahmequellen Dänemarks war. Um 1840 machte er mehr als ein Achtel der gesamten Staatseinnahmen aus, nur die eigentlichen Zolleinnahmen und die landwirtschaftliche Bodensteuer übertrafen diese Einnahmen⁴. Dieser Öresundzoll – ein Transit- und Passagezoll – mußte natürlich durch den Beltzoll, den Kanalzoll und durch Transitzölle auf den Landstrassen ergänzt werden, um jeden Transit zu erfassen und den Verkehr nicht auf zollfreie Strecken abzudrängen.

Hierbei spielte der Öresundzoll eine ganz überragende Rolle, In der ersten Hälfte der 1840er Jahre machte er im Schnitt gut 2 Mill. Reichsbanktaler aus. Demgegenüber ergab der Beltzoll nur 1/60 dieses Betrages, der fast völlig auf den Grossen Belt entfiel. Der Kanalzoll, der bei der Passage des Schleswig-Holsteinischen Kanals erhoben wurde, gab ungefähr das Doppelte des Beltzolls – 72.000 RBT –, die Transitzölle etwas weniger: 28.000 RBT in Holstein, 17.000 RBT in Lauenburg. In Lauenburg wurde jedoch auch der Elbzoll erhoben, der sich auf 156.480 RBT belief. Immerhin fast das 5-fache des Beltzolles oder 1/12 des Öresundzolles⁵.

Dieser Elbzoll war ein Problem, das der Deutsche Bund schnell zu beseitigen suchte, wie im allgemeinen die von altersher bestehenden Verhältnisse immer lästiger fielen. Neun Staaten verlangten Elbzölle, die an 35 Punkten eingezogen wurden, u.a. in Lauenburg. In Dresden wurde 1821 nach mehrjährigen Verhandlungen eine Elbschiffahrtskonvention unterzeichnet, wodurch die Zölle reguliert und die Zahl der Zollstellen auf 14 reduziert wurde. Der dänische, mecklenburgische und Hannoveraner Zoll wurde von einem gemeinsamen Zöllner in Wittenberge eingefordert. Diese Maßnahmen erleichterten natürlich den Verkehr. Noch wichtiger erschien dem dänischen Unterhändler die zukünftige Freigabe des Verkehrs auf der Elbe. Besonders die Hamburger hatten den niederelbischen Handel fast monopolisiert. Von der Freigabe versprach man sich Vorteile für das gesamtstaatliche Altona auf Kosten von Hamburg.

Dies Modernisierung des Elbzolles im Einvernehmen mit den übrigen Elbstaaten war jedoch nur ein erster Schritt, eine Folge der Erwerbung Lauenburgs, durch die der Gesamtstaat elbzollberechtigt wurde. Sehr viel umfassender war die Frage, wie die Hauptbestandteile der Monarchie in einem gemeinsamen Zollsystem vereinigt werden könnten. Aktualisiert durch die preußische Zollvereinspolitik wurde seit 1830 in Generalzollkammer- und Kommerzkollegium an einer Zollreform gearbeitet. Größte Schwierigkeiten machte die Verschiedenheit der indirekten Steuern im Königreich und in den Herzogtümern, die in der Zollgrenze an der Königsau

⁴ Hans Chr. Johansen, *Dansk økonomisk statistik 1814–1980* = Gyldendals Danmarks historie, bd. 9, Kbh. 1985, 317.

⁵ Bergsøe, 3. Bd., 1848, 655, 662 & 665 – 4. Bd., 1853, 377.

zum Ausdruck kam und sie nötig machte⁶. Das Königreich hatte sich mit hohen, teilweise prohibitiven Zollsätzen eingerichtet, es erhob eine Akzise – einen Binnenzoll bei der Einfuhr von Lebensmitteln vom Lande in die Städte – und es gab eine Branntweinsteuer. Die Herzogtümer dagegen hatten sehr niedrige Zollpositionen, und weite Teile der Bevölkerung hatten das Privilegium zollfreier Einfuhr. Es gab – Altona teilweise ausgenommen – weder eine Akzise, noch eine Branntweinsteuer, dafür hatte man – jedoch nicht überall – eine Kopfsteuer, die natürlich keine indirekte Steuer war.

Die 1835 verwirklichte ratgebende Ständeversammlung erschwerte die Durchführung einer weitgehenden Reform, die durch die 1834 erfolgte Ausweitung des Preussischen zum Deutschen Zollverein nachgerade dringend wurde. Den Gedanken einer völligen Zolleinheit zwischen dem Königreich und den Herzogtümern gab die Regierung im Voraus auf. Die Unterschiede waren zu groß. Dagegen schlug sie die Abschaffung der Zollprivilegien vor – gegen Abfindung – und die Zollgrenze des Gesamtstaates sollte so weit vorgeschoben werden, daß nur noch Altona, Wandsbek und das Herzogtum Lauenburg ausgenommen waren. Für gewisse Waren wurde ein Differentialzoll erhoben, wenn sie die Königsaugrenze kreuzten, aber die Hauptmasse der Roh- und Fertigwaren konnten sich zwischen den Staatsteilen frei bewegen. Die holsteinische Ständeversammlung in Itzehoe sprach sich gegen die Zollreform aus, eine grosse Minorität war jedoch nicht abweisend. In Schleswig verhielt sich die Versammlung positiv, aber hatte Einwände. In dem Gesetz, das schließlich erlassen wurde, nach die Regierung Rücksicht auf die Ständeversammlungen, führte vorsichtiger Zollerhöhungen durch als ursprünglich vorgesehen und erweiterte die Auswahl derjenigen Waren, die Differentialzoll erlegen mußten. Schwerer wog, daß die Regierung auch die vorgesehenen Zollzuschläge aufgab, mit denen diejenigen Einfuhrwaren belegt werden sollten, die den Sund, die Belte oder den Kanal passiert hatten. Das betraf in erster Linie die Einfuhr über Lübeck oder Hamburg⁷.

Das Zollgesetz von 1838 war eine beachtliche Leistung, ein nachdrücklicher Schritt in Richtung auf einen gemeinsamen Markt, einen wirtschaftlich einheitlichen Gesamtstaat. Dieser Schritt war jedoch für das Königreich leichter als für die Herzogtümer. Schon der Wegfall der veralteten Privilegien – die Zollfreiheit von u.a. der Ritterschaft und ganz Dithmarschen – erregte Unwillen. Die alte Zollgrenze des Gesamtstaates hatte den südlichsten und östlichsten Teil Holsteins ausgenommen; nun ging die neue bis dicht vor Hamburg, und ein berittenes Gendarmeriekorps sorgte

⁶ Kjeld Winding, Frihandelsproblemet i Danmark 1855–1866, Kbh. 1959, 13–16 (im Folgenden: Winding).

⁷ G. Nørregård, Das Zollgesetz von 1838 in den Herzogtümern, in ZSHG 90 (1965), 101–110.

dafür, dass die Grenze und die erhöhten Zollpositionen ernstgenommen wurden. Schließlich wurden 1839–43 auch noch mit den Enklaven in Holstein Zollabkommen getroffen, auch diese Abkommen erhöhten die Effektivität der Zollgrenze. Von dem annähernd freien Binnenmarkt hatten nur wenige – aber zukunftssträchtige – Industrien einen Vorteil. Daher wurde das Zollgesetz in Holstein und in Schleswig schlecht aufgenommen. Noch weniger Freude machte es den Lübeckern und Hamburgern, daß nun eine sehr reale Zollgrenze zwischen ihnen und den Herzogtümern entstanden war.

Schrittweise wurde eine weitgehende Zolleinheit in den folgenden Jahren vorbereitet. Ganz durchgeführt konnte sie erst nach dem Ersten Schleswigschen Krieg werden, nachdem die Akzise in Dänemark abgeschafft und die Branntweinsteuer in den Herzogtümern eingeführt worden war. 1850 wurde sie für Schleswig, 1854 für Holstein durchgeführt, und neue Abkommen wegen der Enklaven wurden geschlossen. Lauenburg gehörte auch jetzt nicht dieser Zolleinheit an. Das Mitbestimmungsrecht der Landstände, viele alte Privilegien, die unregelmäßige Grenze gegen Mecklenburg machten dieses Herzogtum zu einem besonderen Problem. In den 1840er und 1850er Jahren gab es mehrfach Pläne 1854/55 auch Verhandlungen mit Lübeck – über eine Ausweitung der gesamtstaatlichen Zolleinheit, die aber an der Transitfrage scheiterte⁸.

Diese Frage betraf eine besondere Seite der Zollprobleme. Hier handelte es sich nicht um Ein- oder Ausfuhrzölle, sondern darum, den Sundzoll und die übrigen Passagezölle abzudichten. Diese Frage war wiederum mit den praktischen Verkehrsverhältnissen verkoppelt. Die überragende Bedeutung des Öresundzolls war dadurch gewährleistet, daß er an einer der wichtigsten Wasserstraßen Europas erhoben werden konnte. Sehr viel bescheidener war der Verkehr auf dem alten Stecknitz-Kanal, der in einer Länge von 87 km die Trave mit der Elbe und damit auch die Ostsee mit der Nordsee verband. Neun Zehntel der Kanalstrecke durchliefen lauenburgisches Gebiet. Lübeck wünschte seit 1818 den veralteten Kanal zu erneuern. Dieser Wunsch wurde von Dänemark mehrfach abgeschlagen⁹. Ausschlaggebend waren teils vage Pläne, die Stör mit dem Schleswig-Holsteinischen Kanal zu verbinden, teils der Umstand, daß das Recht der Monarchie auf den Stecknitzzoll nicht völlig abgesichert war. Es war auch von erheblichen Privilegien durchlöchert, beispielsweise hatten die Hannoveraner freie Durchfahrt. Ein Ausbau des Kanals hätte den Verkehr erleichtert und damit den Wert dieser Privilegien gehoben. Viel später (1840) wurde man sich darüber einig, Beratungen über die Verkehrsverhältnisse abzuhalten, aber die technischen Verbesserungen, die Lübeck 1844 vor-

⁸ Winding, 22 & 300, Anm. 39.

⁹ G. Nørregård, *Efterkrigsår i dansk udenrigspolitik 1815–24*, Kbh. 1960, 129 f. (im Folgenden: Nørregård, *Efterkrigsår*).

schlug, wurden abgewiesen. 1847 konnte der Stecknitz-Kanal nur von kleineren Schiffen befahren werden, die einen Tiefgang von nicht mehr als 1 1/2 m hatten. Von seinen 17 Schleusen waren 13 Stauschleusen, in denen die Schiffe ein bis zwei Tage warten mussten, bis die davorliegende Kanalstrecke wieder aufgefüllt war. Der geringen Wassermenge wegen konnte sich dieser Vorgang nur 2 bis 3 mal in der Woche wiederholen. Verfrachtet wurde in Richtung auf Hamburg besonders Teer, Talg, Leinsamen, Pottasche, Bau- und Brennholz und Eisen, in Richtung auf Lübeck überwiegend Kolonialwaren, Salz, Wein und Glasprodukte¹⁰.

Während ein moderner Elbe-Trave-Kanal erst um die Jahrhundertwende realisiert wurde, ging es zunächst schneller mit dem Ausbau des Landverkehrs, jedoch verzögerte sich auch dies. 1824 wünschten Lübecker und Hamburger sowie holsteinische Grundbesitzer, die beiden Städte durch eine Chaussee zu verbinden, die der Lübecker Senat auch finanzieren wollte. Die Regierung beschied dies aber abschlägig, um den Verkehr durch den Öresund nicht zu vermindern. Eine Landstraße, die über Neumünster und Bad Bramstedt Kiel mit Altona verband, war dagegen eine andere Sache und wurde 1832 eröffnet. Im Jahre 1830 unterstützten Frankreich und die Niederlande die Lübeck-Hamburg-Verbindung in Kopenhagen, und nach der Einrichtung einer Dampfschiffroute von Sankt Petersburg nach Lübeck sprach sogar der Zar den dänischen Gesandten in dieser Sache an. Die Hansestädte stellten sich eine Linienführung über Oldesloe vor und wollten die Ausführung der Arbeit gesamtstaatlichen Firmen überlassen. 1832 wurde auch der englische Gesandte in Kopenhagen beordert, die Chaussee zu unterstützen. Eine dänische Kommission legte jetzt (1832) die Linienführung fest, aber im Frühjahr 1833 wurden die in Aussicht gestellten Erdarbeiten auf den Herbst verschleppt. 1835 war noch nichts geschehen, und Lübeck ging mit dem Gedanken um, eine Eisenbahn durch mecklenburgisches Gebiet nach Boitzenburg zu bauen. Jetzt wurde endlich mit dem Straßenbau begonnen, der 1840 – nach neuen diplomatischen Schwierigkeiten – abgeschlossen wurde. Die Verzögerungen und Schwierigkeiten entsprangen der Transitfrage, die durch die dänische Zollreform von 1838 aktiviert wurde. Nach Wegfall der alten Zollprivilegien verlangte die Monarchie eine Gebühr von 10 Schilling pro Zentner Ware, die in östlicher Richtung, von 5 Schilling pro Zentner Ware, die in westlicher Richtung Holstein passierte. Der unterschiedliche Satz entsprach der Verschiedenartigkeit der östlichen (Massen-)Güter und der (teureren) westlichen Waren. Die Hansestädte klagten beim Bundestag in Frankfurt – die Klage wurde später zurückgenommen –, und das Ausland mischte sich ein, ganz besonders England, das sich nicht mit der geringeren Abgabenlast der russischen Waren abfinden wollte. Schon vor dem Inkrafttreten wur-

¹⁰ Bergsøe, 2. Bd., 593 & 636 f.

den die Zollsätze gleichgestellt. Später (1840) wurden gewisse schwere Waren von der Abgabe befreit.

Auch der Ausbau der Hauptchaussee Berlin-Hamburg auf vorwiegend lauenburgischem Gebiet verzögerte sich. Hier spielt jedoch besonders die Wegführung und die Entschädigung der Grundbesitzer eine Rolle, während die Transitfrage, die hier anders lag, mehr in den Hintergrund trat¹¹.

Der Warentransport auf der Landstrasse war eine kostspielige und zeitraubende Angelegenheit, wenn auch die neuen Chausseen die Belastbarkeit der Waren erhöhte und die Anzahl der vorgespannten Pferde verminderte. Ganz andere Möglichkeiten eröffnete die Eisenbahn, die schlagartig die Landesverkehrsverhältnisse änderte. In unserem Zusammenhang stieß sie auch auf sehr viel schärferen Widerstand.

Eine englische Gesellschaft, die 1838 eine Verbindung zwischen Lübeck und Hamburg plante, hatte durchaus Blick für den Kernpunkt der Sache, wenn sie gleichzeitig einen Transitzoll in Vorschlag brachte, der den Sundzoll aufwiegen könne¹². Die Regierung wollte jedoch lieber eine Chaussee, weil dann die Landleute ihre Produkte auf eigenen Fahrzeugen transportieren könnten. Sie zeigte aber gleichzeitig Interesse für eine Bahnlinie von Altona nach Neustadt, wo die Fuhren der Bauern augenscheinlich keine Rolle spielten. Ein Jahr später interessierten Flensburger Kreise sich für eine Strecke von Flensburg nach Husum und weiter nach Tönning, wo eine Exportroute nach England eingerichtet werden sollte – sie wurde 1857 in Betrieb genommen, erhielt aber durch die gleichzeitige Abschaffung des Sundzolls den Todesstoß. Als erste Verbindung zog die Regierung die Strecke Kiel-Altona vor und hoffte, den Endpunkt der russischen Dampfschiffahrtslinie von Lübeck nach Kiel verlegen zu können. Diese erste Bahnstrecke im Gesamtstaat wurde 1844 eröffnet und schon 1845 durch eine Seitenlinie von Elmshorn nach Glückstadt ergänzt. Hier wurde gleichzeitig der Hafen vertieft.

Die Bahn von Berlin nach Hamburg mit einer nördlichen Linienführung, die über Büchen nach Bergedorf ging, wurden 1842 genehmigt, aber Lübecks Wunsch einer Linie über Büchen nach Lüneburg und Magdeburg, die Lübeck in Bahnverbindung mit Hamburg gebracht hätte, wurde 1845 abgeschlagen. Auch diesmal intervenierten deutsche Staaten, der Bund, Rußland und Frankreich, und 1847 kam es zu einem Vertrag mit Lübeck, der einen Zoll für die Strecke festlegte, wie er auf der Strecke Kiel-Altona erhoben wurde. Die Anlage dieser Bahn wurde durch den Ersten Schleswigschen Krieg verzögert und erst im Jahre 1851 durchgeführt¹³.

Der dänische Gesamtstaat zeigte sich in diesen Fragen als ein zwar friedli-

¹¹ Für Einzelheiten vgl. Nørregård, Efterkrigsår, 245–256.

¹² Ebenda, 250.

¹³ G. Nørregård, Før stormen. Christian VIII's udenrigspolitik 1839–48, Kbh. 1974, 52–62.

cher, aber auch knickeriger Nachbar. Die Motive für dieses Auftreten entsprangen überwiegend dem Sundzollkomplex, in zweiter Linie auch der Rücksichtnahme auf vermeintliche oder reale Interessen von Kiel, Altona und Holstein. Eine Auflockerung der Haltung der Regierung kann am Anfang der Herrschaft Christians VIII. beobachtet werden (1839–48), die aber bald von den neu auftauchenden nationalen Problemen durchkreuzt wurde. Besonders die Hamburger Zeitungen gefielen dem König nicht, der sich sehr für Meinungspflege interessierte. Noch nach dem großen Brand von 1842 hatte er den Geschädigten in Hamburg 10 000 Rbth. gespendet¹⁴. Unbeschadet dieser kleinlichen gesamtstaatlichen, vor allem von fiskalischen Motiven getragenen Politik entwickelte sich nicht so sehr Lübeck wie Hamburg zu einer Metropole, die den norddeutschen Markt, die Elbanlieger und Skandinavien mit dem Welthandelszentrum London verband. In den südlichen Teilen des Gesamtstaates machte das wirtschaftliche Gewicht Hamburgs sich besonders geltend.

Hamburg verdankte diese Position einem Zusammenfall vieler Umstände. Es war der einzige brauchbare Hafen für größere Schiffe an der Westküste des Gesamtstaates. Tönning lag im Wattenmeer, Esbjerg wurde erst 1869–73 angelegt. Weiter nördlich drohte die schwierige Umfahrt um Skagen, auch der Sundzoll war ein Vorteil für Hamburg. Mit seinem enormen Einzugsgebiet hatte der Hamburger Hafen den weiteren Vorteil, daß Schiffe, die Fracht brachten, an diesem Treffpunkt der Binnen- und Seeschifffahrt leicht auch Rückfracht finden konnten und nicht in Ballast zu gehen brauchten.

Der Krieg und die französische Besetzung hatten zwar Hamburg schwer angeschlagen, aber englische Anleihen ließen die ausgeraubte Girobank wiederaufleben. Kredite in der wertbeständigen Verrechnungswährung, Hamburger Banco, erleichterten die Arbeit der Handelshäuser im südlichen Teil der Gesamtstaates¹⁵. Gleichzeitig war Kopenhagen fast zwei Jahrzehnte hindurch gelähmt durch den Zusammenbruch seines Fernhandels, durch Absatzschwierigkeiten, Kapitalknappheit und durch die Deflationspolitik der dänischen Nationalbank von 1818 bis 1838. Die Nationalbank stellte nicht einmal immer ausreichend Scheidemünze zur Verfügung, was zur Folge hatte, dass der Hamburger Courant bis nach Jütland gängige Münze war¹⁶.

Ein Schlaglicht auf die Stärke des Hamburger Handels in den Herzogtümern wirft eine Beobachtung des verstorbenen dänischen Historikers G. Japsen, der die Herkunft der Handelsreisenden und Kaufleute untersuchte,

¹⁴ Ebenda, 65 f.

¹⁵ Svend Aage Hansen, *Økonomisk vækst i Danmark*, bd. 1: 1720–1914, Kbh. 1972, S. 112–116 (im Folgenden: Hansen, *Økon. vækst*).

¹⁶ Knud Erik Svendsen, Svend Aage Hansen u.a., *Dansk pengehistorie*, bd. 1, Kbh. 1968, 142 & 159 ff.

die im Jahre 1829 in einem Apenrader Gasthof übernachteten. Aus dem Königreich kamen 61 (davon 27 aus Kopenhagen), aus dem Herzogtum Schleswig 113 (davon 85 aus Flensburg), aus Holstein 61 (davon aus Altona 47), aus Deutschland 360 (davon aus Hamburg 195, aus Lübeck 50)¹⁷. Auf die – unbeabsichtigten – Folgen dieser wirtschaftlichen Beziehungen für die nationale Entwicklung in Schleswig soll hier nicht näher eingegangen werden, aber gerade Japsens – wie später auch Henrik Fangels¹⁸ – Untersuchungen deuten darauf hin, dass die nationale Mobilisierung bereiterer Schichten im Grenzland wirtschaftlichen und sozialen Bruchlinien folgt, wenn auch mit großen lokalen Unterschieden. Die Unbeliebtheit des dänischen Geldes – die eine Folge der für die Herzogtümer überraschenden Geldreform von 1813 war – war übrigens ein zentrales Thema schleswig-holsteinischer Politiker nach 1841¹⁹. Man kann daher annehmen, daß die wirtschaftliche Stärke Hamburgs – bei gleichzeitiger Schwächung der eigenen Hauptstadt – für die innere Auflösung des Gesamtstaates in den 1830er, 1840er Jahren eine wichtige Rolle gespielt hat, und auch außerhalb des Gebietes, in dem die Wahl zwischen Deutsch und Dänisch stand, die Zersetzung der früheren Loyalitätsverhältnisse im Gesamtstaat vorbereitete.

Auch die inneren Landesteile des Königreichs wurden von der Hamburger, teils auch von der Lübecker Wirtschaftskraft berührt. Den Warenaumsatz und die Kapitalverhältnisse dänischer Provinzkaufleute untersucht die gründliche Arbeit des Historikers Per Boje²⁰, die u.a. ein nuanciertes Muster hamburgischer Wirtschaftsbeziehungen aufdeckt. Wie andere neue Beiträge²¹ hebt auch er die Bedeutung Hamburgs (und Altonas) für die wachsende dänische Ausfuhr nach England hervor. Nach den Kriegsjahren und dem Verlust Norwegens – das ein wichtiges Absatzgebiet für dänisches Getreide gewesen war – wurden England, teilweise auch Holland/Belgien, die neuen Absatzmärkte der Provinz. Dieser Handel erforderte jedoch größere Partien und bessere Qualitäten, als üblich gewesen war, und dadurch wurden wiederum steigende Ansprüche an das kaufmännische Kapital gestellt. Die hamburgischen Handelskredite ermöglichten den Provinzkaufleuten die Durchführung dieser Umstellung, die das Han-

¹⁷ G. Japsen, *Den nationale udvikling i Åbenrå 1800–1850*, Åbenrå 1961, 56.

¹⁸ Henrik Fangel, *Haderslev bys historie 1800–1945*, bd. 1, Haderslev 1975, 395–408.

¹⁹ Ove Hornby, *Striden om filialen. Bangsagen i hertugdømmerne Slesvig og Holsten ca. 1840–46*, Flensburg 18/5, 41f.

²⁰ Per Boje, *Danske provinskøbmænds vareomsætning og kapitalforhold 1815–1846*, Aarhus 1977. Die Dissertation hat eine englische Zusammenfassung. (im Folgenden: Boje *Provinskøbmænd*).

²¹ Birgit Nüchel Thomsen & Brinley Thomas u.a., *Danskengelsk samhandel. Et historisk rids 1661–1963*, Aarhus 1966. (im Folgenden: Nüchel, *Samhandel*). Das Buch ist überwiegend auf dänisch geschrieben, für die Zeit nach 1913 auf Englisch. Der dänische Teil ist mit englischer Zusammenfassung versehen. – Die andere neuere Arbeit ist das in Anm. 15) angezeigte Werk von Svend Aage Hansen.

delsvolumen erweiterte und den kommenden wirtschaftlichen Aufstieg vorbereitete. Frühere Darstellungen, die besonders auf Kopenhagener Quellenmaterial bauten²², überwerteten die Befürchtungen hauptstädtischer Kaufleute über das Vordringen der Hamburger und unterschätzten den stimulierenden Einfluss der Hamburger Handelsbeziehungen und Kredite auf das wirtschaftliche Wachstum in Dänemark. Boje zeigt nun an Hand von Quellen aus den Provinzen, daß die Provinzkaufleute nicht – wie angenommen – in wirtschaftliche Abhängigkeit von Hamburg gerieten. Sie hatten verschiedene Kreditmöglichkeiten, z.B. war ihre wichtigste Realkreditaufnahme überwiegend lokal. Die hamburgischen Kredite waren kurzfristige Handelskredite, die ihre Dispositionsmöglichkeiten nicht unterbanden. Hier gab es aber Unterschiede. Während Kopenhagens Handelsinteressen auf Seeland gerichtet waren, war das Einflußgebiet Hamburgs vor allem Jütland. Die nordjütischen Kaufleute handelten jedoch nicht direkt mit der Elbstadt, sondern mittelbar über größere Häuser in Ringköbing, Aalborg oder Randers. An der jütischen Ostküste hatten vor allem die größeren Städte lebhaftere Verbindungen mit Hamburg und Altona auf Grundlage von kurzfristigen Handelskrediten, die sie aber auch in Kopenhagener Handelshäusern aufnahmen. In Westjütland jedoch hatten die Kaufleute größere Schwierigkeiten, ihren allgemeinen Kreditbedarf lokal zu decken, und nur geringe Verbindung mit Kopenhagen. Hier standen sie öfter konstant im Vorschuß mit daraus folgender Abhängigkeit von Hamburger Handelshäusern. Ein Teil der kleineren ostjütischen Städte und die Kaufleute auf Fünen und Lolland/Falster hatten vor allem Verbindung mit Lübeck und nahmen kurzfristige Kredite dort oder in Kopenhagen auf. Auch Boje schließt sich der Auffassung an, dass diese Kredite eine Effektivierung der Handelsstruktur nach sich zogen, die von großer Bedeutung für den beginnenden wirtschaftlichen Aufstieg war²³.

Bojes und anderer Arbeiten²⁴ zeigen auch, dass sich Kopenhagen ab Ende der 1830er Jahre stärker und stärker geltend machte. Die Institutionalisierung der dänischen Kreditstruktur, die in den 1850er Jahren ihren Anfang nahm, und die weltumspannende Krise von 1857, die besonders Hamburg erschütterte, lockerte die Verbindung zwischen der dänischen Provinz und den Hansestädten. Die Handelshäuser der Provinz hatten jetzt einen Umfang, der ihnen ermöglichte, den Außenhandel direkt zu betreiben²⁵. Wöchentliche Schiffsverbindungen von Kopenhagen, Randers und Aarhus nach England, die 1865–68 eingerichtet wurden – und

²² Marcus Rubin, *Frederik VI's Tid*, Kbh. 1895 und Jul. Schovelin in verschiedenen Abhandlungen 1917 & 1924, vgl. Boje, *Provinskøbmænd*, 24 ff.

²³ Boje, *Provinskøbmænd*, 275–278.

²⁴ das Werk von Svend Aage Hansen (vgl. Anm. 15) und Ole Hyltdtoft, *Københavns industrialisering 1840–1914*, Herning 1984.

²⁵ Nüchel, *Samhandel*, 115–119.

der weitere folgten²⁶ – besorgten den dänischen Butterexport, der wie die übrigen landwirtschaftlichen Produkte auf den Schiffen der 1866 gegründeten DFDS – Det forenede Dampskibs-Selskab – gefrachtet wurde. Bis in die 1880er Jahre wurde jedoch ein Großteil der dänischen Schweine lebend nach Hamburg gebracht, um dort geschlachtet und für den Export – in nicht geringem Umfang nach England – verarbeitet zu werden²⁷. Tierärztliche Schutzbestimmungen beendeten diesen Exportweg im Jahre 1887, und dänische Schlachtereien übernahmen selber die Verarbeitung der Schweine.

Als der dänische Gesamtstaat im Donner der Geschütze von Düppel zerbrach, hatten sich seine südlichsten Gebiete schon Jahrzehnte zuvor von dem Staatspatriotismus der großen Reformzeit im Ausgang des 18. Jahrhunderts abgewandt. Dazu hatte auch der Umstand beigetragen, daß Kopenhagen im Süden der Herzogtümer Einfluß verlor und eine Metropole, die außerhalb der Grenzen gelegen war, den Handel an sich zog. Schließlich hat nicht der große Gesamtstaat seine kleineren Nachbarn geschädigt, vielmehr haben diese den Zusammenbruch des multi-ethnischen Staates beschleunigt.

²⁶ Ebenda, 169

²⁷ Ebenda, 172 f.

AUSSPRACHE ÜBER DIE VORTRÄGE

bei der 103. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in
Hamburg am 10. Juni 1987.

Prof. Dr. Ernst Pitz: Hafengebäude und Hafenbetrieb zu Hamburg in hansischer Zeit¹. Es wird im wesentlichen der Übergang von der Holzbauweise zu Steinbauten und dessen Feststellbarkeit im Hafengebäude erörtert, dies betreffend die Namen und Bezeichnungen „Vorsetzen“ vielleicht für „Steinsetzungen“, „Kajen“ = Holzbauwerke sowie betreffend Hausteinlieferungen gemäß Bauhofrechnungen im 13. Jahrhundert (*Stoob*), betreffend „Bremer Stein“ als Zufuhrgut (*Bracker*), Pfahlbautengründungen für Steinoberbauten (*Heinsius*, *Pitz*, *Stoob* betreffend Katharinen-Fundament) und betreffend neue Ufersetzungen (*Pitz*). *Sprandel* weist auf Wahrnehmungen des Bauwesens durch die Ratsherren hin, wie dies auch in anderen Städten nachweisbar.

Prof. Dr. Jörgen Bracker: Navigation auf der Elbe in hansischer Zeit. *Bracker* (auf Frage *Pitz*): Die Unterteilung in „kleinen“ und „großen“ Grasbrook durch einen Graben läßt sich in Darstellungen des frühen 17. Jahrhunderts nachweisen, (auf Frage *Heinsius*): der Elb-(Fahrwasser)Verlauf war durch einfache Pricken gekennzeichnet; an ein aufwendigeres System von Seezeichen oder gar dessen regelmäßige Verbesserung oder Veränderung wird man nicht zu denken haben, (auf Frage *Stoob*): Unterschiede in der Betonung, wie sie die Karte Lorichs gegenüber der welfischen Elbverlaufskarte erkennen lassen, hat es gegeben, sie waren jedoch nicht wesentlich.

Prof. Dr. Heinz Stoob: Über Hafengestalt und Hafenbetrieb in der hansischen Wirtschaft. Bestimmte Wohngegenden für Berufe des Hafenbetriebes sind nachweisbar (*Stoob*: unter anderem die Groninger Schutenschüßervorstadt), einen Besiedlungsgrundsatz als Ursache hierfür anzunehmen wäre falsch. *Hammel* bestätigt dies für Lübeck (dort jetzt dendrochronologische Nachweise für Bauten ca. 1170 zwischen St. Marien und Trave). *Ellmers* verweist ergänzend und bestätigend auf Schiffstypenvielfalt (archäologische Befunde) und macht darauf aufmerksam, daß differenziert werden muß: zwischen dem zum Teil sehr extensiven, ineffizienten Hafenbetrieb (zwar vielfach Kräne, mehr als bisher vermutet, aber beim Ankern, Be- und Entladen, Leichtern, Wiegen usw. oft wochenlange

¹ Veröffentlichung des Vortrages Pitz in der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte ist vorgesehen.

zeiten, zum Beispiel auch in Brügge) und dem eigentlichen Handelsverkehr: nur der große Handel selbst war schnell; schnelle Häfen dagegen sind etwas Neuzeitliches. *Ehbrecht*: das Verhältnis Hafen/Markt ist funktional und topographisch wissenschaftlicher Überprüfung und Erschließung bedürftig, zumal Veränderungen der Wasser- und Stromführungen nicht selten zur Einbuße hafentädtischen Bewußtseins führten (Beispiel Groningen).

Dr. Otto-Ernst Krawehl: Erschließung von Quellen zu einer Hamburger Hafenstatistik für das 18. Jahrhundert. Der Mangel an Erfassung einiger Positionen des Einfuhrhandels liegt am Verlust der entsprechenden Register (auf Frage *Heinsius*). *Snapper* verweist auf neue Quellen betreffend die in Amsterdam einlaufenden Schiffe.

Prof. Dr. Lorenz Rerup: Der dänische Gesamtstaat im 19. Jahrhundert und seine hanseatischen Nachbarn. Streiflichter auf ein prekäres Verhältnis. *Heinsius'* Hinweis auf die vielfach verworrenen staats- und hoheitsrechtlichen Verhältnisse, unter anderem die Groteske, daß sich Lauenburg im deutschen Rahmen für „neutral“ erklärt, wird von *Rerup* bestätigt und begründet mit dem Hinweis, daß das königlich dänisch-hanseatische Verhältnis von keiner der beiden Seiten durch nationale Motive bestimmt oder beeinflusst worden ist, wiewohl liberale Elemente nachweisbar sind.

HANSISCHE UMSCHAU

In Verbindung mit *Nobert Angermann, Detlev Ellmers, Natalie Fryde, Antjekathrin Graßmann, Rolf Hammel, Elisabeth Harder-Gersdorff, Volker Henn, Erich Hoffmann, Jochen Hoock, Petrus H.J. van der Laan, Herbert Schwarzwälder, Hugo Weczerka* und anderen

bearbeitet von *Franz Irsigler*

ALLGEMEINES

Der Sammelband *Der Ost- und Nordseeraum. Politik – Ideologie – Kultur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert* (Hansische Studien VII, hg. von Konrad Fritze, Eckhard Müller-Mertens, Johannes Schildhauer = Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 25, Weimar 1986, Böhlau Nachf., 209 S.) geht teilweise auf Tagungen der Hansischen Arbeitsgemeinschaft in der DDR zurück. Er zerfällt in zwei keine Aufsatzgruppen von je drei Aufsätzen am Anfang und Ende des Bandes: „Grundzüge der historischen Entwicklung im Ostseeraum“ und „Ständische Vertretungen des mittelalterlichen Bürgertums“, und einen mittleren Komplex von acht Aufsätzen über „Lebensweise, Kultur und Ideologie des Bürgertums im hansischen Raum“. – Die ersten drei Aufsätze bieten eigentlich keine neuen Forschungsergebnisse, aber doch nützliche Überblicke über Entwicklungen im gesamten Ostseeraum mit Vergleichen innerhalb des Ostseeraums und zu anderen Regionen, unter Herausstellung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Konrad Fritze liefert *Zur Entwicklung des Städtewesens im Ostseeraum vom 12. bis zum 15. Jahrhundert* (9–18) interessante (wenn auch im einzelnen nicht ganz gesicherte) Zahlen zur Städtedichte, zum Anteil der Stadtbevölkerung an der Gesamteinwohnerschaft der Ostseeanrainer, zur Größe der Städte – alles um 1450 – und zu den Entstehungszeiten. Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern sowie vor allem das Deutschordensland treten als Territorien mit verhältnismäßig zahlreicher Stadtbevölkerung hervor. Die überwiegende Mehrheit der Städte gehörte in die Kategorie der Kleinstädte, d.h. mit weniger als 5000, größtenteils sogar weniger als 1000 Einwohnern. – Johannes Schildhauer, *Reformation im Ostseeraum und beginnender Kampf um das Dominium maris Baltici im 16. Jahrhundert* (19–35), skizziert die religiösen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen im Ostseeraum im 16. Jahrhundert, wobei er im Bereich der Wirtschaft den wachsenden Einfluß der Niederländer herausstreicht. – Herbert Langer und Hans-Joachim Hacker stellen *Fernhandel und Feudalmacht im Ostseeraum in der frühen Neuzeit (1560–1660)* (36–56) auf dem Hintergrund der kriegerischen Vorgänge dieser Epoche dar, unter Mitberücksichtigung der Niederlande und Englands, die

für die Verhältnisse im Ostseeraum von Bedeutung waren; ihre Ausführungen sind von der marxistischen Theorie geprägt. – Im zweiten Komplex zeichnet Johannes Schildhauer, *Das soziale und kulturelle Milieu des hansischen Bürgertums* (59–71, 15 Abb.), ein sehr allgemeines Bild der Hansestadt und ihrer Bewohner, der sozialen und kulturellen Verhältnisse. Sehr viel konkreter sind die Beiträge von Henryk Samsonowicz, *Zur Lebensweise des Danziger Bürgertums im 14./15. Jahrhundert* (72–80), und Maria Bogucka, *Zur Lebensweise des Danziger Bürgertums im 16. Jahrhundert* (81–90), weil sie sich auf die Verhältnisse einer Stadt beschränken und sich direkter auf die Quellen beziehen. Samsonowicz geht auf den Alltag und dessen Erfordernisse ein (bis hin zur Ausbreitung der Schriftlichkeit). Frau Bogucka behandelt die Neuerungen in den Lebensverhältnissen des 16. Jhs. im Gefolge des wirtschaftlichen Aufschwungs, der Reformation und des Bevölkerungswachstums. – Rolf Gelius bietet eine detaillierte Spezialstudie über *Waidasche und Pottasche als Universalalkalien für die chemischen Gewerbe des Ostseeraumes im 16./17. Jahrhundert* (91–107), in der er auf die Technologie, die Organisation der Aschenbrenner und der Waidasche- und Pottasche-Sieder, die Verwendung von Pflanzenalkali und den Handel mit Waid- und Pottasche eingeht. Eine besondere Rolle spielte dieser Handel in Danzig, Königsberg und Riga. – E.O.G. Haitzma-Mulier, *Der Mythos Venedigs und der holländische Republikanismus im 17. Jahrhundert* (108–119), beschäftigt sich mit Staatstheorie und Staatsbewußtsein in den Niederlanden und deren Vorbildern. Wolfgang Spiewok untersucht *Die mittelalterliche Literaturlandschaft im niederdeutschen Sprachraum* (120–133), wobei er mittelniederdeutsche Literatur und mittelalterliche deutsche Literatur im niederdeutschen Sprachraum unterscheidet und die damit verbundenen Probleme aufzeigt. Hans Joachim Gernentz skizziert *Die Entwicklung der mittelniederdeutschen Literatursprache in der Zeit der frühbürgerlichen Revolution* (134–146), d.h. in der Reformationszeit, in der neue „Textsorten“ (u.a. Flugschriften) aufkommen, aber auch der Buchdruck genutzt wird zur Verbreitung reformatorischen Gedankenguts, in der Sprache Stilmittel der mündlichen Tradition in die Schriftsprache eingehen und auch Ausdrücke gewählt werden, die in größeren Regionen verstanden werden, so daß die Tendenz zu einer Vereinheitlichung bemerkbar wird. Die Neuerungen sind jedoch nicht von langer Dauer gewesen, die Streit- und Flugschriften verschwanden wieder, der Gegensatz von geschriebenem und gesprochenem Wort trat in anderer Form wieder auf: in der Schriftsprache gewann das Hochdeutsche an Bedeutung. – Nikolaus Zaske, *Hansische Plastik und Malerei. Bemerkungen zu ihrer stilistischen und ideellen Eigenart* (147–155, 19 Abb.), erläutert, was er unter „Kunsthansisches“ und „Hansekunst“ versteht oder man verstehen sollte, Kunst aus einer stadtbürgerlichen Vorstellungswelt, beeinflußt von Kunstzentren wie Burgund und Böhmen, aber auch vom Traditionsgut der in die wendischen Städte eingewanderten Bürger. Lübeck steht im Mittelpunkt als Stadt der Kunstproduktion und des Kunstexports, aber später spielten auch Hamburg, Bremen, Rostock und Stralsund eine Rolle. Z. macht durch Beschreibung und Deutung markanter Objekte der Plastik und Malerei deutlich, welche Kunstwerke er für typisch hansisch hält. – Im letzten Komplex, „Ständische Vertretungen des mittelalterlichen Bürgertums“, behandelt zunächst Evamaria Engel *Berlin, Lübeck, Köln – ständische Aktivitäten der Städte. Stand und Ständeversammlung im mittelalterlichen Reich* (159–179). Sie untersucht und vergleicht drei Städte unterschiedlicher Stellung in ihrem ständischen Verhalten: die Teilnahme an Land- und Reichstagen, die Ziel-

vorgaben von Landesherren und Städten in der städtischen Beteiligung an solchen Versammlungen. Das Reich erwartete von den Städten finanzielle und militärische Hilfe für die Landfriedenspolitik. In den Landesherrschaften war die Rolle der Städte noch größer als im Reich. Die Intensität der städtischen Beteiligung hing sehr von den Interessen und der Stellung der einzelnen Stadt ab; Köln zeigte sich angesichts seiner wirtschaftlichen und politischen Stärke daran wenig interessiert. – W. P. Blockmans stellt *Vertretungssysteme im niederländischen Raum im Spätmittelalter* vor (180–189), die beim Hanseforscher besonderes Interesse erwecken, da in ihnen die Städte eine außerordentliche Rolle spielten. B. zeigt, wie die flämischen Städte im 12./13. Jh. angesichts einer schwachen Landesregierung die Politik weitgehend nach ihren wirtschaftlichen Interessen bestimmten. Die flämischen Gilden und Hansendienste dem Handel in bestimmten Gegenden, waren aber auch mit den Stadtverwaltungen verflochten. In der ersten Hälfte des 15. Jhs. trat ein Wandel ein, der mit der Stärkung des Staatsapparats unter Philipp dem Guten von Burgund, aber auch mit sozialen Veränderungen zusammenhing. B. skizziert sehr klar die Sonderentwicklung in der Repräsentation des stark urbanisierten Landes. – Horst Wernicke geht abschließend auf *Städtehanse und Stände im Norden des Deutschen Reiches zum Ausgang des Spätmittelalters* ein (190–208). Er stellt heraus, daß die Städtehanse eine bürgerliche Interessenvertretung war, daß sie im Reich und im Ausland die Interessen der norddeutschen Kaufleute, dabei im Ausland z.T. auch Reichsinteressen vertrat; die regionalen Zusammenschlüsse der Hanse standen in Beziehung zu den ständischen Aktivitäten der Territorien – in manchen Landschaften wie in Livland und Preußen bildeten die Städtetage nur Kurienversammlungen zu den Ständetagen. Die Gesamthanse betrachtete zwar die ständischen Entwicklungen in den einzelnen Territorien, hielt sich aber aus regionalen Auseinandersetzungen möglichst heraus. Der Hansetag besaß nach W. insofern „einen ständischen Charakter, daß er eine Beratung hansestädtischen Bürgertums darstellte“ (203). H. W.

Walter Stark, *Untersuchungen zum Profit beim hansischen Handelskapital in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 24, Weimar 1985, Herm. Böhlau Nachf., 147 S.). – Die für die Beurteilung des hansischen Handels wichtige, angesichts quellenbedingter Schwierigkeiten in der Forschung aber oft nur recht vage beantwortete Frage nach der genauen Höhe der Handelsgewinne hat Vf. anhand des Briefwechsels und der Handlungsbücher Af 1 und Af 6 Hildebrand Veckinchusens sowie eines noch ungedruckten Handlungsbuches des Danziger Kaufmanns Johann Pisz neu untersucht. Die Analyse der einzelnen Geschäfte zeigt, daß die Gewinnspannen/Verlustraten entsprechend den jeweiligen Marktgegebenheiten (für die jeweils bestimmten Waren) beträchtliche Unterschiede aufweisen konnten. Im Mittel ergibt sich, daß die Gesellschaftsgewinne der Veckinchusen 1401/1407 – bezogen auf das Gesellschaftskapital – zwischen 16 und 18% lagen; bei den Einzelgeschäften im West-Ost-Handel mit Tuchen beliefen sich die jährlichen Durchschnittsgewinne auf 10,39%, wobei im Handel mit den mittleren und geringeren Qualitäten höhere Gewinne zu erzielen waren als im Handel mit den Luxusqualitäten; demgegenüber erbrachte der Ost-West-Handel mit Wachs und Pelzwerk nur Gewinne in Höhe von 7,83%. Die sich aus dem Handlungsbuch des Johann Pisz aus Danzig für die Zeit von

1421 bis 1454 ergebenden Zahlen weichen von den genannten geringfügig ab. Vf. hat bei seinen Berechnungen die Hin- und Rück-Geschäfte aus begrifflichen Gründen jeweils als Einheit betrachtet, so daß sich die von ihm errechneten Werte nicht immer mit anderen unmittelbar vergleichen lassen. Bedenkt man jedoch, daß z.B. die Veckinchusen durchaus bereit waren, Verluste im Ost-West-Geschäft in Kauf zu nehmen, wenn der West-Ost-Handel umso günstigere Abschlüsse versprach, dann erscheint das angewandte Verfahren wohl als gerechtfertigt. Da Vf., entsprechend dem von ihm ausgewerteten Quellenmaterial, ausschließlich den Handelsverkehr zwischen Flandern und Livland erfaßt und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur den Tuch-, Wachs- und Pelzhandel berücksichtigt, lassen sich seine Ergebnisse, wie er selbst auch betont, nicht für den gesamthansischen Handel verallgemeinern. Gleichwohl sind die vorgelegten Berechnungen aufschlußreich, und man ist gespannt auf die angekündigte Fortsetzung der Untersuchung. *V. H.*

Ausgangspunkt der Überlegungen von Klaus Friedland, *Wirtschaftsgemeinschaft und Staatshoheit als Problem der Hanse* (in: Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposions über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986, hg. von P. Sture Ureland, Tübingen 1987, 7–19), ist das bekannte Gutachten des Lübecker Syndikus Dr. Johannes Osthusen aus dem Jahre 1469, in dem dieser das Wesen und die Rechtsnatur der Hanse in einer Weise zu beschreiben versucht, die sie einerseits als eine nach außen hin rechtlich handlungsfähige Gemeinschaft erscheinen läßt und sie andererseits jeder gemeinschaftlichen Gesamtverantwortung, sprich: Haftung, enthebt. Das Ziel der Ausführungen war es, die Rechtmäßigkeit der Gefangensetzung hansischer Kaufleute in England zu widerlegen und jedweden englischen Anspruch auf Schadensersatz zurückzuweisen. Nach den Darlegungen Osthusens stellt sich die Hanse als ein „handelspolitisches Eventualbündnis“ (16) dar, dessen Daseinszweck allein der Schutz der Kaufleute ist. Osthusen bedient sich dabei einer aus dem kanonischen Recht entlehnten Begrifflichkeit; die etymologisch abenteuerliche Herleitung des Wortes „Hanse“ aus lat. „ansa“ (= Henkel) wird eingesetzt, um die jeweils nur temporäre Existenz der Hanse zu belegen. *V. H.*

Horst Wernicke, „*Na der hense rechte*“. *Studien zum Recht und zur Gerichtsbarkeit in der Städtehanse* (Jb. für Geschichte des Feudalismus 10, 1986, 121–155), fragt nach der „Entstehung eines einheitlichen Rechts in der Hanse, . . . seine(r) Handhabung und seine(r) Wirksamkeit“ (125) und knüpft damit an Gedanken an, die er bereits in seiner Greifswalder Dissertation (s. HGbl. 102, 1084, 119 ff.) vorgetragen hat. Die Vorstellung von der Existenz eines einheitlichen Rechts innerhalb der Hanse, das sich in den Kontorstatuten, in den Privilegien, in den Hansestatuten und statuarischen Bestimmungen der Rezesse, die, so Vf., „auf alle Städte und Bürger in der Hanse anzuwenden waren“ (154) und über die Burspraken Eingang in die Rechte der Einzelstädte fanden, sowie in den Urteilsprüchen der Hansestage und den Schiedskommissionen verwirklichte, ist eng verknüpft mit der Vorstellung des Vfs. vom städtebündischen Charakter der Hanse und ihrer gewissermaßen hierarchischen Organisationsstruktur. *V. H.*

Wer eine gut lesbare, am aktuellen Forschungsstand orientierte Synopse zum Thema *Die Hanse und Rußland* sucht, sei auf Norbert Angermann (NOA 20, 1987, 57–92) verwiesen. Die Darstellung setzt im Vorfeld hansischer Aktivitäten ein, mit dem skandinavischen Osthandel der Wikingerzeit (8./9. Jh.), der sich später auf den Gotländischen Novgorodhandel (11./12. Jh.) reduzierte. In diesem Rahmen kam die „allerfrüheste Begegnung von Deutschen und Russen im Ostseebereich“ (59) in der ersten Hälfte des 12. Jhs. zustande, als die Schiffe Novgoroder Kauffahrer Schleswig, die Erbin Haithabus, anliefen. Über die Glanzzeit des hansischen Quasimonopols im Ost-Westverkehr mit Novgorod (13./14. Jh.) hinaus führt der Text bis in die Phase der wachsenden Konkurrenz livländischer Städte (15. Jh.) und der politischen Bedrängung Novgorods durch Ivan III., der das Hansekontor 1494 zunächst schloß und die deutschen Kaufleute deportierte. Die Studie unterstreicht Novgorods hervorragende Position im Ost-Westhandel des Mittelalters auch insofern, als sie vergleichend auf weitere Kontaktzonen eingeht, so auf Pleskau und den Hanseverkehr im Düna- und Dnjepr-Raum, der sich bis zum Dnjepr erstreckte und zeitweise über Smolensk hinausreichte. – Daß sich neben kommerziellen Belangen in Novgorod auch kulturelle Interessen realisierten, wird in den Bereichen der Architektur und der Goldschmiedekunst, nicht zuletzt durch die eindrucksvollen Abbildungen, plastisch dargelegt.

E. H.-G.

In zwei beeindruckend umfangreichen Bänden hat das Centre National de la Recherche Scientifique: Institut de Recherche et d'Histoire des Textes die 6. Aufl. des *Répertoire International des Médiévistes/International Directory of Medievalists* herausgebracht (Paris–München–New York–London 1987, KG Saur, Bd. 1: A–K, X und 653 S., Bd. 2: L–Z, S. 654–1259, Sachregister IX S.). Die Zahl der mit Adresse, Telefon, Funktion, Forschungsschwerpunkten und einer Auswahl der wichtigsten Veröffentlichungen (1974 bis 1980) erfaßten Autoren beträgt 4927; die bibliographischen Angaben umfassen ca. 50.000 Titel. Sie stellen eine echte Fundgrube auch für die Hanse- und die allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters dar. Das knappe Sachregister verweist über die Autorenkennziffer u.a. auf Schwerpunkte wie: Internationale Beziehungen; Gesellschaft, Wirtschaft und Finanzen; Numismatik. Wertvoll sind auch die Hinweise auf in Vorbereitung befindliche Arbeiten, während die persönlichen Angaben wegen der hohen Mobilität gerade jüngerer Forscher nur bedingt aktuell sind.

F. I.

In der von Léopold Genicot herausgegebenen Reihe *Typologie des sources du Moyen Âge occidentale*, die in Forschung und Lehre hohes Ansehen genießt, sind in den letzten drei Jahren sechs neue Faszikel erschienen. Einer aufschlußreichen Sach- und Bildquelle für die Alltags-, aber auch die Textil- und Handelsgeschichte ist das von Mireille Madou bearbeitete Heft *Le costume civil* gewidmet (Fasc. 47, B-I.C.2*, Turnhout 1986, Brepols, 65 S.), in dem sie auch auf städtische Kleiderordnungen eingeht. – Guido van Dievoet gibt einen systematischen Überblick über *Les coutumiers, les styles, les formulaires et les „artes notariae“* (Fasc. 48, A-III.1*, 1986, 84 S.); mit „coutumiers“ oder „styles“ sind Rechtsbücher gemeint, meist private Zusammenstellungen, die aber offizielles Ansehen genossen wie Sachsen- oder Schwabenspiegel, oder auch Stadtrechtsbücher; besser eingrenzbar sind die

Gattungen der Formelbücher, Briefsteller und anderer Hilfsmittel der Schreibkundigen. – Unter der Federführung von Juan Victorio (unter Mitarbeit von *Jean-Charles Payen* †) entstand das umfangreiche Heft zur Gattung Epos: *L'épopée* (Fasc. 49, A-VII.B.1*, 1988, 250 S.), an dem acht Autoren mitarbeiteten. Wie wichtig Epen für die vor- und frühhansische Zeit sind, erweist der Beitrag von Régis Boyer, *Les sagas islandaises* (171–202). U. a. befassen sich François Suard und Jean Flori mit *La chanson de geste en France* (53–119), Danielle Buschinger mit *L'épopée allemande* (120–149) und André Crépin mit *L'épopée anglo-saxonne* (151–169). – Aus der meist schwer zugänglichen Gattung *Les sources hébraïques médiévales* legt Arie H. Graboïs in einem ersten Band *Chroniques, Lettres et „Responsa“* vor (Fasc. 50, A-I,2*; A-II; A-III,1*, 1987, 96 S.); letztere sind Auslegungen des talmudischen Rechts durch religiöse Autoritäten. – Von einschlägiger Bedeutung für zahlreiche Aspekte der Hansegeschichte ist die überzeugende Übersicht von Anna-Dorothee von den Brincken: *Kartographische Quellen. Welt-, See- und Regionalkarten* (Fasc. 51, A-V.D.3*, 1988, 117 S., 9 Abb.), die durch einen sehr guten Index erschlossen wird. Als Typen werden die Mappa mundi, die Carta nautica (Seekarte, portolano), das Itinerar und der Situs (Ausschnitt der Weltkarte mit Bebauung unterschiedlicher definierter Räume) näher vorgestellt. F. I.

János M. Bak, *Mittelalterliche Geschichtsquellen in chronologischer Übersicht, nebst einer Auswahl von Briefsammlungen* (Stuttgart 1987, Steiner, 128 S.). – Das in Zusammenarbeit mit Heinz Quirin und Paul Hollingsworth erstellte Bändchen, das ursprünglich der neuen Auflage des „Quirin“ (vgl. HGbl. 104, 1986, 115) eingefügt werden sollte, verzeichnet in chronologischer Ordnung 907 erzählende Quellen (nicht staats- und gesellschaftstheoretisches Schrifttum, Fürstenspiegel, Rechtsaufzeichnungen u.dgl.) aus dem gesamten mittelalterlichen Europa und 94 Briefsammlungen. In tabellarischer Form werden Verfasser und/oder Werktitel, der behandelte Zeitraum sowie Hinweise auf Editionen und Übersetzungen angegeben. Der räumliche Zugriff auf das Quellenmaterial ist erfreulich weitgespannt. Leider jedoch erweist sich die Sammlung besonders für das späte Mittelalter – und hier nicht nur im Bereich der territorialen und städtischen Historiographie – als sehr lückenhaft, was der Benutzbarkeit des Bändchens doch Grenzen setzt. Wünschenswert wären auch Literaturhinweise zu den einzelnen Quellen gewesen. In einer Zeit, in der das Interesse an den erzählenden Quellen wieder zunimmt, viele Quellen nicht nur in den großen Scriptorum-Serien publiziert sind, sondern in modernen kritischen Einzueditionen vorliegen, aber mitunter an versteckterer Stelle erschienen sind, wächst auch das Bedürfnis nach einem möglichst umfassenden und informativen Quellenverzeichnis. Diesem Bedürfnis wird das vorgelegte Bändchen nur in Grenzen gerecht. V. H.

Deutsche Wirtschafts Archive. Nachweis historischer Quellen in Unternehmen, Kammern und Verbänden der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1, hg. im Auftrag der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte e.V. von Klara van Eyll, Beate Brünninghaus, Sibylle Grube-Banasch, Renate Köhne-Lindenlaub, Carl A. Reichling, Hans-Jürgen Reuß, Angela Toussaint, Horst A. Wessel (2. Aufl., Stuttgart 1987, Franz Steiner Verlag, X, 471 S.). – Dieser Band enthält

eine alphabetisch geordnete Übersicht über die Archive der im Titel genannten Institutionen, 1983 war ein vergleichbarer Band zur Kreditwirtschaft veröffentlicht worden. In tabellarischer Form wird Auskunft u.a. über Herkunft, Arten, Alter, Umfang, Findmittel und Inhalt der Archive gegeben, wobei die Modalitäten des Zugangs zu dem jeweiligen Sammelgut der Privatmuseen knapp Berücksichtigung finden. Erscheint die Beschreibung des Inhalts durch die Formelhaftigkeit doch gelegentlich etwas zu verkürzt, so wird das Ortsregister und das Branchenverzeichnis als hilfreich empfunden.

K. Gerteis

Bibliographie zur deutschen historischen Städteforschung, hg. von Heinz Stoob, bearb. von Brigitte Schröder und Heinz Stoob, T. 1 (Städteforschung B/1, Köln 1986, Böhlau, 688 S., 1 Faltkarte). – Als „Ausgangspunkt und Grundlage der Arbeit“ bezeichnet St. in seinem Vorwort die 1969 von Erich Keyser herausgegebene „Bibliographie zur Städtegeschichte Deutschlands“. Rund 4600 Titel hatte die Keyserische Bibliographie aufgenommen. Etwa 8000 Titel umfaßt die vorliegende Arbeit, die ja nur etwa die Hälfte der deutschen Landschaften beinhaltet. Diese starke Titelnahme ergibt sich nicht nur aus der Flut der zwischen 1969 und 1985 erschienenen Arbeiten zur Stadtgeschichte, sondern auch, wie St. redlicherweise ausführt, aus den sowohl in personeller als auch technischer Hinsicht ungleich besseren Bedingungen, die im Institut für vergleichende Städtegeschichte geschaffen werden konnten. Grundsätzlich der Gliederung bei Keyser folgend, stellt dieser 1. Band „neben der Allgemeinen Städtegeschichte die Landschaften Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Brandenburg mit Berlin, Mecklenburg, Hamburg und Schleswig-Holstein, Bremen und Niedersachsen“ vor. Der 2. Band soll die restlichen deutschen Landschaften enthalten und dann mit dem ersten Band zusammen ca. 15 000 Titel umfassen. Aufnahme in die vorliegende Bibliographie haben nur Arbeiten mit einem Umfang von mehr als 20 Seiten gefunden. Das Gliederungsschema ist in Anbetracht der Titelfülle als übersichtlich zu bezeichnen. Nach einer gewissen Einarbeitungszeit kann diese Bibliographie mit Aussicht auf Erfolg benutzt werden. Über die Problematik der Auswahl und der Einordnung eines im Grunde sehr heterogenen Schrifttums, die den Bearbeitern natürlich bewußt ist, muß hier nichts weiter bemerkt werden. Eine alle befriedigende Lösung wird wohl eine Bibliographie nie bieten können. Vermeintliche oder tatsächliche Lücken festzustellen, fällt natürlich nicht schwer. Entscheidend jedoch ist, daß eine langjährige immense Arbeit zu einem wirklich respektablen Ergebnis geführt und der Stadtgeschichtsforschung eine bibliographische Grundlage gegeben hat, von der sie profitieren wird. M. Puble

Hochfinanz, Wirtschaftsräume, Innovation. Festschrift für Wolfgang von Stromer, hg. von Uwe Bestmann, Franz Irsigler, Jürgen Schneider, 3 Bde. (Trier 1987, aenthal Verlag, 1281 S.). – Von den, dem bekannten Wirtschaftshistoriker Wolfgang von Stromer von Freunden und Schülern zum 65. Geburtstag dargebrachten 46 Aufsätzen aus den im Titel genannten Themenbereichen, sind auch einige für den hansischen Raum von Interesse. Zu nennen sind vor allem folgende Beiträge: Sonja Zöllner, *Besitzkonzentration in einer mittelalterlichen Großstadt. Grund- und Hausbesitz der Kölner Familie Unmaze in der 2. Hälfte des 12. Jahrhun-*

derts (I, 103–126). Es gelingt der Vf.in aufgrund der für Köln außerordentlich frühen und einzigartigen Überlieferung der Schreinskarten den Besitz der wohl reichsten Kölner Familie aufzuschlüsseln und zu lokalisieren. Natalie Fryde, *An den Schalthebeln der Kronfinanzen Englands unter den ersten fünf Plantagenets* (I, 127–145), untersucht die Rolle des Exchequers und der Schatzmeister im 12. und 13. Jh. und stellt in- und ausländische Beamtenfamilien vor, aus denen immer wieder Finanzexperten hervorgingen. Franz Irsigler, *Reinhard von Schönau und die Finanzierung der Königswahl Karls IV. im Jahre 1346. Ein Beitrag zur Geschichte der Hochfinanzbeziehungen zwischen Rhein und Maas* (I, 357–381), beschreibt den Typ eines „financier gentilhomme“, eines Adligen in der fürstlichen Finanzverwaltung, der als frühkapitalistisches Finanz- und Verwaltungsgenie einen bedeutenden Anteil an der Wahl Karls IV. besaß. Der Beitrag gibt einen guten Einblick in die manchmal recht zweifelhaften Finanzpraktiken vor einer Königswahl. Ekkehard Westermann, *Zu den verwandtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen der Praun, Froler und Mulich von Nürnberg, Erfurt und Lübeck in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (I, 524–558), wertet eine Prozeßakte aus, die infolge der Auseinandersetzung um das Erbe des 1472 in Erfurt verstorbenen Kaufmanns Sixtus Froler entstanden ist. Interessant sind die wirtschaftlichen Verflechtungen innerhalb der Familien, die in wechselnden Handelsgesellschaften u.a. Waide und Fisch auf der Linie Lübeck-Lüneburg-Erfurt-Nürnberg-Nördlingen vertrieben. Herman van der Wee, *Die städtische Wirtschaft in den südlichen Niederlanden und im Fürstbistum Lüttich 1500–1700* (II, 623–640), zeigt essayhaft die strukturellen Veränderungen des 14. und 15. Jhs., die Rolle Antwerpens im Goldenen Jahrhundert zwischen 1495 und 1585 und die Krise und Wiederbelebung der Wirtschaft in und nach dem 80jährigen Krieg auf. Mehr in den norddeutschen Raum führt Karl Erich Kaufhold, *Hauptrichtungen und wichtige Wege des binnenländischen Fernverkehrs in Niedersachsen in der frühen Neuzeit* (II, 719–740), der fünf große Routen des Fernverkehrs, von Hamburg und Lübeck nach Südosten und Süden, von Bremen nach Südosten und Süden, von Lübeck, Hamburg und Bremen in die Niederlande, von Ostfriesland nach Süden und von den Niederlanden und aus dem rheinisch-westfälischen Raum in Richtung Magdeburg/Leipzig beschreibt. Jede dieser Hauptlinien kannte mehrere Streckenführungen. Maria Bogucka, *Fortschritt im Danziger Gewerbe an der Wende zur Neuzeit: Die Bortenmacher und ihre Mühlen* (III, 1013–1021), erläutert anhand des Gewerbes der Bortenmacher und Posamentierer die technischen Fortschritte in der Herstellung der Bänder. Ebenso verfolgt sie die auch in anderen Städten zu beobachtenden Einschränkungen und Verbote, denen die fortschrittlichen Handwerker durch die Zünfte und die Obrigkeit ausgesetzt waren. Der Beitrag von Rainer Gömmel, *Technischer Fortschritt im Verkehrswesen während des Spätmittelalters und in der frühen Neuzeit* (III, 1039–1062), bringt für den Hansehistoriker wenig Neues. Auch die übrigen, hier nicht vorgestellten, z.T. hochinteressanten Beiträge sind für die Wirtschafts- und Technikgeschichte von Bedeutung, sie vermitteln, auch wenn sie mehr süddeutsche Themen behandeln, methodische Einsichten. Der Band wird mit einer nach Themengruppen gegliederten Bibliographie Wolfgang von Stromers abgeschlossen.

Cl. von Looz-Corswarem

Die Historische Metrologie in den Wissenschaften. Philosophie – Architektur- und Baugeschichte – Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften – Geschichte des Münz-, Maß- und Gewichtswesens. Mit einem Anhang zur Sachüberlieferung an Maßen und Gewichten in Archiven und Museen der Bundesrepublik Deutschland, hg. von Harald Witthöft in Zusammenarbeit mit Günther Binding, Franz Irsigler, Ivo Schneider und Albert Zimmermann (Sachüberlieferung und Geschichte. Siegener Abhandlungen zur Entwicklung der materiellen Kultur, Bd. 3, Scripta Mercaturae Verlag, St. Katharinen 1986, 415 S.). – Der umfangliche, thematisch weitgefächerte Band rückt die Metrologie in ihrer gesamtwissenschaftlichen Bedeutung ins Blickfeld des Historikers. Albert Zimmermann, *Maß und Zahl im philosophischen Denken des Mittelalters* (7–18), widmet seine „kurzen Darlegungen“ vor allem Thomas von Aquin, daneben Richard von Mediavilla, Johannes Buridan, Nikolaus von Oresme, Robert Grosseteste und Heinrich von Harclay. – Karl Bormann, *Nikolaus von Kues über Maß und Gewicht* (19–30), weist quellenanalytisch nach, daß Cusanus in seiner Konzeption von Maß und Gewicht maßgeblich vom „Platonismus des Proklos“ beeinflusst ist, der möglicherweise „die eigentliche Quelle neuzeitlichen Philosophierens“ sei. – Hans Martin Klinkenberg, *Zum Problem des Zahlbegriffs im früheren Mittelalter* (9.–12. Jahrhundert) (31–38), zeigt auf, daß der Zahlbegriff dieser Zeit „im Grunde ein Bild-Begriff“ war, wie auch „die *mathesis* nicht primär arithmetisch, sondern geometrisch“ orientiert war. – Karin Figala, *Die Maßeinheit des spezifischen Gewichts in Isaac Newtons Alchemie und Chemie* (39–61), erweist in ihrer Studie den „janusköpfigen“, Vergangenheit und Zukunft berücksichtigenden Newton“ sowohl als „Prototyp eines exakt denkenden Forschers“ wie auch als den „letzten der Magier“ (J. M. Keynes). – Günther Binding, *Früh- und hochmittelalterliche Bauvermessung* (62–74), macht seinen Gegenstand quellennah – auf zahlreichen erzählenden und bildlichen Quellen fußend – anschaulich und legt im Zusammenhang signifikanter Beispiele Rekonstruktionen vor. – Paul von Naredi-Rainer, *Maßeinheit und Zahlenbedeutung in der Architektur* (75–95), belegt „exemplarisch“ die „Funktion der Zahl als ‚maßgebende(n)‘ Faktor der ästhetisch faßbaren Gestalt und/oder als Träger der ikonologischen Bedeutung von Architektur“. – Elisabeth Pfeiffer, *Zur Genese und Präzision der Baumaße Fuß und Zoll* (sic) (96–107), behandelt im thematischen Zusammenhang ihrer umfanglichen Abhandlung „Alte Längen- und Flächenmaße. Ihr Ursprung. Ihre geometrischen Darstellungen und arithmetischen Werte“ (St. Katharinen 1986) Elle und Fuß. – Paul Steinebach, *Maßuntersuchung am Stadtgrundriß von Brilon* (108–117), liefert eine mit 6 Grundrissen versehene Skizze, die städtegeschichtlich von hohem Interesse ist, nicht zuletzt durch den „Aspekt einer theologischen Deutung des Stadtgrundrisses“. – Ivo Schneider, *Maß und Messen bei den Praktikern der Mathematik vom 16. bis 19. Jahrhundert* (118–133), beleuchtet Bereiche und Instrumente mathematischer Praxis. Besondere Abschnitte sind dem „Proportionalzirkel“, der „Visierkunst“ (zur Faßvolumenbestimmung) dem „Geschütz-, Wehr- und Vermessungswesen“ wie auch dem „Navigationswesen“ gewidmet. – Menso Folkerts, *Metrologische Aspekte in Rechenbüchern des Mittelalters und der Renaissance* (134–144), analysiert Rechenbücher und Aufgabensammlungen (Practica) im Hinblick auf die darin enthaltenen „Längenmaße, Flächenmaße, Raummäße, Getreidemaße, Flüssigkeitsmaße, Gewichtsmäße, Geldmaße, Zeitmaße“. – Ronald Edward Zupko, *British Weights and Measures: The Influence of Science and Technology during the 17th and 18th Centuries*

(145–158), untersucht die Veränderungen im englischen Maß- und Gewichtswesen unter dem Einfluß der „wissenschaftlichen Revolution“ unter den Aspekten „Elimination of Prior Methodologies“, „New Technology“, „Scientific Societies“ und „Scientific Experimentation“. – Michael Heidelberger, *Zur Philosophie der Messung im 19. Jahrhundert* (159–168), entwickelt eine Skizze der „historischen Debatte“ zwischen mechanistischer Weltanschauung und Psychophysik um den Meßbegriff und stellt die divergierenden Auffassungen gegenüber. – Yves Noël, *Éléments de l'Histoire d'une unité, celle de quantité chimique; la mole, depuis 1893 (Wilhelm Ostwald – das Mol), et l'évolution de son contenu, tant conceptuel que quantitatif* (169–181), zeigt am Beispiel des Mols, daß auch wissenschaftliche Maßeinheiten „eine Geschichte haben“, die Varianz und Perspektivität beinhaltet. – Sigmar German, *Die metrologischen Aufgaben der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in historischer Perspektive* (182–191), konzentriert sich – nach einleitenden Ausführungen über die gegenwärtigen Aufgaben – auf „zwei metrologische Hauptarbeitsgebiete der PTB“: „Darstellung und Weitergabe der Einheiten“ und das Eichwesen. – Ian Blanchard, „*Real Money*“ and „*Money of Account*“: *Reflections upon Medieval European Monetary Systems* (192–200), untersucht an europäischen Monetersystemen für die Zeitabschnitte 1070–1130 und nach 1130 das Verhältnis von „Realgeld“ und Rechnungsgeld vor dem Hintergrund von Preisschwankungen und Strukturwandlungen. – István Kiss, *Der Zusammenhang von Edelmetall, Inflation und Kaufkraft (16.–18. Jahrhundert)* (201–212), zeigt – in mehreren Tabellen belegt –, daß Rechnungsgeld, Preise, Silberäquivalent und reale Kaufkraft erheblich divergieren konnten. – Harald Witthöft, *Maßrealien und die Tradition nord-europäischer Maßnormen in Mittelalter und Neuzeit* (213–225), liefert unter etwas irreführender Bezeichnung („nordeuropäisch“) eine theoretisch-historische Skizze zu seinem Forschungsprojekt, das (im nicht abgegrenzten) „Anhang“ unter dem Titel: Das Erfassen der gegenständlichen Überlieferung zur historischen Metrologie im Gebiet des Deutschen Reiches bis 1871/72 (285–337) konkret weiterverfolgt wird (Tabelle 313–337). – Heinz Ziegler, *Die Zahl als Rechtes Verhältnis im Ternar: Maß, Zahl und Gewicht im Spätmittelalter* (226–239), arbeitet an signifikanten Beispielen die Bedeutung der „numeri legitimi“ (Augustinus) und der numeri perfecti für die mittelalterliche Metrologie heraus. – Jean Claude Hocquet, *Das Streben nach Vereinheitlichung und Normierung der alten Hohlmaße in Europa und seine Grenzen (15.–18. Jahrhundert)* (240–247), leitet am Beispiel von Salzmaßen eine Reihe von metrologischen „Entwicklungsgesetzen“ ab. – Abraham Eran, *Samen in der Metrologie* (248–261), unterscheidet zwei Typen der metrologischen Samenverwendung: einerseits zur monetarischen Gewichtsjustierung und zur Dosierung von Kleinstmengen, andererseits zur numerischen Hohlmaßbestimmung (Tabelle und Bibliographie). – Bernard Garnier, *Sur quelques recherches métrologiques françaises: Bilan et perspectives* (262–284), erstattet einen Forschungsbericht über neuere französische Arbeiten (vor allem J. Peltre) und skizziert ein Forschungsvorhaben zur Erfassung und kartographischen Umsetzung der Maße/Gewichte zum Ende des 18. Jhs. (tabellarische Beispiele). – Erik Aerts/Eddy van Cauwenberghe, *Organisation und Technik der Münzherstellung in den Südlichen Niederlanden während des Ancien Régime* (338–415), geben einen detaillierten Einblick in die „Arbeitsorganisation in den Münzateliers“, die Prägetechnik in handwerklicher und mechanisierter Fertigung sowie die Probleme der Gewichts- und Feingehaltsbestimmung (Tabellen und Quellenbeilage). Wie

sich an der Plazierung dieses Beitrags zeigt, leidet der ansonsten hochehrwürdige Band an gewissen Dispositionsmängeln. A. Heit

Carl-Hans Hauptmeyer ist Herausgeber einer Aufsatzreihe unter dem Titel *Landesgeschichte heute* (Göttingen 1987, Vandenhoeck & Ruprecht, 129 S.). Hg. betont zu Recht, daß Landesgeschichte . . . (oder Regionalgeschichte) „überwiegend außerhalb des etablierten Forschungsbetriebes“ (5) stattfindet, zumal die entsprechenden Einrichtungen der norddeutschen Universitäten nur recht kümmerlich ausgestattet sind. Ob die Landesgeschichte in den sechziger und siebziger Jahren „ihr Publikum bis auf geringe Reste“ verloren hatte und das Interesse der Studenten an „landesgeschichtlichen Seminaren“ zunimmt, wie H. behauptet, mag offenbleiben. Rez. machte die Erfahrung, daß es in den sechziger Jahren viele arbeitswillige und interessierte Studenten gab, daß aber heute nur noch wenige Studenten bereit sind, sich das Rüstzeug anzueignen, das für landesgeschichtliche Forschung, zumindest für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit, unerlässlich ist. Da sind Flugblätter, Zeitungen und Schreibmaschinentexte der neuesten Geschichte doch leichter zu handhaben. Wir sollten uns durch den oftmals fruchtlosen Aktivismus von „Projekten“, „Workshops“, Arbeitsgemeinschaften von Stadtteilhistorikern sowie durch das Heer der mehr oder weniger eifrigen ABM-Kräfte und „wissenschaftlichen Mitarbeiter“ nicht täuschen lassen. Auch das komplizierte Dotationsstreben, das Hans Patze kritisierte, hat der Wissenschaft eher geschadet als genutzt. Es ist zudem nicht zu übersehen, daß sich auch die Landesgeschichte hier und da zu einem Instrument der Politik erniedrigt hat. Es ist nicht so wichtig, wie der einzelne Regionalhistoriker seine Akzente setzt, wenn er methodisch saubere Arbeit leistet. Viel Aufmerksamkeit wird der Frage gewidmet, wie die „historischen Räume“ abzugrenzen seien. Es hat sich gezeigt, daß größere Regionen, die nur einen politischen Zusammenhalt haben, geographisch und historisch so heterogen sind, daß eine Gesamtgeschichte leicht zu einer Addition von Teilgeschichten wird, so etwa die Geschichte des Landes Niedersachsen. Es gibt Wirtschafts-, Kultur- und politische Räume usw., die durchaus nicht identisch sein müssen. Darauf weist auch Ernst Hinrichs (*Regionalgeschichte*, 16–34) hin, der immer wieder seine Vorbilder in Frankreich findet. Wenn er meint, daß im ganz kleinen Raum bestimmte Methoden, wie etwa die Geographie, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, nicht einzusetzen seien, so darf man das wohl nicht pauschal verstehen. Entscheidend ist doch die *Fragestellung*, nicht so sehr die Größe des Raumes; und Vergleiche mit anderen Räumen sind eigentlich immer gefordert. Das Vergleichsproblem spielt für Franz Irsigler (*Vergleichende Landesgeschichte*, 55–76) die Hauptrolle. Auch er plagt sich mit den Begriffen Landesgeschichte, Geschichtliche Landeskunde, Regionalgeschichte und Heimatgeschichte historischer Räume, die dann noch miteinander verglichen werden sollten. Was aber sind nun in der Praxis solche Räume? Das Land Niedersachsen, das alte Königreich Hannover, das Herzogtum Bremen-Verden, das Land Hadeln, das Land Wursten, die Lüneburger Heide, die Marschgebiete, die Geest? Und wie läßt sich etwa die Hanse- und Verkehrsgeschichte einordnen, die ja auch vielfach von Landes- und Regionalhistorikern betrieben werden? Es gibt einerseits Handels- und Verkehrsräume, andererseits Agrarräume. I. macht deutlich, wie unterschiedlich die Meinungen darüber sind. Tatsächlich ergibt sich die „Geschlossenheit“ einer regiona-

len Einheit aus dem Forschungsakzent. Die Typologie historischer Raumeinheiten wie I. sie sieht (49 f.), läßt sehr viel Freiheit. Für die *Historische Geographie* reklamiert Klaus Fehn (55–76) alles, was sich in der Geschichte auf geographische Räume bezieht; das aber ist ein großer Teil der Geschichte überhaupt. Hier geht der Streit darum, ob Historiker oder Geographen die Akzente setzen sollten. Der Idealfall wäre sicher eine enge Zusammenarbeit beider Disziplinen. Es bleibt aber auch hier die Frage, wodurch sich die „Räume“ vorwiegend bestimmen: durch geographische oder historische Kriterien. Vieles hängt auch hier vom Thema ab. Bei Hansehistorikern spielen geographische Räume immer eine große Rolle. Ein besonders wichtiges Thema behandelt Carl-Hans Hauptmeyer unter dem Titel *Heimatgeschichte heute* (77–96), wobei er jene Arbeit in den Blick nimmt, die unter dem Gesichtspunkt des „Identitätsbezugs“ geleistet wird. Es ist richtig, daß auch auf diesem Gebiet oftmals Scharlatanerie zur Wissenschaft erklärt wird, daß aber auch ohne viel Getöse gute und vor allem fleißige Arbeit geleistet wird, wobei Rentner die aktivsten Forscher sind. Die größte Schwierigkeit besteht – ebenso wie bei vielen Geschichtsstudenten – darin, daß die Fähigkeit im Umgang mit Geschichtsquellen und das unerläßliche historische Allgemeinwissen fehlen, ganz zu schweigen von den Mängeln bei der Formulierung von Forschungsergebnissen; viele Laienforscher übernehmen sich. H. meint zu Recht, daß in diesem Rahmen im allgemeinen wissenschaftsnaher Heimatgeschichte, nicht aber wissenschaftliche Geschichte geleistet werden könne. Heimatforscher tun sich oft schwer, bei der Unterdrückung subjektiver Einflüsse; doch darin unterscheiden sie sich nicht von manchen sogen. Wissenschaftlern, die Geschichtsforschung mit politischer Propaganda verwechseln. Bemerkenswert ist das, was H. (87 ff.) als Tendenzen der heutigen Heimatgeschichte beschreibt, die von der nationalistischen Propaganda bis zur „zeitgemäßen“ Wissenschaft reichen; dabei stellt die Rührigkeit von „Geschichtswerkstätten“ mit ihrer „Geschichte von unten“ ein besonderes Problem dar; sie müßten wohl methodische Hilfestellung erhalten, wenn sie überhaupt zu akzeptablen Ergebnissen kommen wollen. Gerhard Schneider untersucht in seinem Beitrag *Heimat und Region in Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht* (97–123). In den Lehrplänen mag noch so sehr auf die Bedeutung der „Heimatgeschichte“ hingewiesen werden, solange die Lehrer auf diesem Gebiet nicht besser ausgebildet werden, bleibt alles nur auf dem Papier. H. Sch.

Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter, hg. von Hans Patze (Vorträge und Forschungen, Bd. 31, Sigmaringen 1987, Thorbecke, 887 S., 24 Abb., 2 Graphiken im Text, 1 Graphik als Beilage). – Dem wiedererwachten Interesse an den erzählenden Quellen, die nicht mehr nur unter i.e.S. quellenkundlichen Aspekten, d.h. im Hinblick auf die Zuverlässigkeit und Originalität der übermittelten Nachrichten untersucht, sondern als wichtige Quellen für das Geschichts- und Weltverständnis der Zeitgenossen verstanden werden, hat der Konstanzer Arbeitskreis Rechnung getragen und der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung zwischen 1980 und 1982 drei Tagungen gewidmet. Daß gerade das lange vernachlässigte späte Mittelalter als Tagungsthema gewählt worden ist, entspricht zum einen dem gewandelten Verhältnis der Historiker zur Geschichte dieser Epoche überhaupt, zum anderen sicherlich aber auch dem Bedürfnis, die

hier besonders offenkundigen Forschungslücken schließen zu helfen. Die Ergebnisse der gen. Tagungen liegen jetzt in einem stattlichen Sammelband vor. Er enthält 25 Aufsätze, die z.T. übergreifenden Fragestellungen, z.T. der Spezialuntersuchung regionaler Quellen gewidmet sind. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, sie alle angemessen zu würdigen; nur beispielhaft kann auf einige Beiträge hingewiesen werden. In einem einleitenden, viele Aspekte berücksichtigenden Aufsatz charakterisiert František Graus die verschiedenen, teils von den Erwartungen der Leser, teils von den Wünschen der Auftraggeber abhängigen *Funktionen der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung* (11–55) – Belehrung, Bewahrung des Denkwürdigen, polit. Propaganda, Stabilisierung der herrschenden Ordnung u.a. – und stellt für das späte Mittelalter insofern einen Funktionswandel fest, als das Interesse an der Darstellung der selbsterlebten Zeit wächst und eine „Nationalisierung“ oder „Regionalisierung“ der Geschichtsschreibung stattfindet, der damit die Aufgabe zukommt, ein (u.U. erst im Entstehen befindliches) gemeinschaftliches Selbstbewußtsein zu stärken. Der Vielfalt der Funktionen steht der Mangel an Einfluß gegenüber, den die Werke der Geschichtsschreibung auf die Bewußtseinsbildung tatsächlich ausgeübt haben. – Klaus Schreiner, *Sozialer Wandel im Geschichtsdanken und in der Geschichtsschreibung des späten Mittelalters* (237–286), geht von der zutreffenden Voraussetzung aus, daß „Sinn für Veränderungen in der Zeit . . . dem Mittelalter nicht fremd (war)“ (239), und fragt, „wie Geschichtsschreiber und Geschichtsdenker des späten Mittelalters soziale Strukturveränderungen ihrer Umwelt wahrgenommen, erklärt und beurteilt haben“ (238). Während soziale Mobilität, die Wandlungen des Sozialgefüges der mittelalterlichen Ständegesellschaft zur Folge hatte, überwiegend als Unrecht und als ein sündhaftes Aufbegehren gegen die gottgewollte Ordnung verstanden worden ist, ist die Notwendigkeit, gesellschaftliche und rechtliche Normen an veränderte Bedürfnisse der Zeit anzupassen, leichter eingesehen worden, da sich die Vorstellung von der Wandelbarkeit der „lex humana“ mit der Idee der Unveränderlichkeit der „lex naturalis“ vereinbaren ließ. Demgegenüber wuchs das Verständnis für den Wandel von Verfassungen und politischer Ordnung erst mit der Aristoteles-Rezeption und der damit verbundenen Einsicht in die Zusammenhänge von Machtverteilung und gesellschaftlicher Ordnung. – Gleich drei Beiträge stammen aus der Feder von Anna-Dorothee von den Brincken. Sie bietet einmal eine zusammenfassende Würdigung der historiographischen Leistung des Dominikaners *Martin von Troppau* (155–193), dessen von Vincenz von Beauvais beeinflusste, oft als oberflächliche Kompilation geschmähte Papst-Kaiser-Chronik wegen ihrer schematischen Präsentation des Stoffes diesen leicht verfügbar machte und bekanntlich wie keine andere in der gesamten spätmittelalterlichen Chronistik ihre Spuren hinterlassen hat. Es folgen Ausführungen über *Anniversaristische und chronikalische Geschichtsschreibung in den „Flores temporum“ (um 1292)* (195–214) eines unbekanntes schwäbischen Minoriten, dem, wenn man so will, süddeutschen und franziskanischen Gegenstück zur Martins-Chronik. Der dritte Beitrag dokumentiert *Die Rezeption mittelalterlicher Historiographie durch den Inkunabeldruck* (215–236) in den Jahren 1470–1476; Vf.in warnt jedoch vor einer Überbewertung der Befunde. – Über *Weltchronistik und regionale Geschichtsschreibung* handelt Peter Johaneck (287–330). Ihm geht es darum zu zeigen, daß die Universal- resp. Reichsgeschichtsschreibung, obwohl sie im späten Mittelalter gegenüber der regionalen Historiographie, insbesondere bei der Darstellung des Zeitgeschehens, deutlich in den Hintergrund tritt, doch

die Bezugspunkte für die regionale/lokale Geschichtsschreibung liefert und daß von daher auch die in der Tradition der Historiographie der Bettelorden stehenden universalgeschichtlichen Kompendien in neuem Licht gesehen werden müssen. Am Beispiel der „Flores temporum“ und der Gmündener Chronik aus dem 15. Jh. kann Vf. zeigen, wie wichtig es ist, gerade diese Texte in ihrem Gebrauchszusammenhang zu sehen und die enge Verknüpfung von Regional- und Universalgeschichte zu erkennen, um das vermittelte Geschichtsbild zu verstehen. – Der Hanshistoriker wird mit besonderer Aufmerksamkeit den Aufsatz von Klaus Wriedt, *Geschichtsschreibung in den wendischen Hansestädten* (401–426), lesen. W. untersucht in der Hauptsache die Lübecker Chronistik des 14. Jhs. Dabei geht er von dem Ansatz Koppmanns aus und fragt nach dem Verhältnis geistlich-kirchlicher und bürgerlich-städtischer Traditionen in der Geschichtsschreibung der Travestadt. W. macht wahrscheinlich, daß der bislang als „Einleitung“ zu der nicht erhaltenen Lübecker „Stadtbuchchronik“ von 1347 angesehene Text die Einleitung zu einer anderen, ebenfalls nicht erhaltenen Chronik gewesen ist, von der er annimmt, daß sie nicht in der Ratskanzlei, sondern in St. Katharinen entstanden ist. Demnach hätte es in Lübeck um die Mitte des 14. Jhs. zwei Chroniken gegeben, von denen die eine, stadtbuchartig geführt, für den Gebrauch des Rates bestimmt war, während die andere, in der geistlichen Tradition der Geschichtsschreibung stehende Chronik den historischen Interessen einer gebildeten Öffentlichkeit dienen sollte. Die 1385/86 in Auftrag gegebene Detmar-Chronik faßt beide Traditionsstränge zusammen und verbindet beide Zielsetzungen. Im 15. Jh. treten diese – wie eine genaue Analyse der Überlieferungsgeschichte zeigt – wieder auseinander: Für den Rat wird ein eigener Kodex angelegt, der von Stadtschreibern fortgeführt wird; in St. Katharinen und im Burgkloster entstehen Abschriften und Fortsetzungen der Detmar-Chronik, die sich – literarisch anspruchsvoller – i.e.S. als Werke der Geschichtsschreibung verstehen. – Einen umfassenden Überblick über *Die Geschichtsschreibung des Deutschen Ordens. Gattungsfragen und „Gebrauchssituationen“* von Peter von Dusburg bis zur sog. Jüngeren Hochmeisterchronik bietet Hartmut Boockmann (447–469), der nicht nur die in Preußen entstandenen, von Ordensbrüdern für den Orden verfaßten, sondern auch solche Werke berücksichtigt, die außerhalb des Ordens und außerhalb Preußens geschrieben worden sind, inhaltlich aber den Orden und/oder Preußen betreffen. Es zeigt sich, daß vor allem die Geschichtsschreibung des 14. Jhs. in vielen Fällen der Sicherung von Rechtsansprüchen oder der Propagierung politischer Forderungen diene. – Es kann an dieser Stelle, wie gesagt, nicht darum gehen, alle Beiträge einzeln vorzustellen; wenigstens genannt seien aber noch die den hansischen Raum berührenden Untersuchungen von Brigitte Kürbis über *Johannes Długosz als Geschichtsschreiber* (483–496), Volker Honemann über *Johannes Rothe und seine „Thüringische Weltchronik“* (497–522), Dieter Brosius über Hermann von Lerbeck und Hans Patze über *fürstliche Mäzene der Landesgeschichtsschreibung im späten Mittelalter* (331–370), der anhand der Braunschweigischen Reimchronik, der mecklenburgischen Chronik des Ernst von Kirchberg, der Chronik des Preußenlandes Peters von Dusburg u.a. die verschiedenen Motive beleuchtet, welche die Landesherren bewogen haben, zunächst Geistliche, später Laien aus der Hofgesellschaft mit der Abfassung von Chroniken zu beauftragen. Hingewiesen sei schließlich auch auf den Aufsatz von Neithard Bulst, *„Jacquerie“ und „Peasants‘ Revolt“ in der französischen und englischen Chronistik* (791–819), der die Berichterstattung über

die beiden Aufstände zum Anlaß nimmt, die Einstellungen englischer und französischer Chronisten des 14. und 15. Jhs. zum dargestellten Geschehen vergleichend zu betrachten. – Insgesamt wird man sagen dürfen, daß die gen. Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises und der daraus hervorgegangene Sammelband den mutigen Versuch darstellen, den Blick auf ein Forschungsfeld zu lenken, auf dem noch viel Kärrnerarbeit zu leisten sein wird. Das zeigen die regionalen Ungleichgewichte, die sich aus dem Forschungsstand ergeben, ebenso wie die vorsichtigen Formulierungen, mit denen Hans Patze und František Graus in ihren Zusammenfassungen (821–845) zum einen das Besondere der spätmittelalterlichen Historiographie wie die enge Verbindung von Universal- und Regionalgeschichte, das wachsende Interesse an der Geschichte der selbsterlebten Zeit oder die beginnende (vorhumanistische) „Professionalisierung“ und zum anderen Aufgaben künftiger Forschung beschreiben.

V. H.

Als letzter Band der *Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa* (s. HGbll. 104, 1986, 183 f.; 105, 1987, 86 ff.) erschien Teil IV: *Der Handel der Karolinger- und Wikingerzeit*, hg. von Klaus Düwel, Herbert Jankuhn, Harald Siems und Dieter Timpe. Bericht über die Kolloquien der Kommission für Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas in den Jahren 1980 bis 1983 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, phil.-hist. Kl. 3. Folge, Nr. 156, Göttingen 1987, Vandenhoeck & Ruprecht, 818 S., Abb.). – Peter Johaneck, *Der fränkische Handel der Karolingerzeit im Spiegel der Schriftquellen* (7–68), grenzt den Untersuchungszeitraum auf das 9. Jh. und den geographischen Raum im wesentlichen auf den Bereich zwischen Loire und der Grenze zum Slawenland, d.h. den nördlichen und östlichen Teil des Frankenreichs ein. Diskutiert wird die Frage, inwieweit Städtearmut und das Überwiegen agrarischer Wirtschaftsformen von vornherein als Hindernis für Handelstätigkeit anzusehen sind. Für das nördliche Frankreich zwischen Loire und Elbe ergibt sich eine deutliche handelspolitische Orientierung auf die nördlichen Meere. Vf. behandelt des weiteren die zeitgenössischen Vorstellungen vom Handel und arbeitet anhand zeitgenössischer Quellen heraus, daß die Preisbildung im Frankenreich dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage unterlag und daß sich am Handel mit Getreide und Nahrungsmitteln die Beteiligung der Grundherrschaft am Handel nachweisen läßt (Wuchergesetzgebung!). In diesem Handel kommt den Massen- und Verbrauchsgütern ein hoher Stellenwert zu, vor allem dem Handel mit Lebensmitteln. Von einer scharfen Trennung der Grundherrschaft vom Handel kann keine Rede sein. Sie ist „durch ihre Erzeugnisse in den Gütertausch, von dem ein guter Teil durch Handelsgeschäfte vollzogen wird, mit eingebunden“ (44). Besondere Aufmerksamkeit widmet J. den Kaufleuten als den Trägern des Handels. Neben den vom König privilegierten Juden und Kaufleuten gilt das Interesse besonders den Kaufleuten der (kirchlichen) Grundherrschaften, insbesondere den Nachrichten über friesische Kaufleute, die sich dem Schutz einer kirchlichen Institution unterstellten und es übernahmen, deren Handelsgeschäfte abzuwickeln. – Peter Berghaus, *Wirtschaft, Handel und Verkehr der Karolingerzeit im Licht numismatischen Materials* (69–85, 11 Karten), gibt einen kurzen Überblick über die Münzprägungen unter den karolingischen Herrschern und

die zahlenmäßige Entwicklung der Münzstätten, wobei er die enge Nachbarschaft vieler Münzstätten im Norden des Reiches im 9. Jh. mit den zahlreichen Normaneneinfällen in Verbindung bringt. – Gert Hatz, *Der Handel in der späten Wikingerzeit zwischen Nordeuropa (insbesondere Schweden) und dem Deutschen Reich nach numismatischen Quellen* (86–112), behandelt in erster Linie die rund 210.000 in Schweden gefundenen orientalischen, englischen und deutschen Münzen. Deutsche Münzen stehen mit 85.000 Exemplaren an der Spitze, der Anteil der Herkunftslandschaften nimmt von Norden nach Süden ab. Der Rheinverlauf mit seinem Einzugsgebiet tritt mit annähernd 50% aller deutschen Fundmünzen hervor. H. diskutiert die Münzfunde nach Bildungsalter, Bildungsdauer und Ort der Vergrabung und will die Vielfalt der Interpretationsmöglichkeiten des Münzmaterials aufzeigen, um deutlich zu machen, wie sicher oder unsicher die Aussagen der Numismatik gerade bei einer grenzüberschreitenden Auswertung der Münzfunde in die Bereiche der Wirtschaftsgeschichte sind. – Heiko Steuer, *Der Handel der Wikingerzeit zwischen Nord- und Westeuropa aufgrund archäologischer Zeugnisse* (113–197). Das Schwergewicht der Darstellung liegt „auf einer Analyse der Verbreitung von verhandelten Gütern, Rohstoffen und Fertigprodukten . . ., da auf diesem Wege der Anteil von Handel am Wirtschaftsgefüge zu erfassen“ sei (123). Das Interesse gilt hauptsächlich dem Fernhandel, der Nahmarkthandel wird nur selten berücksichtigt. In einzelnen Abschnitten werden die verhandelten Waren diskutiert (Keramik, Glasprodukte, Textilien, Eisenkämme, Waffen u.a.m.), wobei es scheint, daß einfache Glasprodukte, Metallschmuck aber auch Kämmen von saisonal arbeitenden, wandernden Handwerkern hergestellt wurden, die in einem festen Turnus von einem Handels- und Marktplatz zum nächsten zogen und dort arbeiteten. Ergänzt wird dieses Modell jedoch auch vom sesshaften, noch nicht spezialisierten Handwerker, der unterschiedliche Rohstoffe bearbeitete (Kammacher, Bronzegießer und Schmied; 179 ff.; s. bes. Abb. 23 S. 181, Verbreitung von Kämmen). – Herbert Jankuhn, *Kriterien für Handelsgut im archäologischen Fundmaterial (Diskussionsbeitrag)* (198–199), betont, daß erst die großen Mengen von Fundmaterialien aus den Siedlungsgrabungen seit Beginn der 30er Jahre es ermöglicht haben, Handel archäologisch nachzuweisen. – Patrick F. Wallace, *The Economy and Commerce of Viking Age Dublin* (200–245). Dublin war während der Wikingerzeit ein wesentlicher Stützpunkt in dem Verkehrsnetz, das sich von der Arktik bis zum Mittelmeerraum erstreckte. Der ganze Schiffsverkehr aus dem Norden von Skandinavien, den Faröer und den schottischen Inseln nach Südwestbritannien, Frankreich und Spanien verlief durch die Irische See. – Karl Friedrich Krieger, *Die Anfänge des Seerechts im Nord- und Ostseeraum (von der Spätantike bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts)* (246–265), stellt zunächst die überlieferten Seerechtsquellen vor, analysiert anschließend einzelne Seerechtsbestimmungen, wobei er die Frage stellt, „inwieweit die mittelalterlichen Seerechtsquellen des Untersuchungsgebietes auf die im Mittelmeerraum entstandene griechisch-römische Seerechts-tradition zurückzuführen“ seien, oder ob sich im Nord- und Ostseeraum eine originäre Rechtsentwicklung im Bezug auf das Seerecht vollzogen habe (250). Er untersucht dieses Problem anhand der unterschiedlichen Regelungen des Seewurfs und kommt zu dem Ergebnis, daß Ähnlichkeiten der Rechtsregelungen auf ähnlich strukturierten Bedingungen des Seeverkehrs beruhten. Weil das Seehandelsrecht ein Sonderrecht ist, „das die Rechtsverhältnisse zwischen den am Seeverkehr beteiligten Interessengruppen, Reedern, Befrachtern, Kapitänen, Schiffsmann-

schaft regelt“ (264), gab es in der Zeit zwischen dem Zusammenbruch der Römerherrschaft und dem Ende des 11. Jhs. kein spezielles Seehandelsrecht. Damals vereinigte der Schiffseigentümer diese Funktionen in einer Person. Interessenkonflikte konnten nicht auftreten und bedurften keiner besonderen rechtlichen Regelung. – Else Ebel, *Der Fernhandel von der Wikingerzeit bis in das 12. Jahrhundert in Nordeuropa nach altnordischen Quellen* (266–312), gibt zunächst einen Überblick über die allesamt aus einer späteren Zeit stammenden Quellen aus Schweden, Dänemark und Norwegen. Danach werden, wobei im Anhang die Quellenstellen im Originaltext und (sofern sie aus nordischen Sprachen stammen) in deutscher Übersetzung gegeben werden, die Handeltreibenden vorgestellt. ‚Bauern, Kaufleute und Wikinger‘, der König sowie die Geistlichkeit, wobei der Erzbischof von Nidaros im Umfang des Handels den beiden ersteren nichts nachstand. Es folgen Betrachtungen zu ‚Handel und Handelsplätzen‘, wobei aus den Quellen hervorgeht, daß die Entwicklung der Städte und des daran gebundenen Handels in Norwegen gegen Ende des 11. Jhs. fiel. – Heinrich Beck, *Kaufungen, Kaupangr und Köping(e)* (358–373), untersucht den Ortsnamentyp, der in Skandinavien, England und auf dem Kontinent vertreten ist; am häufigsten findet er sich in Skandinavien. Behandelt werden neben der sprachgeschichtlichen Analyse der zeitliche Horizont der Kaup-Namen, ihre regionale Verteilung sowie ihre Beziehung zum Recht. – Hans-Peter Naumann, *Warenpreise und Wertverhältnisse im alten Norden* (374–389). Die Preisbildung im Norden war nicht ausschließlich vom Gewichtsgeld Silber abhängig, sondern das Warengeldsystem brachte eine Vielfalt von wechselseitigen aufrechenbaren Wertäquivalenten hervor: außer den Edelmetallen der nach Ellen gemessene Wollstoff, die nach einer Standardnorm berechnete Großvieheinheit, weiterhin Pelze, Häute und Getreide. – Torsten Capelle, *Aktuelle Aspekte zum Handel der Wikinger* (390–404). Im Mittelpunkt steht die Infrastruktur des Handels: vor allem die Vorstellungen vom Beginn großer Handelsorte, vom Transportwesen (Landtransport!) sowie vom Spektrum der verhandelten Güter mußten in den letzten Jahren modifiziert werden. Erhebliche Kenntnislücken bestehen weiterhin bezüglich der Träger und Teilhaber am Fernhandel, und des Umfangs der Eigenversorgung mit handwerklichen Fertigprodukten. Weitgehend unbekannt sind noch die Formen des Nahhandels, wie auch Angaben über zahlreiche Handelswaren fehlen, zum Beispiel über Salz und Agrarprodukte. – Heiko Steuer, *Gewichtsgeldwirtschaften im frühgeschichtlichen Europa – Feinwaagen und Gewichte als Quellen zur Währungsgeschichte* (405–527). Der Beitrag geht von den archäologischen Funden, dem Niederschlag der Gewichtsgeldwirtschaft, aus und analysiert sie darauf, was sie zum Währungssystem und zur Handelsgeschichte des 9. bis 13. Jhs. aussagen können (407). Der Rahmen spannt sich von der Spät-Latène-Zeit über die Römische Kaiserzeit, die spätrömisch-byzantinische Zeit und den merowingischen Kulturbereich bis zur Wikingerzeit, wobei jeweils die Funde von Feinwaagen und Gewichten sowie die Währungsverhältnisse vorgestellt werden. – Mit dem osteuropäischen, hauptsächlich dem russischen und byzantinischen Bereich aber auch mit den Verbindungen zwischen Skandinavien und Osteuropa befassen sich neun Autoren: Hans-Wilhelm Haussig, *Die Praxis des Warenaustausches im Warägerhandel mit den chasarischen Märkten Sarkel und Itil* (528–544); Charlotte Warnke, *Der Handel mit Wachs zwischen Ost- und Westeuropa im frühen und hohen Mittelalter. Voraussetzungen und Gewinnmöglichkeiten* (545–569); Jürgen Udolph, „Handel“ und „Verkehr“ in slawischen Ortsnamen (570–615); Jadran

Ferluga, *Der byzantinische Handel nach dem Norden im 9. und 10. Jahrhundert* (616–642); Manfred Hellmann, *Die Handelsverträge des 10. Jahrhunderts zwischen Kiew und Byzanz* (643–666); Lutz Richter-Bernburg, *Der frühmittelalterliche Handel Nord- und Osteuropas nach islamischen Quellen* (667–685); Hans Wilhelm Haussig, *Die ethnischen Verhältnisse der Spätantike und des frühen Mittelalters in Südrußland* (686–715); Gottfried Schramm, *Der Beitrag der Namenphilologie zur Rekonstruktion des normannischen Stützpunktsystem in Rußland* (745–757); Ingmar Jansson, *Communications between Scandinavia and Eastern Europe in the Viking Age. The archaeological evidence* (773–807); Ingrid Sanness Johnsen, *Die Runenschriften über Handel und Verkehr aus Bergen (Norwegen)* (716–744). Ungefähr 630 Runeninschriften, der größte Teil davon in Holz geritzt, konnten bei den Ausgrabungen aus der Bryggen geborgen werden. Sie geben einen guten Einblick in das tägliche Leben einer norwegischen Stadt vom 12. bis zum 15. Jh. Etwa 130 der Runeninschriften beziehen sich auf das Geschäftsleben: längere Briefe, Notizen, Abrechnungen, Quittungen, Begleitscheine und zahlreiche Eigentumsmarken. Ein Exkurs über die ‚Runenschrift – ein Kommunikationsmittel der Handelsleute?‘ sowie ein Anhang ‚Bergener Runeninschriften in Transliteration, Transkription und Übersetzung‘ beschließen den Artikel. – Charlotte Blindheim, *Internal Trade in Viking Age Norway. An attempt at A Stand der Forschung* (758–772), untersucht, wann der Austausch von Gütern begann und wie er sich zu einem mehr organisierten Handelssystem entwickelte. Gegenstand sind vor allem Eisen und Specksteingewinnung. Vf.in gibt einen Überblick über die jüngere archäologische Literatur, besonders im Hinblick auf die ‚New Archaeology movement‘. – Herbert Jankuhn, *Schlußbemerkungen* (808–818), resümiert die Ergebnisse der Untersuchungen zum Handel in der frühgeschichtlichen Zeit (Teil III der hier besprochenen Publikation. [s. HGBl. 105, 1987, 86 f.] und den hier angezeigten Bd.). Er hebt besonders hervor, daß der Handel der Merowinger- und auch der Karolingerzeit in den Randgebieten nach Norden und Osten nicht nur kostbare Einzelwaren umfaßte, sondern daß es einen Handel mit Massengütern wie Getreide und Wein gab. Dieses in den schriftlichen Quellen der Merowingerzeit durch westeuropäische Überlieferung bestimmte Bild wird für die Karolinger- und Wikingerzeit durch die Einbeziehung alt-nordischer, byzantinischer und islamischer Quellen erweitert. Von Bedeutung ist weiter, daß die Runenschrift auch eine profane Verkehrsschrift war und wir aufgrund von Funden in Haithabu schon für das 9. Jh. einen gewissen Grad von Schriftlichkeit annehmen dürfen. Bedauerlich ist, daß sich für die Birkenrindeninschriften aus Nowgorod kein kompetenter Bearbeiter finden ließ. J. unterstreicht weiter die Bedeutung der Rechtsquellen, aus denen sich in Bd. III und IV entgegen älteren Auffassungen doch wesentliche neue Erkenntnisse über den Handel gewinnen ließen. Numismatische Quellen und die Frage der Gewichtsgeldlandschaften wurden behandelt und durch Warenpreise und Wertverhältnisse (wenn auch nur für Island im frühen Mittelalter möglich) ergänzt. Eine bedeutende Rolle spielen für den behandelten Zeitraum die archäologischen Funde, die in mehreren Beiträgen ausführlich behandelt und durch sprachgeschichtliche Quellen wesentlich ergänzt wurden. – Dem Resümee von Jankuhn bleibt nicht viel hinzuzufügen. Die Akademie der Wissenschaften in Göttingen hat mit den vorgelegten insgesamt vier Bänden ‚Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa‘ eine großartige Übersicht über den heutigen Stand der Forschung vorgelegt, sowohl

was übergreifende Abhandlungen (ich denke hier besonders an die Untersuchung von P. Johanek und an die Darstellung von D. Claude über den Handel im westlichen Mittelmeer während des frühen Mittelalters) wie auch was Einzelaspekte dieses Generalthemas angeht (z.B. Ch. Warnke über den Handel mit Wachs). Durch die Beteiligung verschiedener Disziplinen konnte somit der ‚Stand der Forschung‘ in einer Weise umrissen werden, wie es vordem nicht möglich war. R. H.

The Emergence of a World Economy 1500–1914, Teil I: 1500–1850; Teil II: 1850–1914, hg. von Wolfram Fischer, R. Marvin McNinnis und Jürgen Schneider (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 33, 1/2, Wiesbaden 1986, Kommission Franz Steiner, 749 S.), bietet die Resultate einer A3-Sektion des IX. Kongresses der International Economic History Association, die 1986 in Bern tagte. Die Schnittlinie um 1850 begründen Hgg. mit dem Hinweis, daß sich in dieser Zeit der Durchbruch zu einer „really world-wide economy under British leadership“ (9) ereignete, der wesentlich mit dem Einsatz von Dampfkraft zwischen den Kontinenten, d.h. mit der drastischen Reduktion der Transportkosten, zusammenhing. – Uns interessiert mit der Vorgeschichte dieser Expansion (Teil I) die Frage ökonomischer Weichenstellungen. Sie erscheinen in den Beiträgen durchgehend als Prozesse überregionaler oder interkontinentaler Marktbildung. Vornehmlich beziehen sich die Vff. dabei auf die Analyse von Edelmetall- und Währungsströmen sowie auf die Techniken ihres Transfers, sie berühren aber auch den Handel. So Artur Attman, der vor dem Hintergrund seiner uns bekannten Arbeiten (vgl. zuletzt HGBll. 105, 1986, 98 f.) *Precious metals and the balance of payments in international trade 1500–1800* (113–121) zwischen Amerika, Europa samt dem Ostseeraum, der Levante und Ostasien verfolgt. Er vertritt die These, der große Silberzufluß aus Übersee habe den Welthandel im 16. Jh. nur teilweise gespeist, während die „vigorous expansion in world trade“ (121) nach 1620 eine derartig gesteigerte Nachfrage nach Edelmetallen ausgelöst habe, daß es zu säkular deflationären Effekten kam. – Im Gegensatz hierzu plädiert Dennis O. Flynn, *The microeconomics of silver and East-West trade in the Early Modern Period* (37–60) dafür, im Silberfluß „the active cause of, not a passive response to, the expansion of East-West trade“ (51) zu sehen. „Mikroökonomisch“ meint, daß Silber wie jede Ware seinen Markt und einen marktabhängigen Preis hatte. Der Preis des Silbers sank nach Flynn im Rahmen der Preisrevolution einerseits wegen der wachsenden Zufuhr aus Übersee, zugleich aber auch, weil die Kosten der Silbererzeugung aus technischen Gründen rapide schrumpften. Die verzögerte Entwertung des Silbers auf den asiatischen Märkten drängte den Handel dorthin. – Dieser Gedanke wird bei K. N. Chaudhuri (61–82) Bestandteil der makroökonomischen Betrachtung. Er begreift *World silver flows and monetary factors as a force of international economic integration 1658–1758 (America, Europe and Asia)*, als positive Ursache also für die geographische Annäherung der Erdteile, wie für die Nivellierung ihrer Preisniveaus und die „increasing joint dependence on one another“ (65). – Die Frage hingegen *How to pay for Baltic Products?* (123–142), die Hans Chr. Johansen für die zweite Hälfte des 18. Jhs. aufwirft, unterstellt ein anderes Konzept. J. geht davon aus, daß weder Engländer noch Franzosen und nicht einmal die Niederländer die Bezahlung der Rohstoffbezüge aus dem Ostseeraum durch Edel-

metalle und Münzen als vorteilhaft ansahen, sich vielmehr bemühten, Handelsbilanzdefizite durch eigene Exporte zu verkleinern. J. beantwortet die Frage mit Daten der Sundzollregister (9 Tab., 2 Abb.). Danach boten sich für Salz und Wein, die wichtigsten westlichen Ausfuhr Güter, zwischen 1750 und 1795 keine angemessenen wachsenden Absatzchancen. Auffällig jedoch schlug der gleichzeitige Anstieg kolonialer Re-exporte, insbesondere der französische Anteil daran, zu Buch. Es dominierten Zucker und Kaffee, gering blieb die Zufuhr von Baumwolle. Handelsbilanzen, die Vf. für 1787 berechnet, überraschen mit dem Beleg, daß Frankreichs Ausfuhr in den Ostseeraum die britische und noch mehr die niederländische weit hinter sich ließ und daß Frankreichs Warenbilanz im Sund im Gegensatz zu seinen westlichen Konkurrenten Überschüsse aufwies. – Zwischen diesem Stand der Atlantikbindung des nordeuropäischen Ost-Westhandels und der späteren britischen Dominanz im Weltmaßstab erfaßt Martin Kutz mit dem Thema *Außenhandel und Krieg 1789–1817* (199–278, 30 Tab.) die entscheidende Zwischenphase. Er bietet „Eine quantitative Analyse der Außenhandelsbeziehungen in Europa und nach Übersee und der Strukturveränderungen des Außenhandels durch Krieg und Wirtschaftskrieg“ (Untertitel). K. zeigt (Tab. 24), wie Großbritannien den französischen Rivalen im Kolonialhandel erst während der Kriege 1793–94 eingeholt und ausgebootet hat. Auf Frankreichs Kosten ereignete sich damals auch der Eintritt der USA in den Europaverkehr. Vf. belegt zudem (Tab. 28), wie Barrieren den Handel in andere Bahnen lenkten, z.B. nach der Besetzung Hollands (1795) in die norddeutschen Häfen und seit deren Blockade durch England (1803) nach Dänemark. Nicht Einbrüche in das globale Wachstum des Welthandels an sich, das ist K.s Schluß, sondern Verlagerungen der Gewichte charakterisieren die politisch turbulente Übergangsphase. – Negative Folgen dieser Umverteilung beleuchtet der Beitrag *Portugal and the structure of the world market in the XVIIIth and XIXth centuries* (279–300) von Miriam Halpern Pereira, die sich vehement gegen die akkreditierte Vorstellung wendet, Portugal sei als langfristiges Opfer ökonomischer Degeneration im Zuge der „Krise des 17. Jhs.“ anzusehen. Portugal habe in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. in Handwerk und Heimindustrie einen definitiven gewerblichen Ausbau erlebt. Neben Tuchen habe man Seide, Glas, Eisen, Leder und Papier exportfähig erzeugt. Die Textil- wie die Metallindustrie habe am Ende des 18. Jhs. dem europäischen Niveau uneingeschränkt entsprochen. Die Kolonie Brasilien habe diese proto- und frühindustrielle Kultur als Rohstofflieferant und Absatzmarkt maßgebend gestützt. Der Bruch ereignete sich, als das selbständige Brasilien samt Portugal in den Sog des Freihandels unter britischer Dominanz geriet. Hierin sieht Vf. in den Ursprung der portugiesischen De-Industrialisierung und den Grund ökonomischer Abhängigkeit im 19. Jh. – Im Vergleich hierzu interessiert der Seitenblick auf eine andere europäische Region, die sich ebenfalls klischeehafter Zuordnung entzieht. Arnost Klima erinnert mit *Foreign trade of Bohemia from the 16th to the 18th centuries* (191–198) daran, daß sich Böhmen bereits im 17. Jh. als exportintensive Gewerberegion profiliert und innerhalb der eher rückständigen Donaumonarchie die Arena des 19. Jhs. als voll entwickeltes Industrieland, „similar France or Belgium“ (196 f.), betreten hat. – Weiteste Zusammenhänge wiederum kommen bei Jürgen Schneider und Oskar Schwarzer zum Zuge, die *International rates of exchange: structures and trends of payments mechanism in Europe, 17th to 19th century* (143–170, 2 Ktn., 2 Tab., 5 Abb.) musterhaft und gleich zu Anfang hervorheben, daß es im 18. Jh. nur in England einen

binnenländischen Wechselverkehr gegeben hat, nicht aber auf dem Kontinent. Dort, in Antwerpen, hatte sich im 16. Jh. der moderne, d.h. der indossable und diskontfähige Wechsel herausgebildet. Er setzte sich im Lauf des 17. Jhs. als Zahlungsform im Groß- und Kommissionshandel durch, verband jeweils unterschiedliche Währungsgebiete miteinander und orientierte sich weitgehend an Amsterdam als Bankplatz und Sammelbecken für Gelder und Edelmetalle, ehe London nach 1815 zum internationalen Finanzzentrum aufstieg. Innovativ wirkte der Wechsel in der Sicht der Vff., weil er den Transfer sowohl einfacher wie billiger machte und die Konditionen für kurzfristige Kredite transparent hielt. Die Zahl der Marktteilnehmer und das Volumen der Umsätze seien durch den Wechselverkehr gewachsen. – Bedingung des Systems waren Korrektheit und Flexibilität der Wechselkurse, ausgerichtet an Währungsparitäten und Marktlage. Winfried Reiss verdeutlicht dies durch die Vorlage serieller Daten: *Historical Exchange Rates* (171–190, 5 Abb.) im Zeitraum zwischen 1710–1872. Er bezieht sich auf Hamburger Wechselkurse für London und Paris, erklärt die Arbeitsweise der Hamburger Bank (gegr. 1619), erläutert die Mechanismen und die Regenerationsfähigkeit der Kurse nach Krisen und Kriegen. – Dem Anliegen des Bandes, „World Economy“ in statu nascendi vorzustellen, wird man selbstverständlich nicht gerecht, wenn man ihn wie hier quasi eurozentrisch vorstellt. Auf folgende Beiträge, die Europas Expansion von außen betrachten, sei deshalb zumindest hingewiesen: Om Prakash, *Precious metal flows in Asia and world economic integration in the Seventeenth century* (83–96); Femme S. Gaastra, *The Dutch East India Company and its intra-Asiatic trade in precious metals* (97–113); Jose Jobson de Andrade Arruda, *Commercial trends within de Luso-Brazilian Empire: Brazil's integration in the world market* (301–334); Frédéric Mauro, *Structure de l'économie interne et marché international dans une époque de transition: le cas du Bresil, 1750–1850* (335–350). E. H.-G.

Die Auswirkungen von Zöllen und anderen Handelshemmnissen auf Wirtschaft und Gesellschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hg. von Hans Pohl (VSWG Beiheft 80, Stuttgart 1987, Steiner Wiesbaden, 397 S.). – Der Schwerpunkt dieses Aufsatzbandes liegt zeitlich im 19. und 20. Jh., zwei Beiträge gehen auf die Verhältnisse des 18. Jhs. ein. Für die hansische Geschichte von Belang sind nur die beiden Mittelalterbeiträge von Ulf Dirlmeier und Franz Irsigler, auf die wir hier eingehen wollen. In seiner Einführung gibt Hans Pohl einen sehr gerafften Überblick über das Thema *Zölle und andere Hemmnisse in der Geschichte* (7–18), der deutlich macht, das aus wirtschaftsgeschichtlicher Sicht dieses Thematik außerordentlich aktuell und, wie sollte es auch anders sein, umstritten ist. Die Zollfrage ist ja auch durchaus nicht nur historisch interessant, sondern ebenso gegenwärtig und zukünftig von einiger Brisanz. Ulf Dirlmeier zeigt in seinem Beitrag *Mittelalterliche Zoll- und Stapelrechte als Handelshemmnisse?* (19–39), daß es lohnend ist, sich differenziert mit verhältnismäßig eindeutigen historischen (Vor)Urteilen zu beschäftigen und zu relativierenden Einschätzungen zu kommen. Zwar sprechen zeitgenössische Zeugnisse eindeutig dafür, daß die Vielzahl der Zölle im Reich „den Warenaustausch von Landschaft zu Landschaft verhinderten, den Alltagsbedarf verteuerte und die Entwicklung ganzer Regionen verhinderte“. Aber D. kann zum einen nachweisen, daß von einem „chaotischen Auswuchern von Zoll- und Stapelrechten ohne Ordnungsstrukturen“ im Mittelalter nicht die Rede sein kann. Zum

anderen weist er auf die Bedeutung der Zollpolitik als Mittel territorialer Machtpolitik sowie die hohe Bedeutung der Zollerträge „für die zentralen Einkünfte und damit für die Entfaltung staatlicher Aktivitäten“ hin. D.s. doch etwas überraschendes Fazit ist, daß die territoriale Zollpolitik, die fiskalisch dominiert war und die einzige wirklich bedeutende Einnahmequelle für die Territorialherren schuf, „wirtschaftliche Entwicklungen weder flächendeckend hemmen noch fördern“ konnte. Grundsätzlich handelsfeindlich konnte die Zollpolitik nicht sein, da die Einnahmen von der Frequenz des Durchgangsverkehrs abhingen. – Franz Irsigler wählt in seinem Beitrag *Zollpolitik ausgewählter Handelszentren im Mittelalter* (40–58) mit Nürnberg ein oberdeutsches und mit Köln ein Beispiel aus dem Hanseraum aus. Für sein drittes Beispiel, die Seehandels- und Handelsstädte, begnügt sich I. mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Im Gegensatz zu den Verhältnissen in den Binnenstädten Nürnberg und auch Köln spielten Marktzölle für Hafenstädte eine untergeordnete Rolle. Schiffszölle wie der hansische Pfundzoll waren von hoher fiskalischer Bedeutung für die Küstenstädte. Für den spätmittelalterlichen binnenländischen Handel und Verkehr waren die wichtigsten Zölle die Durchgangszölle, während der Marktzoll eine Sonderrolle spielte und in der Bedeutung stark sank. Im Unterschied zu Köln betrieb Nürnberg auf der Grundlage des vor 1163 erteilten Privilegs der gegenseitigen Zollfreiheit mit den Reichs- und Staufferstädten bis ins 15. Jh. hinein eine einheitliche weitmaschige Zollpolitik. Köln dagegen war an vielen Zollprivilegien auf Gegenseitigkeit im 15. Jh. nicht mehr interessiert, ließ die Verträge verfallen und erneuerte sie nicht mehr. I. erklärt diese Unterschiede in der Zollpolitik der beiden Städte mit der Verschiedenheit der Fernhandelsstrukturen dieser beiden Städte. Das Nürnberger Gewerbe kontrollierte fast vollständig den heimischen Markt, Zolleinnahmen waren mithin in nur unbedeutender Höhe zu erwarten, während die starken Nürnberger Exporte aber in andere Städte zollfrei blieben, daher außerordentlich konkurrenzfähig waren. Köln dagegen hatte wegen der sehr günstigen Verkehrslage immer einen sehr regen Importmarkt, so daß der Stadt durch das Privileg der Zollbefreiung eine beträchtliche Summe entging. Daher konnte Köln an der Erhaltung einer Reihe von gegenseitigen Steuerbefreiungen nicht interessiert sein. Im übrigen konzentrierte sich die Kölner Zollpolitik vor allem auf die Erhaltung der Kölner Sonderstellung in London, auf den hansischen Handel mit den Niederlanden und den Handel mit Brabant und seinen Messestädten.

M. Puble

Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalterarchäologie. Bericht über ein Kolloquium in Köln vom 31. Januar bis 2. Februar 1984, hg. von Heiko Steuer (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 4, Köln 1986, 425 S.). – Der Band bingt mit 19 Beiträgen zu unterschiedlichen Aspekten des städtischen Lebensbereiches einen Zwischenbericht zum Forschungsstand dieses Wissenschaftszweiges. Die erste Gruppe von Beiträgen beschäftigt sich mit Hausbau und Bauwesen im weiteren Sinne. Hier sei auf folgende Beiträge hingewiesen: Anita Wiedenau, *Der romanische Wohnbau im Rheinland* (39–42), zeigt, daß sich das bürgerliche Bauen seit der Mitte des 12. Jhs. an Gebäuden der Immunitätsbereiche orientierte. Eine durchgehende Typenbildung war bei den städtischen Wohnhäusern jedoch erst im 13. Jh. mit der starken Zunahme steinerner Bauten zu verzeich-

nen. Günter P. Fehring, *Städtischer Hausbau in Norddeutschland von 1150 bis 1250* (43–61), gibt einen kurzen Überblick über die frühstädtische Bautradition auch im slawischen Raum und zeigt, wie die einschiffigen Pfostenbauten durch größere Ständerbauten abgelöst wurden. Steinerne Wohntürme und große, an Bauten der Ministerialität orientierte Saalgeschosshäuser dürften zunächst noch von Holzhäusern umgeben gewesen sein, bis sich im weiteren Verlauf des 13. Jhs. das steinerne (teilweise auch hölzerne) Dielenhaus als charakteristischer Haustypus der Hansestädte durchsetzte. Die These, daß das städtische Dielenhaus vom einschiffigen Pfostenbau in Burgsiedlungen abzuleiten sei, wurde vom Autor bereits an anderer Stelle vorgetragen. Günter Binding, *Der Baubetrieb zu Beginn der Gotik* (63–91), legt, auf eine breite Basis schriftlicher und bildlicher Quellen gestützt, eindrucksvoll den Wandel und die neue Organisation des Baubetriebes dar. Jörg Tauber schildert die *Entwicklung von Herd, Ofen und Kamin (Zur Heizung im romanischen Haus)* (93–110) vor allem aufgrund schweizerischer und süddeutscher Befunde und weist abschließend, wie sonst nur wenige Beiträge, auf offene Fragen zu diesem Themenbereich hin. – Eine weitere Gruppe von Beiträgen beschäftigt sich mit städtischem Hausrat: Horst Appuhn stellt *Einige Möbel aus der Zeit um 1200* (111–128) vor, für die die Dendrochronologie neue, z.T. unerwartete Datierungen erbrachte. Die Einführung neuer Gefäßtypen und Warenarten im 12./13. Jh. beobachtete Uwe Lobbedey, *Bemerkungen zum Tischgeschirr aus Keramik besonders des norddeutschen Raumes (1150–1250)* (179–189), und reflektiert dabei die Aussagekraft archäologischer Quellen. Robert Koch zeigt an *Tischgeschirr aus Glas in Süd- und Norddeutschland (1150–1250)* (191–206), daß bestimmte Gefäßtypen seit der Zeit um 1200 nicht mehr als Einzelstück, sondern in Serien gefertigt wurden. Klaus Eckerle stellt *Gießgefäße und Becken aus Bronze und Messing im mittelalterlichen Haushalt (1150–1200)* (207–222) vor, von denen ein auffallend großer Teil in Gewässern gefunden wurde. Antjekathrin Graßmann thematisiert *Das Wachstafel-Notizbuch des mittelalterlichen Menschen* (223–235) und zeigt seine mit zunehmender Schriftlichkeit weite Verbreitung, vor allem seit der 2. Hälfte des 13. Jhs. – Städtische Infrastrukturalien wie Wasserversorgung, Abfall- und Abwasserbeseitigung, aber auch die Grundstücksstruktur, behandelt eine dritte Gruppe von Aufsätzen: Sven Schütte, *Brunnen und Kloaken auf innerstädtischen Grundstücken im ausgehenden Hoch- und Spätmittelalter* (237–255), beschäftigt sich vor allem mit Kloaken als Quellengattung der Mittelalterarchäologie und untersucht in beispielgebender und in der Mittelalterarchäologie leider immer noch selten praktizierter Weise Möglichkeiten und Grenzen ihrer Interpretation. Volker Vogel stellt Überlegungen *Zum Parzellengefüge in der Stadt um 1200* (257–262) an. Patrick Raveschot, *Zur Infrastruktur in der Stadt um 1200 am Beispiel von Gent* (263–273), beschreibt die Topographie der Stadt. Klaus Grewe, *Zur Wasserversorgung und Abwasserentsorgung in der Stadt um 1200* (275–300), behandelt Techniken der Wasserversorgung und die Umstellung einiger Städte auf „Fernwasserversorgung“ nach klösterlichem Vorbild um 1200. – Die vierte Gruppe der Beiträge ist dem Handwerk gewidmet: Walter Janssen, *Handwerksbetriebe und Werkstätten in der Stadt um 1200* (301–378), betont die Aussagemöglichkeiten der Archäologie angesichts fehlender schriftlicher Quellen zum Handwerk in frühstädtischen Siedlungen und hochmittelalterlichen Städten. Er stellt eine Reihe archäologischer Indizien für handwerkliche Produktion auf und untersucht auf der Grundlage eines umfangreichen Befundkataloges die topographische Vertei-

lung der Gewerbe in der Stadt. Im weiteren Zeitraum um 1200 stellt er das Einsetzen von Reglementierung und Steuerung der Ansiedlung fest sowie eine Funktionstrennung von Produktionsstätten und Wohnungen. Dabei spricht er auch die für die Produktion nicht unwichtigen lohnabhängigen Arbeiter an. In diesem wichtigen Beitrag vermißt man eine abschließende Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse. Jan M. Baart, *Werkzeug, Gerät und Handwerksarten in der Stadt um 1200* (379–388), stellt anhand archäologischer Funde eine Spezialisierung in vielen Zweigen handwerklicher Produktion in den Niederlanden im Zeitraum von 1150–1250 fest. Hans Drescher, *Zum Guß von Bronze, Messing und Zinn „um 1200“* (389–404), erläutert, daß bei annähernd gleicher Aufgabenstellung seit der Mitte des 12. Jhs. technologische Veränderungen eingeführt wurden, zugleich ist eine serielle Herstellung bestimmter Gefäßtypen, oft von minderer Qualität, festzustellen. Insgesamt wird mit dem Band eine umfängliche Bestandsaufnahme der Mittelalterarchäologie vorgelegt, die den technischen und wirtschaftlichen Wandel der Zeit um 1200, dokumentiert, soweit sich dieser aus archäologischem Quellenmaterial erschließen läßt. Beiträge zu einer intensiven Diskussion der Interpretationsmöglichkeiten und -grenzen dieses Wissenschaftszweiges bleiben leider Ausnahmen.

M. Scheftel

Alltag und Fortschritt im Mittelalter. Internationales Round-Table-Gespräch. Krems an der Donau. 1. Oktober 1984 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 470. Bd.; Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 8, Wien 1986, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 240 S., 18 Abb.). – Der Band umfaßt elf Vorträge sowie den Abdruck der anschließend stattgefundenen Diskussionen. Karl Acham, *Fortschrittskonzeptionen der Geschichts- und Gesellschaftstheorie* (15–44), umreißt Typen und Etappen des Fortschrittsdenkens von der Antike bis zu Marx, betont die mangelnde Tragfähigkeit des Fortschritts als eines geschichtsphilosophischen Universalbegriffes und spricht sich für eine „Anerkennung der mühsam errungenen und der Vergeblichkeit abgerungenen Fortschritte“ aus. – Jean Verdon, *Les mentalités et la notion de progrès dans la vie quotidienne au Moyen Age* (45–53), stellt den Zusammenhang von Mentalität und Fortschrittsvorstellungen anhand einschlägiger Beispiele aus der französischen Geschichtsforschung vor, wobei die ‚lange Dauer‘ als Träger unmerklicher Veränderungen und die Änderung des Zeibegriffes eine große Rolle spielen. – Helmut Hundsbichler, *„Innovation“ und „Kontinuität“ als Determinanten von Alltag und Fortschritt* (65–81), untersucht weniger das mittelalterliche Fortschrittsbewußtsein, sondern im wesentlichen das Kräftespiel rund um Sachkultur bezogener Innovationen, wobei er Innovationen im ökonomischen Sinne ausschließt. Er betont, daß wir meistens nur die Wirkungen, nicht aber den Werdegang von Innovationen im Auge haben, den er als ein evolutionäres Vorantasten, einen stetigen Aufbau auf dem bisherigen sieht. Er kommt so auf die Verwurzelung von Innovationen in der Kontinuität (das Beispiel Traditionswanderung). – Gerhard Jaritz, *Das ‚Neue‘ im ‚Alltag‘ des Spätmittelalters. Annahme-Rückweisung-Förderung* (83–93), diskutiert zunächst das Problem, ‚Neues‘ in der Vergangenheit zu erkennen. Testamentsbücher, Kleiderordnungen aber auch Rechnungsbücher, aus denen Entwicklungen im ‚Beheizungswesen‘ abgeleitet werden können, zeigen, daß es verschiedene ‚Fort-

schritte' gab. J. kommt zu dem Schluß, daß „je öffentlicher und breiter Neues auftritt, desto stärker setzen die Kontrollmechanismen ein; je ‚privater‘, desto offener sind allgemeinere Entfaltungsmöglichkeiten“ (92). Allerdings gilt auch zu betonen, daß Zurückweisung, Annahme und Förderung von Neuem von den verschiedensten ständischen, wirtschaftlichen, religiösen, sittlichen, territorialen und anderen gemeinschaftsbezogenen Komponenten abhängig sind. – August Nitschke, *Arbeit und Fortschritt aus der Sicht der historischen Verhaltensforschung* (105–115), will zeigen, „in welcher Weise . . . die Arbeit, also der Arbeitsvorgang, auf andere zu wirken vermag, und unter welchen Voraussetzungen eine Arbeit als fortschrittlich empfunden werden kann“ (107). Er bringt Beispiele für drei verschiedene Formen der Arbeit: Erstens kann sie dazu dienen, dem Tätigen eine neue Selbstständigkeit zu verschaffen, zweitens kann sie dazu benutzt werden, die untergeordnete Stellung der eigenen Person zu demonstrieren und drittens kann die Arbeit einen spielerischen Charakter haben, der Verbindungen herstellt. – Wolfgang von Stromer, *Pionierinnovationen und Innovationsschübe und ihr Einfluß auf Wirtschafts- und Lebensbereiche im Mittelalter und Frühneuzeit* (121–130). Pionierinnovationen waren solche, „die in Phasen der Stagnation, mit zunächst oft marginal erscheinenden Schritten . . . den Durchbruch durch mentale, rechtliche und politische Hemmnisse oder finanzielle Engpässe schafften“ (124). Durch Stimulation anderer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bereiche lösten sie Schneeball- und Lawineneffekte (= Innovationsschübe) und damit konjunkturellen Aufschwung aus. Skizziert werden die wichtigsten Rahmenbedingungen und die Hauptarten der Pionierinnovationen. – Richard Hodges, *Rewriting history: Archaeology and the Annals paradigm* (137–149), bricht eine Lanze für die „Modern Archaeology“. Wenn sie anthropologische Modelle anwendet, bietet sie eine alternative Sichtweise der Geschichte. Indem er fordert, daß große Gebiete (regions) analysiert werden sollten und nicht nur einzelne (mehr oder minder zufällige) Grabungen, weiter, daß Produktion, Verteilung und Verbrauch die Hauptziele der Untersuchungen von Artefakten werden sollten, öffnet er die Archäologie einer Geschichtsbetrachtung, die an F. Braudel angelehnt ist und die nicht nur den Eliten sondern auch den großen Massen gilt. – Wolfgang Herles, *Alltag und Literatur – Literatur und Fortschritt. Beobachtungen und Anmerkungen zur Rolle der Literaturwissenschaft im Konzert der historischen Wissenschaften* (151–160), möchte „die Vorstellung vom Fortschritt aus ihrer Gebundenheit an Zielvorstellungen [entlassen] und . . . ihn besser . . . als Ausweg aus einer Krise“ verstehen (154). Dieser Fortschritt aber ist erkaufte durch die „Unterdrückung des größten Teils der Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte, die im Augenblick der Gefahr ins Licht rücken. Wer sich auf die Seite des Fortschritts schlägt, hat sich auch für die Sieger entschieden“ (155). Hierin läge das Besondere der großen Literatur, nämlich das Erinnern dessen, „was auch noch war, was im Prozeß der Geschichte nicht zum Zuge gelangt ist. So schafft sie eine Realität des Möglichen, des Versprochenen, Verschütteten“ (156). Das unterscheidet Literatur von Lebenspraxis, indem ihre Erfahrung auch das umfasse, was hätte sein können. Für die Literaturgeschichte folgt daraus, daß sie dem Entwurfcharakter der Literatur entsprechen und sich vor planer Übersetzung in Realität hüten muß. – Elisabeth Vavra, *Reflexionen des Fortschritts im religiösen Bild des Mittelalters* (167–174/188, 14 Abb.), behandelt einmal religiöse Kunstwerke als Informationsvermittler, indem sie z.B. das Ambiente der jeweiligen Handlungen mit Gegenständen des tägli-

chen Lebens versehen als auch die Kunstwerke selbst als Gegenstand des „Fortschritts“ (wie z.B. bei der Entwicklung der Ölmalerei). Dieser Kategorie des ‚materiellen Fortschritts‘ setzt sie einen zweiten Bereich ‚geistiger Fortschritt‘ gegenüber, der Veränderungen charakterisieren soll, die in der Ikonographie religiöser Malerei zum Ausdruck kommen (Beispiele sind die Kreuzigung Christi und das Marienbild). – Anton Blok, *Chimney-sweepers as mediators* (193–216/220, vier Abb.), beschäftigt sich mit der Randgruppe der Rauchfangkehrer, die zu den unehrlichen Leuten gehörten, gibt Erklärungen für den Grund ihrer ‚Unehrlichkeit‘, behandelt ihre Gruppenbildung sowie den Grund, warum sie als Glücksbringer gelten. – Grethe Jacobsen, *Economic progress and the sexual division of labor: The role of guilds in the late-medieval Danish city* (223–236), betont das Mißverhältnis zwischen dem (technischen) Fortschritt, respektive der generellen Zunftverfassung des mittelalterlichen Handwerks und der Rolle der Frau. Die Vorteile, die die Zünfte ihren männlichen Mitgliedern boten, boten sie den Frauen nur über die Vermittlung ihrer Ehemänner. – Die Beiträge des Bandes bieten viele, in ihrer Unterschiedlichkeit anregende Überlegungen zu dem Thema Alltag und Fortschritt, die durch die mitabgedruckten Diskussionen noch erweitert werden. Gerade die relativ ausführliche Wiedergabe der Diskussionen sollte öfters durchgeführt werden, da das unvermittelte Aufeinandertreffen zweier oder mehrerer Positionen für den Rezipienten anregender sein kann als ein in den gedruckten Text eingearbeitetes und damit geglättetes Votum eines Diskussionsteilnehmers. R. H.

Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hg. von Wolfram Fischer, Jan A. van Houtte, Hermann Kellenbenz, Ilja Mieck und Friedrich Vittinghoff, Bd. 3: *Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom ausgehenden Mittelalter bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts*, hg. von Hermann Kellenbenz (Stuttgart 1986, Klett-Cotta, XXVI, 1326 S., Tabellen, Graphiken). – Dargestellt werden drei Jahrhunderte europäischer Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die sich unter dem Aspekt der langfristigen Entwicklung als eine Phase der allmählichen Erholung und – seit der Mitte des 15. Jhs. – des Aufschwungs nach den z.T. pestbedingten, krisenhaften Einbrüchen des 14. Jhs. erweisen. Voraussetzung für den Aufschwung waren u.a. die Wiederrückkehr der Bevölkerung, die Entdeckung und die Ausdehnung des Wirtschaftsraumes in die überseeischen Gebiete, die dank technischer Neuerungen möglich gewordene Intensivierung des Bergbaus und die steigende Edelmetallproduktion, der Zustrom von Silber aus Mittel- und Südamerika seit der Mitte des 16. Jhs. sowie das zunehmend lenkende Eingreifen des frühmodernen Staates in das Wirtschaftsgeschehen. Erste Anzeichen einer erneuten Krise zeigten sich in den 80er Jahren des 16. Jhs.; sie verstärkten sich seit den 20er Jahren des 17. Jhs. im Gefolge der europäischen Kriege, wenn auch regional und sektoral verschieden. – Den einzelnen Regionalkapiteln hat Hermann Kellenbenz einen sehr umfangreichen einleitenden Abschnitt über *Wirtschaft und Gesellschaft Europas 1350–1650* (1–387) vorausgeschickt, in dem er – in gesamteuropäischer Perspektive – die politischen Rahmenbedingungen, die geistigen Veränderungen, z.B. die seit dem 15. Jh. sich durchsetzende neue Wirtschaftsgesinnung, die technischen Neuerungen sowie die wirtschaftlichen (Produktion, Dienstleistungen, öffentliche Wirtschaft, Preise und Löhne, konjunkturelle Wechsellagen) und gesell-

schaftlichen Entwicklungen selbst zusammenfaßt; dabei zeigt er sowohl Gemeinsamkeiten als auch regionale Besonderheiten auf und beobachtet grundsätzlich eine Verlagerung der wirtschaftlichen Schwergewichte vom Mittelmeerraum in den europäischen Nordwesten. Die den verschiedenen Ländern und Regionen gewidmeten Kapitel, die jeweils von ausgewiesenen Fachleuten bearbeitet worden sind, sind im wesentlichen nach einem gleichbleibenden Schema gegliedert, was dem Benutzer die thematische Orientierung über die Ländergrenzen hinweg erleichtert. *V. H.*

Fernand Braudel, *Der Handel, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, aus dem Französischen übersetzt von Siglinde Summerer und Gerda Kurz (München 1986, Kindler, 736 S.). – Dieser Text, der zuerst 1979 unter dem Titel „Les jeux de l'échange“ als zweiter Teilband einer „Geschichte der materiellen Zivilisation“ erschien, gilt inzwischen für einen der klassischen Texte der Handelsgeschichte. Das mag die Wahl des dt. Titels erklären, der allerdings der thematischen Breite und den theoretischen Ambitionen dieses im übrigen eher enzyklopädisch angelegten Buches nicht ganz gerecht wird. Erklärtermaßen geht es B. in diesem Band um die Analyse des Tausches „in allen seinen Spielarten vom schlichten Tauschhandel bis zum raffiniertesten Kapitalismus“ (11). Was dabei aufgedeckt werden soll, sind die transpersonalen Strukturen des frühmodernen marktorientierten Wirtschaftshandelns – B. spricht sogar von den „Gesetzmäßigkeiten des Tausches“ (13). Darstellerisch setzt B. bei den elementaren Beziehungen an: die Formen der Vermarktung werden als strukturbildende Elemente der Zirkulation von Gütern untersucht; ausführlich werden dabei u.a. die Verhältnisse im Einzelhandel, auf den Jahrmärkten und Messen und an den Börsen dargestellt. Der folgende Abschnitt fragt nach der Rolle des Kapitals in der Produktions- und Zirkulationssphäre. B. bemüht sich hier, die (von ihm eher gering eingeschätzte) Bedeutung des Handelskapitals in der vorindustriellen manufakturiellen Entwicklung mit dessen dynamischer Funktion für die Organisation der Absatzwege und die Mobilisierung von Krediten zu konfrontieren. Der letzte Teil fragt nach den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen denen sich die Träger des Tausches einordnen. Welche sozialen und kulturellen Voraussetzungen haben die Entwicklung kapitalistischer Handlungsformen begünstigt? Wo wurden sie zeitweilig oder auch langfristig zurückgedrängt? Der durchgehend komparative Ansatz B.s, der quer zur Chronologie nach konstanten, strukturbildenden Faktoren fragt, bewährt sich besonders in der Analyse des großen internationalen Handels. Die Darstellung des Verhältnisses kommerzieller, sozialer und politischer Handlungsformen (Kapitel 5) gehört zu den klassischen Seiten der neueren Sozialgeschichte. Anschaulichkeit, essayistische Eleganz und Lebendigkeit kennzeichnen die Darstellung insgesamt und sind auch in der Übersetzung nicht ganz verloren gegangen. Unbehagen wecken dagegen die häufigen Generalisierungen von Einzelfällen, deren theoretischer Status nicht immer deutlich gemacht wird. Ein ähnlicher Vorbehalt ergibt sich gegenüber den allgemein gehaltenen theoretischen Passagen (etwa in der Auseinandersetzung mit Pirenne oder Polanyi), die für einen mit den Auseinandersetzungen der Historiker nicht vertrauten Leser, an den sich das Buch ohne Zweifel auch wendet, auf Grund ihrer Kürze eher rätselhaft bleiben müssen. Dafür bietet der Text allerdings mit der immensen Kultur des Autors genug Anreiz sich in diese Hintergründe der Darstellung einzulesen. *J. H.*

Während die Geschichte des Ost-Westhandels vor 1800 im und zum Ostseeraum, soweit es um den Verkehr zwischen Häfen geht, quellenmäßig relativ gut erforscht ist, sind Untersuchungen zur Herkunft und zum Absatz der Waren im Hinterland äußerst selten. Deshalb sei auf ein hierzu relevantes, in Umfang und Reichweite außerordentliches Geschäftsarchiv der berühmten Firma Harkort hingewiesen, deren Bücher bis in das 17. Jh. zurückreichen. Es wird von Wilfried Reininghaus im Rahmen einer systematischen Studie unter dem Titel *Jenseits der Akten und Urkunden: Archivalien in Buchform* (Archivpflege in Westfalen und Lippe 26, Dezember 1986, 25–42) vorgestellt. Die fabelhaft vielseitigen Auskünfte, die die Hauptbücher, Briefkopierbücher und Memoriale gerade zur kommerziellen Binnenstruktur des Ost-Westverkehrs bieten, hat Vf. bereits in der Edition einer Brieffolge für die Jahre 1750–1754 (vgl. HGBll. 104, 1986, 195) aufblitzen lassen. Für die besondere Anziehungskraft des Ostseeraums auf den Absatz von Eisenwaren, aber auch von Kriegsgütern, aus der Grafschaft Mark spricht bereits die Existenz von Büchern, die als „Lübische Hauptbücher“ etikettiert sind und über Lübeck hinaus in Häfen wie Königsberg, Danzig, Riga, aber auch nach Nordeuropa weisen. Die Konkurrenz solcher Absatzwege zur Verschiffung über den Rhein und die Niederlande entpuppt sich hier auch deshalb als ein spannendes Kapitel des Ost-Westhandels, weil die Harkorts über Amsterdam erhebliche Mengen baltischer Leinsaat bezogen haben. E. H.-G.

Marie-Jeanne Tits-Dieuaide, *L'évolution du prix du blé dans quelques villes d'Europe occidentale du XVe au XVIIIe siècle* (AESC 42, 1987, 529–548), beschreibt die Grundzüge der Entwicklung der Weizenpreise einiger europäischer Städte. Einbezogen werden: Utrecht (1495–1596), Amsterdam (1597–1788), Antwerpen (1392–1600), Köln (1531–1786), Brügge (1348–1795), Paris (1431–1788), Grenoble (1501–1780), Toulouse (1486–1790), Aix-en-Provence (1570–1789), Bezier (1587–1758), Mailand (1650–1800), Siena (1546/1765) und Valencia (1413–1650). Verglichen werden dabei die langfristig beobachtbaren Wachstumsraten, die zyklischen Preisschwankungen in ihrem unterschiedlichen Ausmaß und die periodischen Krisen der einzelnen Märkte. Die Untersuchung zeigt, daß die Amplitude der zyklischen Schwankungen des Getreidepreises seit dem 16. Jh. generell abnimmt, sie unterstreicht dabei allerdings die anhaltende Bedeutung ausgeprägt lokaler Faktoren in der Preisentwicklung, die trotz der zunehmenden Vereinheitlichung der Märkte ein wichtiges Moment in der Preisbildung bleiben. J. H.

Rudolf Holbach, *Exportproduktion und Fernhandel als raumbestimmende Kräfte. Entwicklungen in nordwesteuropäischen Gewerbepandschaften vom 13.–16. Jahrhundert* (Jb. für westdt. Landesgeschichte 13, 1987, 227–256). Am Beispiel des niederländischen Textilgewerbes sowie des rheinischen und maasländischen Metallgewerbes erörtert H. die Bedingungen und Voraussetzungen für die Entstehung bzw. räumliche Verlagerung von Gewerbepandschaften. Dabei geht er vor allem auf die für die Standortwahl wichtigen Faktoren der Rohstoff- und Energieversorgung, des Vorhandenseins von Arbeitskräften und der politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen ein, die für die verschiedenen Gewerbe jeweils in unterschiedlichem Maße ausschlaggebend waren. Besondere Aufmerksamkeit schenkt

er den sich durch Produktionsverlagerungen ergebenden Veränderungen der Stadt-Umland-Beziehungen und berücksichtigt auch die daraus resultierenden sozialen Wandlungen. V. H.

Eine auf Vergleichsuntersuchungen angelegte Arbeit von Peter Piasecki bezieht sich auf *Das deutsche Salinenwesen 1550–1650*; im Untertitel werden die Schwerpunkte *Invention – Innovation – Diffusion* genannt, womit Erfindungen, deren Anwendung und Verbreitung gemeint sind (Wiss. Schriften im wissenschaftl. Verlag. Dr. Schulz-Kirchner, Reihe 9, Bd. 104, 1987, 287 S., 29 Abb., 1 Kt.). Das Interesse ist auf eine große Zahl von Salinen gerichtet, wobei für den Hansehistoriker vor allem die Ausführungen über die Lüneburger Saline von Bedeutung sind, die freilich nur auf der Sekundärliteratur beruhen. Es finden sich kurze Ausführungen über den Produktionsprozeß und die Eigentumsverhältnisse. Erfindungen wie Leckwerke und Vorwärmpannen werden ausführlich untersucht, beziehen sich aber nicht auf Lüneburg, ebenso wie die hier und da installierten langen Soleleitungen. Durchweg ging es bei den Erfindungen um Verfahren, die einen günstigeren Energieeinsatz ermöglichten. Auch die Folgen für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte werden untersucht, wobei die Quellen nicht immer eine totale Absicherung der Ergebnisse gestatten. Der Salzhandel wird weitgehend ausgeklammert. Ziel des Vf. war es nicht, die Geschichte der einzelnen Salinen zu untersuchen, sondern Neugründungen und technische Neuerungen (es werden 161 gezählt!) im Zusammenhang zu sehen. Störend wirkt hier und da die hochgestochene Sprache; da heißt es dann: „Die Ausweitung der Salzproduktion ist zu extrapolieren“, oder „Korrelationen zwischen Innovationen und Salinenparametern . . . sind . . . herzustellen“; da gibt es zudem tentative Lösungsversuche, Implikationszusammenhänge, Referenzräume, Protoindustrialisierung, Zyklizitäten usw. H. Schw.

Klaus Gerteis, *Die deutschen Städte in der Frühen Neuzeit. Zur Vorgeschichte der „bürgerlichen Welt“* (Darmstadt 1986, Wiss. Buchgesellschaft, 216 S., 3 Abb.). Vf. hat sich der anspruchsvollen Aufgabe unterzogen, eine einführende Überblicksdarstellung zur Geschichte der deutschen Städte in der Frühen Neuzeit anzufertigen. Er hat sich dazu ausschließlich auf die bisher vorliegende, inzelforschungen zersplitterte Literatur gestützt, deren Ergebnisse er als sehr disparat einschätzt. In sachlicher Hinsicht erfaßt er sowohl Reichsstädte als auch Territorialstädte. Als zeitliche Abgrenzung hat er das ausgehende Mittelalter einerseits, die Verfassungsumbrüche und die industrielle Revolution um 1800 andererseits gewählt, als räumliche Abgrenzung das Gebiet des Alten Reiches unter Ausschluß der Niederlande, der Schweiz und des habsburgischen Südostens. Eine weitergehende zeitliche oder räumliche Differenzierung hat er nicht angestrebt, so daß etwa der Hanseraum nicht als ein eigenständiger Bereich städtischer Kultur in Erscheinung tritt. Sein Ziel ist es vielmehr, längerfristige, signifikante Tendenzen der frühneuzeitlichen Stadtentwicklung aufzuzeigen. Demzufolge baut die Arbeit auf dem Versuch einer Begriffsbestimmung und dem um Offenheit bemühten Entwurf einer Typologie der frühneuzeitlichen Stadt auf, um dann zur Skizzierung einzelner Problemkreise der Stadtgeschichte fortzuschreiten. Dabei werden unter Heranziehung zahlreicher, in ihrem exemplarischen Charakter allerdings nicht immer unzweifelhaft er-

scheinender Einzelfälle Fragen nach dem äußeren Erscheinungsbild, der Demographie, der Verfassung und Verwaltung, der Rechtsfortschreibung, dem Militärwesen, den Konfessionen und der Wirtschaft und Gesellschaft der Kommunen behandelt. Der weite Komplex der Vertretung der Städte in Reichs- oder Landtagen bleibt hingegen ausgespart. Eine sich als Anregung zu weiterer Beschäftigung mit dem Thema verstehende kurze Auswahlbibliographie und ein Ortsregister schließen das Buch ab. – Vf. kennzeichnet den von ihm behandelten Abschnitt städtischer Geschichte als eine Übergangsphase, die durch einen eigentümlichen Dualismus von Stagnation und Wandel geprägt war. Die frühneuzeitliche Stadt bestimmte sich demnach noch weitgehend vom mittelalterlichen Stadtbegriff her. Ihr Schicksal stand in enger Abhängigkeit vom werdenden Territorial- und Verwaltungsstaat. Das für die mittelalterliche Stadt konstitutive Merkmal des autonomen Rechtsbezirks trat unter seinem Einfluß allmählich in den Hintergrund. Der Handlungsspielraum der oft hoch verschuldeten Reichsstädte verengte sich zusehends. Die landsässigen Städte erlitten mit ihrer sukzessiven Einordnung in den institutionellen Fürstenstaat einen Verlust an politischer Selbständigkeit, dem jedoch vielfach eine Bewahrung überkommener sozialer Strukturen und ein Zugewinn an neuen Aufgaben im Dienstleistungs- und Verwaltungssektor des frühmodernen Staates gegenüberstand. Erfuhr das Erscheinungsbild der Stadt in der Frühen Neuzeit darum auch eine breitere Auffächerung, so brach sich doch erst im 19. Jh. eine grundlegende Umschichtung in der deutschen Stadtentwicklung Bahn.

H.-W. Bergerhausen

La ville et l'innovation. Relais et réseaux de diffusion en Europe. 14e–19e siècles, hg. von Bernard Lepetit und Jochen Hoock (Paris 1987, Editions de l'École des hautes études et sciences sociales, 223 S., zahlr. Grafiken, Tab. und Ktn.). – Neben einer Einführung, in welcher der Begriff der Innovation problematisiert und die räumlich-zeitliche Verteilung von Neuerungen in ein theoretisches Konzept eingeordnet wird, und neben Artikeln zur Geschichte des 19. Jhs. enthält der Sammelband vor allem drei den Hansehistoriker interessierende Abhandlungen. Gerhard Dohrn van Rossum untersucht die Verbreitung von öffentlichen Uhren in spätmittelalterlichen Städten. Während in der frühen Phase für die Einführung solcher Uhren vor allem Prestigefragen verantwortlich waren, kann man im späteren Mittelalter von einem strukturellen Zusammenhang von Wirtschafts- und Verwaltungsentwicklung und der Errichtung der öffentlichen Uhren ausgehen. Jochen Hoock und Pierre Jeannin analysieren die Verteilung der Erscheinungsorte von „Kaufmannshandbüchern“ (im weiteren Sinne, einschließlich von Rechenbüchern) während des 16. Jhs. Sie konstatieren eine gewisse Verlagerung gegen Ende des Jahrhunderts von Süd- und Mitteldeutschland nach Hamburg und Lübeck hin. Aufschlußreich für die deutsche Stadtgeschichte ist aber auch vor allem der Aufsatz von Etienne François über Verteilung der Druckorte Deutschlands vom 15. bis zum Ende des 18. Jhs. Er dokumentiert eine Verschiebung der Buchproduktion vom Südwesten und Süden nach der Mitte Deutschlands, wobei Leipzig, wenn sonst die Verteilung der Druckorte von wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Gegebenheiten bestimmt war, trotz des Fehlens entsprechender Voraussetzungen zur „Hauptstadt des Buches“ in Deutschland wurde. Die Tatsache, daß der Hanseraum in dieser Beziehung, wie es scheint,

in die Position einer Randzone – sieht man von einigen Zentren ab – geriet, bleibt eine Frage, die einer komplexeren Erklärung bedürfte. K. Gerteis

Angezeigt sei die Tübinger Dissertation von Wilfried Kerntke, *Taverne und Markt. Ein Beitrag zur Stadtgeschichtsforschung* (Europ. Hochschulschriften, R. III, Bd. 326, Frankfurt/M. 1987, 152 S., 2 Abb.), der den Versuch unternommen hat, anhand süddeutschen, österreichischen und schweizerischen Materials die wirtschaftlichen (und herrschaftlichen) Funktionen der mittelalterlichen Tavernen zu analysieren, wobei die 1957 erschienene Arbeit von Irena Ciésła über die polnischen Tavernen als Vorbild gedient hat. Im Ergebnis bestätigt die Arbeit, daß die Tavernen in der Regel an Knotenpunkten des Verkehrs, an Orten, bei denen es häufiger zu größeren Menschenansammlungen kam, entstanden und hier nicht nur als Herbergen und Schenken dienten, sondern zugleich die Funktion des Kaufhauses (u.U. auch die der Zollstelle) übernahmen und so zu Kristallisationskernen eines allgemeinen Handels-/Marktverkehrs wurden. Sobald jedoch diese Plätze ein Marktprivileg erhielten, verloren die Tavernen ihre ursprüngliche Bedeutung und sanken zu einfachen Herbergen und Schankwirtschaften herab. V.H.

Rolf Sprandel, *Die Bedeutung der Korporationen für die Unterschichten insbesondere hansischer Seestädte* (in: Festschrift Othmar Pickl zum 60. Geburtstag, hg. von Herwig Ebner, Walter Höflechner, Helmut J. Mezler-Andelberg, Paul W. Roth und Hermann Wiesflecker, Graz 1987, 571–578), beleuchtet die sozial integrative Kraft schichtenübergreifender Korporationen (Ämter, Bruderschaften), die ausgereicht hat, „um die Entstehung eines revolutionären Proletariats in den hansischen Seestädten des Spätmittelalters und der Frühmoderne zu verhindern“ (577). V. H.

Kommunale Bündnisse Oberitaliens und Oberdeutschlands im Vergleich, hg. von Helmut Maurer (Vorträge und Forschungen, Bd. 33, Sigmaringen 1987, Thorbecke, 254 S.). – Dieser Sammelband ist aus einer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte im Jahr 1983 anlässlich des 800. Jahrestages des zwischen Kaiser Friedrich I. und dem lombardischen Städtebund geschlossenen Friedens von Konstanz hervorgegangen. Der Konstanzer Arbeitskreis hat damit „das Wagnis eines Vergleichs von verfassungsgeschichtlichen Erscheinungen jenseits und diesseits der Alpen auf sich genommen“ (Maurer). Die neun Beiträge beschäftigen sich im wesentlichen mit den beiden Lombardenbünden, der schweizerischen Eidgenossenschaft und dem rheinischen Städtebund. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die vergleichende historische Forschung erst in den Anfängen steckt und somit die Chance für fruchtbare neue Ansätze in Überfülle bietet. So ist es auch überaus sinnvoll, die aufkommende Städtebundbewegung im 12./13. Jh. überregional zu untersuchen, Parallelen, Unterschiede und vor allem Interdependenzen herauszuarbeiten. Daß ein derartiges Unternehmen bei dem derzeitigen Stand der Städtebundforschung tatsächlich ein Wagnis darstellt, erhellt der vorliegende Band. Seit jeher erfreuten sich die lombardischen Städtebünde des 12. und 13. Jhs. wegen ihrer Nähe zur Reichsgeschichte der Aufmerksamkeit der For-

schung. So liegt der Schwerpunkt auch dieser Publikationen auf der erneuten Darstellung der städtebündischen Verhältnisse in Oberitalien, für die Ernst Voltmer in seinem Beitrag *Formen und Möglichkeiten städtischer Bündnispolitik in Oberitalien nach dem Konstanzer Frieden: Der sogenannte Zweite Lombardenbund* (97–116) Neues zu berichten weiß, ausgehend von der Neu-Datierung einer an sich bekannten Handschrift, die er in den Zusammenhang der Erneuerung des Lombardenbundes gegen Friedrich II. im Jahr 1226 stellt. Nützlich ist der Überblick über die bisherige Forschung zum Rheinischen Bund von 1254 bis 1257 von Arno Buschmann. In seiner Bewertung stellt er den Rheinischen Bund an den „Übergang von einer durch die kaiserliche Gewalt bestimmten spezifisch mittelalterlichen Reichsordnung des 13. Jahrhunderts zu der föderativen Ordnung der Folgezeit“ (212). Der Bund habe die von den Staufern geschaffene Form der Reichsverfassung nach dem Zusammenbruch der staufischen Herrschaft aufrechterhalten, aber in seiner „regionalen Durchsetzung der Reichsverfassung“ einen föderalen Kern gehabt. – In seinem zusammenfassenden Beitrag *Reich, Kommunen, Bünde und die Wahrung von Recht und Friede* (231–247) begründet Gerhard Dilcher die „Verbindung und Abgrenzung der behandelten Stadtlandschaften“ mit der „historischen Gemeinsamkeit“ des Raumes, der bis in die Spätantike zum römischen Reich gehörte, „Reste antiker Urbanität über den Umbruch zum Mittelalter hinaus“ bewahrte und in der Völkerwanderungszeit von namengebenden germanischen Stämmen überlagert wurde. Aber D.s Beitrag macht auch deutlich, daß der Anspruch des Buches, „Kommunale Bündnisse Oberitaliens und Oberdeutschlands im Vergleich“ darzustellen, nur teilweise eingelöst wurde. Es erweist sich einmal mehr, daß fehlende vergleichende Forschung nicht dadurch ersetzt werden kann, daß Einzelbeiträge auf Tagungen gesammelt und später in einem Sammelband veröffentlicht werden, in der Meinung, durch das Nebeneinander von Beiträgen ergäbe sich der Vergleich sozusagen von selbst. Solange die Historiker nicht im vermehrten Maße von einem vergleichenden Ansatz bei ihren Forschungen ausgehen, wird die vergleichende Geschichtsschreibung trotz gutgemeinter Kongresse nicht wirklich vorankommen. Wenn man sich von dem Anspruch des Vergleiches aus der Einsicht heraus, daß die Forschungslage diesen (noch) nicht zuläßt, freimacht, entgeht man der Gefahr, Themen zu formulieren, die der inhaltlichen Substanz nicht voll gerecht werden. So gesehen haben wir in diesem Band einen guten Überblick über den Stand der Forschung zu den lombardischen Städtebünden der Stauferzeit mit einem Ausblick auf die Verhältnisse innerhalb und jenseits der Alpen (von Oberitalien aus betrachtet) vor uns. M. Puble

Charles Higounet, *Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter* (Berlin 1986, Siedler Verlag, 408 S., zahlreiche Abb., Ktn. und Pläne). – Seit dem Erscheinen der „Geschichte der ostdeutschen Kolonisation“ von Rudolf Kötzschke und Wolfgang Ebert im Jahre 1937 hat zwar Walter Kuhn eine „Geschichte der deutschen Ostsiedlung in der Neuzeit“ für das 15.–17. Jh. verfaßt (1955/57; zur Fortsetzung ist er leider nicht gekommen), aber eine moderne Darstellung der erregenderen mittelalterlichen Ostsiedlung hat es bisher nicht gegeben. Nun hat ein französischer Autor, emeritierter Professor der Universität Bordeaux, ein solches Werk vorgelegt; wie „Die Hanse“ des französischen Historikers Philippe Dollinger zum Standardwerk der Hansegeschichte geworden ist, so hat H.s Buch die Chance, zur

grundlegenden neueren Darstellung der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung zu werden. H., der sich mit dem mittelalterlichen Landesausbau in Frankreich und mit anderen historisch-geographischen Themen befaßt hat, lernte 1940–43 als Kriegsgefangener die klassische Ostsiedlungslandschaft Schlesien kennen, er bemühte sich schon damals um einschlägige Literatur und behielt das Thema stets im Auge. Die Teilnahme an dem internationalen Colloquium „Handwerk und städtisches Leben im mittelalterlichen Polen“ 1959 in Polen, auf dem die slawischen Vorlokationsstädte vorgeführt wurden, ließ H. den großen Abstand zwischen diesen Anlagen und den späteren, planmäßig angelegten deutschrechtlichen Städten erkennen, und er beschloß, selber eine Geschichte der deutschen Ostsiedlung zu schreiben, die nüchtern die Vorgänge darstellen sollte, ohne Emotionen zu bemühen, die oft die Unterschiede in der Beurteilung dieses geschichtlichen Phänomens durch deutsche und polnische Historiker hervorrufen. Es ist dankbar zu begrüßen, daß es H. gelungen ist, dieses Werk abzuschließen und dem deutschen interessierten Publikum – dem Fachwissenschaftler wie dem Laien – vorzulegen; es ist zu hoffen, daß es auch noch auf Französisch erscheinen wird, denn in Frankreich ist dieses Thema erst recht nicht behandelt worden. Die Kenntnis des mittelalterlichen Landesausbaus in Frankreich (über den H. auch auf Deutsch publiziert hat) ermöglichte es dem Vf., in komparatistischer Weise Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Vorgängen in West und Ost herauszuarbeiten. Die Fülle der deutschen und polnischen Einzeluntersuchungen, die in dem umfangreichen Literaturverzeichnis zusammengefaßt sind (380–406), machte es ihm nicht leicht, alle Erkenntnisse auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Man kann ihm aber bescheinigen, den derzeitigen Forschungsstand in gelungener Weise zusammengefaßt zu haben. – Das Buch zeigt eine klare Gliederung. Es zerfällt in drei große Teile, die man mit eigenen Worten bezeichnen könnte: 1. der chronologische, 2. der geographische, 3. der sachliche Aspekt. Im ersten Teil „Vorstoß und Wanderung (21–95), behandelt H. (nach der geographischen Vorstellung des Raumes) die Vorgeschichte und die Geschichte der deutschen Ostsiedlung. Er greift dabei weit in die Vergangenheit zurück, bis in die Völkerwanderungszeit, um dann die in deren Gefolge entstandenen Bevölkerungsverhältnisse darzulegen (Germanen, Slawen, Awaren), die die Ausgangspolitik bildeten für den Vorstoß des Fränkischen bzw. Ostfränkischen Reiches nach Osten: den politischen wie den bevölkerungsmäßigen (Südosten!). H. vergißt auch nicht, den inneren Landesausbau im Westen Deutschlands als Vorstufe der Wanderung nach dem Osten zu skizzieren. Die politischen und missionarischen Vorgänge bis zum späten 12. Jh. werden großräumlich, d.h. unter Einschluß Böhmens, Polens und Ungarns, behandelt, ehe am Schluß dieses Teils die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen im Westen und der Bevölkerungsbedarf im Osten als Voraussetzungen für die Wanderungen in den Osten umrissen und schließlich die Vorgänge selbst in großen Zügen dargestellt werden. Einzelheiten sind dem zweiten Teil (97–241, „Geographie der Kolonisation“) zu entnehmen, in dem in elf Kapiteln der Ablauf der Ostsiedlung und die Besonderheiten in den einzelnen historischen Landschaften geschildert werden: in Holstein und Lauenburg, „zwischen Saale und Elbe“, in Brandenburg und seinen Marken, in den „Ostseeländern“ (Mecklenburg und Pommern), in Österreich und den Alpenländern (hier wird zeitlich vor dem 12. Jh. angesetzt), in „Böhmen, Mähren und Sudeten“, in Schlesien, in Ungarn und seinen Nachbargebieten, in Groß- und Kleinpolen, in Livland und schließlich im Deutschordensland Preußen. – Besonde-

ren Wert besitzt der dritte Teil des Buches, in dem Strukturen freigelegt werden (243–326, nicht sehr glücklich „Neue Landschaften und Kulturberührungen“ betitelt). Zusammenfassend werden die Träger und der Vorgang der ländlichen Ansiedlung, deren Siedlungs- und Flurformen, die Art der Bewirtschaftung (der Niedergang des 14./15. Jhs. paßte eigentlich besser in den Ausklang!) behandelt. Die folgenden drei Kapitel sind den Städten gewidmet: Städtebildung (unter Einbeziehung der frühen slawischen Zentren), Städtebau und Stadtbevölkerung (mit Sozialstruktur und Stadtverfassung). Das letzte Kapitel „Kulturberührungen“ geht auf die Folgen der deutschen Ostsiedlung im kulturellen Bereich – im weitesten Sinne – ein: die sprachlichen und ethnischen Veränderungen, die Kulturstrahlung und wechselseitige Beeinflussung im Hinblick auf Sprache, Kunst und Bildung. Der Epilog verweist auf Rückschläge des 15. Jhs. in Politik, Wirtschaft und Bevölkerung. – Das Werk besitzt einen angemessenen wissenschaftlichen Apparat, der zur Spezialliteratur hinführt. Es ist vorbildlich mit Plänen, Karten und Abbildungen ausgestattet. Daß die Übersetzung wissenschaftlicher Texte große Probleme schafft, kann auch hier konstatiert werden (Übersetzung aus dem Französischen von Manfred Vasold, Redaktion: Anke Paravicini). Ausgehend von der französischen Vorlage, werden so die Prußen zu „Pruthenen“ (68), Adelheid zu „Adelaide“ (82, 171), Balduin von Alna zu „Baudoin“ (218); Stralsund zeigt natürlich nicht „den Bebauungsstil der Städte im Baltikum“, sondern im Ostseeraum (287). Sprachliche Schwierigkeiten werden auch zu sachlichen Mißverständnissen geführt haben, so etwa, wenn vom „Bistum Neisse“ statt vom Neisser Bistumsland (dem weltlichen Territorium des Bischofs von Breslau) gesprochen wird (178). Auch forderten die Deutschordensritter 1261 nicht „die Bevölkerung von Kurland“ zum Landesausbau auf (220), sondern sie schrieben an die Lübecker, sie würden einwandernden Deutschen „ein Lehen geben an verlassenen Orten, an denen die abtrünnigen Kurländer getötet wurden und die anderen fliehend gewichen sind“ (Urkunden und erzählende Quellen zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter, hg. von H. Helbig und L. Weinrich, Bd. 1, Darmstadt 1968, Nr. 150). Die Aussage, daß Konrad von Masowien „1225 oder Anfang 1226“ dem Deutschen Orden das Kulmer Land „schenkte“ (224), ist zu weitgehend; damals ist das Angebot gemacht worden, gegen die Prußen zu kämpfen, aber die damaligen Bedingungen sind nicht näher bekannt, sie wurden erst einige Jahre später fixiert. Der „Autor der Slawenchronik“ war natürlich Helmold von Bosau und nicht der „Missionar Vizelin“, wie es unter dem Bild der Kirche von Bosau heißt (99). Das sind einige ins Auge fallende Beispiele; bei einer Neuauflage wäre eine genaue Durchsicht des Textes notwendig. An manchen Stellen scheint sich auch das Fehlen von Vorarbeiten bemerkbar zu machen. Die Ortsnamen der Ostgebiete werden im allgemeinen in den deutschen Formen gebracht, in Klammern werden die fremden Namensformen hinzugesetzt; es gibt aber auch Stellen, wo nur die polnischen Namen oder diese an erster Stelle geboten werden (82, 200). Es ist schade, daß bei der Herausgabe dieses wertvollen Werkes keine größere Sorgfalt gewaltet hat. Das beeinträchtigt jedoch nicht die Tatsache, daß die deutsche Geschichtswissenschaft dem französischen Gelehrten für die umfassende Darstellung eines bedeutenden, in der Beurteilung zwischen den Völkern umstrittenen Phänomens der deutschen Geschichte großen Dank schulden muß. Ch. Higounet ist am 12. April 1988 verstorben. H. W.

Die Kölner Dissertation von Helmut Kluger über *Hochmeister Hermann von Salza und Kaiser Friedrich II.* ist *Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Deutschen Ordens* (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 37, Marburg 1987, N. G. Elwert Verlag, VIII, 216 S., 12 Abb., 1 Kte.) und behandelt daher vornehmlich Vorgänge, die mit Italien und dem Heiligen Land in Verbindung stehen. Es sind sehr eingehende Quellen- und Interpretationsstudien, die in der Darbietung der älteren Literatur und in der Auseinandersetzung mit dieser einen überaus umfangreichen Apparat ergeben haben. In bezug auf den Hanseraum ist der Aufenthalt Hermanns von Salza in Deutschland im Auftrag des Kaisers Friedrich II. im Jahre 1224 von Interesse: Das am 4.7.1224 in Dannenberg ausgestellte, von Dänemark aber nicht angenommene Vertragswerk sollte das Verhältnis des Reiches zu Dänemark regeln, dessen König Waldemar II. gefangen war; u.a. sollte der König die „Terra Transalбина“ zurückgeben, eventuell auch Rügen und Pommern. K. sieht hier einen Zusammenhang mit dem sogenannten Kaisermanifest vom März 1224, in dem die „Völker in den nördlichen Landstrichen“, u.a. in Preußen und Livland, in den besonderen Schutz des Kaisers und des Reiches genommen wurden; die Expansion Dänemarks im Baltikum sollte eingedämmt werden. Im selben Jahr ernannte der Papst Wilhelm von Modena zum päpstlichen Legaten für Livland, so daß ein Spannungsfeld zwischen kaiserlicher und päpstlicher Politik entstand (43 f.). Was das Angebot Konrads von Masowien an den Deutschen Orden zum Preußenkampf betrifft, so vermutet K., daß es in der ersten Jahreshälfte 1225 durch eine polnische Gesandtschaft in Deutschland dem Deutschmeister Hermann Otter überbracht worden sein könnte, der im Juli 1225 mit dem Ordenshochmeister in Italien zusammentraf und diesen unterrichtet haben kann. Daß Hermann von Salza nicht gleich auf das polnische Hilfsersuchen reagierte, führt K. auf die noch ungeklärte Lage des Deutschen Ordens im Burzenland zurück; der Papst hatte sich noch beim ungarischen König für den Orden verwandt. Erst im Februar 1226 war die Vertreibung der Ordensbrüder aus Ungarn entschieden, und nun wandte sich Hermann von Salza im März wegen Preußen an den Kaiser und erlangte von ihm die Goldene Bulle von Rimini, die Parallelen zu dem kaiserlichen Privileg für die DO-Besitzungen im Heiligen Land vom Januar desselben Jahres aufweist – „wohl mehr eine Verlegenheitslösung denn eine geplante Absicht“, wie K. meint (54–65, Zitat 62). Im Zusammenhang mit dem Ordensbesitz in Jerusalem stellt K. die Frage, ob der Name des auf einer Kreuzfahrt in Preußen gegründeten castrum Königsberg nicht „eine Reminiszenz an das verlorene Königspalais in Jerusalem“ darstellen könnte und nicht an König Ottokar II. von Böhmen (140). Zu der gelegentlich geäußerten Vermutung, Hermann von Salza habe sich bei der Ausstellung der Kulmer Handfeste am 28.12.1233 in Preußen aufgehalten, stellt K. fest, daß dies schon mit seinem Itinerar unvereinbar sei (184). Überhaupt meint K., daß Hermann trotz der Förderung der Preußenmission den Schwerpunkt seiner Tätigkeit „im mediterranen Raum gesehen“ habe (192); dies habe sich schon aus seiner engen Bindung zu Kaiser Friedrich II. ergeben, die im Vordergrund dieses Buches steht. H. W.

Aaron J. Gurjewitsch, *Mittelalterliche Volkskultur* (München 1987, C.H. Beck, 417 S. Originalausgabe Moskau 1981). – G. beschäftigt sich mit dem ‚Weltbild‘ des mittelalterlichen Menschen. Er geht dabei von der Voraussetzung aus,

daß die „allgemeine Volkskultur der Vorklassengesellschaft . . . in der Klassengesellschaft zur Kultur des ‚Gemeinen Volkes‘ geworden [ist], die der ‚speziellen‘ Kultur der Geistlichen gegenübertritt“. An den Rand des geistigen Lebens gedrängt, habe sich das Heidentum in Aberglauben verwandelt. Nur Teile wurden in das neue Gefüge der Weltbetrachtung aufgenommen. Doch in vielem bewahrte die Volkskultur ihre ‚vormittelalterlichen‘ Züge. Die Arbeit ist somit ein „Versuch, eine bestimmte, fast gar nicht erforschte Schicht der mittelalterlichen Kultur anthropo-soziologisch zu betrachten. Deswegen werden die Schriftdenkmäler, die aus dem 6. bis 13. Jh. stammen, in gewissem Sinne synchron ausgedeutet, und zwar mit dem Ziel, eine bestimmte, tiefliegende Kulturschicht zu entdecken“ (14). Methodisch geht G. so vor, daß er die Literatur, die für die Geistlichen zur Benutzung bei ihrer tagtäglichen Arbeit bestimmt war (Bußbücher, Predigten, lehrhafte Schriften, Wundererzählungen, Heiligenleben u.a.m.) und die auf eine breite Zuhörerschaft zu deren Verständnis berechnet waren, als Ausgangspunkt nimmt, da sich in diesen Werken wesentliche Seiten der Volksfrömmigkeit und der volkstümlichen Weltbetrachtung widerspiegeln müssen. Als Gegenpol dazu gilt die hohe Schule, das verfeinerte theologische Denken der theologisch-philosophischen Werke. Das 1. Kapitel dient dazu, einen ausführlichen Überblick über die in diesem Buch herangezogenen Denkmäler der mittellateinischen Literatur zu geben. Das 2. Kapitel ‚Bauern und Heilige‘ befaßt sich mit dem Verhältnis der Laien zu ihren Heiligen, eine schlichte ‚Verbraucherhaltung‘, die sich daraus ergab, daß der Heilige und seine Gemeinde eine einheitliche Gruppe bildeten, in der Güter ausgetauscht wurden: Gebete, Wunder, Geschenke. Dieser Grundsatz entsprach der wesentlichen Grundlage der zwischenmenschlichen Beziehungen der barbarischen und der frühfeudalen Gesellschaft, wonach eine Gabe eine Gegenleistung verlangte. Ebenso wurden die Beziehungen zwischen einem Heiligen und seiner Gemeinde in den vertrauten Begriffen wechselseitiger Treue und Hilfe gedacht. Zugleich aber mußten die Heiligen dem unstillbaren Verlangen nach Wundern entsprechen. G. behandelt die sogenannten ‚falschen Propheten‘ und betont, daß die Gestalten des Heiligen und des Hexenmeisters im Bewußtsein des einfachen Volkes mitunter zusammengefloßen seien. Der Unterschied zwischen Amuletten und Reliquien war der Mehrheit der Bevölkerung wohl nicht verständlich, wie überhaupt die Klärung des Gegensatzes zwischen christlichen Bräuchen und Götzendienst schwierig war. „Als Ergebnis kam die ambivalente, absonderliche Weltanschauung zustande, die sich wesentlich von der Lehre unterschied, wie sie die Kirche verkündete“ (104 f.). Die Verbindung von Heidentum und Christentum wirft die Frage auf, ob sie ein Merkmal des Übergangszustandes vom Heidentum zum Christentum war, oder ob sie nicht vielmehr einen bleibenden Wesenszug der mittelalterlichen Volkskultur bildete. Diesem Problem geht G. im 4. Kapitel ‚Die Volkskultur im Spiegel der Bußbücher‘ nach, in denen Zauberbräuche, Weissagungen, Hexenwesen eine große Rolle spielen. Sie waren tief im Bewußtsein des Volkes verankert ebenso wie die Überzeugung, daß die Welt und die Menschen vermittels dieser Zauberbräuche und -sprüche beeinflußt werden können. Daher wird die Wunderkraft eines Heiligen zur christlichen Fassung des Glaubens an die Allgewalt der Magie. Thematisiert werden des weiteren das Verhältnis der Menschen zum Tode und ihre Jenseitsvorstellungen als ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis ihres Seinsbewußtseins sowie das Beziehungsgefüge von volkstümlicher Theologie und Volksfrömmigkeit im Mittelalter, wobei vor allem Texte untersucht werden, deren

Absicht es war, den Abstand zwischen der höheren Gottesgelehrtheit und der vergrößerten, alltäglichen Verfassung des Christentums zu verringern. — Abschließend resümiert G., daß nicht von zwei unabhängigen Kulturen die Rede sein könne, sondern von ihrer ständigen Wechselwirkung und Entgegensetzung, weil sie nur in ihrer wechselseitigen Verflechtung verständlich wären. Jede der beiden kulturellen Überlieferungen (Gewohnheiten der Laien — Geisteskultur der Kirche) sei nicht in ihrer jeweiligen Absonderung, sondern in dieser spannungsgeladenen Verbindung der einen mit der anderen zu begreifen. Nach G. blieb der Austausch der beiden Überlieferungen die Grundlage der kulturellen und religiösen Entwicklung des Westens. Erst als die kirchliche Kultur sich nicht mehr in der Lage zeigte, Bestandteile der volkstümlichen Überlieferung in sich aufzunehmen, als sie ihre Geschmeidigkeit im Verhältnis zur ‚Kultur der Ungebildeten‘ verlor, wurde das Miteinander zerstört und die Volksfrömmigkeit in die Ketzerei hinausgestoßen, die Inquisition zum Hauptwerkzeug der kirchlichen Politik erhoben. G. beschließt das ausgesprochen interessante und zum Nachdenken anregende Buch mit Überlegungen zu dem erstaunlichen Beharrungsvermögen von Denkgewohnheiten und Verhaltensmustern, die er als eine ‚Invariante‘ kulturgeschichtlicher Abläufe verstanden wissen will (wenn auch mit Fragezeichen versehen). Sein „Nachtrag zur deutschen Ausgabe“ (332–356) endet mit Zweifeln an dem Begriff ‚Volkskultur‘, weniger in bezug auf das Wort „Volk“ als auf das Wort „Kultur“. So umreißt G. am Schluß den Gegenstand seiner Darstellung als die Untersuchung der Geisteshaltung, des Bewußtseins, die eine unwiederholbare Besonderheit der mittelalterlichen Kultur zum Ausdruck brächte. R. H.

Hingewiesen werden soll auf drei Aufsätze unter dem Gesamttitel *Reiseberichte der Frühen Neuzeit; wirtschafts- und kulturgeschichtliche Quellen* (Pirkheimer-Jahrbuch 1986, München 1987, Wilhem Fink Verlag, 118 S., 8 Abb.). Reiseberichte sind auch im hansischen Bereich in letzter Zeit zunehmend beachtet worden. Die weitaus meisten Texte des 16./17. Jhs. beziehen sich auf Reisen in exotische Länder, nicht auf den nordeuropäischen Bereich. Doch ähneln sich die Probleme bei der Auswertung. — Zwei der Aufsätze beziehen sich auf Indien, einer auf Lateinamerika; in jedem Falle werden nur Frühdrucke und Sekundärarbeiten, keine Handschriften ausgewertet. Christoph von Imhoff berichtet über *Nürnbergers Indienpioniere — Reiseberichte von der ersten oberdeutschen Handelsfahrt nach Indien (1505/06)* (11–44). Es bleibt hier im wesentlichen bei der referierenden Methode, eine kritische Textauswertung wird nicht angestrebt. Rolf Walter untersucht *Nürnberg, Augsburg und Lateinamerika im 16. Jahrhundert — Die Begegnung zweier Welten* (45–82). Hier sind auch einige Briefe in die Betrachtung einbezogen, bei denen freilich offen bleibt, ob es sich um echte „Briefe“ handelte. Im Mittelpunkt stehen Handel und Heidenmission. „*Irdisches Paradies*“ und „*veritable europäische Schatzkammer*“; *Konturen des deutschen Indienbildes im Zeitalter der Entdeckungen* untersucht Gita Dharampal-Frick (83–107); sie bezieht auch Kosmographien und Illustrationen des 16./17. Jhs. in die Betrachtung ein. Hier werden in vorbildlicher Weise kritische Fragen nach der Zuverlässigkeit gestellt. Voreingenommenheit und krasse Fehltritte, die sich aus Sensationslust, falschen europäischen Maßstäben und oberflächlichen Kenntnissen ergaben, werden aufgedeckt. H. Schw.

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Reich und sog. Friesischer Freiheit (hier mehr als nur Freiheit von persönlicher Abhängigkeit, vor allem Freiheit von landesherrlicher Gewalt) hat zwar die Forschung immer wieder beschäftigt, aber – nüchtern betrachtet – kaum zu tatsächlich tragenden Erkenntnissen geführt. Um so überraschender ist das Ergebnis der 1986 vorgelegten Groninger Dissertation Oebele Vries, *Het Heilige Roomse Rijk en de Friese vrijheid* (Leeuwarden 1986, De Tille, 271 S.): Ohne sich bei den „dunklen Kapiteln“ vom 8. bis 13. Jh. und den Verhältnissen in Westfriesland (Holland) aufzuhalten, geht die Arbeit davon aus, daß die friesische Freiheit im genannten Sinn westlich der Lauwers (heutige Provinz Friesland) seit der Mitte des 13. Jhs., östlich der Lauwers (Groninger Ommelande und Ostfriesland bis zur Weser) seit 1100 bestand. Herrschaftsansprüche auf einzelne friesische Gebiete erhoben immer wieder der Graf von Geldern, die Bischöfe von Utrecht und Münster oder der Graf von Oldenburg; ernsthaft gefährdet wurden die Verfassungsverhältnisse an der Küste allein durch die Grafen von Holland seit dem Ende des 13. Jhs., doch benötigten auch diese etwa 100 Jahre, um wenigstens in Staveren einen dauernden Stützpunkt zu erwerben. So richtet sich denn das große Privileg, mit dem Sigmund 1417 die angeblich auf Karl den Großen zurückgehenden friesischen Freiheiten bestätigte, erst einmal gegen den Grafen von Holland, zum anderen aber auch gegen die tom Broks, die von ihren adligen Standesgenossen bereits anerkannt, zu einer Gebietsherrschaft über Teile Ostfrieslands und des Groninger Raumes strebten. Da ein Schutz der verliehenen Freiheiten von reichswegen nicht möglich war, blieb Sigmunds Initiative, die unter dem Stichwort Eingrenzung der Seeräuberei 1418 auch die Hanse beschäftigte, angesichts der zerstrittenen Häuptlingsherrschaften und der Entwicklung in Holland für den Augenblick ohne greifbare Wirkung. Auf längere Sicht aber war endlich eine reichsrechtliche Ordnung für den Küstenraum festgeschrieben worden, an die Sigmunds Nachfolger anknüpfen konnten. Friedrich III. hat zwar 1457 noch einmal Sigmunds Privileg von 1417 bestätigt, aber 1464, als er Ulrich Cirksena zum Grafen in Ostfriesland erhob und die Reichsgrafschaft Ostfriesland einrichtete, die Konsequenz daraus gezogen: Spätestens seit 1433, als Burgund auch in Holland gefolgt war, gehörte Ostfriesland mit den Rheinlanden und Westfalen zum „Vorfeld“ des aufsteigenden burgundischen Staates. Der Idee eines friesischen Königtums der Burgunder setzte Friedrich eine Lösung entgegen, die allein den innerfriesischen Verhältnissen gerecht werden konnte, gleichzeitig aber die Interessen des Reiches wahrte. Als schließlich Maximilian 1498 Albrecht von Sachsen zum Gubernator bestimmte, schien auch in Friesland endgültig die übliche Landesherrschaft etabliert und die friesische Freiheit beendet. *W. Ehbrecht*

Christian Vandebroeke, *The Regional Economy of Flanders and Industrial Modernization in the Eighteenth Century: a Discussion* (JEEH 16, 1987, 149–170), versucht zu zeigen, daß die industrielle Entwicklung Flanderns im Vergleich zu der Großbritanniens wesentlich durch die eher günstigen Ausgangsbedingungen gehemmt wurde, die Schritte zu einer arbeitskräftesparenden Modernisierung nicht absolut notwendig erscheinen ließen. Geringe Faktor-, insbesondere niedrige Lohnkosten trieben Flandern am Ende des 18. Jhs. in die Rezession und Desindustrialisierung, während das weitaus schlechter dastehende England sein Heil in ei-

ner forcierten, durchgängig innovativen Produktivitätssteigerung suchen mußte – und auch fand. J. H.

Larry Neal, *The Integration and Efficiency of the London and Amsterdam Stock Markets in the Eighteenth Century* (JEcoH 47, 1987, 97–115). Mit Beginn des 18. Jhs. bildete sich zwischen London und Amsterdam eine spezifische Form der wirtschaftlichen Integration heraus, die für die Entwicklung der europäischen Kapital- und Gütermärkte eine zunehmend wichtigere Rolle spielen sollte. Der Artikel bemüht sich um eine theoretische und empirische Klärung der Arbeitsweise und des Integrationsgrades der beiden Märkte und versucht so, die Grundlagen für eine eingehendere Analyse der Entwicklung an den europäischen Kapitalmärkten zu legen. Der systematische Vergleich erstreckt sich dabei auf die Börsennotierungen der beiden Plätze, deren Integration seit 1723 vollzogen scheint. Periodische Lockerungen der Verflechtung zwischen den Märkten deuten allerdings auf eine keineswegs geradlinige Entwicklung hin, die eine eingehendere Untersuchung unter Berücksichtigung der Güter- und Faktormärkte verdiente. J. H.

SCHIFFFAHRT UND SCHIFFBAU

(Bearbeitet von *Detlev Ellmers*)

Walter Minchinton und Michael North, *History of the Northern Seas. A selected bibliography of works published in 1985* (Exeter 1987, University of Exeter, 44 S.). Die seit dem Berichtsjahr 1982 regelmäßig erscheinende Auswahlbibliographie wurde jetzt erstmals um Beiträge aus Irland und der UdSSR erweitert, denen dafür mehr Platz eingeräumt wurde für Publikationen von 1982 bis 1985.

Werner Jaeger, *Verzeichnis der Veröffentlichungen* (DSA 10, 1987, 105–108). In den gut 2 Jahrzehnten von 1965 bis zu seinem Tode 1986 hat der Schiffbauingenieur W.J. 39 Aufsätze und eine Monographie hauptsächlich zur Geschichte des Schiffbaus vom frühen 17. bis zum späten 19. Jh. veröffentlicht, die hier vollständig erfaßt und mit einem kurzen biographischen Abriß eingeleitet wurden.

Richard Natkiel und Antony Preston, *The Weidenfield Atlas of Maritime History* (London 1986, Weidenfield and Nicolson, 256 S., zahlreiche Abb. und Karten). Versuch, die Geschichte der Seefahrt von den Phöniziern bis zu den Containerschiffen um 1980 darzustellen durch kurze Texte sowie Karten mit Schiffskursen, Abbildung zeitgenössischer Schiffsdarstellungen und Historienmalerei des späten 19. Jhs. Die Hanse wurde auf 0,5 S. Text mit 1 Karte abgehandelt. Der Schwerpunkt liegt bei den Seeschlachten von der Armada (1588) bis zum Falklandkrieg (1982).

Technik von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von Ulrich Troitzsch und Wolfhard Weber, (Stuttgart 1987, Unipart-Verlag, 640 S., zahlreiche Abb.). Die gesamte Geschichte der Technik in einem einzigen Band zusammenzufassen, ist ein schwieriges Unterfangen, bei dem man über die Auswahl des unbedingt Wichtigen leicht unterschiedlicher Meinung sein kann. Zum Thema Schiffbau und Schifffahrt bringt der vorliegende Sammelband zwei eigene Kapitel: Ernst Fahmüller, *Schiffbau im Altertum* (74–77) und Arnold Kludas und Lars Scholl, *Die Seeschifffahrt im 20. Jahrhundert* (476–495). Die relativ üppige Bebilderung (1 Hafenkran, 7 Schiffsdarstellungen) darf nicht darüber hinwegtauschen, daß der Schiffbau und die Navigations- und Hafentechnik des Mittelalters mit weniger als 1 S. Text in dem Abschnitt *Die Technik des Mittelalters* (Achatz v. Müller und Karl-Heinz Ludwig) in ihrer globalen Bedeutung gar nicht erkannt worden sind. Erst der auf diesen Gebieten im Mittelalter erreichte Fortschritt machte die anschließende Europäisierung der Erde möglich! Demzufolge hängt auch der Abschnitt Schiffbau (217–219) im Kapitel *Die Entwicklung der Technik vom späten 16. Jh. bis zum Beginn der industriellen Revolution* (Ulrich Troitzsch) in der Luft, so daß der Leser die entscheidenden Sachverhalte (Erfindung der Geschützpforte, Dreimaster als Regelschiff, Entwicklung der Navigationstechniken, Ablösung des Kolderstocks durch das Rad u.a.m.) überhaupt nicht erfährt. Erst der Abschnitt „Beginn und Entwicklung der Dampfschifffahrt“ (283–291) in dem Kapitel *Die industrielle Durchdringung* (Wolfhard Weber) leitet dann mit präziser Information zu dem oben genannten eigenen Kapitel fürs 20. Jh. über.

Océans des hommes. Une exposition du Musée de la Marine et de la Bibliothèque nationale (Paris 1987, 94 S.). Katalog einer Ausstellung, welche die Entwicklung der Schifffahrt von der Antike bis zu den Entdeckungsfahrten der Zeit um 1800 (Cook, Lapérouse, Dumont d’Urville) darstellt. Beschreibung aller 535 Exponate. – Françoise Bellec, *Océan des hommes* (Rennes 1987, Ouest France, 236 S., zahlreiche Abb., z.T. in Farbe). Begleitpublikation zu der oben genannten Ausstellung. Die Darstellung der antiken und mittelalterlichen Mittelmeerschifffahrt sowie die der Schifffahrt der keltischen Veneter um 50 vor Chr., der Wikinger und der Hanse bilden das Vorspiel für das Hauptanliegen des Buches, das zeigen will, wie im Laufe der frühen Neuzeit alle Weltmeere von den Schiffen des Abendlandes befahren werden.

Walter Studer, *Zur Rumpfausbildung in der Kunst und Technik des Schiffbaus und der Seefahrt* (Zürich 1986, Zentralstelle der Studentenschaft, 385 S., 93 Abb.). Diese als Dissertationsdruck vorgelegte Züricher Doktorarbeit ist die geistreichste Arbeit, die seit langer Zeit zur abendländischen Schiffbaugeschichte geschrieben wurde. Daran ändert auch nichts die längst überholte Vorstellung von einer einlinigen Schiffbauentwicklung von Ägypten über Griechenland und Rom zum abendländischen Großsegler der frühen Neuzeit, die Vf. nötigt, „aktive Hauptphasen“ der Entwicklung von solchen des Niedergangs ablösen zu lassen. Und da nach dieser (unrichtigen) Voraussetzung der Schiffbau des Mittelalters als „verhinderte Entwicklung“ gesehen wird, findet man ihn außer in verstreuten Bemerkungen nur kurz auf S. 144f. abgetan. Aber noch nie ist die Entwicklung des Galions

(d.h. der spezifischen Bugform der Großsegler der frühen Neuzeit) so sorgfältig analysiert und so eingehend begründet worden. Es wird sich zeigen müssen, ob die beiden vom Vf. neu eingeführten Grundbegriffe „Wasserflucht“ des Rumpfes (Vf. führt als Extrembeispiel ägyptische Schiffe an) und „Wasserbündigkeit“ (die Vf. bei den Griechen nur bugwärtig, bei den Römern erstmals bug- und heckwärtig realisiert sieht) sich in der zukünftigen Forschung bewähren. Jedenfalls aber ist hier ein Anstoß gegeben, die Schiffbaugeschichte unter ganz neuen Gesichtspunkten zu betrachten.

Sibylla Haasum, *Från Ormen Långe till bogserbåten Per* (Skep och smide. Artiklar tillägnade Per Lundström, Stockholm 1987, Carlssens Bokförlag, 179–188). Kurzer Abriß über die Namensgebung von Schiffen vom alten Ägypten (um 2680 vor Chr.) bis heute.

Torsten Capelle, *Die Eroberung des Nordatlantik*. Archäologie am Rande des Meeres (Neumünster 1987, Wachholtz Verlag, 163 S., 60 Abb.). Vf. faßt das über 100jährige Bemühen der Archäologie um die Erforschung der frühen Seefahrt auf Nordsee und Nordatlantik zusammen. Die Darstellung spannt den Bogen von den ältesten Bewohnern Skandinaviens (vor ca. 12 000 Jahren) bis zu den erst kürzlich ergrabenen Walfangstationen des 17. Jhs. auf Spitzbergen und gewinnt die neue Sicht der Dinge durch Kombination der Ergebnisse der Siedlungsarchäologie der Küstenorte (wo Vf. sich auf eigene Grabungen und Forschungen stützen kann) mit denen der Schiffsarchäologie (einschl. der Auswertung bildlicher Darstellungen von Schiffen). Eindeutiger Schwerpunkt sind die Fahrten und Siedlungen der Wikinger, wofür es die meisten Vorarbeiten gab. Die gut lesbare Gesamtdarstellung ist in einer ganzen Reihe von Details unscharf, auch wo das vermeidbar gewesen wäre (z.B. fuhr man nie in den niedrigen Kriegsschiffen nach Island, S. 69; Abb. 28 zeigt nicht das in der Unterschrift genannte Grabschrift von Gokstad, sondern ein mittelalterliches Handelsschiff). Besonders schade ist, daß der Unterschied zwischen Küstenschifffahrt vor und Hochseeschifffahrt seit der Wikingerzeit (bei den Iren schon vorher) nicht herausgearbeitet wurde, weil darin der Schlüssel für die Eroberung des Atlantik liegt. Trotz dieser Unschärfen eine sehr anregende Lektüre.

Peter Marsden, *The Historic Shipwrecks of South-East England* (Norwich 1987, Jarrold and Sons Ltd., 32 S., 50 Abb., meist farbig). Vf. ist der Direktor des 1986 durch den Nautical Museums Trust eingerichteten Shipwreck Heritage Centre in Hastings. Er gibt für den interessierten Laien eine sehr präzise, aber dennoch gut lesbare Zusammenfassung über die wichtigsten in Südost-England ausgegrabenen Schiffswracks, die aus der Zeit um 100 vor Chr. Geb. bis zum Zweiten Weltkrieg reichen und auch solche Wracks umfassen, die in der Nähe des Shipwreck Heritage Centre als geschützte Kulturdenkmäler am Strand liegen und bei Ebbe besichtigt werden können. Man bekommt einen guten Überblick über den schiffsarchäologischen Forschungsstand an diesem wichtigen Küstenabschnitt und bedauert nur das Fehlen eines weiterführenden Literaturverzeichnisses.

raakvlakken tussen scheepsarcheologie, maritieme geschiedenis en scheepsbouwkunde, hg. von Reinder Reinders (flevobericht nr. 280, Lelystad 1987, 115 S., 53 Abb., 2 Faltpläne). Nach dem niederländischen Schiffbau-Ingenieur Cornelis Jan Glavimans, der 1822 die erste Schiffsausgrabung in den Niederlanden durchführte, wurde ein Symposium benannt, das von 1985 an Schiffsarchäologen, Schiffahrtshistoriker und Schiffbau-Ingenieure vereinigen soll zur Diskussion gemeinsamer Probleme. Der vorliegende Band legt die 17 Beiträge des 1. Symposiums in Lelystad vor, von denen die ersten beiden den Namenspatron und seinen Schiffsfund (bei Capelle, Brabant) vorstellen (9–14). In den folgenden 3 Abschnitten sind je 4–5 Beiträge zu Schiffen 1. der Römerzeit, 2. des Mittelalters und 3. der Neuzeit zusammengefaßt. – Die Artikel zur Römerzeit (15–37) stellen den Neufund eines flachbodigen Binnenschiffes vor, vergleichen die unterschiedlichen Konstruktionsdetails der bisher ergrabenen Binnenschiffe und versuchen schiffbauliche Normen der Römer herauszuarbeiten. Martin de Weerd (*Maatvoering in pedes monetales en andere nieuwheden bij de bouw van de zogenaamde keltische rijnaken von Zwammerdam*) schließt aus dem Nachweis der Verwendung eines römischen Fußmaßes beim Schiffbau, daß dessen Schiffbautradition nicht einheimisch („keltisch“) sei, sondern mediterran. Den einzigen vorrömischen Schiffsfund Mitteleuropas (bei Laibach) läßt er zwar als Vorläufer der betr. Tradition gelten, hält ihn aber ebenfalls für mediterran, obwohl der Fundort eindeutig im keltischen Kulturbereich liegt. Rez. hält es dagegen für selbstverständlich, daß die in einheimischer Schiffbautechnik geschulten Zimmerleute zur Römerzeit römische Maßeinheiten übernahmen und ihr Handwerk auch sonst römischen Gegebenheiten anpaßten, ohne aber dessen nichtmediterrane Schiffbauprinzipien aufzugeben. – Die Beiträge zu mittelalterlichen Schiffen bedürfen hier besonders sorgfältiger Besprechung: Robert Vlekr, *Van zolderschuit tot kelderschip. De geschiedenis van het „Utrechtse schip“* (39–43), beschreibt die Aufstellung und die Konstruktion des berühmten Schiffsfundes, der durch C 14-Analyse auf 790 ± 40 AD datiert ist. Da ein ganz ähnlicher Fund aber sicher ins 12. Jh. zu datieren ist, versucht Vf. den vorgenannten Schiffsfund ebenso zu datieren und bringt dafür 2 Argumente: Die Kalfatklammern hätten die älteste Form, die sonst im 11.–12. Jh. belegt sei und unter dem Schiff habe Pingsdorfer Keramik gelegen. Da es aber z.Z. keine anderen mitteleuropäischen Schiffsfunde vor dem 11. Jh. gibt, läßt sich nicht beweisen, daß Kalfatklammern vorher nicht vorkommen. Pingsdorfer Keramik beginnt schon vor 850, was sogar eine wichtige Stütze des C 14-Datums ist: Das Utrecht-Schiff wurde bald nach 790 ± 40 gebaut und sank nach 850! – Alexander Luns, *Kogge-Heerkogge: Twee uitingen van één bouwtraditie* (45–48), zeigt anhand von Schriftquellen auf, daß es bis zur 2. Hälfte des 14. Jhs. nicht nur hochbordige Koggen für den Seehandel gab, sondern auch Koggen für Viehtransporte auf Flüssen und vor allem geruderte Heerkoggen mit der für den Riemenantrieb nötigen niedrigen Bordwand. Diese Beobachtungen entsprechen den archäologischen Funden, bei denen die für Koggen typischen Merkmale auch an vielen kleineren Fahrzeugen anzutreffen sind. Dazu gehört auch der oben genannte Schiffsfund von Capelle, der durch darin gefundene rot-weiße Fliesen ca. in die Mitte des 16. Jhs. zu datieren ist. Ron Hulst, *Iconografische aspecten van de „Kogge“* (49–56), untersucht die Stadtsiegel, die nach der schriftlichen Überlieferung Koggen darstellen. Auch er scheidet (zu Unrecht, vgl. HGBll. 97, 1979, 140f.) die Lübecker Siegel aus der Reihe der beglaubigten Koggesiegel aus. Rob Oosting, *De opgraving van het vlak van een kogge bij Rutten* (57–63),

stellt den Neufund einer Kogge vor, die größer gewesen sein muß als die Bremer Kogge und um 1250 zu datieren ist. L.M. Akveld, *Voorlopig verslag van het onderzoek van het 15e-eeuwse Mataró-model* (65–68), berichtet über seine Untersuchungen zur Konstruktion des auf Spanten gebauten Schiffsmodells aus der spanischen Kirche von Mataró (15. Jh.). – Die neuzeitlichen Beiträge betreffen das Wrack eines großen Handelsschiffes vor Scheurrak, für welches das Holz 1655 wohl im Norden oder Westen Deutschlands gefällt worden ist, die schiffsingenieurmäßige Berechnung einer ausgegrabenen modderschouw des 17. Jhs. und eines waterschip, für welches das Holz 1547 gefällt wurde, und schließlich das Schiff Buitenzorg der VOC, das 1759 nahe beim heutigen Abschlußdeich sank. An diesem Beispiel werden die Möglichkeiten und Probleme der Korrelation von archäologischen und schriftlichen Quellen aufgezeigt.

Karl Jüngel, *Schiffmühlen. Eine Flotte, die fast immer vor Anker lag* (Bad Düben 1987, Landschaftsmuseum der Dübener Heide, 96 S., 43 Abb.). Schiffmühlen sind schwimmende Wassermühlen, die je auf einem im Fluß vor Anker liegenden Wasserfahrzeug installiert und von der Strömung angetrieben werden. Sie wurden angeblich erstmals 536 in dem von Ostgoten belagerten Rom durch Belisar eingesetzt und waren in Mitteleuropa bis ins frühe 20. Jh. in Betrieb. Vf. versucht einen Überblick über die Verbreitung und Quellsituation in Mitteleuropa zu geben mit Schwerpunkt auf dem Flußgebiet der Elbe. Die Darstellung der technischen, wirtschaftlichen und sozialgeschichtlichen Probleme beruht vor allem auf Quellen des 16.–19. Jhs. Aber die Konflikte zwischen Schiffmüllern und Schiffen sind so alt wie die Schiffmühlen selber, die stets Hindernisse für die Schifffahrt bildeten. Im Mittelalter wurden diese Konflikte häufig zugunsten der Müller entschieden, weil der Energiebedarf nicht anders zu decken war (wofür Vf. aber keine Beispiele bringt). In der frühen Neuzeit versuchen die Landesherren die Konflikte mit Privilegierungen zu steuern. Nach dem Wiener Kongreß wird der Schifffahrt der Vorrang gegenüber den Schiffmühlen gegeben und das Mühlensterben beginnt.

See- und Flußhäfen vom Hochmittelalter bis zur Industrialisierung, hg. von Heinz Stob (Städteforschung A/24, Köln 1986, 315 S., 103 Abb., 2 Pläne). Der gerade in der Vielfalt seiner Aspekte sehr nützliche und anregende Sammelband legt vor allem die Beiträge jenes Kolloquiums vor, das 1979 im herausgebenden Institut zum Thema vorgetragen worden waren, ergänzt um einige zusätzliche Arbeiten. Schade nur, daß der Unterschied zwischen See- und Flußhäfen nirgends herausgearbeitet wurde. Das Spezifische der letzteren wird überhaupt nicht deutlich, da der einzige Beitrag nur zu Flußhäfen eine technische Einrichtung behandelt, die zuerst in Seehäfen entwickelt wurde: Michael Matheus, „*Accipio, trado, quodlibet expedio*“: *Flußhäfen und ihre Hebewerke* (80–127). Auch an der vom Hg. dargestellten Abhängigkeit städtischer Wachstumsvorgänge von den Hafensituationen wird dieser Unterschied nicht deutlich (*Über Wachstumsvorgänge und Hafenausbau bei hantischen See- und Flußhäfen im Mittelalter*, 1–65). Dies ist der tragende Artikel des Bandes, der die entscheidenden Bezugspunkte für nahezu alle anderen Beiträge liefert. Schade nur, daß durch den öfter (S. 4f., 35, 37) bemühten Gegensatz zwischen Langschiff und Breitschiff (= veralteter Forschungsstand vor Ausgrabung der Skul-

delev-Schiffe 1962) die Schiffe als Voraussetzung für die Hafententwicklung gerade in ihren Anfängen falsch beurteilt werden. Die besonderen juristischen Probleme der Schifffahrt, die in den Häfen jeweils gelöst werden mußten, stellt Klaus Wolter dar: *Die rechtliche Behandlung von Reisenotlagen und Schiffskollisionen in den älteren See-, Schifffrechten Lübecks und Hamburgs und im hansischen Seerecht* (67–87). Die drei Beiträge widmen sich den konjunkturellen Booms und Flauten von Häfen: Marc Ryckaert, *Brügge und die flandrischen Häfen vom 12. bis 18. Jahrhundert* (129–139); Hermann Kellenbenz, *Aufstieg und Krise des Hafens Antwerpen bis 1650* (141–159); Hermann de Buhr, *Konjunktur und beginnender Niedergang einer Hafenstadt. Emden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (161–174). Zehn neugegründete Hafenstädte mit geometrischem Grundriß des 17. Jhs. stellt Helge Gamrath vor, *Hafenbauten und Hafenbetrieb in den Städten König Christians IV. von Dänemark* (175–192), läßt aber alle Angaben zum Hafenbetrieb vermissen. Speziell dem Hamburger Hafen sind 2 Beiträge unter sehr unterschiedlichen Aspekten gewidmet. Rolf Sprandel *Der Hafen von Hamburg* (193–210), arbeitet in einem generellen Überblick die Topographie und Organisation, die Schiffsfrequenz, die Größe der Heimatflotte und die Entwicklung des Werftgewerbes heraus. Jörgen Bracker dagegen beleuchtet an dem Einzelfall eines kurz nach dem Auslaufen aus Hamburg untergegangenen Schiffes mit archäologischen Quellen den Hamburger Hafenbetrieb des späten 16. Jhs.: *Ein Wrackfund aus der Elbe bei Wittenbergen* (229–260). Rainer Postels Beitrag *Zur Entwicklung der hansestädtischen Hafen- und Schifffahrtsverwaltung* (211–227) stellt für Bremen, Hamburg und Lübeck bis zum 18. Jh. einen häufig vernachlässigten organisatorischen Aspekt der Hafengeschichte dar. Mit seinem Überblick über *Die Entwicklung der Häfen an der Unterweser* (261–289) schlägt Herbert Schwarzwälder schließlich die Brücke von den Anfängen Bremens bis zu der im Buchtitel versprochenen Industrialisierung, wobei die Quellen vor dem späten Mittelalter allerdings sehr dürftig fließen. Den Schluß bildet Hansjoseph Maierhöfer mit einem Artikel über *Die Entwicklung des Kriegshafens Wilhelmshaven* (291–308), den man aber erst richtig versteht, wenn man sich die nicht abgebildeten Hafenpläne aus einer anderen Publikation danebenlegt.

Hans-Joachim Luttermann, *Blüsen, Baken, Feuertürme* (Rostock 1986, Hinstorff-Verlag, 80 S., 87 Abb.). Kurzer Überblick über die Entwicklung der Leuchttürme vom antiken Mittelmeerraum bis zum ersten kernkraftgetriebenen Leuchtturm (Tallin 1970) mit weiterführender Literatur. Während die Angaben über die antiken und modernen Leuchttürme durchweg verlässlich sind, stimmt nichts (!) für die der Hanse: „Kohlen waren als Brennmaterial für die Blüsen . . . in Deutschland ab 1113 bekannt“ (16). Tatsächlich wurden aber die ersten Blüsen in Deutschland erst im 17. Jh. errichtet. Die angeblichen Leuchttürme des 13. Jhs. im Bereich der Hanse waren tatsächlich entweder Wehrtürme (Neuwerk) oder unbefeuerte hölzerne Baken an den Hafenzufahrten. Der tatsächliche Beginn der Befuerung dieser Baken an der Ostseeküste lag erst im frühen 14. Jh., wird aber von Vf. nicht erkannt. Die für diese neue Befuerung verwendete Laterne wird zwar abgebildet, aber fälschlich als „Feuerkorb“ bezeichnet (42). Der einzige erhaltene Leuchtturm der Hanse (Travemünde 1539) wird gar nicht erwähnt.

Denkmalschutz an Bauten der Schifffahrtsgeschichte (Bremerhaven 1987, Wirtschaftsverlag NW, 111 S., 51 Abb.). Dieser Sammelband veröffentlicht in überarbeiteter Form die Vorträge, die auf einer Fachtagung zum Thema 1986 im Deutschen Schifffahrtsmuseum in Bremerhaven gehalten wurden, und die in erster Linie die Bauten des Industriezeitalters betreffen. Am umfassendsten greift Rolf Onnen mit seinem Beitrag zu den Problemen der Erhaltung historischer Sielanlagen in Ostfriesland (29–38) in die vorindustrielle Zeit zurück. Auch Dirk J. Peters geht in seinem Grundsatzartikel über die Bauten der Seeschifffahrt an der deutschen Nordseeküste (21–28) u.a. auf diese Sielhäfen ein, aber ebenso auch auf den Eiderkanal von 1777–84. Der Beitrag von Axel Föhl über Erfassung und Schutz schiffbautechnischer Denkmale im Rheinland (83–91) behandelt zwei vorindustrielle Kanalprojekte zur Verbindung von Rhein, Maas und Schelde, nämlich die „fossa Eugeniana“ von 1626 und den 1810 begonnenen „Grand Canal du Nord“ und behandelt dann preußische Hafen- und Kanalbauten. Gerade die genannten älteren Zeugen der Schifffahrtsgeschichte sind in ihrem Bestand besonders stark gefährdet.

Gad Rausing, *Prehistoric Boats and Ships of Northwestern Europe* (Lund 1984, CWK Gleerup, 144 S., 45 Abb.). Ausgehend von den Schiffsdarstellungen der bronzezeitlichen Felsbilder Skandinaviens versucht Vf. anhand von Bootsfunden und weiteren bildlichen Darstellungen die Entwicklung der für Nord- und Ostsee geeigneten Wasserfahrzeuge nachzuzeichnen. Viele Einzelbeobachtungen sind neu und beherzigenswert. Aber es gelingt ihm nicht, das sehr heterogene Quellenmaterial so zu ordnen, daß einsichtige Entwicklungen erkennbar werden. Die kontinentale Forschung, die in dieser Umschau seit über einem Jahrzehnt für weiterführende Arbeiten erschlossen wird, hat er übersehen und den entscheidenden Neuansatz von G. Timmermann in der Beurteilung der Felsbild-Schiffe (vgl. HGBll. 100, 1982, 156 f.) hat er zwar zitiert, aber nicht einmal diskutiert, geschweige denn ausgewertet.

In den Archäologischen Nachrichten aus Baden, Heft 38/39, 1987, werden zwei wichtige datierte Neufunde zur Geschichte des Einbaumes veröffentlicht, und zwar ein 33 cm langes Einbaum-Modell („Spielzeugschiff“?) der Horgener Kultur (um 3350–2864 vor Chr.) aus Sipplingen am Bodensee (M. Kolb, *Die Ufersiedlung der Horgener Kultur bei Sipplingen*, 67–74) und ein 3,94 m langer Einbaum des späten 15. Jhs. aus dem Steißlinger See (A. Billamboz und H. Schlichtherle, *Ein Einbaum aus dem Steißlinger See*, 88–91).

Cross-Channel trade between Gaul and Britain in the Pre-Roman Iron Age, hg. von Sarah Macready und F.H. Thompson (London 1984, Society of Antiquaries, 114 S., 26 Abb.). Sammelband mit den Beiträgen eines von der genannten Society durchgeführten Seminars zum Thema. Aus den wenigen Angaben aus den Schriftquellen und der Auswertung zahlreicher archäologischer Funde ergibt sich ein differenziertes Bild vom Schiffsverkehr über den Kanal zwischen der Bretagne im Westen und dem Rhein im Osten.

Olaf Höckmann, *Römische Schiffsverbände auf dem Ober- und Mittelrhein und die Verteidigung der Rheingrenze in der Spätantike* (Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 33, 1986, 196–416 und Taf. 50–52). Vf. zeigt erstmals auf, daß nach der Aufgabe der Germanenkriege (16. n. Chr.) für die Überwachung und Verteidigung der Rhein-Donau-Grenze eine „Flußmarine“ gebildet wurde, arbeitet die verschiedenen „Marinestützpunkte“ heraus und zeichnet die Geschichte dieses Heeresteiles mit den erkennbaren Veränderungen in seiner Organisation bis zu seiner Aufgabe im frühen 5. Jh. nach. Diese Arbeit korrigiert unsere bisherigen Vorstellungen von Aufgabe und Struktur des römischen Grenzheeres in dem entscheidenden Punkt der bisher vernachlässigten, auf dem Wasser operierenden Einheiten.

D.M. Goodburn, *Medmerry: a reassessment of a Migration Period site on the south coast of England, and some of its finds* (IJNA 16, 213–224). 1934 ist an der Küste von Sussex eine Siedlung des 8.–9. Jhs. freigespült worden. Vf. teilt die dabei gemachten Beobachtungen und gesammelten Funde mit, unter denen das eichene Plankenfragment eines geklinkerten Kielbootes deshalb von größtem Interesse ist, weil für die Klinkernähte Holznägel verwendet worden sind. Vf. weist noch zwei weitere englische Funde derselben Periode nach, so daß diese Technik also nicht nur – wie bisher nachgewiesen – bei den Slaven an der Ostseeküste üblich war, sondern auch bei den Angelsachsen. Im übrigen belegen die Funde unterschiedliche Nutzungen der Wasserfahrzeuge, u.a. zum Fischfang und Transport von Mühlsteinen, die aus dort anstehendem Fels gewonnen wurden. Bei der Dendro-Datierung muß ein Irrtum unterlaufen sein: der Splint von Eichen umfaßt niemals über 50 Jahresringe, sondern allenfalls 20 ± 5 , so daß das betr. Fälldatum zwischen 770 und 780 gelegen haben muß. D. E.

St. Brandans wundersame Seefahrt. Nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. Germ. 60 hg., übertragen und erläutert von Gerhard E. Sollbach (Frankfurt a.M. 1987, Insel Verlag, 190 S., 16 Taf.). – Die wahrscheinlich aus dem frühen 10. Jh. stammende „*Navigatio Sancti Brandani*“ mit all ihren Ausläufern, den lateinischen und volkssprachlichen Vers- und Prosabearbeitungen gehört zu den am weitesten verbreiteten Texten des Mittelalters. Dem historischen irischen Heiligen des 5. Jhs. wird hier eine wirklich wundersame Fahrt auf dem Atlantischen Ozean zugeeignet, die in einem – allerdings befristeten – Aufenthalt im Paradiese gipfelt. Vorchristliche irische Schiffermärchen haben die Erzählung ebenso beeinflußt wie (teils apokryphe) christliche Traditionen und die typisch irische Art der Frömmigkeit, die peregrinatio. Der Text ist aber weit mehr als nur ein mittelalterliches Erbauungsbuch; vor allem die späten, fast säkularisierten Traditionen, zu denen als ausführlichste deutsche Version die hier erstmals (!) herausgegebene älteste deutsche Fassung gehört, sind zumindest in die Nähe von mittelalterlichen Reisebeschreibungen zu setzen und also auch für Schiffahrtshistoriker von Interesse. Nicht von ungefähr ist der Stoff gerade in Küsten- und Hansestädten, namentlich an der Ostsee, weit verbreitet gewesen. Dem Hg. ist eine zuverlässige, gut eingeleitete und annotierte Ausgabe der wichtigen, um 1460 entstandenen Handschrift zu danken, die erfreulicherweise gleichermaßen auf modernistische Adaption oder

Nacherzählung verzichtet wie auf „Wiedergewinnung einer (ja nur in der Vorstellung des entsprechenden Bearbeiters bestehenden) Fassung, die „als geistiger Besitz deutscher Volkheit in der hohen gotischen Zeit“ reklamiert wurde (R. Benz in seiner Bearbeitung „Sanct Brandans Meerfahrt“, Jena 1927, S. 79; vgl. Sollbachs Ausgabe S. 109). Die hier anzuzeigende Ausgabe bietet den handschriftlichen Text in getreuem Abdruck und – gegenübergestellt – eine Übersetzung ins Neuhochdeutsche, die auf literarische Ambitionen verzichtet und deren Ziel wörtliche und sachliche Genauigkeit ist. Schon allein diesen Text greifbar gemacht zu haben, ist verdienstvoll. Ausdrücklich zu begrüßen ist ferner, daß Vf. in einer ausführlicher als bei vergleichbaren Editionen geratenen Einleitung den im großen und ganzen gelungenen Versuch unternimmt, dies bedeutende Werk in seinen Traditionen, Inhalten, Bezügen, Aussagemöglichkeiten usw. darzustellen. Der Vielzahl der überlieferten Fassungen stellt sich in der Forschung eine große Zahl von Interpretationen würdig an die Seite, deren wichtigste Aspekte diskutiert werden. Der historischen Person St. Brandan, dem „Verfasser“ der Navigatio, der Idee der christlichen Mönchs-Odyssee, der Verbreitung, Wirkung und Umdeutung des Stoffes, dem Einfluß älterer, vorchristlicher Traditionen und mittelalterlichen Volksglaubens werden Abschnitte gewidmet, und nicht zuletzt werden unter dem Titel „St. Brandan: Ein Vorläufer von Christoph Kolumbus?“ relativ ausführlich schiffahrts- und entdeckungshistorische Thesen erörtert. In St. Brandans Fahrt ist ja wegen vieler auf den Nordatlantik sich beziehender (oder vermeintlich sich beziehender) Angaben wiederholt als Kern eine in der Überlieferung entstellte vorwikingische Entdeckung Amerikas vermutet worden, und T. Severin hat Ende der 70er Jahre in einem nachgebauten irischen Lederboot (curragh) die Fahrt nach Amerika „wiederholt“, um diese These zu beweisen. Nur kann man mit solchen Unternehmungen, wie Vf. richtig anmerkt – und das gilt für fast alle Beweise der sog. experimentellen Archäologie – nur Möglichkeiten beweisen, nicht, daß es auch tatsächlich so gewesen ist. – Durchweg abgewogene Urteile des Vfs. (wenn man von gelegentlichen Ausnahmen absieht, wie etwa der Behauptung, das irische Lederboot stehe in bezug auf Seetüchtigkeit den Wikingerschiffen nicht nach) geben dem Leser eine verlässliche Wegleitung durch das Labyrinth der Probleme, die mit diesem Text zusammenhängen. In der Schlußfolgerung allerdings, man solle in diesem Text nicht mehr sehen als ein „typisch mittelalterliches Erbauungsbuch“ (87), kann ich mit dem Vf. nicht ganz einig sein. Vf. weist selbst zu recht darauf hin, daß die Legende „Elemente der Realität und geographischen Konkretheit“ enthält (S. 86); und wenn man auch keinesfalls so weit gehen darf, sie als „eine Art mittelalterlicher Reiseführer für Transatlantikfahrten zu sehen“ (S. 87), so ist doch – vergleichbar etwa mit Mandevilles Reisebeschreibung – ein gut Stück geglaubter geographischer Realität dabei, worauf nicht zuletzt auch die Verbreitung in Küstengebieten deutet. Die „Welt als Zeichen der Größe Gottes“ verlangt zwar nach einer Interpretation in der Art des mehrfachen Schriftsinns; das verbietet aber keineswegs Versuche, die mitgeteilten Fakten mit Konkretem zu verbinden. In diesem Sinne scheint trotz allem Wunderbaren und Symbolischen auch St. Brandans Meerfahrt ein Stück weit „Erdkunde“ zu sein, allerdings eben in mittelalterlicher Weise. – Die gute Edition ist allen angelegentlich zu empfehlen, die sich mit dem geistigen Hintergrund der mittelalterlichen Seefahrt auseinandersetzen haben. *U. Schnell*

F. Donald Logan, *Die Wikinger in der Geschichte*. Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Oeser (Stuttgart 1987, Philipp Reclam jun., 269 S., 22 Abb.) – An Veröffentlichungen über die Wikinger besteht kein Mangel. Das hier anzuzeigende Buch des Bostoner Geschichtsprofessors verdient jedoch Aufmerksamkeit. Wenn auch der Ansatz, die Wikinger nicht in erster Linie aus dem Blickwinkel der von ihnen Angegriffenen zu betrachten, sondern vom Norden selbst her, nicht gar so neu ist, wie Vf. glauben machen möchte, enthält das Werk doch eine ganze Reihe neuer und bedenkenswerter Überlegungen. Es ist manchmal geradezu erfrischend, wie „heilige Kühe“ nationaler Geschichtsschreibungen „geschlachtet“ werden. Vf. geht überwiegend von Schriftquellen aus, archäologisches Material, das häufig herangezogen wird, hat weitgehend unterstützende Funktion. In sieben Kapiteln und einem Epilog (plus Literaturverzeichnis und Register) wird das gesamte zeitliche und räumliche Aktionsfeld der Wikinger vom späten 8. bis zum 11. Jh. und vom Kaspischen Meer bis nach Amerika dargestellt. Besondere Bedeutung gewinnt dabei die wikingische Westexpansion nordbrit. Inseln – Färöer – Island – Grönland – Vinland/Amerika. Hier ist die materielle und methodische Voraussetzung (Schiff und Navigationskunst) zu knapp und eher zu undifferenziert dargestellt; es gab z.B. nicht nur das Segeln nach Breitengraden. Auch sonst sind einige Unkorrektheiten im Detail festzustellen: Es geht z.B. nicht an, die isländischen Sagas und Skalden pauschal ins 13. Jh. zu setzen. Auch ist der Norweger Helge Ingstad nie Gouverneur auf der dänischen Insel Grönland gewesen, sondern Sysselman auf Svalbard (Spitzbergen). – Leider hat die deutsche Ausgabe vermeidbare Schwächen hinzugefügt. Der Übersetzer ist des Altnordischen offenbar nicht mächtig, und so wimmelt es in den betreffenden Passagen von falschen Genera und falschen Pluralbildungen. Weiter fehlt dem Übersetzer die Vertrautheit mit dem maritimen Milieu: Der Mast eines Wikingerschiffes stand, von einem mächtigen Kielschwein gehalten, in einer Mastspur, nicht in einer Hüsing, denn das ist eine dünne Leine aus drei Fäden; das Steuerruder wurde an einer Art Knopf befestigt, nicht an einer „Warze“. Als weiteren Schwachpunkt enthält das Literaturverzeichnis als Sekundärliteratur nur englischsprachige Titel, in die drei (!, von 101) deutsche hineingestreut sind. Trotz der Kritik ist das Buch eine interessante, teils eigenwillige Einführung in den Gegenstand. U. Schnell

Ole Crumlin-Pedersen, *Aspects of Wiking-Age Shipbuilding in the Light of the Construction and Trials of the Skuldelev Ship-Replicas „Saga Siglar“ und „Roar Ege“* (Journal of Danish Archaeology 5, 1986, 209–228). Vf. beschreibt seine Erfahrungen beim Nachbau der beiden wikingerszeitlichen Handelsschiffe von Skuldelev (Nr. 1 und Nr. 3). Dabei gibt er auch den rekonstruierten Querschnitt des bisher größten Frachtschiffes der Wikingerzeit wieder, von dem Teile in Haithabu ausgegraben worden sind und dessen Tragfähigkeit Vf. auf ca. 38 t schätzt.

Erik Nylén, *De vikingatida seglen* (Skepp och smide. Artiklar tillägnade Per Lundström, Stockholm 1987, Carlssons Bokförlag, 75–88). Erster ganz an den überlieferten bildlichen Darstellungen Skandinaviens ausgerichteter Versuch, das (Kriegsschiff-)Segel der Wikingerschiffe zu rekonstruieren.

Erik Nylén, *Vikingaskepp mot Miklagård* (Borås 1987, Carlssons, 264 S., zahlreiche Abb.). Vf. beschreibt seine Fahrt mit einer 10-köpfigen Besatzung in der Nachbildung eines auf Gotland gefundenen Wikingerschiffes von nur 8 m Länge über die Ostsee (vgl. HGBll. 104, 1986, 153) und dann in 145 Tagen von der Weichselmündung nach Istanbul (= Miklagård der Wikinger). Da für die Fahrt auf den russischen Strömen keine Genehmigung gewährt wurde, wählte man die Route von Weichsel und San über die Karpathen (Duklapass, ca. 300 km Landstrecke) zur Theiss und Donau, dann noch einmal 150 km über Land ans Schwarze Meer und weiter nach Istanbul. Auf den insgesamt 450 km Landstrecken zog man das Boot (meist mit Menschenkraft) auf einem zweirädrigen hölzernen Trailer, was leichter ging als erwartet (insgesamt 21 Tage). Es wurden sehr nützliche Erfahrungen gewonnen zur Rekonstruktion der Wikingerfahrten nach Byzanz.

Erik Wahlgren, *The Vikings and America* (London 1986, Thames and Hudson, 192 S., 103 Abb.). Darstellung der Fahrten der Wikinger nach Grönland und Amerika mit Diskussion der verfügbaren schriftlichen und archäologischen Quellen (einschließlich der Fälschungen).

Christer Westerdahl, „*Et sät som liknar them uti theras öfriga lefnadsart*“ – *Om äldre samiskt båtbygge och samisk båthantering* (Skrifter utgivna av Johann Nordlander – sällskapet Nr. 11, Umeå 1987, 117 S., 59 Abb.). Vf. hatte sich bereits durch mehrere Arbeiten als ausgezeichnete Kenner der sog. „genähten“ Boote (bei denen die Planken miteinander verschnürt sind) erwiesen, bevor er hier die archäologischen und ethnographischen Quellen zu diesem Bootsbau der Samen (= Lappen) und ihrem Umgang mit Booten übersichtlich zusammenstellte und sorgfältig kommentierte. Eine unentbehrliche Grundlage für alle weiteren Forschungen.

Arne Emil Christensen, *A mediaeval ship model* (IJNA 16, 1987, 69 f.), weist den englisch sprechenden Leser auf das von Wolfgang Steusloff publizierte Koggemodell der Zeit um 1400 aus Ebersdorf/Karl-Marx-Stadt hin (vgl. HGBll. 101, 1983, 172; 102, 1984, 167) und interpretiert den gebogenen Vordersteven als Spätform am Übergang zur Konstruktion des Holk. Heinsius hat aber diese Form bereits für das 13. Jh. als typisch für die südwestliche Ostseeküste herausgestellt (vgl. HGBll. 105, 1987, 107).

Jerzy Litwin, *Unikatowe modele statków średniowiecznych w zbiorach muzeum narodowego w Gdańsku* (Gdańskie studia Muzeale 4, 1985, 116–121, 7 Abb. auf S. 236–238; engl. Zusammenfassung). Vf. veröffentlicht zwei schiffsförmige Behälter des Nationalmuseums in Danzig. Einer von ihnen besteht aus vergoldetem Kupferblech in der Form eines Holk des frühen 15. Jhs. Der andere Behälter wurde 1930 am Lebasee angefertigt zum Aufbewahren von Köderfischen und gibt ein koggeförmiges Fahrzeug wieder.

Timothy O'Neill, *Merchants and Mariners in Mediaval Ireland* (Dublin 1987, Irish Academic Press, 164 S., 28 Abb.). Vf. arbeitet vor allem die wirtschaftlichen Grundlagen für den Export und Import von Gütern und ihren Wandel in der behandelten Zeit zwischen 1300 und 1500 heraus. Der Darstellung der Handels- und Fischereifahrzeuge, der Seeleute, der Navigation und Seekarten sowie der Piraterie vor Irlands Küsten widmet er die letzten 23 Seiten.

Thomas Wolf, *Tragfähigkeiten, Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse: vornehmlich im Spiegel Revaler Quellen* (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte N.F. 31, Köln-Wien 1986, 246 S.). In dieser Marburger Dissertation (vgl. HGBll. 105, 1987, 212) arbeitet Vf. im 1. Teil die methodischen Grundlagen zur Berechnung der Schiffsgrößen (in unseren heutigen Maßen) nach spätmittelalterlichen Schriftquellen auf. Angesichts der verwirrenden Fülle mittelalterlicher Maßeinheiten mit unterschiedlichsten Geltungsbereichen ist allein das ein wichtiger Fortschritt der Forschung, auf den jeder zurückgreifen muß, der fortan aus der schriftlichen Überlieferung Größenangaben von Schiffen ableiten will. Vf. selbst hat seine Erkenntnisse angewandt und das Ergebnis schließlich mit Angaben aus Danzig, Lübeck und Hamburg verglichen. Zahlreiche Tabellen im Text und Anhang führen dem Leser das jeweilige Spektrum der Größen und Fahrbereiche der Reval anlaufenden Schiffe und die Zusammensetzung ihrer Ladungen vor Augen. D. E.

Detlev Ellmers, *Gli arsenali delle città anseatiche* (in: Ennio Concina, *Arsenali e città nell' Occidente europeo*, 1987, 199–203, 2 Abb.), zeigt auf, wie einfach und wenig aufwendig die Werftgebäude für die Schifffahrt der Hanse waren. Im Zusammenhang des Bandes wird deutlich, welche Unterschiede hierin in dieser Zeit zwischen nördlichem Europa und mittelmeerischem Raum bestanden.

H.-W. Kewelch

Das große, auf sieben Bände und einen Ergänzungsband angelegte Quellenwerk zur Entdeckungsgeschichte *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion* (hg. von Eberhard Schmitt, München, C.H. Beck) wurde mit zwei Bänden fortgesetzt: Bd. 1: *Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion* (hg. von Charles Verlinden und Eberhard Schmitt (München 1986, 450 S., 15 Ktn., 19 Abb.) und Bd. 3: *Der Aufbau der Kolonialreiche* (hg. von Matthias Mayn, Manfred Mimler u.a., München 1987, 624 S., 13 Ktn., 32 Abb.). – Ziel der Edition ist es, die gesamte Epoche der europäischen Expansion vor dem Zeitalter des Imperialismus in Grundzügen darzustellen und jeweils durch übersetzte und kommentierte Quellen zu erhellen. Der erste Band umfaßt das Jahrtausend, in das die Wurzeln der Aktivitäten des sog. Zeitalters der Entdeckungen zurückreichen (von ca. 500 bis ca. 1500). In sieben Hauptkapiteln wird der Bogen geschlagen von „Mythen, Fabelstoffe(n) und Kenntnisse(n) der Europäer über Inseln im Westen jenseits der Säulen des Herkules“ über Kenntnisse des Orients, wirtschaftliche und soziale Kräfte im Mittelmeerraum, kuriale Expansionspolitik, rechtliche und administrative Techniken bis zu Berichten über Afrika und die amerikanischen

Hochkulturen vor Kolumbus. Dabei wird, dem Charakter der unterschiedlichen mittelalterlichen Nachrichten entsprechend, ein überaus buntes Bild entworfen, das alle Stufen vom fabelhaften Bericht bis zu nüchternen Mitteilungen durchläuft. Fast stets führen die knappen, doch präzisen Einleitungen gut in den Wert der Dokumente ein und stellen sie in die richtigen Zusammenhänge. Während der 1984 erschienene 2. Band den eigentlichen Entdeckungsfahrten und -zügen gewidmet ist, stellt der dritte Band den Aufbau der Kolonialreiche von ca. 1500 bis zur Mitte des 18. Jhs. dar. Die vier Kapitel „Das koloniale Interesse“, „Festsetzung und Landnahme in Übersee“, „Auswanderung und Siedlungspolitik“ und „Mission und Kirche“ sprechen Verhältnisse an, die sonst im Interesse weit hinter den mehr oder weniger spektakulären Fahrten, Reisen und Eroberungszügen zurücktreten. Eine ganze Reihe bisher praktisch unbekannter Dokumente (z.B. die päpstlichen Bullen zur Kolonialpolitik) werfen neues Licht auf dieses Kapitel der Geschichte. Die Quellenauswahl ist im großen und ganzen so gehalten, daß alle wichtigen Aspekte hinlänglich dargestellt werden. Mit leichten Schwankungen erreichen Kommentare und Übersetzungen ein beachtliches Niveau und erfüllen den Anspruch, den die Herausgeber an ihr Werk stellen (und der Benutzer ebenfalls stellen muß). Die Edition verspricht, ein überaus nützliches und auch anregendes Hilfsmittel zur weiteren Erforschung der europäischen Expansion zu werden, die ja die Welt tiefgreifend verändert hat und eine größere Aufmerksamkeit der Forschung verdient hätte. Diese „Eroberung der Erde“ durch die Europäer wäre ohne Fortschritte in der Schifffahrt allerdings nicht möglich gewesen, so darf man aus der Sicht des Schifffahrtshistorikers besonders gespannt sein auf den Ergänzungsband „Schifffahrt, Seeleute und Leben an Bord im Zeitalter der großen Entdeckungen“. – Leider wird das Niveau doch nicht überall gehalten. Ein besonders ärgerliches Negativ-Beispiel sind die Kap. I 2–4 in Bd. 1, in denen die Entdeckungen Islands, Grönlands und Amerikas (Vínlands) durch Iren und vor allem Nordleute dokumentiert werden. Angesichts des Anspruchs der Edition und der Tatsache, daß die entsprechenden Texte gut ediert und relativ gut übersetzt vorlagen, kann man diese von Hans Biedermann und Karl A. Wipf zu verantwortenden Abschnitte nur als katastrophal bezeichnen: Es beginnt schon in der Kapiteleinleitung (S. 23 Z. 3): Isl. bók (= Buch) ist feminin. Und nicht nur die hier genannte Sturlubók (= Buch des Sturla) nennt Naddodd unter den nordeuropäischen Entdeckern Islands, sondern auch die Hauksbók (= Buch des Haukr), und beide, Hauksbók wie Sturlubók (um 1270/80, nicht 1250!) sind verschiedene Versionen desselben Textes, der Landnámabók (= Landnahmebuch), was nicht mitgeteilt wird. Ferner zählt nicht nur der Mönch Theodricus einen Floki unter die Entdecker, sondern auch die Landnámabók in beiden genannten Fassungen. Für die Tatsache, daß Island um 930 größtenteils besiedelt war, muß man nicht auf den wenig hilfreichen Kompilationsband Felix Genzmers „Germanische Seefahrt und Seegeltung“ von 1944 verweisen, sondern es gibt bessere und leicht zugängliche neuere Literatur (z.B. Hans Kuhn, in: ZfdA 97, 1968, 107 ff.). Überhaupt ist die Auswahl der Literaturangaben völlig unverständlich: Durch die vom Gesamtherausgeber gewünschte Beschränkung auf im Regelfall deutsche, englische oder französische Sekundärliteratur fallen zwar fast sämtliche skandinavische Arbeiten hier aus (!), doch fehlen auch viele grundlegende Werke in den drei vorgegebenen Sprachen, z.B. Arbeiten von G.J. Marcus, A. Binns, Einar Ól. Sveinsson, Hans Kuhn, P. Sawyer, T. Oleson, Gwyn Jones, A.W. Brøgger, H. Arbmann, J. Brønd-

sted und H. Ingstad, der immerhin das bisher umfangreichste, auch auf englisch erschienene Werk über die Entdeckung Grönlands verfaßt hat. Dafür wird Inge Langenbergs unzulängliches *Vínlandbuch* (vgl. HGBll. 96, 1978, 164) als „mit erschöpfender Bibliographie“ versehen angeführt, obwohl diese Bibliographie alles andere als ausgewogen, geschweige denn erschöpfend ist. Als *Landnámabók*-Text wird die nicht verbesserte Übersetzung aus der Sammlung Thule genommen und dabei als ursprachige Fassung die *Sturlubók* genannt, obwohl die Thule-Übersetzung die *Sturlubók*-Version mit Passagen aus der *Hauksbók* mischt. Schließlich wird der Urtext – um allem die Krone aufzusetzen – auch noch fälschlich Snorri Sturluson zugeschrieben. S. 27 ff. folgt ein Text zur Entdeckung Grönlands ohne Herkunftsangabe in der Überschrift. Es ist eine Passage aus der *Grœnlendinga saga* (der Geschichte von den Grönländern), wird aber im Quellennachweis angeführt als „Aus: (. . .) *Eyrbyggja saga*“ (eine auf Island spielende Geschichte). Mit dem Hinweis auf R. Hennigs 1944–56 in 2. Aufl. erschienene „*Terrae incognitae* . . .“ wird behauptet, in der neueren (!) Forschung werde der keltische Anteil an der Besiedelung Islands nicht mehr so hoch angesetzt wie früher. Da kommen Jón Steffensen (1964) u.a. zu ganz anderen Ergebnissen! Obwohl es auch bei dem wichtigen *Vínland*-(Amerika-)Text in diesem Stile weitergeht, breche ich hier ab. Ich bin mir bewußt, daß diese Heraushebung eines völlig mißlungenen Teiles der Gesamtedition nicht gerecht wird. Gerade deshalb sollte Hg. bei einer 2. Auflage darauf sehen, daß der hier angesprochene Teil zum Nutzen des Ganzen vollständig überarbeitet wird.

U. Schnell

Uwe Granzow, *Quadrant, Kompass und Chronometer. Technische Implikationen des euro-asiatischen Seehandels von 1500 bis 1800* (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Bd. 36, Stuttgart 1986, Steiner, 38 S., einige Karten und Abb.). Vf. stellt in einem größeren historischen Teil, der sich auf 265 S. mit der Herausforderung des Seeraumes befaßt, die zur Bewältigung der riesigen Entfernungen angewandten Navigationsmethoden sowie die gewählten Routen dar. In dem kürzeren soziologischen Teil beschreibt er, wie mit Hilfe technischer Innovationsprozesse die Herrschaft über den Seeraum gewonnen und aufrechterhalten wurde, und welche sozialen Folgen sich daraus ergaben. D.h., er stellt das Schiff dar in seiner Transport- und Kommunikationsfunktion und als Kriegsmittel.

Kurt Grager, *Schiffstypenkunde* (13): *Die Karacke* (Schiff und Zeit 25, 1987, 43–52). Die Karacke war der wichtigste Schiffstyp der Entdeckungsfahrten des 15. und 16. Jhs. Die Bezeichnung taucht 1342 erstmals für venezianische Schiffe auf. Entscheidende Quelle für das Seeschiff der Entdeckungsfahrten ist der im späten 15. Jh. angefertigte Kupferstich des flämischen Meisters WA, der das abgebildete Schiff als „Kraeck“ bezeichnet (Abb. S. 46). Vf. geht aber nicht auf die quellenkritischen Probleme ein, sondern versucht Lexikonwissen zu vermitteln.

Andre W. Sleeswyk, *The carrack of Hans Memling* (MM 73, 1987, 56–59). Auf seinem großen Gemälde „Die sieben Freuden der Jungfrau“ hat der 1465–95 in Brügge tätige Maler H. Memling dargestellt, wie Pferde mit Hilfe einer als Lade-

geschirr benutzten Rah aus einem hochbordigen Seeschiff ausgeladen werden. Vf. diskutiert die quellenmäßigen Grundlagen, die es ihm erlauben, das dargestellte Schiff als Karacke zu bezeichnen.

Kenneth R. Andrews, *Trade, plunder and settlement. Maritime enterprise and the genesis of the British Empire 1480–1630* (Cambridge 1984, University Press, 394 S., 6 Abb.). Gut lesbare Darstellung der entscheidenden 150 Jahre, die von ersten englischen Entdeckungsfahrten zu einem weltweiten Netz englischer Niederlassungen und Aktivitäten führten.

Heinrich Stettner, *Der Armadazug von 1588. Zur Erinnerung an einen Seekrieg um England – und an einen Seezeichenkonflikt in der Emsmündung* (DSA 10, 1987, 153–180). Pünktlich 400 Jahre nach dem für Spanien so verlustreichen Armada-Unternehmen gibt Vf. einen kurzen Abriss des Schlachtverlaufes und seiner Vorgeschichte und geht dann auf ein kleines Folgeereignis an der Emsmündung ein: Um der spanischen Flotte nach der Kanaldurchfahrt einen möglichen Rückzug in die Emsmündung (u.a. zur Reparatur ihrer Schäden) zumindest zu erschweren, zerstörten die Niederländer vorbeugend die vom neutralen Emden eingerichteten Seezeichen (Kapen und Tonnen) zur Ansteuerung der Ems: Trotz aller Proteste und landesherrlichen Mitgeföhlbezeugungen bleibt der geschädigten Stadt nichts anderes übrig als im Interesse einer sicheren Zufahrt zu ihrem Hafen die Seezeichen auf eigene Kosten wieder herzustellen.

Peter Kirsch, *Die Galeonen. Große Segelschiffe um 1600* (Koblenz 1988, Bernard + Graefe, 232 S., zahlreiche Abb.). Darstellung der Entwicklung des Schiffstypus und seiner Konstruktion, hauptsächlich anhand des Modells der „Stockholmer Galeone“ von ca. 1600. Im Anhang wird eine englische Abhandlung über den Schiffbau um 1620 in deutscher Bearbeitung und mit kommentierenden Anmerkungen und Zeichnungen wiedergegeben.

„Batavia“, Schiff der niederländischen Verenigde Oostindische Compagnie (VOC) † 1629 auf den Alrolhos-Klippen vor der Westküste Australiens. „Batavia“ 1987, hg. von Priska Gretler und Robert Parthesius (Lelystad 1987, Stichting Nederland bouwt V.O.C. – Retourship, 52 S., zahlreiche Abb.). Nicht zuletzt verursacht durch den Untergang während der Jungferntour liegt über dieses große Handelsschiff so umfangreiche Dokumentation vor, daß seit 1985 an einer Rekonstruktion in voller Größe gearbeitet wird. Das Heft informiert über die Bauarbeiten und gibt einen Überblick über die vorhandene Information.

Wolfram zu Mondfeld, *Schiffbaukunst im 17. Jahrhundert* (Herford 1987, Köhler, 111 S., zahlreiche Strichzeichnungen). Darstellung des Baus eines großen dreimastigen Kriegsschiffes in Anlehnung an die französische „La Couronne“ (1636).

R.E.J. Weber, *The introduction of the single line ahead as a battle formation by the Dutch 1665–1666* (MM 73, 1987, 5–19). Vf. arbeitet heraus, wie der niederländische Admiral Tromp in den Seekriegen gegen England 1665–1666 das Fahren in Linie als Seeschlacht-Formation eingeführt hat, das bis ins 20. Jh. hinein angewendet wurde.

Günther Schmidt, *Schiffe unterm Roten Adler* (Bielefeld 1986, Delius Klasing Verlag, 84 S., 45 Abb., 12 Pläne). Darstellung der Marinepolitik des großen Kurfürsten und der Tätigkeit der Havelberger Werft, sowie Rekonstruktion der dort 1688–1702 gebauten Schiffe.

Wolfram zu Mondfeld, *Max Emanuel kurfürstliche Jaghd von 1711* (Herford 1987, Koehler), Planmappe mit kurzer Einführung. Modellbauvorlage in der Rekonstruktion des Vfs. nach einem Kupferstich und einer ausführlichen zeitgenössischen Beschreibung. Max Emanuel, Herzog von Bayern und Kurfürst von der Pfalz, ließ sich die Jaghd 1711 in Antwerpen bauen, als er mit den spanischen Niederlanden belehnt worden war.

Peter Goodwin, *The Construction and Fitting of the Sailing Man of War 1650–1850* (London 1987, Conway, 276 S., zahlreiche Abb.). Wer sich über Konstruktion und Ausrüstung der großen englischen Kriegsschiffe der europäischen Seekriege belesen will, erhält hier umfassende Auskunft.

Erik Gøbel, *Asiatisk Kompagnis sejlads på Indien 1732–1772* (Handels- og Søfartsmuseet på Kronborg. Årbog 1987, 22–86). 1732 wurde die Dänische Asiatische Compagnie (DAC) zur Abwicklung des dänischen Indienhandels gegründet. Bis 1772 wurden insgesamt 52 Expeditionen ausgesandt, die vor allem Silber exportierten und Baumwolle, Salpeter und Pfeffer importierten. Es werden die Segelrouten und Segelzeiten behandelt sowie die Häufigkeit von Schiffsverlusten.

David R. MacGregor, *Merchant sailing ships*, 2 Bde: 1775–1815 Sovereignty of Sail (London 1985, Conway, 224 S., 231 Abb.) – 1815–1850 Supremacy of Sail (London 1984, Conway, 192 S., 211 Abb.). Umfassender Überblick über die besegelten englischen Handelsschiffe, ihren Bau und ihre Typentwicklung.

Dirk Böndel, *Admiral Nelsons Epoche. Die Entwicklung der Segelschiffahrt von 1770 bis 1815* (Schriftenreihe des Museums für Verkehr und Technik, Berlin, Bd. 8, 1987, 159 S., zahlreiche Abb.). Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im genannten Museum. Dargestellt werden die politischen Konflikte und Seekriegsereignisse von 1770 bis 1815, die Flotten, Schiffe und Navigationsgeräte sowie das Leben an Bord der Kriegsschiffe dieser Zeit.

„Golymin“, französisches Kriegsschiff, † 1814 vor der Hafeneinfahrt von Brest. – James P. Smith, *Das 74-Kanonen-Schiff „Golymin“ ex „Inflexible“* (1809–1814). (Das Logbuch 23, 1987, 88–90). Kurzer Abriss des Lebenslaufes des Schiffes, dessen Wrack 1977 entdeckt und seitdem abgeborgen wird. Man gewinnt einen ersten Eindruck von den Funden.

Ted Frost, *From tree to sea. The building of a wooden steam drifter* (Lavenham 1985, Terence Dalton Ltd., 179 S., zahlreiche Abb.). An keiner anderen Stelle wurde bisher der Bau eines hölzernen Schiffsrumpfes in Kraweeltechnik so anschaulich und mit allen Arbeitsgängen dargestellt.

Werner Jaeger, *Drei hölzerne Großsegler von Joh. C. Tecklenborg. Dokumente zu den Neubauten FELIX MENDELSSOHN (Nr. 33, 1865/66), NIAGARA (Nr. 35, 1866/67) und G.F. HAENDEL (Nr. 37, 1867–69)* (DSA 10, 1987, 78–104). Bauunterlagen hölzerner Segelschiffe sind seltene Dokumente, so daß die hier erstmals publizierten Schiffbauzeichnungen, das Baubesteck (= Verzeichnis der Bauteile mit Maßangaben und der Ausrüstung, hier vom Kiel bis zu Nachttöpfen aus Steinzeug), ein Bauablauf-Kalendarium und andere Dokumente mit den kenntnisreichen Kommentaren des Vf. für die weitere Forschung von größtem Interesse sind. Die Unterlagen mahnen aber auch zur Vorsicht bei der Auswertung solcher Dokumente, denn obwohl alle drei Schiffe nach derselben Zeichnung und von derselben Werft gebaut worden sind, hatten sie doch unterschiedliche Raummaße: „Bark FELIX MENDELSSOHN = 998 Tons reg., Bark NIAGARA = 984 Tons reg., Bark G.F. HAENDEL = 939 Tons reg.“ (80).

Heinz Burmeister, *Segelschiffsreisen nach Santa Rosalia* (DSA 10, 1987, 37–76). Vf. hat ein bisher vernachlässigtes Kapitel aus der Schlußphase der Segelschifffahrt umfassend bearbeitet: Seit den 1880er Jahren wurde in Santa Rosalia an der Westküste Mexikos Kupfer gewonnen. In der Versorgung der Hütte mit Kohle aus Europa und dem Rücktransport von Kupfer fanden bis zum Ersten Weltkrieg deutsche Segelschiffe, insbesondere Hamburger Viermastbarken, eine ihrer letzten lohnenden Aufgaben.

Clas Broder Hansen, *Lexikon der Segelschiffstypen* (Gräfelfing 1987, Urbesverlag, 112 S., 125 Zeichnungen von Peter Knuth und 15 Fotos). Sehr nützliches, präzise informierendes Nachschlagewerk mit Erläuterung der verschiedenen Formen von Rumpf und Takelage im Anhang. Nachteil für den Historiker: Aufgenommen wurden nur die Typen, die „mindestens bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch waren“ (7). D.h., es fehlt die historische Dimension; das Lexikon spiegelt praktisch den Zustand der Segelschifffahrt im 19. Jh. D. E.

Die 1983 im Stadtmuseum München gezeigte Ausstellung „Die Isar – ein Lebensbild“ (vgl. HGbl. 103, 1985, 164 f.) hat zwischenzeitlich zahlreiche Nachfolge-

ausstellungen gefunden, die die Kulturlandschaft eines Flußgebietes darstellen wollen. Eine solche Ausstellung fand 1987 auch in Ingolstadt anläßlich des 24. Bayerischen Heimattages statt. Der Ausstellungskatalog von Helmut Bauer, *Die Donau zwischen Lech und Altmühl. Geschichte und Gegenwart einer Kulturlandschaft* (Ingolstadt, Verlag Donau Kurier, 1987, 227 S., zahlreiche Abb.) vereinigt Beiträge verschiedener Autoren zur Archäologie, Architektur-, Kunst- und Kulturgeschichte dieses Raumes. Für die Schifffahrtsgeschichte besonders erwähnenswert sind die Beiträge von Roland Thiele, *Lebenfischer und Fischerzünfte an der Donau* (92–97) und *Die Schifffahrt und Floßfahrt auf der Donau* (99–105) sowie von Peter Baier, *Die Donau als Schifffahrtsweg – Projekte zum Ausbau der oberen Donau* (109–113) und Wilhelm Ernst, *Der Donauübergang bei Großmehring* (115–122).

H.-W. Keweloh

Donau-Schifffahrt, Bd. 4, 1987 (Schriftenreihe des Arbeitskreises Schifffahrts-Museum Regensburg e.V., 128 S., zahlreiche Abb.). Sammelband mit folgenden Beiträgen zur Schifffahrt des Mittelalters und der frühen Neuzeit: Heinrich Wanderwitz, *Der Regensburger Hafen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (8–14). – Dirk Götschmann, *Die Vilsschifffahrt* (15–34). Grundlage dieser Schifffahrt auf dem nur wenig Wasser führenden Oberlauf der Vils war der Eisenexport von Amberg, später auch der Salzexport von Sulzbach über Amberg, so daß sich der folgende Beitrag organisch anschließt: Edith Brenner und Norbert Hirschmann, *Regensburg – eine Drehscheibe des Eisenhandels vom 13. bis zum 16. Jahrhundert* (35–48). – Eva-Maria Hammer, *Die Holztrift und Flößerei auf dem Regen* (76–91), behandelt die Bedeutung des Holztransports auf dem Regen für die Entwicklung der nördlichen Vororte Regensburgs im 19. und frühen 20. Jahrhundert. – Julius Hofmann, *Donauschifffahrt in alten Darstellungen* (102–118), beschäftigt sich mit der Entstehung, der Vielfältigkeit und der Problematik bei der Auswertung dieser historischen Unterlagen, die vom Spätmittelalter an in immer wachsender Zahl zur Verfügung stehen. Konkrete Beispiele bringt er nur von Dampfschiffen des 19. Jhs. – Auch die weiteren Beiträge dieses Bandes gelten der Dampfschifffahrt bzw. einem nicht durchgeführten Hafenprojekt von 1939/41.

Kurt Schaefer, *Kriegsschiffe auf der Donau* (Das Logbuch 23, 1987, 100–104). In Österreich wurde 1764–65 nach Vorbildern in Norddeutschland eine für die Donau geeignete ruderbare Fregatte entwickelt, 1768 vom Stapel gelassen und mit modifizierter Takelage 1788 bei der Eroberung Belgrads als schwimmende Batterie eingesetzt. Die Erfahrungen mit dieser Fregatte veranlaßten schon 1768 die Entwicklung der für den Kriegseinsatz auf der Donau besser geeigneten Tschaiken.

Helmut Gritsch, *Schifffahrt auf Etsch und Inn* (in: Alpenübergänge vor 1850, hg. von Uta Lindgren, Stuttgart 1987, Steiner, 47–63). Umsichtige Zusammenfassung der Schifffahrt auf den beiden schiffbaren Flüssen Süd- und Nordtirols vor allem während der frühen Neuzeit; das überlieferungsärmere Mittelalter wird in jedem Abschnitt kurz gestreift. Dargestellt werden die Flößerei, der Gütertransport zu Tal und zu Berg, der Personentransport, die wichtigsten Wasserfahrzeuge

und die wichtigsten Hafenplätze sowie die Auswirkungen politischer Eingriffe und natürlicher Gegebenheiten (z.B. Mißernten, Kiesbänke in den Flüssen usw.).

Gérard Cornaz, *L'évolution de la navigation à voile et à rames* (in: G. Cornaz, N. Charmillot, J. Naef, *Bateaux et batellerie du Lemman*, Lausanne 1983, 9–44). Vf. gibt einen Überblick über die Entwicklung der hölzernen Segelfahrzeuge auf dem Genfer See von der Römerzeit bis zu den mit zwei Lateinersegeln ausgestatteten Barken des 18. und 19. Jhs., deren letzte Vertreter heute noch in Fahrt gehalten werden.

Guido Städler, *Walensee-Schifffahrt 1837–1987. 150 Jahre „moderne“ See- und Schifffahrtsgeschichte* (Walenstadt 1987, Selbstverlag des Autors, 71 S., zahlreiche Abb.). Der hier dargestellten Geschichte der Dampfschifffahrt auf dem Walensee ist ein Überblick über die ältere Schifffahrtsgeschichte von der Römerzeit ab (15–22) vorangestellt. D. E.

1987 zeigte die Stadt Wolfach die Ausstellung „Abenteuer Floß“, die der Darstellung der Flößerei auf dem Schwarzwaldfluß Kinzig gewidmet war. Als Begleitheft zu dieser Ausstellung gibt Otto Schrempp, *Die Flößerei in Wolfach. Erinnerungen an einen alten Berufsstand* (Wolfach 1987, 32 S.), einen Überblick über die Geschichte der Kinzigflößerei, ihre Technik sowie über ihre wirtschaftliche Bedeutung für diese Landschaft. H.W. Keweloh

1953 wurde beim Bau eines Dampfkraftwerks in der Neckartalaue bei Heilbronn ein Einbaum gefunden, der damals in das Historische Museum der Stadt Heilbronn kam, und heute in der Neckarschifffahrtsausstellung in Heilbronn gezeigt wird. Nachdem 1954 der damalige Museumsleiter Wilhelm Mattes den Fund in einem Aufsatz „Einbäume und Baumstämme im Neckartal“ in den Veröffentlichungen des Hist. Vereins Heilbronn kurz vorstellte, wird dieser nun durch Detlev Ellmers und Willi Zimmermann, *Die Heilbronner Einbaum-Fähre* (Heilbronner Museumsheft Nr. 12, Heilbronn 1987, 56 S.) umfassend publiziert. Neben der Beschreibung des Fundes und seiner zeitlichen Einordnung mit Hilfe der C-14-Methode in die Zeit von 1250–1420 n. Chr. interpretiert Detlev Ellmers das Fahrzeug als Schwimmkörper einer kleineren Fähre. In zwei weiteren Beiträgen ordnet er den Einbaum typenmäßig innerhalb der mitteleuropäischen Einbäume ein und stellt ihn in den Zusammenhang innerhalb des Fährwesens von den Anfängen bis zur frühen Neuzeit. H.W. Keweloh

Gottfried Mälzer, *Der Main, Geschichte eines Flusses* (Würzburg 1986, Echter Verlag, 112 S., 187 Abb.). Vf. vermittelt anhand von reichhaltigem Bildmaterial (von 1405 bis 1985) und leicht lesbaren Texten ein anschauliches Bild vom Leben am Main, wobei Fischer und Schiffer, Flößer und Leinreiter, Sandschöpfer und andere am Fluß tätige Berufe breiten Raum einnehmen.

Max Porsch und Bettina Köttnitz-Porsch, *Die Schifffahrt auf Main, Regnitz und Ludwig-Donau-Main-Kanal in früherer Zeit (Hafen Bamberg – Verkehrszentrum in Oberfranken. Internationale Industrie-Bibliothek, Bd. 130, München 1987, Länderdienst-Verlag, 41–45)*. Darstellung der Schifffahrt um Bamberg. Trotz Rückgriff bis ins 8. Jh. (Flußreisen Karls d. Gr.) ist das 19. Jh. Schwerpunkt des Beitrages. – Robert Zink, *Zur Geschichte der Häfen und Länden in Bamberg* (ebd., 46–49). Kurze Darstellung der Hafeneinrichtungen Bambergs von den ersten erkennbaren Anfängen (erste Erwähnung Bamberger Kaufleute 1062) bis zur Verlegung des Hafens aus dem Stadtkern heraus (1912). D.E.

Von einem Diplom aus dem Jahr 987, in dem Otto III. der Neugründung des Stiftes Vilich die Rechte eines Reichsklosters verlieh, leitet die Fischerei-Bruderschaft zu Bergheim an der Sieg ihr Bestehen ab. Anlässlich des 100-jährigen Bestehens wurde der Band von Heinrich Brodeßer, *Die Fischerei-Bruderschaft zu Bergheim an der Sieg*, (Troisdorf-Bergheim 1987, 226 S.) herausgegeben. B. geht in diesem Band auf die Geschichte nicht nur der Fischerei-Bruderschaft, sondern auch der Fischerei auf Sieg und Rhein, deren Entwicklung und ihre Methoden ein. So ist das Buch nicht nur historisch, sondern auch ergologisch äußerst aufschlußreich. H.W. Keweloh

Fürstliches Reisen auf dem Rhein. Ausstellungsführer des Stadtmuseums Düsseldorf, Schifffahrtsmuseum im Schloßturm (Düsseldorf 1987, 36 S., 28 Abb.). Zusammenstellung von bildlichen Darstellungen, Schiffsplänen und Modellen des 17. und 18. Jhs. mit kurzen Kommentaren.

Werner Koppe, *Die Lippeschiffer. Zur Geschichte eines ausgestorbenen Berufes* (Vestische Zeitschrift 84/85, 1985/86, 241–299). Kurzer Abriß über die Überlieferung zu den Lippeschiffern vom 17. Jh. an, wobei der Schwerpunkt auf dem 19. Jh. liegt. Kern der Publikation ist das „Geschäft Buch und Anotations Buch für Schiffer Hermann Schötteldreier“, dessen Anfang von Juni 1860 bis Juni 1861 abgedruckt und das ganz kommentiert wird.

Werner Koppe, *Als die Lippe noch „navigabel“ war. Aus der Geschichte der Lippeschifffahrt* (Heimatblätter Lippstadt, Folge 1986, 7 S.). Kurzer Überblick über die Geschichte der Lippe-Schifffahrt bis ins 19. Jh., wobei zwischen den römischen Germanenkriegen um Chr. Geb. und dem Ausgang des Mittelalters eine Überlieferungslücke von 1400 Jahren nicht überbrückt werden kann.

David Gordon Wilson, *The Thames: Record of a Working Waterway* (London 1987, B.T. Batsford Ltd., 128 S., 100 Abb.). Systematische Darstellung der Themse als Binnenwasserstraße von der Vorgeschichte über Mittelalter und frühe Neuzeit bis zu den Kanalbauten des späten 18. Jhs. und der anschließenden Dampf- und

Motorschifffahrt bis heute. Auch dem Tidefluß unterhalb Londons ist ein eigenes Kapitel von der Römerzeit bis zu den London Docks gewidmet. *D. E.*

Schifffahrt, Handel, Häfen. Beiträge zur Geschichte der Schifffahrt auf Weser und Mittellandkanal, hg. im Auftrag der Mindener Hafen GmbH von Jutta Bachmann und Helmut Hartmann (Minden 1987, J.C.C. Bruns Verlag, 438 S., zahlreiche Ill.). – Das voluminöse Werk, hg. aus Anlaß des 70jährigen Jubiläums der modernen Mindener Häfen, vereinigt 24 Aufsätze (plus Register und Autorenverzeichnis) in den fünf Kapiteln „Geschichte der Schifffahrt auf der Weser“, „Fahrzeuge, Schiffe und Schiffer“, „Kanalierungsprojekte und Kanalbau“, „Die Weser aus ökologischer und naturräumlicher Sicht“ und „Schifffahrt und Häfen in Minden“. Somit bietet es den ersten Versuch einer übergreifenden Darstellung der Weserschifffahrt. Das Fehlen einer solchen Gesamtwürdigung zeigt die gegenüber Flüssen wie Rhein, Elbe usw. zwar begrenzte, nichtsdestoweniger aber in ihrer Rolle als Verkehrsader der Region – vor allem unter historischen Aspekten – unterschätzte Bedeutung der Binnenwasserstraße Weser. – Auf fünf Beiträge sei hier näher verwiesen: Detlev Ellmers schlägt in seinem Beitrag *Frühe Schifffahrt auf Ober- und Mittelweser und ihren Nebenflüssen. Neue Forschungsergebnisse der Schiffsarchäologie* (17–50) erstmals in einer Gesamtschau den Bogen von den eiszeitlichen Rentierjägern der Ahrensburger Kultur bis zum Ausgang des Mittelalters. Die wechselnden Besiedlungen mit jeweils signifikanten Wasserfahrzeugen (vom Felljagdboot, Einbaum, runden Fellboot vom Coracle-Typ und nordischen Baumrindenboot bis zur Ausdifferenzierung Binnenschiff – Seeschiff, das wegen seines vergrößerten Tiefgangs den Fluß nur noch im Mündungsbereich befahren konnte) werden stets verknüpft mit wirtschaftlichen und strukturellen Daten. Die wechselseitige Bedingung und Beeinflussung von Transportbedarf und Transportmittel (einschl. Fähren) und die parallele Ausformung von Umschlagplätzen (Landeplatz, Ufermarkt, stadtartige Siedlung) wird ebenso herausgearbeitet wie der Wandel im sozialen Bereich bis zur Entstehung eines eigenen Schifferberufes. Ein bedeutender Strukturwandel der Weserschifffahrt fällt in die Hansezeit: Die durch technische Neuerungen im Wagenbau ermöglichte Verlagerung des Fernverkehrs auf die Straße und die zur Deckung des Energiebedarfs nötige Anlage von Stauwehren an den Nebenflüssen schränkten die Bedeutung der Weserschifffahrt ein. – Hans-Joachim Behr stellt in seinem Artikel *Freiheit der Schifffahrt und Stapelzwang. Die Ausbildung des Stapelrechts an der Weser* (51–73) die unüberbrückbaren Gegensätze dar zwischen der vor allem von Handelsleuten erhobenen Forderung nach freier Schifffahrt und des – wegen der Bemühungen um eine gesicherte Versorgung der eigenen Bevölkerung verständlichen – Stapelzwangs der Städte. Dies Stapelrecht bildete sich seit dem 12. Jh. aus und endete erst mit der Unterzeichnung der Weserschifffahrtsakte 1823. Die Streitigkeiten, die aus dem Stapelrecht erwachsen, besonders die zwischen den beiden Hansestädten Bremen und Minden, zogen sich durch Jahrhunderte und beschäftigten wiederholt Hansetage und hansische Beauftragte. – Ein weiteres Hemmnis der Binnenschifffahrt, nämlich die Zölle, bieten für uns heute durch die Zolllisten vielfältig auswertbare Quellen. Heinrich Rütting untersucht in seinem Aufsatz *Beobachtungen zur Weserschifffahrt im 16. Jahrhundert* (75–92) u.a. anhand von Zolllisten der Stadt Rinteln die Schifffahrts- und Wirtschaftsgeschichte der Weserregion. Für einen knappen Zeitraum gelingt hier eine sehr differenzierte

Darstellung, die ein detailliertes Bild des Wirtschaftsgeschehens bietet. – Ein seit alters besonders wichtiger Wirtschaftszweig war die Flößerei. Hans-Walter Keweloh schildert in seinem Beitrag *Die Flößerei auf der Weser* (171–185) Technik und Umfang dieses Gewerbezweiges, der zwar auf der Weser erst 1964 erlosch, heute aber bereits so gut wie vergessen ist. Der Holzbedarf der Städte und vor allem der Schiffbauplätze im Mündungsbereich hatte für uns heute kaum vorstellbare Dimensionen. Für das Mittelalter fließen die schriftlichen Quellen zwar spärlich, doch steht mit der Hansekogge von 1380 im Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven ein einmaliges Dokument der mittelalterlichen Flößerei. Die Eichen für die Balken dieses Schiffes sind – dendrochronologisch nachweisbar – 1378 im Bereich Kassel geschlagen worden. – Derselbe Autor beschreibt *Das Lattenboot eines Mindener Weserfischers im Mindener Museum für Geschichte, Landes- und Volkskunde* (137–141). Das aus drei Planken (einer Bodenplanke und zwei Borden) gebaute, 6,23 m lange Boot ist das letzte erhaltene Exemplar eines einstmals für die blühende Fischerei bei Minden typischen Wasserfahrzeugs und kann deshalb besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. U. Schnall

Martin Eckholdt, *Schiffahrt auf kleinen Flüssen. 4: Nebenflüsse der Elbe* (DSA 10, 1987 7–35). Vf. setzt seine Beiträge zur Schiffbarkeit kleiner Flüsse (HGbl. 105, 1987, 116) fort mit der Bearbeitung der Nebenflüsse der Elbe und diskutiert dabei auch die Stellen, von denen aus auf relativ kurzen Landwegen der Übergang zu anderen Flußgebieten möglich ist. Der Leser gewinnt einen vollständigen Überblick über das Schiffahrtsnetz der Elbe oberhalb Hamburgs bevor die mittelalterlichen Mühlenstau die Schiffahrt aus den Flußoberläufen verdrängten. Diese Arbeit ist die unentbehrliche Grundlage für alle weiterführenden Forschungen zu Handel und Verkehr im Elbegebiet in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.

Holger Kuhne, *Die Bedeutung der Oste als Transportweg bis zum Niedergang der Ewerschiffahrt* (JbMorgenst. 65, 1986, 45–54). Die ältesten Hinweise auf Schiffahrt auf der Oste, einem linken Nebenfluß der Niederelbe, reichen bis ins frühe 14. Jh. zurück, sind aber spärlich und wenig ergiebig. Erst vom 18. Jh. an werden die Quellen zahlreicher und substantieller. Vf. gibt einen Überblick über das derzeit gesicherte Wissen von der Schiffahrt auf diesem noch heute auf 74 km Länge (bis Bremervörde) schiffbaren Tidefluß.

Perrine Vivant, *La corderie de Rochefort* (Monuments historiques, Paris, Nr. 150/151, 1987). – Amiral Dupont und Marc Fardet, *L'arsenal de Colbert, Rochefort* (Rochefort 1987, Centre International de la Mer, 43 S., 11 Abb.). – Die Restaurierung des 374 m langen Gebäudes der Reepschlägerei (la Corderie) in Rochefort und die darin erfolgte Etablierung des Centre International de la Mer waren der äußere Anlaß, das Gebäude selbst und die Geschichte der Marinewerft in dem 1666 gegründeten französischen Kriegshafen in kurzem Überblick darzustellen, mit einem Ausblick auf die heutige Nutzung der Anlagen und Gebäude.

Geoffry Morley, *Smuggling in Hampshire and Dorset 1700–1850* (Newbury 1983, Countryside Books, 165 S., zahlreiche Abb.). – Mary Waugh, *Smuggling in Kent and Sussex 1700–1840* (Newbury 1985, Countryside Books, 176 S., zahlreiche Abb.). Die Geschichte des Schmuggels ist so alt wie das Erheben von Zöllen in der Schifffahrt, aber sie ist sehr viel schwerer zu dokumentieren. Umso mehr ist die systematische Aufarbeitung des Themas zu begrüßen, die hier begonnen wurde.

Jan Parmentier, *The Ostend trade to Moka and India (1714–1735): The merchants and supercargos* (MM 73, 1987, 123–138). Vf. arbeitet die Aktivitäten einiger namentlich bekannter Kaufleute und Schiffsmanager in diesem Handel heraus.

Een eeuw loodsen op en om de Schelde. Het leven en werken van de loodsen in de Scheldemonden (Vlissingen 1984, Vereniging Nederlandse Loodsen Societeit, 231 S., zahlreiche Abb.). Zum 100. Jahrestag der Gründung der Lotsenvereinigung von Vlissingen erschien diese Festschrift, die in einer „Historisch Overzicht“ (11–19) kurz die spärlichen Nachrichten zum Lotsenwesen von der Römerzeit übers Mittelalter bis zur Gründung der genannten Vereinigung zusammenstellt.

F.J. Looimeijer, *Waartoe zou dan al die moeijsje zijn? Het bedrijf van een Groninger kofschipkapitein 1820–1852* (Enkhuizen 1986, Rijksmuseum Zuiderzeemuseum, 55 S., zahlreiche Abb.). Anhand der nachgelassenen Papiere des Groningers Hindrik Jans Ketelaar (1792–1881), der 1818–1853 auf verschiedenen kleinen Seeschiffen als Kapitän fuhr, wird die von Groningen ausgehenden Küstenschifffahrt dieser Zeit beleuchtet.

Die Bedeutung Papenburgs als Stadt des Schiffbaus ist in den letzten Jahren mit Nachdruck herausgearbeitet worden: Klaus-Peter Kiedel, *Baut, schiff getrost, verliert nie den Mut! Papenburger Schiffbau und Schifffahrt in vier Jahrhunderten* (in: Wolf-Dieter Mohrmann, *Geschichte der Stadt Papenburg*, Verlag der Stadt Papenburg 1986, 265–317). Zusammenfassender Überblick über die Entwicklung von der Torfschifffahrt (seit 1630) über Küstenschifffahrt und Schiffbau (1720–50) bis zu den modernen Spezialschiffswerften.

Rolf Eilers und Klaus-Peter Kiedel, *Meyer Werft. Sechs Generationen Schiffbau in Papenburg 1795–1988* (Bremerhaven 1988, Wirtschaftsverlag NW, 203 S., zahlreiche, z.T. farbige Abb., Text in Deutsch und Englisch). Die immer noch in Familienbesitz befindliche Meyer Werft in Papenburg ist eines der ältesten bestehenden Werftunternehmen der Bundesrepublik. Als Joseph-Franz Meyer an seinem 80. Geburtstag am 15.1.1988 aus der Geschäftsführung ausschied, wurde ihm das erste Exemplar dieser Firmengeschichte überreicht. Die Überlieferung zur Frühzeit der Werft ist lückenhaft, so daß der Bau hölzerner Segelschiffe (bis 1877) nur unvollständig dokumentiert werden konnte. Dagegen ist der 1872 begonnene

Stahlschiffbau vollständig erfaßt. Der Leser verfolgt mit Spannung die unternehmerischen Entscheidungen, die in nicht wenigen krisenhaften Situationen durch das Einschlagen neuer Wege die Werft zu neuer Blüte führten. Ein Schwerpunktprogramm dieser Werft wurde gesondert herausgearbeitet: Klaus-Peter Kiedel, *Vom Flußraddampfer zum Kreuzliner. Passagierschiffbau auf der Werft Jos. L. Meyer 1874–1986* (Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte, hg. von der Emsländischen Landschaft, Bd. 2, Sögel 1986, 173–288). Auch leicht verändert und erweitert illustriert als Monographie erhältlich (Sögel 1986, 132 S.). D. E.

Die Dissertation von Jenny Sarrazin, *Küstenfischerei in Ostfriesland, 1890–1920* (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfriesland, Bd. 64, Aurich, Verlag Ostfriesische Landschaft, 1987, 234 S., 1 Übersichtskarte, 3 graphische Darstellungen, 17 Abb.) beschäftigt sich mit der Situation der Fischerei in den tidenabhängigen Gewässern Ostfrieslands (eingeschlossen ist damit der Bereich der Emsmündung bis nach Papenburg). Vf.in stellt vor allem detailliert die Fischereimethoden und -techniken dar, um dann auf die in diesem Zeitraum stattfindende Umstellung auf neue Fangmethoden einzugehen – Stichworte: Einführung eines neuen Fischereifahrzeugs, des Motorkutters, und Umstellung von Angelfischerei auf Schellfisch und Kabeljau zur Granat- (Krabben-)fischerei und Muschelfischerei. Da im Rahmen der Arbeit nicht zu leisten, muß die Beschäftigung mit der Lebensweise und dem Kulturgut der ostfriesischen Fischer zum Bedauern der Vf.in unterbleiben. H.W. Keweloh

Siegfried Borgschulze, *Die Norderneyer Schaluppen* (Das Logbuch 23, 1987, 138–146). Nach Helgoländer Vorbild wurden am Ende des 18. Jhs. die Norderneyer Schniggen von den preisgünstigeren Schaluppen für den Fischfang verdrängt. Vf. beschreibt Bauweise, Besegelung und Einsatz, stellt ein reichhaltiges Bildmaterial vor und veröffentlicht Baupläne (Rekonstruktion).

Adolf E. Hofmeister, *Schiffahrt und Fischerei*. (in: ders., Seehausen und Hasenbüren im Mittelalter, Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 54, Bremen 1987, Selbstverlag, 140–145). Schiffahrt und Fischerei der an den großen Flüssen gelegenen Dörfer sind selten Gegenstand historischer Forschung. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß Vf. in seiner Darstellung der beiden unterhalb Bremens am linken Weserufer gelegenen Dörfer diese Thematik mit einbezogen hat, und Schiffslandeplätze (sog. Schlachten), Schiffsverkehr vor allem im Gütertransport von und nach Bremen, Fährverkehr und Fischerei mit komplizierter Entwicklung der Fischereirechte nachweist. Schließlich haben diese Dörfer auch einen Teil der Seeleute für die Bremer Seeschiffahrt gestellt.

Dirk J. Peters, *Der Seeschiffbau in Bremerhaven von der Stadtgründung bis zum Ersten Weltkrieg* (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Bd. 7, 1987, 221 S., 60 Abb.). Als Bremerhaven 1827 gegründet wurde, nahmen dort nach

und nach zahlreiche Werften für Bau und Reparatur hölzerner Segelschiffe ihre Betriebe auf, von denen ein Teil aufgeben mußte, als sich die anderen seit 1879 auf Eisenschiffbau und die damit verbundene industrielle Fertigung umstellten, gerade rechtzeitig, um die Entwicklung der Fischdampfer und Tankschiffe (seit 1885) zu initiieren. Eindrucksvoll arbeitet Vf. die mit vielen menschlichen Problemen belastete Umstellung vom Schiffszimmermann zum Werftarbeiter heraus. Er hat hier seine Doktorarbeit, die bisher nur als Dissertationsdruck von 1981 vorlag, in erheblich überarbeiteter Form und mit viel neuem Bildmaterial publiziert. *D. E.*

Gert Uwe Detlefsen, *Häfen, Werften, Schiffe. Chronik der Schifffahrt an der Westküste Schleswig-Holsteins* (St. Peter-Ording 1987, Verlag H. Lührs & Dircks, 324 S. zahlreiche Fotos und Abb.), konnte mit diesem Werk offenbar eine große Lücke in der Schleswig-Holsteinischen Geschichte schließen. Ansonsten wäre eine finanzielle Förderung durch das Kultusministerium wohl nicht erfolgt. Von den urkundlichen Anfängen bis in die Gegenwart handelt Vf. in großer Breite die Insel-schifffahrt, Frachtschifffahrt und die Fischerei an der Nordseeküste Schleswig-Holsteins ab. Auch das seit 1920 zu Dänemark gehörige Nordschleswig wurde darin miteingeschlossen. Nach der Darstellung des Schiffbaus sowie der Entwicklung der Seezeichen dieser Region, schließt Vf. mit der eingehenden Beschreibung der Westküstenhäfen. *H. Haaker*

Jens H. Handeler, *Chronik Werften und Schiffbau in Nübbel* (Nübbel 1985, 152 S., 36 Abb.). Das kleine Dorf Nübbel an der Eider war im 19. Jh. Standort für 8 Werften und 4 Schmieden zum Bau hölzerner Segelschiffe. Vf. stellt die Tätigkeiten dieser Werften dar, die bereits im späten 18. Jh. beginnen. Die letzte Werft schließt 1913.

Seafaring on the Baltic in the 19th century (I international Baltic Seminar, Kotka 1985, Provincial Museum of Kymenlaakso, 101 S., 6 Abb.). Der Sammelband enthält folgende Beiträge zu dem 1983 in Kotka, Finnland, mit Wissenschaftlern aus Schweden, Finnland und der UdSSR durchgeführten Seminars: Peter von Busch, *The Development of Swedish Rowing Fleet for Warlike Purpose* (1–13); Ants Pärna, *Estonian shipping in the Eighteenth Century* (14–31); Juri Selirand, *On Underwater Archaeology in Soviet-Estonia* (32–46); Risto Halme, *The eastern gulf of Finland as an underwater Research Area* (47–61); Heikki Sorvali, *On Reconstruction Methods of Sunken Ships* (62–82); Christian Ahlström, *Theory and Practice in Wreck Identification* (83–101). Der Leser wird damit eingeführt in Fragen der Schifffahrtforschung und Schiffsarchäologie im Finnischen Meerbusen.

Peasant seafaring on the Baltic (II international Baltic Seminar, Kotka 1986, Provincial Museum of Kymenlaakso, 138 S., 25 Abb.). Der Sammelband enthält die Beiträge zu dem in Kotka, Finnland, mit Wissenschaftlern aus allen Ostsee-Anrainerstaaten (mit Ausnahme Dänemarks) durchgeführten Seminars: Klaus Friedland, *Peasant seafaring as Interscandinavian auxiliary system for Sustenance and Ex-*

change (1–14); Yrjö Kaukiainen, *The economic background of the history of Finnish seafaring* (15–27); Jaak Sammet, *Fishery and overseas contacts of the coastal population of northern Estonia* (29–44); David Papp, *Peasant seafaring from the Åland Islands on Stockholm* (45–59); Kerstin G:son Berg, *Peasant seafaring and government restriction. An example from Vätö parish in Roslagen in Sweden* (61–72); Wolfgang Rudolph, *Peasant seafaring from Pommerania as a mediator from maritime cultural exchange to Denmark and Sweden in the 18th century* (73–82); John Hackmann, *Lokal shipowners in south-western Finland and Åland. Two studies of partowned shipping in the 19th and early 20th century* (83–101); Bruno Pao, *Seafaring of the Estonian coastal peasants in the XIX century* (103–117); Przemyslaw Smolarek, *Peasant vessels in the vicinity of Gdansk in the 15th and 16th centuries* (119–138). Ein bisher weitgehend vernachlässigtes Kapitel der Schiffahrtsgeschichte der Ostsee wird hier von allen Seiten beleuchtet. Ein guter Einstieg in den Forschungsstand.

Harald Hückstädt, *Albrecht Tischbein – Wegbereiter des Eisenschiffbaus in Deutschland* (DSA 10, 1987, 109–152). Beim Übergang vom Holz- zum Eisenschiffbau in Deutschland hat T. (1803–1881) eine wichtige Rolle gespielt. Er gründete 1850 in Rostock die erste deutsche Werft für Eisenschiffbau und erbaute dort 1851 den ersten eisernen Seedampfer mit Schraubenantrieb in Deutschland. Dennoch war sein Wirken bisher ziemlich in Vergessenheit geraten, so daß die hier vorgelegte Biographie eine entscheidende Lücke schließt.

Peter Gerds und Wolf-Dietrich Gerhke, *Vom Fischland in die Welt* (Rostock 1987, VEB Hinstorff Verlag, 167 S., 82 Abb.). Die Dörfer und kleinen Hafeneorte des Fischhandels und der benachbarten Küstenstriche spielten seit dem späten Mittelalter in der Schiffahrtsgeschichte eine bemerkenswerte Rolle. Bereits im 14. Jh. versuchten die Hansestädte Rostock und Stralsund z.T. erfolgreich die Schiffahrt der zwischen ihnen gelegenen Klipphäfen zu unterbinden. In der frühen Neuzeit verzeichnen Vff. eine ständige Zunahme der „Schiffsbauerey und Navigation der Darßer Bauern“, bis im 19. Jh. hölzerne Großsegler vom Fischland und den benachbarten Küsten aus alle Weltmeere befahren. Diese Blütezeit, die den eindeutigen Schwerpunkt des Buches bildet, wird rasch und endgültig durch die von den großen Hafenstädten ausgehende Schiffahrt mit stählernen Dampfern beendet.

Jörg Scheffelke, *Von Zingst in die Welt. Ein Beitrag zur Geschichte der Schiffahrt und des Schiffbaues im Raum Zingst* (Zingster Heimatblatt Nr. 3, Zingst 1987, 104 S., 56 Abb.). Darstellung derselben Thematik speziell für Zingst und Umgebung.

Titie Wolter, *Ordnungen der Schiffer-Compagnie zu Stralsund* (Leipzig 1987, Zentralantiquariat der DDR, 100 S., 18 Abb.). Reprint der Originalausgabe von 1699 mit ausführlichem Kommentar zur Organisationsform und Bedeutung der Schiffer-Compagnie, die 1488 gegründet wurde.

Günter Stavorinus, *Die Königliche/Kaiserliche Werft Danzig. Ein Beitrag zur Geschichte der Marine und der Schiffbauindustrie in Westpreußen 1844–1918* (Berlin 1987, 400 S., Dissertationsdruck). In dieser wirtschaftswissenschaftlichen Dissertation der FU Berlin untersucht Vf. den Zusammenhang von Flottenbau, früher Industrialisierung und technischem Fortschritt.

Siegfried Fornaçon, *Die Blütezeit der preußischen Handelsflotte. Neue Forschungsergebnisse über den Schiffbau in der Danziger Bucht* (Schiff und Zeit 25, 1987, 26–28). Knappe Skizze zur Information über den Schiffbau in Königsberg zwischen 1760 und 1842.

Seit 1983 legt die schwedische Båtdokumentationsgruppen (Peter Skanse und Staffan Claesson) die Ergebnisse der in den letzten Jahren durchgeführten Inventarisierung der nach alter Tradition gebauten rezenten Bootstypen in den einzelnen schwedischen Landschaften vor. Erschienen sind im Verlag Båtdokumentationsgruppen Särkhamn bisher folgende Bände: *Båtar i Blekinge* (1983, 142 S., zahlreiche Abb. und Pläne); *Båtar i Halland* (1984, 102 S., zahlreiche Abb. und Pläne); *Båtar i Dalsland* (1985, 96 S., zahlreiche Abb. und Pläne); *Båtar i Skåne* (1986, 160 S., zahlreiche Abb. und Pläne); *Båtar i Bohuslän, del 1* (1987, 160 S., zahlreiche Abb. und Pläne). Olof Hasslöf, *Bankskutor och sjöbåtar i Bohuslän* (1987, 88 S., 40 Abb. und Pläne, Nachdruck einer Arbeit von 1939). In der kleinformatigen Reihe „Maritimt“ erschienen beim selben Verlag: Nr. 1: Peter Skanse, *Torsösniipan* (1985, 59 S., zahlreiche Abb. und Pläne) über die Boote der Inselgruppe Torsö im Vänernsee. Nr. 2: Gunnel Kristiansson, *Folksagor och sägner från Tjörn* (1986, 117 S., zahlreiche moderne Illustrationen). Sagen von der Inselgruppe Tjörn vor Göteborg. Nr. 3: *Segla för Tjörn* hg. von Peter Skanse (1987, 108 S., zahlreiche Fotos). Schifffahrtsgeschichte der Insel Tjörn von den Segelschiffen des 19. Jhs. bis zur modernen Schifffahrt.

Lewis R. Fischer und Helge W. Nordvik, *Fish and Ships: The Social Structure of Maritime Labour Force in Haugesund, Norway in the 1870s* (Sjøfartshistorisk Årbok 1986, Bergen 1987, 139–170). Vf. behandeln die soziale Struktur der Seeleute in der Handelsflotte der Stadt Haugesund, Norwegen. Die rasche Expansion dieser Flotte beruhte auf dem Heringsfang und dem Export von Salzhering.

Fiskerimuseet på Hjertøya (Molde, Møre og Romsdal, Norwegen, o.J. 32 S., 22 Abb.). Museumsführer in deutscher Sprache. Als Außenstelle des Romsdalmuseums in Molde wurde das Fischereimuseum 1948 auf der nahegelegenen Insel Hjertøya mitten im Romsdalsfjord gegründet mit der Aufgabe, die historischen Bauten und Anlagen, die dem traditionellen Fischfang z.T. noch bis ins frühe 20. Jh. dienten, der Nachwelt zu erhalten. Der Führer beschreibt kurz die einzelnen Baulichkeiten und deren Funktion, angefangen von einer Trankocherei über Bootsschuppen und Bootsbauwerkstatt mit den verschiedenen Bootstypen bis hin zu Saisonunterkünften für Fischer, Netzhäuser, Vorrathäuser usw. Für die Inter-

pretation der mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen zum norwegischen Fischfang liefert dieses Museum das nötige Anschauungsmaterial.

Auf den Walfang-Stationen, die im 17. Jh. auf Spitzbergen betrieben wurden, blieb aus klimatischen Gründen organisches Material ganz außergewöhnlich gut erhalten. Deshalb sind die dortigen Ausgrabungen von hohem Interesse. Folgende Publikationen sind erschienen: Svend E. Albrethsen, *Arkeologiske undersøkelser av dansk-norsk hvalfangst* (Svalbard Boka 1985–86, Ursus Forlag Tromsø, 75–91). Betr. vor allem Grabfunde auf Dansköya. – O. Ovsiannikov und V. Starkov, *Russernes arkeologiske aktivitet fra 1978–80* (ebd., 121–133). Betr. verschiedene russische Stationen des 18. Jhs.

Louwrens Hacquebord, *Smeerenburg. Zeugnisse vom frühesten Spitzbergen-Walfang im 17. Jahrhundert* (Bremerhaven 1988, Vertrieb: Deutsches Schiffahrtsmuseum, 80 S., 36 Abb.). Deutschsprachige Darstellung der Grabungs- und Forschungsergebnisse des Vf. zur niederländischen Walfängerstation auf Amsterdamøya (vgl. HGBll. 104, 1986, 166). D. E.

Einen reizvollen Aspekt des Grönlandwalfangs behandelt Klaus Barthelmeß, *Walfangtechnik vor 375 Jahren. Die Zeichnungen in Robert Fotherbys „Journal“ von 1613 und ihr Einfluß auf die Druckgraphik* (DSA 10, 1987, 289–324, 39 Abb.). 12 hier erstmals farbig reproduzierte Aquarelle eines Augenzeugen direkt aus der ersten Phase des Walfangs bei Spitzbergen bieten eine Fülle von Informationen über die Jagdbeute, die Fang- und Verarbeitungstechnik, und sie haben deshalb für eine beträchtliche Reihe von späteren Darstellungen als Vorlagen gedient. Diese Abhängigkeiten werden im einzelnen nachgewiesen, so daß nun auch die Leistung jener Künstler besser beurteilt werden kann, die zwar bis ins 19. Jh. das Bild vom Grönlandwalfang prägten, selber aber das von ihnen Dargestellte nie gesehen haben. U. Schnell

Carl Cullberg, *Ett spritsegel utanför Visbia Gothorum* (Skep och smide. Artiklar tillägnade Per Lundström, Stockholm 1987, Carlssons Bokförlag, 89–100). Auf der Stadtansicht Visbys von ca. 1580 sind u.a. kleinere einheimische Boote mit Spritsegeln dargestellt, für die es vorher in Skandinavien keine Zeugnisse gibt. Wohl aber sind Spritsegel seit dem 2. Jh. n. Chr. im Mittelmeer bekannt. Vf. diskutiert, ob zwischen beiden Vorkommen des Segeltyps eine Verbindung besteht, kann aber den weiten Raum und die lange Zeit nicht durch weiteres Quellenmaterial überbrücken.

Andre W. Sleswyk, *The origin and development of the triangular sail and the gaff sail in seventeenth century Holland* (MM 73, 1987, 377–383). In die Diskussion um die Entstehung des Gaffelsegels bringt Vf. einen neuen Aspekt ein: Er weist nach, daß es bereits um 1600 in den Niederlanden kleinere Fahrzeuge mit dreiecki-

gen Segeln gab und sieht darin den Ausgangspunkt für die Entwicklung des Gaffel-segels.

Horst Menzel, *Die Führung der Vorstagegel unter besonderer Berücksichtigung des Klüverrackringes auf Segelschiffen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts* (Das Logbuch 23, 1987, 63–70). Vf. beschreibt und erläutert anhand von 16 detailreichen Zeichnungen, wie die im frühen 17. Jh. aufkommenden Vorstagegel gehandhabt wurden und was sich daran bis zum Ende der Segelschiffzeit änderte.

Horst Menzel, *Die Verwendung von Schnaumasten im 18. und 19. Jahrhundert* (Das Logbuch 23, 1987, 114–119). Vf. stellt ein Detail aus der Takelage dar, das im späten 18. Jh. auf zweimastigen Rahsegeln (sog. Schnauen) erstmals auftrat und im 19. Jh. auch auf viele andere Schiffstypen übernommen wurde.

Ulrich Buchholz, *Schwimmen, Schricken und Sacken. Aus der Geschichte der Flußschifffahrt* (Brandenburger Kulturspiegel 2, 1987, 13–18). Am Beispiel der Schifffahrt auf Elbe und Havel zeigt Vf., welche Techniken angewandt wurden, um Binnenschiffe, die zu Tal nur mit der Strömung trieben, auch in schwierigen Situationen sicher zu steuern.

Frank Howard, *Early ship guns. Part II: Swivels* (MM 73, 1987, 49–55). Fortsetzung der in HGbl. 105, 1987, 118, angezeigten Serie. Swivels sind eiserne Hinterlader kleinen Kalibers.

Wolfgang Rudolph, *Das Schiff als Zeichen. Bürgerliche Selbstdarstellung in Hafenorten* (Hamburg 1987, Kabel Verlag, 152 S., 117 Abb., davon 34 farbig). Thema des Vfs. ist die bildliche Darstellung von Schiffen, die bestimmte Schichten des Bürgertums als selbstgewählte Identifikationsobjekte, als Zeichen ihres bürgerlichen Selbstbewußtseins gebrauchten. Zu Recht beginnt Vf. seine Darstellung mit den Schiffen auf Stadtsiegeln seit ca. 1200, die er als Stadtsymbole und Hoheitszeichen interpretiert. Ihm muß allerdings widersprochen werden, wenn er zu den mehr als 350 Jahre älteren Schiffsbildern auf Münzen Quentoviks, Dorestads usw. eine Traditionslinie durchziehen möchte. Zwar lassen sich auch diese Münzbilder (wie die späteren Siegelbilder) auf das Selbstverständnis schiffahrender Kaufleute zurückführen, aber die Münzbilder waren doch längst vergessen, als mit den Schiffsbildern auf Siegeln ein Neuanfang gesetzt wurde, der erst jetzt klar erkennbare Traditionslinien ausbildete, die über Schiffsbilder in sakralen Räumen zu solchen als Schmuck der Artushöfe und Seglerhäuser führten. Vf. verfolgt, wie die Schiffsbilder von den Hafenstädten in die Stranddörfer wanderten, wie sie in Konsulaten und Kontoren auftraten und in der guten Stube der Schifferhäuser. Er hat damit Zusammenhänge aufgedeckt, die bisher so noch nicht gesehen worden sind.

J.M.G. van den Poel, *Scheepsmodellen in Nederlandse kerken* (Enkhuizen 1987, Zuiderzeemuseum, 239 S., 100 Abb.). Besonders die älteren in Kirchen erhalten gebliebenen Schiffsmodelle gehören zu unseren wichtigsten Quellen über Formgebung und Takelage der Schiffe. Ihr erstes Auftreten um Nord- und Ostsee fällt in die Zeit, in der die mit Schiffsdarstellungen versehenen Siegel der Hafenstädte nicht mehr neu geschnitten werden. Seit 1944 werden diese Schiffsmodelle in regionalen Quelleneditionen der Forschung zugänglich gemacht (vgl. HGBll. 101, 1983, 172, und 102, 1984, 182). Vf. stellt die niederländischen Modelle nach dem in den späten 70er Jahren entwickelten Muster der Mardoc (= maritime documentation) dar, was in etwa den Regesten von Urkundenbüchern entspricht: man weiß zwar, welche Informationen wo vorhanden sind, muß aber für alle spezielleren Fragen auf das Original zurückgreifen. Von den 94 noch vorhandenen Modellen sind allein 51 im 20. Jh. entstanden, aber immerhin 1 im 16. und 22 im 17. Jh. Außerdem weist Vf. noch einige nur aus schriftlicher Überlieferung bekannte Modelle nach. Neu ist sein Nachweis, daß diese Modelle keine Votivschiffe sind. Diese hat es vor der Reformation aus Wachs oder Silber gegeben. Modelle in den Kirchen knüpfen an Modelle an, die von Gilden über „ihrem“ Altar in Kirchen aufgehängt worden sind und dienten der Repräsentation im öffentlichen Raum der Kirchen. Demgemäß ist das älteste niederländische Modell das eines Bojers der Schonenfahrgilde von Haarlem 1550.

Hans Soop, *I amiralitetes tjänst. Om Willem van de Velde, far och son* (Skep och smide. Artiklar tillägna de per Lundström, Stockholm 1987, Carlssons Bokförlag, 101–114, 8 Abb.). Vf. bespricht die in Stockholmer Museen befindlichen Schiffsdarstellungen der beiden niederländischen Marinemaler des 17. Jhs. *D. E.*

Joachim Münzing, *Der historische Walfang in Bildern* (Sammlungen des Altonaer Museums in Hamburg, Heft 13, Herford 1987, Koehler Verlag, 142 S., 108 Abb.). – Nachdem im Zuge der Suche nach einer Nordostpassage zu den Schätzen des fernen Ostens Ende des 16. Jhs. die riesigen Walvorkommen bei Spitzbergen entdeckt worden waren, wurde ab 1611 zuerst von Engländern, dann aber, und in weit stärkerem Maße, von den Niederländern Jagd auf die fettreichen Meeressäuger gemacht, um den wachsenden Bedarf an Fett und Öl in einer wirtschaftlich aufblühenden Gesellschaft zu befriedigen. Die „Grönlandfahrt“ (so genannt, weil man Spitzbergen zunächst für einen Teil der ostgrönländischen Küste hielt) begann. Eine ganze Anzahl deutscher Küstenstädte und -orte beteiligte sich in wachsendem Maße ab der Mitte des 17. Jhs. an dem lukrativen Geschäft (Emden ab 1643, Hamburg ab 1644, Bremen ab 1653, aber auch Altona, Glückstadt, Elmshorn u.v.a.m.). Der Entschluß, sich an diesen Aktivitäten zu beteiligen, entsprang allerdings nicht eigener Innovationsfreudigkeit dieser Städte, sondern ist maßgeblich von zugewanderten Niederländern beeinflusst worden. Für sämtliche deutsche Nordseeküstenregionen erlangte die Grönlandfahrt überragende wirtschaftliche Bedeutung; allein Hambrug schickte bis zu 89 Schiffe ins nördliche Eismeer. Vf. bietet eine knappe, doch sehr ausgewogene und detailgenaue Darstellung der Geschichte und Technik dieses Walfangs, spart aber auch den späteren Pottwalfang, die Walroßjagd und sogar die Darstellung gestrandeter Wale nicht aus. Gleichzeitig

ist die Schrift Bestandskatalog der attraktiven Walfangsammlung des Altonaer Museums, die in hervorragenden und instruktiven Abbildungen und in einem Katalog vorgestellt wird. Diese Verbindung zwischen Walfanggeschichte und Museumskatalog gelingt Vf. in bestechender Weise. U. Schnall

Katarzyna Cieślakr, *Olrz Bartłomieja Milwitza „Bitwa pod Oliva“*. 2 *białej sali ratusza głównomiejskiego w Gdańsku* (Gdańskie studia Muzeale 4, 1985, 79–88, 13 Abb. auf S. 222–228; engl. Zusammenfassung). Vf.in behandelt das Gemälde „Die Seeschlacht von Oliva“, das der Maler Bartholomeus Milwitz um 1640 für die weiße Halle des Danziger Rathauses gemalt hatte und das 1945 verbrannt ist. Die Schlacht war ein Sieg der Polen im Krieg mit Schweden 1626–1629.

Elżbieta Kilarska und Jerzy Litwin, *„English Delftware“ z przedstawieniami statków Gdańskich* (Gdańskie studia Muzeale 4, 1985, 89–101, Abb. 1–9 auf S. 229–233; ausführl. engl. Zusammenfassung). Publikation von vier Fayence-Tellern, auf denen zwischen 1757 und 1759 holländische Maler Danziger Schiffe dargestellt haben. Die Teller werden als Auftragsmalerei für Schiffseigner interpretiert, sind also Vorläufer der späteren Schiffsportraits.

Hanne Poulsen, *Danske Skibsportraetmalere* (Søhistoriske skrifter des Handels- og Søfartsmuseet på Kronborg, Bd. 15, 1985, 140 S., zahlreiche Abb., z.T. in Farbe). Nach einer Einleitung über Porträts dänischer Schiffe des 17. und 18. Jhs. wird die Entwicklung der dänischen Schiffsporträtmalerei des 19. Jhs. ausführlich dargestellt. Biographien der Maler, Personen- und Schiffsregister vervollständigen dieses wichtige und sehr sorgfältig erarbeitete Handbuch.

Gösta Webe, *Havets allmogemålningar* (Skep och smide. Artiklar tillägnade Per Lundström, Stockholm 1987, Carlssons Bokförlag, 115–122, 5 Abb.). Lars Petter Sjöstrom (1820–1896) war einer der produktivsten Maler von Kapitänsbildern; mehr als 1.500 von seiner Hand sind bekannt. Sein Leben und Werk werden kurz vorgestellt.

Dieter v. Wahl, *Kapitänsbilder/Schiffsporträts mit Ansichten von Riga* (Nordost-Archiv, Jg. 20, Heft 85, 1987, 1–6). Vf. weist fünf Kapitänsbilder nach, die Schiffe aus der Zeit von 1826 bis 1853 vor Riga zeigen. Die in Dundee/Schottland (3x) oder Lübeck beheimateten Schiffe sind während ihres Aufenthaltes in Riga „porträtiert“ worden.

Nicola Borger-Keweloh, *Der Entwurf einer Galionsfigur für die erste deutsche Flotte* (DSA 10, 1987, 337–344). Soweit die Forschung überhaupt Galionsfiguren deutscher Schiffe kennt, sind die entwerfenden Künstler oder Handwerker anonym geblieben. Vf.in kann erstmals anhand einer im Historischen Museum der

Stadt Frankfurt befindlichen Zeichnung einen namhaften Kirchenmaler als Entwerfer der Galionsfigur der aus Beiträgen der Stadt Frankfurt 1849 erbauten hölzernen Radkorvette FRANKFURT identifizieren. Der in Wien geborene Edward Steinle (1810–86), der seit 1839 in Frankfurt lebte, gehörte den Nazarenern an und hatte 1848/49 Kontakt zu konservativen Abgeordneten. Sein Entwurf sah in Halbfigur eine Personifikation der namengebenden Stadt vor mit Kaiserkrone und Reichsschwert in den Händen, denn Frankfurt war jahrhundertlang die Stadt der Kaiserkrönung gewesen. Anhand der antiquarisch korrekten Wiedergabe der Reichsinsignien und einer fränkischen Vierpaßfibel zeigt Vf. in die Geisteshaltung auf, aus der diese Galionsfigur hervorging.

Anders Björklund und Gunnar Nordlinder, *Sjöfolkets ordakonst – skepparhistorier* (Skep och smide. Artiklar tillägnade Per Lundström, Stockholm 1987, Carlssons Bokförlag, 147–164). Die Erzählkunst der Seeleute wird bei uns gerne mit der Bezeichnung „Seemannsgarn“ abgetan und ist deshalb nur selten Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Hier werden die Stilgesetze und Inhalte dieser Erzählkunst analysiert.

Ole Højrup, *Skibskok og messedreng. – Ders., Sejlskibskaptajn* (Søens Folk, Bd. 5/6, Kopenhagen 1987, Crh. Ejlers' Forlag 229, bzw. 276 S., zahlreiche Abb.). Fortsetzung der in HGbl. 105, 1987, 120, angezeigten Serie zur Sozialgeschichte der Seeleute, hier mit Berichten von Köchen, Messe-Stewards und Segelschiffskapitänen sowie mit zugehöriger, z.T. sehr aufschlußreicher Bilddokumentation.

Ole Mortensøn, *Sejlskibssøfolk – fra Det sydfynske Øhav* (Svendborg 1987, Langelands Museum, 606 S., zahlreiche Abb.). Langelands Museum trägt mit dieser umfassenden Darstellung der Sozialgeschichte der Seeleute auf Segelschiffen aus der Inselwelt Südfünens mit dazu bei, der dänischen Forschung einen Spitzenplatz in der Bearbeitung dieser Thematik zu sichern.

Henning Henningsen, *Sømandens våde grav* (Handels- og Søfartsmuseet på Kronborg Årbog 1987, 103–167). Vf. setzt die Serie seiner sozialgeschichtlichen Untersuchungen über die Seeleute der Segelschiffe (vgl. HGbl. 104, 1986, 177) fort mit einem Beitrag über Bestattung auf See und die Gedanken der Seeleute über Leben und Tod, Himmel und Hölle (mit ausführlicher englischer Zusammenfassung). Obwohl sein Schwerpunkt im 19. Jh. liegt, greift er in einzelnen Abschnitten immer wieder auf mittelalterliche Verhältnisse zurück und weiß ihnen neue Aussagen abzugewinnen. Dasselbe gilt für die folgende Monographie: Henning Henningsen, *Der Seemann und die Frau* (Herford 1987, Köhlers Verlagsgesellschaft, 120 S., 79 Abb.). Das in HGbl. 100, 1982, 173, angezeigte dänische Buch liegt jetzt in deutscher Übersetzung vor und ist um zahlreiche, z.T. sehr informative Abb. bereichert.

Hademar Bankhofer, *Schiffs- und Seemannsheilkunde* (Herford 1987, Köhler, 132 S., zahlreiche Abb.). Keine systematische Geschichte der Heilkunde an Bord, sondern der Versuch, die Geschichte dieser Heilkunde als „eine Fundgrube wertvoller Naturheilverfahren“ (7) zu benutzen. Dabei erhält man zwar aufschlußreiche Einblicke in einzelne Abschnitte (Schiffsmedizin), aber es passieren auch solche Fehlgriffe, daß die Darstellung des „Judas mercator“ der Herrad von Landsberg (um 1170) wegen der Geldwaage als die eines Schiffsapothekers ausgegeben wird, daß ein Wikingerschiff ins 4. Jh. datiert wird u.a.m.

Adrien Carre, *Wine and maritime history* (MM 73, 1987, 21–31). Vf. behandelt nicht den Weintransport, sondern seine Verwendung als Getränk an Bord, zunächst im antiken Mittelmeer, dann in der französischen Handels- und Kriegsmarine. Er zeigt auf, was die „Nordic peoples“, die die Wohltat des Weines entbehren, statt dessen trinken und arbeitet die Probleme der Trunkenheit an Bord heraus.

Jarle Bjørklund, *Om sjømannsmedisin* (Norsk Sjøfartsmuseum Årsberetning 1986, Oslo 1987, 139–157). Obwohl alle menschlichen Krankheiten irgendwo an Land vorkommen, werden einige als spezifische Seemanns-Krankheiten eingeschätzt. Vf. zeigt auf, wie und wann diese Krankheiten in der Geschichte aufgetreten sind und welche Methoden zu ihrer Therapie und zur Vorbeugung angewendet wurden. Behandelt wird die Zeit zwischen 1348 und 1930. D. E.

VORHANSISCHE ZEIT

(Bearbeitet von *Rolf Hammel*)

Günter P. Fehring, *Einführung in die Archäologie des Mittelalters* (Einführungen: Die Archäologie, Darmstadt 1987, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 254 S., 99 Abb.). Der Band ist in drei große Abschnitte eingeteilt: A. ‚Archäologie des Mittelalters‘ umfaßt eine erste Definition des Einführungsgegenstandes als Teildisziplin der hist. Wissenschaft, die Geschichte der archäologischen Mittelalterforschung in Deutschland sowie Erörterungen zur Abgrenzung gegenüber den Nachbardisziplinen sowohl in sachlicher (zur mittelalterlichen Geschichtsforschung im engeren Sinne, zur Philologie, zur Historischen Volkskunde, zur Historischen Geographie, zur Bau- und Kunstgeschichte als auch zur christlichen Archäologie) als auch in zeitlicher Hinsicht. Es folgt die Darstellung der ‚Organisation der archäologischen Mittelalterforschung‘ in der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik sowie der europäischen Nachbarländer. – B. ‚Die Quellen und ihre Erschließung‘ enthält Kapitel zur archäologischen Landesaufnahme (Inventarisierung), zur archäologischen Prospektion (Luftbildprospektion, geophysikalische Prospektion, chemische und botanische Prospektion), sowie als Haupt-

teil des Abschnittes ‚Grabungsmethode und Datierung‘ (35 ff.). F. beschränkt sich hier (verständlichweise) auf die Behandlung der stratigraphischen Grabungsmethode, doch wäre angesichts der weiten Verbreitung, die das sog. ‚Graben in künstlichen Schichten‘ (Plana) immer noch hat, eine etwas intensivere Behandlung ihrer Vor- und Nachteile wünschenswert gewesen, als es S. 49f. geschieht. Ein nächstes Kapitel gilt der Grabungsauswertung (archäologische Bearbeitung, naturwissenschaftliche Untersuchungen, Verknüpfungen mit schriftlichen und sonstigen Quellen), ein weiteres der Bekanntgabe der Forschungsergebnisse für Wissenschaft und breite Öffentlichkeit. – Teil C ‚Quellengruppen und Forschungsbereiche‘ (60–229), der umfangreichste Teil der Einführung, ist gegliedert in I. Gräberfelder, Kirchen und Kirhhöfe (Gräber- und Kirchenarchäologie); II. Wehranlagen: Burgen und Pfalzen (Burgenarchäologie); III. Ländliche und städtische Siedlungen (Siedlungs- und Stadtarchäologie); IV. Verkehrseinrichtungen (Verkehrsarchäologie). – Teil D ‚Der Beitrag der Archäologie zur Erforschung des Mittelalters‘ (230–238) beschließt die Darstellung, der ein alphabetisch, nach Verfassern geordnetes Literaturverzeichnis folgt. – Die Sachgebiete innerhalb des Teils C ‚Quellengruppen und Forschungsbereiche‘ sind jeweils nach sachlichen oder chronologischen Kriterien untergliedert, wobei zu Beginn jeder Großgruppe (z.B. Gräberfelder, Kirchen, Kirhhöfe; Burgen und Pfalzen, Turmburgen und Motten usw.) einige wichtige Literaturtitel genannt werden. Die Ausstattung mit Abbildungen ist reichhaltig, und die Abbildungen werden in der Regel in den Text einbezogen.

R. H.

Karl-Ernst Behre, *Meeresspiegelbewegungen und Siedlungsgeschichte in den Nordseemarschen* (Vorträge der Oldenburger Landschaft, Heft 17, Oldenburg 1987, Heinz Holzberg Verlag, 47 S., 19 Abb.). Das ansprechende Heft gibt einen gut lesbaren und mit informativen Abb. ausgestatteten Überblick über die ‚Geschichte‘ bzw. über die Rekonstruktion der Geschichte der Besiedlung der Nordseemarschen von der Weichsel-Kaltzeit bis zu den Küstenveränderungen durch die mittelalterlichen Sturmfluten. Auf der Grundlage der großklimatischen Änderungen, die zu den Meeresspiegelschwankungen führten, wird deutlich, wie durch die Zusammenarbeit von Geologie und Archäologie das schubweise Vordringen der Nordsee nach Süden rekonstruiert werden kann. Während die frühesten Siedlungen in der neugebildeten Marsch aus der Jungsteinzeit in den Niederlanden ergraben wurden, konnte in der deutschen Marsch (bei Rodenkirchen) erst für die späte Bronzezeit eine Siedlung sicher nachgewiesen werden.

R. H.

Gleb Sergeevič Lebedev, *Die Epoche der Wikinger in Nordeuropa. Historisch-archäologische Studien* (Épochā vikingov v Severnoj Evrope. Istoriko-archeologičeskie očerki, Leningrad 1985, Izdatel'stvo Leningradskogo universiteta, 286 S.). In dieser durch Komplexität und Originalität beeindruckenden, wiewohl gewiß auch zu Widerspruch herausfordernden Darstellung der Wikingerzeit befaßt sich der Leningrader Archäologe mit „Blick von Osten her“ (6) vor allem mit der inneren, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in Skandinavien sowie mit den russisch-skandinavischen Beziehungen im 9.–11. Jh. Die Arbeit, die auf einer sorgfältigen Analyse des vornehmlich archäologischen Quellenmaterials basiert, gliedert sich

in drei Kapitel. Im ersten, einführenden Teil, „Die Normannen im Westen“, setzt sich Vf. kritisch mit der bisherigen Wikingerforschung in West und Ost auseinander, periodisiert die Wikingerepoche und kennzeichnet sie als „verspätetes Finale der Völkerwanderung“ (24). Gegenstand des zweiten Kapitels sind die Wikinger in Skandinavien. Für Vf. stellt die Wikingerbewegung ein soziales Experiment in einer Phase des Übergangs dar, in dessen Verlauf eine revolutionäre Umgestaltung Skandinaviens von der „barbarischen“ Stammesstruktur in feudale Staatsgebilde erfolgte; das Verhältnis der Wikinger sowohl zum alten Stammesadel als auch zur neuentstandenen Königsmacht blieb dabei laut Vf. ambivalent. Als kennzeichnend für die frühfeudale Entwicklung betrachtet Vf. zum einen die Königsmacht und die damit verbundene Staatsbildung in Nordeuropa, zum anderen die Handelszentren (Wike), in denen erstmals eine soziale Differenzierung zu beobachten ist. Auch die kulturelle Entwicklung spiegelt die gesellschaftliche Dynamik wider; so charakterisiert Vf. den Borre-Stil als demokratisch und an Massenbedürfnissen orientiert, während er im Jelling-Stil eine bereits aristokratisch-elitäre Kulturrichtung sieht. Die Wikingerzüge schufen laut Vf. durch den Import materieller Güter eine wesentliche Grundlage für die Entstehung der Feudalgesellschaft. Wie wichtig insbesondere das über das Kiever Reich nach Skandinavien gelangende Silber war, zeigt Vf. im dritten Kapitel u.a. am Beispiel Birka. Abschließend ist er vor allem bemüht aufzuzeigen, daß die skandinavische Präsenz in Altrußland keineswegs die Kolonisierung der Ruß durch die Waräger bedeutete, sondern im Gegenteil die russisch-skandinavischen Beziehungen der Wikingerzeit eine „soziale und politische Partnerschaft“ mit deutlichem Übergewicht der ostslavischen Komponenten darstellten (222) und die Ruß Skandinavien nicht nur einen bedeutenden Teil der materiellen Basis für den Staatsaufbau, sondern darüber hinaus auch wichtige ideologische Impulse lieferte; als Beispiel dient hier die Vorbildfunktion des Kiever Fürsten Jaroslav in der nordischen Königssaga. – Insgesamt stellt diese mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Tabellen ausgestattete sowjetische Arbeit in ihrer akribischen Quellenauswertung und sozialgeschichtlichen Ausrichtung einen wertvollen Beitrag zur Wikingerforschung dar. G. Pickhan

Bernhard Friedmann, *Untersuchungen zur Geschichte des abodritischen Fürstentums bis zum Ende des 10. Jahrhunderts* (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, Bd. 137, Berlin 1986, in Kommission bei Duncker & Humblot, 336 S., 2 Abb.; engl. summary). – Die 1980 angenommene Dissertation, in die die seit damals erschienenen Arbeiten zur Geschichte der Elb- und Ostseeslawen nur noch anhand einiger weniger Titel eingearbeitet werden konnten, sucht die Entstehungsbedingungen des Fürstentums anhand schriftlicher und archäologischer Quellenerzeugnisse zu bestimmen. Dabei wird der Standort des abodritischen Herrschaftsgebildes innerhalb der wechselnden Machtkonstellationen zwischen den nordischen Reichen, dem fränkischen Reich, den sächsischen Markgrafen, den Markgrafen der Nordmark und vor allem den benachbarten elb-slawischen Stämmen bestimmt. Die wirtschaftlichen Grundlagen des Fürstentums werden ebenso in die Betrachtung einbezogen wie die kirchlichen Verhältnisse. Von den zahlreichen Einzelergebnissen seien nur zwei genannt: Zum ersten weist F. die Bedeutung des Jahres 844 für die Entwicklung des regionalen Fürstentums

bei den Abodriten, die W.H. Fritze ihm beigemessen hatte, mit guten Gründen zurück. Und zum zweiten verdienen seine Ausführungen über „Das Problem der Beziehungen zwischen Nordeuropa und der slawischen Ostseeküste westlich der Oder . . .“ (121 ff.) Beachtung, in denen er vor allem für das 9. und das beginnende 10. Jh. einen großen skandinavischen Einfluß an der südwestlichen Ostseeküste wahrscheinlich machen kann. Es ist Vf. gelungen, zu zeigen, „wie sich in der Verfassung des Abodritenreiches eigenständige Entwicklungstendenzen realisieren und wie diese durch das Verhältnis zu den umliegenden Mächten modifiziert“ wird (288). Bei der Diskussion der Vorgänge während und nach der slawischen Landnahme mit den konstatierten Überschichtungsvorgängen verschiedener Ethnika slawischen Ursprungs, bei der er die Ergebnisse einer archäologischen ‚Schule‘ übernimmt, hätte deutlicher zum Ausdruck gebracht werden können, daß es auch andere, ebenfalls von Archäologen vertretene Auffassungen zu diesem Themenkomplex gibt.

R. H.

Eckhard Müller-Mertens, *Frühformen der mittelalterlichen Stadt oder Städte eigener Art im Frühmittelalter? Reflexionen auf die fränkisch-deutsche Stadtentwicklung vor der Jahrtausendwende* (ZfG 35, 1987, 997–1006). – In konsequenter Fortsetzung seines Ansatzes, daß die mittelalterliche Stadt kein dem Feudalismus fremdes Element sei, faßt M.-M., ausgehend von einer Diskussion mit dem Städtebau- und Architekturhistoriker K. Junghanns, nun Charakter und Rolle der Bischofsstädte des Frühmittelalters ins Auge. Nach einem forschungsgeschichtlichen Abriss (997–1002), erkennt er als städtebildende Faktoren erster Ordnung „Formierungs- und Organisationsprozesse der Feudalgesellschaft, Prozesse sozialökonomischer wie staatlicher und kirchlicher Natur“ (1005). Bischöfe und andere geistliche Feudalherren, Königtum, gegebenenfalls Herzogtum oder auch Grafengewalt gestalteten einerseits im Verfall begriffene antike Städte um, andererseits errichteten sie neue Städte. M.-M. würdigt diese Vorgänge als Bestandteile des Übergangs zum Feudalismus und der Ausbildung einer Feudalgesellschaft.

R. H.

Waltraut Bleiber, *Der topographische Dualismus – ein nicht bewältigtes Problem der Entstehungsgeschichte feudaler Städte* (ZfG 35, 1987, 717–723), meldet „nachdrückliche Zweifel . . . hinsichtlich der allgemeinhistorischen Bedeutung dieses Siedlungstyps sowie hinsichtlich der Zwangsläufigkeit und Ausschließlichkeit (an), mit der er in der Frühphase mittelalterlich-städtischer Entwicklung“ aufgetreten sein soll (718). So seien [aber wußte man das nicht schon?] die meisten der merowingischen Civitates der zentraleren Gebiete des ehemaligen römischen Gallien, und neben diesen vermutlich nicht wenige andere Orte, diesen Siedlungstypen nicht zuzuordnen, weil sich deren topographische Struktur und ihr ökonomischer und sozialer Charakter dem gleichermaßen widersetzen. Diese Siedlungen seien als frühe, feudale Städte zu charakterisieren. – Im gleichen Band findet sich ein Bericht von Wolfgang Huschner über ein Kolloquium „Frühstädtische Siedlungskomplexe und frühe Städte“ (730 f.), das im Oktober 1986 an der Humboldt-Universität in Berlin stattfand.

R. H.

Stanislaw Suchodolski, *Contacts commerciaux entre l'Europe occidentale et orientale au Xe siècle à la lumière des sources numismatiques* (Archaeologia Polona 21/22, 1983, 233–239), unterscheidet zwei Phasen, wobei die erste das 9. und das beginnende 10. Jh. umfaßt und in welcher der Einfluß von Silber und Münzen aus dem Osten vorherrschte, und eine zweite von der Mitte des 10. Jhs. bis zum Jahr 990, in der die große Anzahl von westlichen Münzen anzeigt, daß der Handel von Osteuropa in der Hauptsache nach Westen verlief. R. H.

Heiko Steuer, *Gekerbte Gewichte der späten Wikingerzeit* (Fornvännen 1987, 66–74), verwirft zunächst, daß es sich bei den zum Teil sehr stark eingekerbten Gewichten um entwertete Exemplare handeln könne, auch eine Deutung der Kreuzkerben als christliches Symbol entfällt und Nacheichung von umlaufenden Gewichten ist ebenfalls auszuschließen. Vielmehr hat es den Anschein, daß in zahlreichen Gebieten rund um die Ostsee durch Einführung eigener Münzprägungen und schrittweises Abgehen von der Gewichtsgeldwirtschaft auch die Produktion von genormten Gewichtssätzen eingestellt wurde, so daß die noch auf Gewichtsgeldwirtschaft gestützten Länder, in denen die komplizierte Technik der Herstellung von Gewichten nicht beherrscht wurde, gezwungen waren sich auf diese rohe Art und Weise Gewichte zu beschaffen. R. H.

Dirk Heinrich, *Fang und Konsum von Kabeljau im Mittelalter* (Offa 43, 1986, 87–93), diskutiert die Voraussetzung für den Handel mit Dorschfischen. Die Größe der meisten Funde wie auch das Fehlen der Köpfe deutet auf Stockfisch, für den eben große und damit als Handelsware geeignete Individuen ausgewählt wurden. Während in slawischen Siedlungen keine oder nur wenige Dorschreste gefunden wurden, stieg der Verbrauch in den frühdeutschen Siedlungen stark an. Aber auch in Haithabu spielten die Dorsche im Unterschied zu seiner Nachfolgesiedlung Schleswig keine Rolle. Vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit nahm jedoch in allen städtischen Siedlungen der Anteil kleiner Dorsche, die wohl aus der lokalen Fischerei stammten, zu. R. H.

Dörfer und Städte. Ausgrabungen im Rheinland 1985/86 (Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege in Zusammenarbeit mit Rheinisches Landesmuseum Bonn, hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Rheinland, Köln, Bonn 1987, Rheinland-Verlag in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt). – Zentralthema des Katalogbandes einer Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn im Jahre 1987 ist die „Stadt- und Dorfentwicklung im Rheinland“ auf der Basis der Auswertung der Bodenfunde. Folgende Städte werden behandelt: W. M. Koch, *Aachen – erste Ergebnisse einer Stadtarchäologie* (95–102), M. Rech und S. Sauer, *Die Stadtwerdung des mittelalterlichen Neuss* (151–160), G. Krause, *Ausgrabungen und Fundbergungen in der Duisburger Altstadt 1985/1986* (176–183), und C. Weber, *Mönchengladbach in römischer Zeit und im Mittelalter* (184–192). R. H.

Sven Schütte, *Zur frühesten Stadtbefestigung Göttingens und zur mittelalterlichen Geschichte der Groner Straße* (NNU 56, 279–310), kann einen vor 1180 im Verlauf der Straße angelegten etwa 11 m breiten und 2,5 m tiefen, zumindest teilweise wassergefüllten oder wasserdurchflossenen Graben nachweisen, der im Norden parallel von einer Holz-Erde-Befestigung begleitet wurde, deren konstruktive Teile jedoch absolutchronologisch nicht eingeordnet werden konnten. Spätestens 1180 wurde die Befestigungsanlage aufgegeben und mit Bohlenständerhäusern bebaut. Spätestens Ende des 13. Jhs. wurde dann die heutige Straßenflucht angelegt. Die Aufgabe des Befestigungswerkes erfolgte aufgrund der südlichen Stadterweiterung durch das Nikolaiviertel. R. H.

Achim Gercke, *Bevor Hannover entstand. Bemerkungen zur Frühgeschichte der Stadt Hannover* (Hannoversche Gbl. NF. 41, 1987, 21–29), befaßt sich mit zwei Grenzbeschreibungen des Bistums Hildesheim aus den Jahren 1007 und 1013 und kommt zu dem Ergebnis, daß Hannover in dem Freiraum zwischen dem Hildesheimischen Kirchspiel Kirchrode und dem Mindenschen Kirchspiel Engelborstel gegründet wurde. R. H.

Die Grabungen an der Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt. 1. Vorbericht. Zusammengestellt von Hartmut Rötting, mit Beiträgen von A. Boldt, G. Hühne und B. Herrmann, K. Kablitz, Chr. Kellner, M. Matthies, M. Meyer, E. Priesemann sowie H. Rütting (NNU 56, 195–278). Das Grabungsareal, auf dem noch gearbeitet wird, umfaßt zwei Parzellenblöcke mit 24 Grundstücken auf insgesamt 16 000 qm Fläche. Die Fragestellung gilt dem Beginn, der Funktion und Entwicklung der vor- und frühstädtischen Besiedlung. Fünf seit dem frühen 13. Jh. archäologisch W.O.-orientierte Parzellen westlich der Turniersraße zeigen einen praeurbanen Siedlungsbeginn erst um 1100 an. Die ergrabenen Hausbefunde sind zunächst südnördlich orientiert und liegen am ost-west-verlaufenden Altwegesystem. Erst im Zeitraum um 1200 scheint im Zuge einer übergeordneten Stadtumgestaltung das Gebiet umstrukturiert worden zu sein. Bei der Erschließung der Parzellen scheint man die Kloaken jeweils in einer rückwärtigen Ecklage errichtet zu haben (nach H. Rütting, *Wesentliche Grabungsergebnisse 1985/86*, ebd., 197–213; es folgen von den genannten Mitarbeitern detaillierte Untersuchungen zu zwei Grundstücken, zu paläoethnobotanischen Funden, zur Baukeramik, zur Restaurierung eines spätmittelalterlichen Gewichts, über ein Skelettkollektiv von St. Thomae sowie zum Hospital St. Thomae auf einem Grundstück an der Heidenstraße). R. H.

Klaus Brandt, *Archäologische Untersuchungen in einem mittelalterlichen Marktort an der Nordseeküste. Ergebnisse der Ausgrabungen Langwarden, Ldkrs. Wesermarsch* (Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 16, 1986, 127–169). Die etwa 600 Meter lange Wurt entwickelte sich aus einer Reihe von Kernwurtten, die in der Römischen Kaiserzeit und frühen Völkerwanderungszeit errichtet worden waren. Um die Mitte des 5. Jhs. verlassen, wurde sie im frühen Mittelalter nur zum Teil wieder besiedelt. Möglicherweise im Zusammenhang mit

der Errichtung der ersten hölzernen Kirche im 11. oder 12. Jh. könnte eine Erweiterung der Siedlung gestanden haben. Für die Entwicklung des heutigen Ortsbildes ist das 12./13. Jh. offenbar die entscheidende Zeit gewesen. Eine zweite Kirche wurde gebaut und zwischen ihr und dem alten Siedlungskern im Westen entwickelte sich ein Straßendorf, so daß Langwarden viel Ähnlichkeit mit den teilagrарischen Straßendörfern auf Langwurten im westlichen Teil Ostfrieslands hat. Sie unterscheidet sich mit ihrer Herkunft aus Kernwurten jedoch von diesen. An dem breiten Priel an der Ostseite der Wurt konnte ein Schiffslandeplatz durch Grabungen und Bohrungen lokalisiert werden, der durch Teile einer Schiffsladung (Tuffsteine) zu identifizieren war. R. H.

Baudenkmale im Landkreis Friesland (Oldenburger Jb. 86, 1986, 267–289). Für die vorhansisch-hansische Geschichte von Belang ist die Inventarisierung der Wurten (270–279); insgesamt wurden 596 Wurten im Gelände überprüft; 64 Dorf-, 23 Kirch- sowie 325 Gehöftwurten wurden zur Aufnahme in das Verzeichnis der Kulturdenkmale vorgeschlagen. Dem Band beigelegt ist eine Karte „Archäologische Denkmale im Landkreis Friesland“ (Maßstab 1:75 000). R. H.

Der Frühgeschichte Schleswig-Holsteins und besonders der ‚Kooperation Archäologie und Naturwissenschaften‘ ist Heft 2 der Zs. Die Heimat 94, 1987, gewidmet. Dietrich Hoffmann stellt *Ergebnisse und Probleme archäologisch-geowissenschaftlicher Kooperation an der Westküste Schleswig-Holsteins* vor (37–44), Hans Hingst behandelt *Vor- und frühgeschichtliche Waldschmieden in Schleswig-Holstein* (44–50), Karl-Heinz Willroth *Eine frühmittelalterliche Siedlung beim Gammelby, Kreis Rendsburg-Eckernförde* (50–60). R. H.

Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Siedlungsforschung auf Sylt, in Angeln, Schwansen, Ostholstein und Mitteljütland (Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 20.–23. März 1985 in Kiel, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts 67, 1986, 357–546). – Es handelt sich gewissermaßen um die Fortführung des zweibändigen Werkes „Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr.“ (1984; s. HGBll. 104, 1986, 181 f.). Im ersten Teil berichten O. Harck, J. Reichstein, H. Kroll und D. Hoffmann über archäologische, paläobotanische und geologische Untersuchungen im Bereich der schleswig-holsteinischen Westküste, im zweiten Teil präsentieren K.-H. Willroth, D. Meier, H. Kroll und R. Zölitz erste Ergebnisse siedlungsarchäologischer und naturwissenschaftlicher Untersuchungen im Rahmen eines Forschungsprogrammes „Frühgeschichtliche und mittelalterliche Besiedlung von Angeln und Schwansen“, im dritten Teil werden zwei Fundplätze im östlichen Umfeld von Haithabu/Schleswig vorgestellt (ein Körpergräberfeld des 10. Jhs. in Thumbby/Bienebek von M. Müller-Wille und die früh- und hochmittelalterliche Siedlung bei Schuby von H.J. Kühn und U. Heinrich). H. Unverhau gibt einen Ausblick auf die mittelalterliche Siedlungsgeschichte zwischen Eider, Schlei und Danewerk.

Abschließend berichtet F.-R. Averdieck über pollenanalytische Untersuchungen, besonders aus den Seen von Ostholstein sowie S. Hvass über Grabungen in der Dorfsiedlung Vorbasse in Mitteljüdland. Es folgen *Zusammenfassende Gedanken zum Schluß des Rundgesprächs* von J. Reichstein. R. H.

Rüdiger Moldenhauer, *Terra deserta, locus horroris et vastae solitudinis als siedlungsgeschichtliche Terminanten in Wagrien und Mecklenburg* (ZSRG.GA 104, 1987, 190–215). Während Helmold von Bosau den Terminus „solitudo“ verwendet, um auszudrücken, daß Land wüst gelegt wurde, wird in den mecklenburgischen Diplomen darunter „teils altes Ödland, unter Umständen durch freiwilligen Siedlungswechsel in älterer Zeit, durch die vastatio Slavorum oder deren eictio, wie durch die Dezimierung der Slawen durch die Kriege“ entstandenes Ödland verstanden. R. H.

Hans Rohde, *Überlegungen zur mittelalterlichen Wasserstraße Eider/Treene/Schlei* (Offa 43, 1986, 311–336), untersucht die hydrologischen Bedingungen für die Wasserstrecke, stellt einige Überlegungen zu den im Mittelalter auf dieser Wasserstraße verkehrenden Schiffen an (Typschiff für den Schiffahrtsweg von der Rheinmündung nach Hollingstedt war wohl das Brügge-Schiff mit einer Tragfähigkeit von 14,8 t bei 0,8 m Tiefgang), gibt einen Überblick über die beförderten Güter, unter denen Tuffstein eine bedeutende Rolle spielte. Der Rückgang der Bedeutung der Wasserstraße wurde vermutlich durch die Zunahme der Größe der Schiffe und die Verschlechterung der Fahrwasserverhältnisse in der Treene seit dem 12. Jh. verursacht. R. H.

Die „Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu“ wurden mit den Berichten 22 bis 24 (Neumünster 1986 [22 und 23], 1987 [24], Karl Wachholtz) fortgesetzt. – Bericht 22: Hans Reichstein, Harald Pieper, *Untersuchungen an Skelettresten von Vögeln aus Haithabu (Ausgrabung 1966–1969)* (214 S., 26 Abb., 10 Tafeln), können mindestens 57 verschiedene wildlebende Vogelarten sowie als Hausgeflügel Hühner und Gänse (Hausenten dagegen nicht sicher) nachweisen. Auf die Wildarten entfallen 17,7%, auf das Hausgeflügel 82,3% der Funde. Der auffallend hohe Anteil von Seeadlerknochen scheint auf seine große Bedeutung wegen der Federn und durch mögliche Verwendung etwa bei der Jagd zurückzuführen zu sein (89). In dem Abschnitt über kulturgeschichtliche und ökonomische Aspekte (89 f.) wird „unsere weitgehende Unkenntnis über die kulturgeschichtlichen Aspekte der Vogelernährung“ zum Ausdruck gebracht. – Bericht 23: Heidemarie Hüster, *Untersuchungen an Skelettresten von Pferden aus Haithabu (Ausgrabung 1966–1969)* (82 S., 12 Abb.). Fast alle Pferde (58 Individuen konnten nachgewiesen werden) wurden älter als vier Jahre, wobei es sich – wie eine vergleichende Betrachtung der Körpergestalt ergab – um einen im norddeutschen Raum weitgehend einheitlichen Pferdetypp handelte, der dem rezenten Islandpferd vergleichbar ist. Einige der Knochen zeigten Zerlegungsspuren, die auf Schlachtung hinweisen. – Bericht 24: Friederike Johansson und Heidemarie Hüster, *Untersuchungen an Skelettresten von Katzen aus Haithabu (Ausgrabung 1966–1969)* (86 S., 18 Abb.). Eine regelmäßige Ver-

wendung von Katzenfleisch als Nahrung ist wenig wahrscheinlich, doch scheinen ihre Felle, besonders die qualitativ besseren Winterfelle, begehrt gewesen zu sein. Im Verhältnis zu rezenten Tieren waren die Hauskatzen von Haithabu wesentlich kleiner. R. H.

Norbert Spahn, *Untersuchungen an Skelettresten von Hunden und Katzen aus dem Mittelalterlichen Schleswig. Ausgrabung Schild 1971–1975* (Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien 5, Neumünster 1986, Karl Wachholtz, 131 S., 31 Abb.). Katzen stellten etwa 2,5% und Hunde etwa 1% der Haussäugetiere im mittelalterlichen Schleswig. Ihr relativer Bestand hat damit im Vergleich mit anderen mittelalterlichen Siedlungen (Haithabu und Eketorp) zugenommen. Katzen wurden in der Regel wohl zur Regulierung von Getreidevorratsschädlingen gehalten, jedoch scheinen Hund- wie Katzenfelle gelegentlich (wirtschaftlich) genutzt worden zu sein. In Schleswig wurden kleinere Hunde gehalten als in Haithabu, wobei Hunde im Größenbereich heutiger Königspudel bevorzugt wurden. Der Verzehr von Katzen und Hunden scheint unüblich gewesen zu sein. R. H.

Wilhelm Gebers, *Der slawische Burgwall auf dem Bischofswarder. Auswertung der Funde und Befunde*, mit einem Beitrag von Bernhard Rozanski, *Datenverarbeitung in der Ur- und Frühgeschichte* (Offa-Bücher, Bd. 57: Bosau. Untersuchungen einer Siedlungskammer in Ostholstein, Bd. V, 2, Neumünster 1986, Wachholtz, 128 S., 26 Abb.). – Mit Hilfe dendrochronologisch und/oder ¹⁴C-datierter Bauhölzer läßt sich die Gründung von Burg und Siedlung in die Zeit um 726 n. Chr. datieren. Um 800 wurden Burg und Dorf zerstört und allein die Befestigungsanlage 832 n. Chr. erneuert und bis 870 n. Chr. instandgehalten. Im Burginnern lag eine kleine Handwerkersiedlung in der Metall- und Knochenschnitzerhandwerk betrieben wurde. Um 870 wurde die Burg aufgelassen und anscheinend von der Olsborg bei Plön ersetzt. Über den örtlichen Kontext hinaus weist das Ergebnis, daß die frühslawische Keramik nun auch dendrochronologisch absolut datiert werden kann. Da es in Wagrien keine typologisch älter einzustufende Keramik als die vom Bischofswarder geborgene gibt, ist zu vermuten, daß die Einwanderung slawischer Bevölkerungsgruppen in Wagrien nicht wesentlich vor dem 8. Jh. stattgefunden hat. R. H.

In den Aarbøger for Nordisk Odlyndighed og Historie 1985 (København 1986) sind anzuzeigen: Erik Moltke, *Det svenske Hedebyrige og Danmarks samling* (16–27; dt. Zusammenfassung), betrachtet zwei schwedische Wortformen auf dem Runenstein Haddeby 2 als „handfeste Beweise [. . .] für die Existenz schwedischer Herrschaft in Haithabu zur Zeit Gorm des Alten“. Er bringt weiter eine Darstellung der Einigung Dänemarks zu einem Reich. – Rikke Malmros, *Leding og skjaldekvad. Det elvte århundredes nordiske krigsflåder, deres palcering i samfundet belyst gennem den samtidige fyrstedigtning* (89–138; engl. summary), analysiert das mittelalterliche Leding-System der skandinavischen Kriegsflotten, ihre Technologie, Organisation und soziale Bedeutung anhand der zeitgenössischen Skaldendichtung. Die in Prosa geschriebenen Sagas des 13. Jhs. einerseits und die mündlich

tradierte Skaldendichtung des 10. bis 12. Jhs. beschrieben jeweils eine charakteristische Schiffstechnologie, wobei die Skaldendichtung das sogenannte Langschiff zum Inhalt hat. Vom Ende des 10. Jhs. an wird das Leding-System in den Skaldendichtungen gepriesen, wobei die ganze Gesellschaft als militärische Organisation betrachtet wird. Das Volk ist die Armee des Landes. R. H.

Marianne Dumitrache, Katja Kliemann, Gabriele Legant-Karau, Monika Remann, Manfred Schneider, Markus Sommer, *Zwischenbericht über die Großgrabung Alfstraße-Fischstraße-Schüsselbuden im Lübecker Altstadt-kern 1985/1986* (Archäologisches Korrespondenzblatt 17, 1987, 529–536), stellen erste Ergebnisse der wohl bedeutendsten Großgrabung im Lübeck der Nachkriegszeit vor. In dem westlich von St. Marien gelegenen Grabungsgelände konnten Siedlungsbefunde des 12. Jhs. nachgewiesen werden (1188 ± 5), Pfosten- und Grundschwellerbauten ‚um 1200‘ sowie unterkellerte Schwellbalkenbauten von 1188 ± 5. Ein Hallenkeller des frühen 13. Jhs. sowie die Ersetzung der tiefer im Grundstück stehenden Holzhäuser durch traufenständig zur Straße errichteten Gebäude im ausgehenden 13. Jh. und deren Ablösung durch giebelständig zur Straße errichtete Steinhäuser von ‚um 1300‘ bis zur Mitte des 14. Jhs. ergeben ein neues Bild der Bebauungsentwicklung in Lübeck. Gut verfolgen läßt sich dabei auch der Aufteilungsprozeß großer Grundstücke bis zu den handtuchförmigen, ehemals als ‚Gründungsparzellen‘ angesehenen Grundstücken des 14. Jhs. Eine slawische Siedlung ist vorerst nicht faßbar. R. H.

Manfred Gläser, *Keramikchronologie des 12. und 13. Jahrhunderts in Lübeck* (Archäologisches Korrespondenzblatt 17, 1987, 387–399), kann in der sehr detailliert angelegten Studie spezifische Keramikarten, die für die Datierung archäologischer Befunde zur frühen Stadtgeschichte wesentlich sind, nun genauer als bislang möglich datieren. Indem er das Keramikmaterial nach Perioden und innerhalb der Perioden wieder nach Waren gliedert, kommt er für die Zeit zwischen dem 12. und dem ausgehenden 16. Jh. zu zahlreichen neuen Erkenntnissen. R. H.

Manfred Gläser, *Eine Bronze gießerei des 13. Jahrhunderts in Lübeck* (Archäologisches Korrespondenzblatt 17, 1987, 121–127). Erstmals in Deutschland konnten nicht nur Produkte oder Produktionsabfälle eines Bronze gießers, sondern auch eine Werkstatt aus der ersten Hälfte des 13. Jhs. mit zwei Trockenöfen unterschiedlichen Grundrisses erfaßt werden. Dazu kommen tausende von Überresten der Gußproduktion (Fehlgüsse, zerschmolzenes Buntmetall, Fragmente von Gießformen aus Lehm). Ende des 13. Jhs. wurden auf dem im nördlichen Teil der Stadt gelegenen Grundstück in bester Lage ein zur Straße hin giebelständiges Dielenhaus errichtet und der Werkstattbetrieb eingestellt. R. H.

Manfred Gläser, *Archäologische Beiträge zur Datierung der Lübecker Steinmauern* (Archäologisches Korrespondenzblatt 17, 1987, 245–252), verknüpft die Erkenntnisse der von der Bauforschung erstellten relativen Backsteinchronologie mit

absolut datierten Befunden archäologischer Grabungen und stellt weitgehende Übereinstimmungen fest. Aufgabe der Archäologie wird sein, weiterhin die charakteristischen Entwicklungsstufen des Lübecker Backsteinbaus mit absoluten – insbesondere dendrochronologisch abgesicherten – Daten zu versehen. R. H.

Adolf Siebrecht, *Das frühmittelalterliche Halberstadt aus archäologischer Sicht. – Aus der Forschungsarbeit des Städtischen Museums Halberstadt* (Jahresschrift für Mitteldeutsche Vorgeschichte 69, 1986, 257–272), stellt die Ergebnisse von archäologischen Stadtkerngrabungen vor: ein sächsisches Gräberfeld des 7. bis 9. Jh. in einem 1940 eingemeindeten Ortsteil; die Befestigungsgräben im südöstlichen Bereich der Domburg sowie einen Holzbrunnen des 12. Jhs., der im südöstlichen Bereich des mittelalterlichen Marktes geborgen werden konnte. R. H.

Lech Leciejewicz, *Sachsen in den slawischen Ostseestädten im 10.–12. Jahrhundert* (ZArchäol. 21, 1987, 75–81), untersucht Zeugnisse sächsischer Aktivitäten im politisch unabhängigen slawischen Gebiet seit der zweiten Hälfte des 10. Jhs. (Wichmann, Kizo) sowie Nachrichten über sächsische Bevölkerung in Wolin im 11. Jh. (Adam von Bremen). Enge Handelsbeziehungen zu Sachsen bezeugen auch die Silberhorte des Elbegebiets und Pommerns, in denen zahlreiche Münzen sächsischer Herkunft gefunden wurden (10./11. Jh.). Im 12. Jh. werden die Nachrichten über deutsche Bewohner ostseeslawischer Städte häufiger, ohne daß es jedoch möglich wäre, ihre Abstammung genau zu ermitteln. Nach einer kurzen Betrachtung der Rolle der Geistlichen, die dort Mission betrieben, kommt L. zu dem Schluß, daß die Rolle, die die Sachsen für die wirtschaftliche Tätigkeit der Bewohner der Ostseeküste im 10. bis 11. Jh. spielten, wichtiger war als die der Friesen. Im 12. Jh. scheint sich der Schwerpunkt der bis dahin sächsisch-slawischen wirtschaftlichen Kontakte auf andere Teile Deutschlands verschoben zu haben. Den Platz, den bis dahin der „Saxonicus“ eingenommen hatte, übernahm nun merkwürdigerweise der „Teutonicus“ und zwar nicht nur in der Ostsezone, sondern im gesamten slawischen Territorium. R. H.

Norbert Benecke, *Die Fischreste aus einer frühmittelalterlichen Siedlung bei Menzlin, Kreis Anklam* (Bodendenkmalpflege in Mecklenburg. Jb. 1986, 225–239), kann anhand des Vergleichs seiner Untersuchungsergebnisse mit denen anderer Fundplätze (Eketorp, Haithabu, Ralswiek) wahrscheinlich machen, daß es sich bei den Heringsfunden aus Menzlin um die Reste von nach der Körpergröße ausgewählten Individuen handelt, die wahrscheinlich als Handelsware von der 40 bis 50 km entfernten Ostseeküste nach Menzlin gebracht wurden“ (238). Außerdem konnte vermutlich ein der Heringsverarbeitung dienendes Haus ausgemacht werden. R. H.

Rotterdam Papers V. A contribution to prehistoric, roman and mediaval archaeology. Teksten van lezingen, gehouden tijdens het Symposium Landschap en bewoning rond de mondingen van Rijn, Maas en Schelde. Te Rotterdam van 5 te/en

6 oktober 1984, uitgegeven onder redactie van M.C. van Trierum en H.E. Henkes (Rotterdam 1986). – Insgesamt 13 Beiträge decken unterschiedliche Aspekte des Themas in einem Zeitraum von 9.000 v. Chr. bis 1300 n. Chr. ab. Mit Bezug zur ‚vorhansischen Zeit‘ sind anzuzeigen: T. Oost, *Bewoningsgeschiedenis van Antwerpen en omgeving* (147–159), der den Versuch unternimmt, eine Besiedlungsgeschichte von mittelpaläolithischer Zeit bis ungefähr 1300 n. Chr. für das heutige Territorium von Antwerpen zu geben. J.C. Besteman, A.J. Guiran, *De middeleeuwse bewoningsgeschiedenis van Noord-Holland boven het IJ en de ontginning van de veengebieden. Opgravingen in Assendelft in perspectief* (183–212), behandeln die Veränderungen der Landschaft vom Frühmittelalter bis ins 12. Jh., als die Urbarmachung von Nordholland vollendet war. Die Vorgänge werden anhand der Ausgrabungen in Assendelft, einem typischen Torfmoor-Dorf, das in der ersten Hälfte des 11. Jhs. zum erstenmal erwähnt wurde, geschildet. R. H.

Hennig Helmuth Andersen, *Vorchristliche Königsgräber in Dänemark und ihre Hintergründe – Versuch einer Synthese* (Germania 65, 1987, 159–173), gewinnt anhand der Interpretationen des sogenannten Bootkammergrabes von Haithabu und der Gräber von Ladby und Sollested auf Fünen das Ergebnis, daß die ‚Olafiden‘ Könige von Dänemark gewesen seien, die schließlich von den ersten Gormiden abgelöst worden seien. So zeichnet sich in Umrissen ein früher Staat ab, der mehr oder weniger eine ‚imitatio imperii‘ darstellte. „Diese Imitatio wird sichtbar durch die Nachahmung der Königshofsorganisation des Reiches, wenn die beiden Mitbestatteten im Haithabu-Grab als Marschall und Mundschenk des Königs gedeutet werden können“ (173). – S. auch ders., *Hedenske danske kongegrave og deres historiske baggrund* (KUML 1985 Årborg for Jysk Arkaeologisk Selskab, 11–34; engl. summary). R. H.

Hennig Hellmuth Andersen und H.J. Madsen, *Byudgraving ved Århus Katedralskole* (KUML 1985 Årbog for Jysk Arkaeologisk Selskab, 35–95; dt. Zusammenfassung), können trotz einer relativ kleinen Grabungsfläche vermutlich nachweisen, daß auch Århus mit einem Halbkreiswall befestigt war, der zum Meer hin offen war. Die Strandzone scheint von der ältesten Zeit an aktiv ins Stadtgebiet einbezogen gewesen zu sein. – S. auch dies., *Udgravninger i det gamle Vest-Århus* (ebd., 97–109). R. H.

Dan Carlsson, *Äldrehamnar – ett hotat kulturarv* (Fornvännen 1987, 6–17), stellt die Ergebnisse einer Teststudie über gotländische Häfen und Handelsorte aus der späten Eisenzeit vor, die u.a. die Vorgehensweisen erhärten sollte, die I. Olsson 1985 zur Rettung dieser Siedlungen vorgeschlagen hatte (s. HGbl. 104, 1986, 266). Archivstudien und Phosphatuntersuchungen vor Ort wurden an der Westküste Gotlands vorgenommen. Außerdem wurde an einem Ort eine kleine Testgrabung mit sehr guten Ergebnisse abgetieft. R. H.

Erik Schia, *Reconstructing Townyards on the Periphery of the European Urban Culture* (Norwegian Archeological Review 20, 1987, 81–96), wertet archäologische Grabungen aus, die zwischen 1970 und 1976 in Oslo stattfanden. Die Breite der Grundstücke lag in der Mitte des 11. Jhs. bei 11 bis 13 m, ihre Länge konnte nicht ermittelt werden. Am Ende des Jhs. wurden sie weiter geteilt, doch scheinen sie in späterer Zeit wieder größer gewesen zu sein. Die Gebäude scheinen in zwei parallelen Reihen auf den Grundstücken gelegen zu haben, ähnlich wie von der Brygge in Bergen überliefert, was sich jedoch in den kommenden Jhh. änderte. – Direkt anschließend gibt Helen Clarke ihre *Comments on Reconstructing Townyards on the Periphery of the European Urban Culture* (ebd., 97–99), worin sie die Ergebnisse Schias in Beziehung zu den historischen Arbeiten über die Grundstücksentwicklung in englischen Städten setzt, insbesondere was die Folgerungen Schias angeht, daß Grundstücke im Laufe der Zeit größer wurden. In einem zweiten Teil weist sie Schias Terminus ‚townyard‘ zurück und empfiehlt, bei dem einfachen Terminus ‚property‘ zu bleiben. R. H.

Siri Myrvoll, *Archaeological Investigations in Bergen 1980–1986: Some New Aspects on the Development on the Town* (Norwegian Archaeological Review 20, 1987, 100–109). Die Grabungen brachten interessante neue Informationen besonders über die frühe Stadtentwicklung. So scheint aufgrund der ursprünglichen Wasserlinie weniger Bauland zur Verfügung gestanden zu haben als allgemein angenommen. Auch scheinen ursprünglich zwei getrennte Siedlungen bestanden zu haben, die anscheinend erst nach dem Brand von 1248 entlang der Küstenlinie zusammenwuchsen. Im frühen 13. Jh. war dann die Stadt auch nach Norden aufgesiedelt. R. H.

Der Abschnitt „Diskussionsbeiträge“ in den JbbGOE 34, 1986 ist den Problemen zwischen Ostskandinavien, Finnland und dem Baltikum vor und während der Wikingerzeit sowie dem ‚Rus-Problem‘ gewidmet. Thomas S. Noonan, *Why the Vikings First Came to Russia* (321–348). – Knut-Olof Falk, *Aruss. Sineus Ъ* (349–353). – Sven Ekbo, *Die Etymologie des finnischen Ruotsi ‚Schweden‘* (354–356). – Johan Callmer, *Verbindungen zwischen Ostskandinavien, Finnland und dem Baltikum vor der Wikingerzeit und das ‚Rus-Problem‘* (357–362). – Gottfried Schramm, *Sechs warägische Probleme* (363–373). R. H.

Studies on the history and culture of the western slavdom hg. von Jan Źak und Janusz Ostoja-Zagórski (Studia z dziejów i kultury, zachodniej Słowiańszczyzny, Poznań 1983, 153 S., Abb., Pläne, Ktn.; dt. Zusammenfassungen), ist eine Zusammenstellung von Vorträgen, die auf einer Tagung zum Gedächtnis von Prof. Wojciech Kocka gehalten wurden. Für die frühhansische Zeit sind anzudeuten. Z. und S. Kurnatowski, *Problems of shaping of the early urban settlements in Great Poland* (89–106); W. Łosinski, *The dynamics of settling of Pomerania at the decline of the tribal period (6th–11th cents.)* (107–119) und L. Leciejewicz, *On the development of towns in the west-pomeranian duchy at the turn of the 12th century* (121–153). (Nach: Polish Archaeological Abstracts 15, 1986, 211, 242, 244, 247.) R. H.

Lucja Okulicz-Kozaryn, *Everday life of Prussians and Sudovians in the Middle Ages 9th to 13th centuries* (Zycie codzienne prusów i jácwiegów w wiekach [IX–XIII w.], Warsaw 1983, 275 S., Abb., Pläne, Ktn.), gibt einen Abriß von den ersten Sätzen der Volksstämme am oberen Dnjepr, über ihre Wanderungen zur südöstlichen Ostseeküste noch vor Chr. Geburt, bis zur Eroberung durch den Deutschen Orden. Die Stämme gehörten zu der Sprachgruppe der westbaltischen Stämme. Der Name ‚Preußen‘ wurde von ihnen selbst vermutlich nie verwandt und stammt erst aus dem 9. Jh. von seiten der slawischen Nachbarn. Ein Schwerpunkt der Arbeit scheint auf der Behandlung des Handels mit Südeuropa und Skandinavien zu liegen. (Nach: Polish Archaeological Abstracts 15, 1986, 207). R. H.

Janina Bukowska-Gedigowa, *Amber products from Ostrówek-Opole. Studies on the Culture of Early Polish Opole: Military accessories, amber products* (Wyroby bursztynowe z Ostrówka-Opola. Studia nad kultura wczesnopolskiego Opola. Militaria. Wyroby bursztynowe. Wrocław 1984, 113–148, Abb.; dt. Zusammenfassung, Polska Akademia Nauk Oddział we Wrocławiu. Prace Komisji Archeologicznej No. 2). – 23 Ringe und 10 Perlen aus Bernstein konnten in neun Schichten, die vom Ende des 10. bis zur Mitte des 13. Jhs. datiert wurden, geborgen werden. Möglicherweise wurden sie in Danzig hergestellt (Nach: Polish Archaeological Abstracts 15, 1986, 203). R. H.

Eugeniusz Cnotliwy u.a., *Szczecin in the Early Middle Ages: The castle hill* (Szczecin we wczesnym średniowieczu. Wzgórze zamkowe, Wrocław 1983, 348 S., Abb., Pläne, Ktn.; engl. summary; Polskie Badania Archeologiczne, vol 23), behandelt aufgrund von Ausgrabungen, die von 1947–52, 1954–63 und 1973–1978 in Stettin stattfanden, die Geschichte der Stadt von der frühen Eisenzeit bis in die zweite Hälfte des 13. Jhs. Der Beginn der heutigen Stadt lag im 7./8. Jh., als die ersten slawischen Siedler ankamen. In der Mitte des 9. Jhs. war die Stadt mit einem Holz-Erde-Wall und einem Graben befestigt und umschloß ein Gebiet von ungefähr 1,2 ha. Im 12. Jh. entwickelten sich die bereits früher angelegten ‚suburbien‘ weiter. Zwischen 1237 und 1243 wurde die Stadt mit Magdeburger Recht bewidmet. Als in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. die herzogliche Burg erbaut wurde, kam es zu einschneidenden Änderungen in der sozioökonomischen Struktur als auch in der ethnischen Zusammensetzung der Einwohner (Nach: Polish Archaeological Abstracts 15, 1986, 204). R.H.

Siegfried Epperlein, *Zur mittelalterlichen Stadtentwicklung in West- und Mitteleuropa und in der Rus'. Analogien und Besonderheiten* (ZfG 34, 1986, 1014–1019), untersucht das Verhältnis zwischen Fürst und städtischer Bevölkerung an Beispielen aus Kiev, Vladimir und Novgorod und kommt zu dem Ergebnis, daß trotz aller Ansätze, die z.B. mit dem „vece“ (der Volksberatung) gegeben waren, nur in Novgorod eine für die Geschichte des mittelalterlichen russischen Städtewesens einzigartige Beschränkung der fürstlichen Gewalt gelang. Damit habe sich Novgorod am stärksten dem in West- und Mitteleuropa sich vollziehenden Urbanisierungsprozeß angenähert, obgleich die führende Gruppe dort die Bojaren waren

und nicht ein vor allem aus Kaufleuten und gewerblichen Produzenten bestehendes Stadtbürgertum wie in Westeuropa. R. H.

Eduard Mühle, *Die Anfänge Kievs (bis ca. 980) in archäologischer Sicht. Ein Forschungsbericht* (JbbGOE 35, 1987, 80–101), entwirft auf der Grundlage der referierten Forschungsergebnisse das Bild einer Reihe kleinerer, zunächst wohl selbständiger Siedlungen. Die Anfänge reichen in das 6. bis 8. Jh. zurück doch ist ihre Kontinuität zum 9. bis 10. Jh. noch nicht gesichert. Die entscheidenden archäologischen Komplexe, der Befestigungsgraben und der Götzentempel, können nicht eindeutig datiert werden. Möglicherweise sind beide erst im Laufe des 9. Jhs. entstanden. Für das 10. Jh. ist die militärisch-politische Zentralfunktion der Burg aufgrund schriftlicher als auch archäologischer Quellen klar belegt. Der Podol als ein von Handel und Gewerbe geprägter Siedlungsteil tritt erst um die Mitte des 10. Jhs. hervor, war jedoch bereits weit entwickelt. R. H.

ZUR GESCHICHTE DER EINZELNEN HANSESTÄDTE UND DER NIEDERDEUTSCHEN LANDSCHAFTEN

(Bearbeitet von *Antjekathrin Graßmann, Volker Henn, Herbert Schwarzwälder* und *Hugo Weczerka*)

RHEINLAND/WESTFALEN. *Geschichtlicher Atlas der Rheinlande*. Im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in Verbindung mit dem Landschaftsverband Rheinland hg. von Franz Irsigler, Redaktion: Günter Löffler, 2. Lfg. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, XII. Abteilung 1 a N.F., Köln 1985, Rheinland-Verlag, in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn, 11 Ktn.-Blätter, 7 Beihefte mit 40, 63, 46, 46, 19, 32, 33 S., zahlreichen Abb.). – Drei Jahre nach der bereits vorgestellten ersten Lfg. (vgl. HGBll. 102, 1984, 195–197) ist die zweite Lieferung des Atlaswerkes erschienen. Zwei Kartenblätter behandeln die Römerzeit: Eines enthält „Römische Siedlungen 1. bis 5. Jh.“ im Gesamtbereich des Atlases (III/1, 1:500 000), wo auf der Grundlage des Gewässernetzes und der Höhenschichten in konzentrierter Darstellung die zivilen und militärischen Siedlungen und Einrichtungen in überschaubarer Differenzierung, Straßen, Wasserleitungen, Limesgrenze kartiert sind. Das zweite Blatt, „Römische Kulturlandschaften“ (III/2, 2 Ktn. 1:50 000), stellt zwei Beispiele römischer Kulturlandschaften vor, die dichtbesiedelte Zülpicher Börde am Nordrand der Eifel und das dünnbesetzte untere Saartal; eingezeichnet sind die Bodenarten und die verschiedenen römischen Fundstellen. Die wegen der Übersichtlichkeit notwendige Generalisierung auf den Karten wird durch das prägnante Beiheft für beide Blätter von Heinz Cüppers und Christoph B. Rüger unter Mitarbeit von Brigitte Beyer mit Beiträgen von Manfred J. Müller und Jörg Schalich wettgemacht. – Aus dem Bereich der Siedlungsgeschichte liegen drei neue Blätter vor (IV/4.1–IV/4.3); sie zeigen die Bodennutzung um 1820 und 1980 sowie

die Veränderungen in der Bodennutzung zwischen 1820 und 1980 (1:500 000). Soweit die Kartenaufnahme der Rheinlande durch Tranchot und v. Müffling (1801–1828) reicht – sie läßt nur das rechtsrheinische Gebiet unterhalb von Köln und kleine Bereiche im Südwesten und Südosten aus –, ist eine differenzierte Darstellung der „Bodennutzung um 1820“ (bearbeitet von Christa Erschens-Kroll) möglich gewesen; im übrigen ist lediglich die Waldverbreitung kartiert, im Südosten auch der Weinbau, dessen Verbreitung rheinabwärts bis über Bonn hinaus Beachtung verdient. Ergänzend hierzu ist im Beiheft die detaillierte, fundierte Textdarstellung von Volker Henn „Die agrare Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die Bodennutzung um 1820“ heranzuziehen. Die „Bodennutzung 1980“ (bearbeitet von Ursula Busch) wird für jede als Kreis dargestellte (Verbands-)Gemeinde in Form von Kreissegmenten wiedergegeben, so daß keine Lokalisierung der einzelnen Nutzungsflächen vorliegt und ein Vergleich mit dem Zustand um 1820 nur mit Mühe möglich ist. Dafür ist die in einem komplizierten Verfahren erarbeitete, aussagekräftige Karte der „Veränderung der Bodennutzung um 1820/1980“ (bearbeitet von Günter Löffler) hilfreich; über den Bereich der Tranchot/v. Müffling-Karte ist ein Typenraster gelegt worden, der auf einem Blick die Änderung in der Hauptnutzung innerhalb eines Rasterquadrats erfassen läßt – eine bemerkenswerte kartographische Leistung! – Einen weiteren Beitrag zur Siedlungsgeschichte liefert Werner Krötz, „Die Industriestadt Oberhausen“ (IV/5, 2 Ktn.-Blätter mit 3 Ktn.). In ähnlicher Weise, wie er es für Wuppertal getan hat (Lief. 1), aber konzentriert auf drei Karten, behandelt er die Entwicklung von Oberhausen; der Ort (Alt-)Oberhausen entstand in Anlehnung an den 1847 erbauten Bahnhof (Stadt 1874; seinen Namen hat O. von einem adeligen Sitz des 14. Jhs.), während die 1929 hinzugeschlagenen Städte Sterkrade (Stadt 1917) und Osterfeld (Stadt 1921) schon mittelalterliche Siedlungskerne besaßen. Ausgangspunkt für die industrielle Entwicklung war das seit der zweiten Hälfte des 18. Jhs. abgebaute Raseneisenerz der Gegend, später kam der Steinkohlenabbau hinzu. Inhalt von Karte 1 (1:100 000) ist die Entwicklung der Gemeindegrenzen von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld von 1862/1886/1891 bis 1929. Karte 2 (1:25 000) hält die Entwicklung der Besiedlungsfläche durch farbliche Kennzeichnung der 1865, 1929 und 1975 vorhandenen Bauten (für 1975 Trennung zwischen Industrieanlagen und sonstigen Gebäuden) fest. Karte 3 (1:7500) zeigt „Oberhausen zur Zeit der Hochindustrialisierung“: für 1904 und (in aufgehelltem Farbton) für 1921 wird die Nutzungsstruktur der Bebauung im eigentlichen (Alt-)Oberhausen dargestellt, indem öffentliche Gebäude, Geschäfts- und Wirtschaftsgebäude, Wohngebäude, Parks und öffentliche Grünflächen sowie fünf verschiedene Industriezweige verschiedenfarbig angelegt worden sind. Im Beiheft werden die wirtschaftliche Entwicklung (von überragender Bedeutung die Gutehoffnungshütte!) und der Werksiedlungsbau umfassend berücksichtigt. – Ein hier besonders erwähnenswertes Thema hat Barbara Weiter-Matysiak bearbeitet: „Weinbau im Mittelalter“ (VII/2, 1:500 000). Sie hat auf Grund des gedruckten Quellenmaterials die Belege aus dem gesamten Atlasbereich kartiert (auf der Grundlage von Gewässernetz und Höhenschichten), untergliedert nach Erwähnungen bis 900, 901–1050, 1051–1200 und 1201–1300 (bei Mehrfachbelegen bis 1350). Die Belege sind im Begleitheft in zwei Registern erfaßt: einem alphabetischen unter Nachweis der jeweils beiden ältesten Belege und einem numerischen, das die Ortsnummer der Karte aufschlüsselt. Das Beiheft bietet einen knappen Überblick der Weinbaugeschichte des Rhein-

landes und ein gutes Quellen- und Literaturverzeichnis. Die Karte zeigt bis 900 eine Konzentration der (vornehmlich aus dem geistlichen Besitz stammenden) Belege auf das Flach- und Hügelland im Gebiet östlich der unteren Nahe und am Rhein zwischen Sinzig und Bonn; der Terrassenbau im Gebirge wurde erst später eingeführt. Der Weinbau reichte nach Norden bis zum Niederrhein und verbreitete sich auch beiderseits des Stroms weit ins Land in Regionen, wo die Reben wohl nur selten reiften. – Rudolf Post hat vier Karten über „Lehn- und Reliktwörter im Rheinland“ bearbeitet (X/1, 1 Ktn.-Blatt, 4 Ktn. 1:1 000 000, Beiheft): über gesamtrheinische Lehnwörter, Binnendifferenzierung der Lehnwortlandschaften, Reliktwortdichte (eine besondere Dichte zeigt das Moselgebiet, im übrigen ist eine Dichteabnahme nach Osten hin festzustellen) und französische Entlehnungen des Mittelalters und der Neuzeit (aus dem benachbarten Französischen und über das Niederländische). – Matthias Zender behandelt (nach Maximin von Trier, s. 1. Lfg.) ausführlich „Die Verehrung des heiligen Severin von Köln“ (XI/2, 1 Ktn.-Blatt, 2 Ktn., 1:1 000 000 und ca. 1:666 000, Beiheft). Die Überlieferung über diesen Kölner Bischof (wohl um 400) setzt spät ein (9. Jh.), er wird in der Legende auch mit Severin von Bordeaux verbunden. Seine Verehrung ist am stärksten im Erzbistum Köln und in Nordfrankreich, auch im mitteldeutschen Raum und recht intensiv in Dänemark; Z. nimmt den Beginn der Severinsverehrung in Dänemark in der Zeit der Christianisierung des Landes an (der Severinskult hatte im 11./12. Jh. seine höchste Blüte), und er verweist auf die baugeschichtlichen Beziehungen zwischen Köln und Dänemark. Auch einige norddeutsche Kultstätten sind bekannt (Bordesholm, Preetz, Kirchwerder bei Hamburg, Rostock). Das Beiheft enthält Listen der Kultstätten und der Orte mit liturgischen Schriften, die den hl. Severin von Köln nennen. In manchen Gegenden wird der hl. Severin mit Webern, Kaufleuten, Zünften und Gilden in Verbindung gebracht, u.a. in Dänemark (Kopenhagen, Ripen, Randers, Rønninghe). – Für die Gruppe „Kultur- und Kunstgeschichte“ hat Wolfgang Schmid einen hochinteressanten Beitrag zur Kulturgeographie und Kulturraumforschung geleistet: „Altäre der Hoch- und Spätgotik“ (XII/1, 1 Ktn.-Blatt 1:500 000, Beiheft). Es ist ein mutiger Versuch; denn eine solche kartographische Darstellung ist mit verschiedenen Schwierigkeiten und Problemen behaftet. Es wurden bei der Kartierung berücksichtigt die Entstehungszeit, die Zuordnung zu einer Kunstlandschaft und der formale Typ. Die Altäre wurden den Orten zugeordnet, für die sie angefertigt worden sind. Diese Anforderungen lassen schon erkennen, wie schwierig es ist, diese Informationen für die Kunstwerke zu erlangen. Das Kartenbild erlaubt interessante Feststellungen zu den Kunstbeziehungen im Rheinland, so die übergroße Anhäufung gotischer Altäre in Köln, die weite Verbreitung von Altären der Kölner Kunstlandschaft und ebenso das häufige Vorkommen niederländischer Altäre im westlichen Rheinland, aber auch in Westfalen. – Alle Beiträge der Lfg. bestechen durch klare Aussagen, gute Dokumentationen und Nachweise. Die Kartographie hat in Konzept und Durchführung zu einer angenehmen Harmonie gefunden. H. W.

Hermann Keussen, *Topographie der Stadt Köln im Mittelalter* (Preis-Schriften der Mevissen-Stiftung, gekrönt und hg. von der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde II, 2 Bde., Düsseldorf 1986, Droste Verlag, Nachdruck der Ausgabe Bonn 1910 unter Berücksichtigung des „Revidierten Sonderdrucks“, Bonn 1918, Bd. 1:

221*, 457 S., 9 Ktn.; Bd. 2: 496 S., 5 Ktn., 7 Ktn. als Beilagen). – Der Nachdruck der Topographie der Stadt Köln wird jeden, der sich je mit mittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Geschichte der Stadt Köln beschäftigt hat, mit Freude erfüllen. Liegt doch in den zwei gewichtigen Bänden wieder ein Werk vor, das zu den Meisterleistungen stadtgeschichtlicher Forschung gezählt werden muß. Im Jahre 1891 forderte die Mevissenstiftung in ihrem Preisausschreiben einen Nachweis der im Anfang des 16. Jhs. in Köln vorhandenen Straßen und Plätzen, sowie aller Befestigungen, öffentlichen Gebäude, Kirchen, Kapellen, Klöster und Wohnhäuser, nebst Entwurf eines möglichst genauen Stadtplanes, auf der Grundlage der gleichzeitigen Pläne und Ansichten, der Schreinsbücher und der Urkunden. Was K. in den folgenden zwei Jahrzehnten erarbeitete, wurde ein Standardwerk, das auch in methodischer Sicht bisher für andere Städte keine Nachahmer gefunden hat. Das Werk besteht aus einer Darstellung zur Topographie der Stadt Köln im Mittelalter und einer Beschreibung der Stadt nach Schreinsbezirken und Straßen. Die Darstellung umfaßt einen allgemeinen Teil über Grundzüge der topographischen Entwicklung, römische Überreste, die Kölner Allmende, die Bezirke der Altstadt, das Judenviertel, die Rheinvorstadt, die Vorstädte Oversburg und Niederich, die Eingemeindung der Vorstädte 1180, die Kölner Sondergemeinden sowie einen Exkurs über die Entwicklung der älteren Kölner Verfassung aus topographischer Grundlage. Der spezielle Teil der Darstellung befaßt sich mit dem Wohnhaus, den Höfen, Teilen des Hauses, Zubehör des Hauses, Verkaufsstellen, gewerblichen Betrieben, öffentlichen Gebäuden, Straßen, Plätzen und Märkten, der Wasserversorgung, Entwässerungsanlagen, Bränden, Befestigungsanlagen und der Einteilung des Stadtgebietes. Diese Darstellung ist hier nicht nach der Ausgabe von 1910, sondern nach einem berichtigten Sonderdruck von 1918 nachgedruckt. Die Beschreibung der Stadt nach den Schreinsbezirken stellt eine ungeheure Leistung dar, wird doch versucht, jedes, in den Schreinsbüchern oder den sonstigen für Köln zahlreichen mittelalterlichen Quellen genannte Haus zu lokalisieren und seiner Geschichte nachzugehen. Innerhalb der Schreinsbezirke sind die Straßen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und die Häuser einzelnen Straßenteilen zugeordnet. Als größte deutsche Stadt des Mittelalters wird Köln 8-10 Tausend Gebäude gehabt haben. Dem Werk sind außer einigen Spezialkarten Kartenskizzen jedes der 14 Schreinsbezirke eingeklebt und sieben Karten über die Kölner Stadterweiterungen im Mittelalter sowie den Zustand der Stadt in verschiedenen Epochen lose beigegeben. Leider wurde der Mercatorplan von 1571 und der Woensamprospekt von 1531, die dem Erstdruck in verkleinerter Reproduktion beilagen, nicht wieder nachgedruckt.

Cl. von Looz-Corswarem

Volker Henn, *Dye historie is ouch als eyn Spiegell zo vnderwijsen dye mynschen ...*. Zum Welt- und Geschichtsbild des unbekanntten Verfassers der *Koelhoffschen Chronik* (RheinVjbl. 51, 1987, 224–249). Auch wenn der Quellenwert der „*Chronica van der hilliger Stat van Coellen*“, 1499 in der Offizin Johann Koelhoffs d.J. gedruckt, umstritten ist, führt die Frage nach der „Mentalität“ des unbekanntten Verfassers dieser städtischen Chronik am Ende des 15. Jhs. mitten in das Herz des spätmittelalterlichen selbständigen Gemeinwesens hinein, das ja nicht nur aus einer Anzahl gemeinsamer oder auch konträrer wirtschaftlicher, sozialer und politischer Interessen bestand, sondern auch aus der Summe der daraus resultierenden

Mentalitäten. So konstatiert H. für seinen Autor eine auf dem ciceronischen Vorbild beruhende Auffassung vom Gemeinwesen, deren höchstes Ziel das unausgesetzte selbstlose Eintreten für das Gemeinwohl darstellt, durch das die Freiheit der Stadt erhalten wurde. Diese staatstragende Mentalität der Führungsschicht ist nicht nur auf Köln beschränkt, sondern findet sich eigentlich bei allen freien oder quasi-freien Städten der Zeit. Sie bildete das Fundament der sich selbst regierenden Städte. Darüber hinaus gewinnt H. aus seinen Beobachtungen ein natürlich nicht vollständiges, aber doch recht aufschlußreiches Bild von dem anonymen Autor und stellt am Ende fest, „daß das Welt- und Geschichtsbild des an der Wende zur Neuzeit schreibenden Verfassers mit seinen christlich-universalen, fränkisch-deutschen und reichsstädtisch-bürgerlichen Zügen ein deutlich mittelalterliches Gepräge trägt“ (248).

M. Puble

Bernd-Ulrich Hergemöller, *Die „unsprechliche stumme Sünde“ in Kölner Akten des ausgehenden Mittelalters* (Geschichte in Köln 22, 1987, 5–51). Unter der „unaussprechlichen stummen Sünde“ hat man i.e.S. gleichgeschlechtliches, i.w.S. auch andere Formen „widernatürlichen“ Sexualverhaltens zu verstehen. Vf. hat die unter den Kölner Kriminalakten befindlichen Protokolle einer 1484 vom Rat der Stadt angeordneten Untersuchung über die Verbreitung der „Sodomiterei“ in Köln ausgewertet. Er gelangt zu einigen sehr konkreten Aussagen über die Praktiken gleichgeschlechtlichen Sexualverhaltens, das soziale Umfeld der Betroffenen und die Einstellungen der Zeitgenossen zur „Sodomiterei“, warnt aber davor, die Ergebnisse zu verallgemeinern. Im Anhang werden die benutzten Quellen erstmals in ungekürzter Form veröffentlicht.

V. H.

Anhand Kölner Kriminalakten des 16. Jhs. hat Robert Jütte, *Nepper, Schlepper und Bauernfänger im frühneuzeitlichen Köln* (RheinVjbl. 51, 1987, 250–268), die soziale Zusammensetzung und die Arbeitsweise von organisierten Falschspielerbanden untersucht. Soweit die Quellen Aussagen zulassen, kann Vf. zeigen, daß es sich bei den Falschspielern in der Regel um Angehörige der Unterschicht, häufig um Jugendliche, gehandelt hat; in vielen Fällen scheinen Gastwirte zumindest Mitwisser des betrügerischen Spiels gewesen zu sein. Die Opfer sind zumeist leichtgläubige Bauern aus der Umgebung Kölns, die sich aus geschäftlichen Gründen in der Stadt aufhalten. Deutlich wird auch, daß das als Gaunersprache bekannte „Rotwelsch“ der geheimen Verständigung der Falschspieler untereinander gedient hat.

V. H.

Dietrich Ebeling, *Bürgertum und Pöbel. Wirtschaft und Gesellschaft Kölns im 18. Jahrhundert* (Städteforschung A/26, Köln 1987, Böhlau XIV, 213 S., 48 Tab., 18 Abb.). – Nach den Arbeiten von Kohl über Trier und von Sachse über Göttingen liefert nun E. eine auf umfangreichem statistischen Material beruhende Sozialgeschichte der deutschen Stadt im 18. Jh. Zur Auswertung der Steuerlisten, die Auskunft über Einkommens-, Vermögens- und Wohnverhältnisse der Bürgerschaft Kölns geben, treten Lohn- und Preisreihen, aus denen auf die materielle Situation der großen Massen der städtischen Armut und tagelöhnerischen Existenzen ge-

schlossen werden kann. So vermittelt E. ein Bild von wirtschaftlicher Stagnation und sozialem Niedergang der einst herausragenden Handels- und Gewerbetropole. Die Rückständigkeit des Kölner Handwerks gegenüber den protoindustriellen Landschaften am Niederrhein und die Vormachtstellung des niederländischen Handels bewirkten, daß die Stadt vor allem auf den Kommissionshandel und für die eigenen Produkte auf den lokalen Markt eingeengt wurde. Die Folge war eine zunehmende Pauperisierung der exportorientierten Gewerbe bei einem gewissen Wohlstand der für den lokalen Markt arbeitenden Handwerker und der am Transithandel Beteiligten. Interessant ist, daß die durch die Pauperisierung und Teuerungskrisen verursachten sozialen Spannungen weitgehend durch eine paternalistische Getreidehandelspolitik aufgefangen wurden. E. ist der Auffassung, daß die Gewinne zahlreicher geistlicher und städtischer Institutionen, die aufgrund eines ausgedehnten Grundbesitzes von der Agrarkonjunktur in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. profitierten, den sozialen Niedergang und die materielle Not in der Stadt teilweise kompensierten, nicht aber ausreichten, um eine positive wirtschaftliche Entwicklung Kölns in Gang zu bringen.

K. Gerteis

Beiträge zur neueren Stadtgeschichte, hg. von Helmut Lahrkamp (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, NF Bd. 12, Münster 1987, Aschendorff, 342 S., mehrere Abb.). – Der Sammelband enthält einige Beiträge zur Geschichte der Stadt Münster in der Neuzeit, die nach Umfang und Gewicht fast selbständigen Veröffentlichungen gleichkommen. Zu dieser Kategorie gehört vor allem die auf einer Magisterarbeit beruhende Darstellung von T. Hanstein über *Das Handwerk in Münster im 18. Jahrhundert. Soziale Lage und zünftige Organisation unter den Bedingungen von Stadtentwicklung und Gewerbepolitik* (34–138). Anhand von Schätzungsregistern ermittelt H. das Bild eines im wesentlichen auf die Versorgung der Landeshauptstadt ausgerichteten Gewerbes von erstaunlicher Stabilität. Im Verlaufe des 18. Jhs. verzeichnet er allerdings auch eine zunehmende soziale Binnendifferenzierung und Abstufung in den einzelnen Gewerben. Quantifizierende Analysen der materiellen Verhältnisse und Darstellungen zur Organisation des Handwerks werden ergänzt durch Untersuchungen zu den Haushaltsstrukturen. – Der Aufsatz von G. Dethlefs, *Leprosenhaus – Werkhaus – Armenhaus. Die stadtmünsterische Leprosenstiftung Kinderhaus als Objekt fürstbischöflicher Wirtschafts- und Sozialpolitik* (1–33) zeigt, wie nach der Unterwerfung der Stadt 1661 städtisches Armenwesen und fürstliche Sozialpolitik aufeinanderprallten, wobei der neue Landesherr sich die alte Stiftung für seine merkantilistische Wirtschaftspolitik mit den Versuchen zur Errichtung einer Manufaktur dienstbar zu machen suchte. – H. Lahrkamps *Dokumentation nach städtischen Akten zu Münsters Ehrenbürgern* (183–278) erfüllt eine wichtige Chronistenpflicht und kann zugleich Auskunft über städtisches Selbstverständnis in den vergangenen beiden Jahrhunderten geben. Interessant für den Trierer Rez. erscheint die rein formaljuristische Behandlung des Ehrenbürgerrechts Adolf Hitlers durch die Stadt. – Ein ausführlicher Beitrag von W. R. Krabbe ist der *Kommunalen Schul- und Kulturpolitik im 19. Jahrhundert* (139–182) gewidmet, der *Münster und Dortmund im Vergleich* zeigt. – Ergänzt werden diese umfangreichen Aufsätze durch einige Detailstudien, unter denen eine von D. Aschoff gründlich kommentierte Edition des „Weinberg-Berichtes“ hervorgehoben werden soll, eine unmittelbar nach seiner

Befreiung durch die Rote Armee niedergeschriebene Darstellung eines Münsteraner Juden über sein Schicksal und seine Beobachtungen bei der Deportation aus Münster, im Ghetto von Riga und in dem Arbeitslager Salaspils. Das Urteil des Herausgebers, daß sich Siegfried Weinberg unter dem Eindruck seiner Leidensgeschichte zu einem „kommunistischen Kämpfer“ gewandelt habe, der seinen Bericht mit „einem ‘Heil’ auf die Rote Armee und ihren großen Marschall Stalin“ schliesse, ist nicht überzeugend, zumal der Schluß des Berichtes lautet: „Es lebe die Rote Armee und ihr großer Marschall Stalin! Es leben die Vereinigten Nationen!“ (325 und 334). K. Gerteis

Wolfgang Herborn, *Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung und die politische Stellung der Siegburger Töpfer* (Heimatbl. des Rhein-Sieg-Kreises 1986/87, 7–41). Es handelt sich um den Wiederabdruck eines Aufsatzes, der bereits 1982 im Rhein. Jb. für Volkskunde erschienen ist. Vf. unterscheidet in der Geschichte der Siegburger Töpferei zwei Blütephasen, deren erste in das zweite Drittel des 15. Jhs. fällt und die gekennzeichnet ist durch die Massenproduktion von Gebrauchsware. Eine wichtige Voraussetzung für den Aufschwung der Siegburger Töpferei war der Übergang zur Herstellung von Steinzeug, das infolge der Sinterung des Tons härter und haltbarer als die übliche Irdenware war. Die zweite Blütephase fällt in die zweite Hälfte des 16. Jhs.; in dieser Zeit war die Siegburger Ware vor allem wegen ihrer künstlerischen Qualität ein begehrter Handelsartikel. Für den Vertrieb sorgten aber nicht die Siegburger, sondern in der Hauptsache die Kölner Kaufleute, weshalb Siegburger Töpfe auch als „keulse duppen“ bekannt waren. Vf. stellt Überlegungen an bezüglich der Leistungsfähigkeit der Siegburger Töpferei und der zu erzielenden Gewinne; nach seinen Berechnungen beliefen sich die Produktionskosten auf etwa zwei Drittel des Erlöses eines Ofens. Für den im 17. Jh. einsetzenden Niedergang des Gewerbes nennt Vf. verschiedene Gründe, unter ihnen die Abwanderung führender Töpferfamilien, den Verlust traditioneller Märkte und die sinkende Nachfrage besonders nach den Erzeugnissen der Siegburger Kunsttöpferei. – In einem weiteren Aufsatz: „Aulwerk“ und „Duppenbacken“ – *Gab es in Siegburg eine Irdenwarentöpferei?* (ebd., 208–215) führt Vf. den Nachweis, daß bis ins 16. und 17. Jh. neben dem Steinzeug in Siegburg auch Irdenware hergestellt worden ist. – *Studien zur Siegburger Töpferei* haben Wolfgang Herborn, Stefan Klinger und Hartmut Schainberg vorgelegt (in: Siegburger Steinzeug. Bestandskatalog, Bd. 1, bearb. von Elsa Hähnel, Köln 1987, Rheinland-Verlag, 69–103). Vff. behandeln die materiellen Voraussetzungen der Töpferei in Siegburg, d.h. die Probleme der Versorgung mit den verschiedenen Rohstoffen, die zur Herstellung der Töpfe notwendig waren, die einzelnen Töpfer und Töpferfamilien, die zünftische Organisation, die Betriebe und Produkte, die Vertriebsformen und gehen in einem Exkurs auch auf die von Siegburger Töpfern im 16. Jh. betriebene Ziegelsteinbrennerei ein, wie überhaupt – quellenbedingt – der Schwerpunkt der Darstellung im 16. Jh. liegt. V. H.

Klaus Flink, *Die niederrheinländische Stadt des Spätmittelalters als Forschungsaufgabe* (o.O., o.J./Nijmegen 1987, 45 S., 10 Abb.), hat in seiner Nimwegener Antrittsvorlesung ein grenzübergreifendes Projekt zur Erforschung des niederrheinländi-

schen Städtewesens vorgestellt, dessen Ziel es ist, ausgehend zunächst von einer eingehenden Untersuchung der klevischen und geldrischen Städte, ein Strukturmodell der niederrheinländischen Stadt im späten Mittelalter zu erarbeiten, wobei das „späte Mittelalter“ hier mit dem Blick auf regionalgeschichtliche Gegebenheiten (80jähr. Krieg, jülich-klevischer Erbfall) das 16. Jh. einschließt, und des weiteren der Frage nachzugehen, inwieweit das Untersuchungsgebiet (zwischen Maas und Rhein, Zutphen und Jülich) auch unter stadtgeschichtlichen Aspekten eine kultur-räumliche Einheit darstellt, „oder ob nicht eher mit der Entwicklung territorial bestimmter Städtelandschaften zu rechnen ist“ (5). Die zur Erläuterung beigegebenen verfassungs-, verwaltungs-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen „Strukturdaten“ lassen erahnen, welch reiches Material in den niederrheinländischen Archiven zur Verfügung steht. V. H.

Clemens von Looz-Corswarem und Hugo Weidenhaupt, *Das Stadtarchiv Düsseldorf. Geschichte und Bestandsübersicht* (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Düsseldorf, Bd. 1, Düsseldorf 1987, Selbstverlag, 216 S., 22 Abb.). – Das Buch erschien pünktlich zum 75jährigen Bestehen des Düsseldorfer Stadtarchivs. Es enthält neben einem Abriss der Geschichte des Archivs eine Kurzübersicht über die Bestände und gibt Auskunft über die verfügbaren Findmittel. Dem Hansehistoriker bietet das Archiv allerdings wenig. Abgesehen davon, daß die Stadt nur sehr lose Beziehungen zur Hanse unterhalten hat, sind die älteren Urkundenbestände nur noch in Resten vorhanden und liegen fast ausnahmslos gedruckt vor. Die Hauptmasse des Archivguts stammt aus dem 19. und 20. Jh. V. H.

Das Memoirenbuch des Stiftes Kleve, bearb. von Friedrich Gorissen (Klever Archiv 7, Kleve 1987, Selbstverlag des Stadtarchivs Kleve, 256 S., 3 Abb.). – Das 1334 auf dem Monreberg gegründete „Residenzstift“ der Grafen von Kleve, das diesen als repräsentative Grablege dienen und juristisch gebildeten Hofbeamten eine angemessene Versorgung bieten sollte, stellte nach seiner Verlegung in die Neustadt Kleve (1341) dort einen beachtlichen Wirtschaftsfaktor dar. Bei der jetzt einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemachten Quelle handelt es sich um die 1428 angefertigte Abschrift des stiftischen Memorien- und Präsenzbooks, das vermutlich nicht liturgischen Zwecken, sondern als Hauptbuch des Rent- bzw. Präsenzmeisters der stiftischen Vermögensverwaltung gedient hat. Das reiche, für prosopographische Forschungen wichtige Namenmaterial wird nicht nur durch übersichtliche Register erschlossen; geboten werden auch – soweit die Quellenlage dies erlaubt – umfassende ergänzende Nachrichten zu den in der Quelle genannten Personen. V. H.

Margret Wensky, *Zur Geschichte von Alt-Büderich* (in: Büderich. Beiträge zur Stadtgeschichte, hg. von Jutta Prieur, Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel, Bd. 9, Wesel 1987, 9–66). Das 1138 urkundlich erstmals erwähnte, von dem Grafen Dietrich VII. von Kleve zwischen 1260 und 1275 zur Stadt erhobene, 1813 auf Befehl Napoleons niedergelegte (Alt-)Büderich – die Stadt lag etwa 1 1/2 km nördl. des heutigen Büderich – gehörte im Mittelalter mit etwa 500–600 Ein-

wohnern zu den mittleren klevischen Städten. Immerhin besaß es seit dem 13. Jh. einen Jahrmarkt, war Zollstelle und im 14. Jh. zeitweilig auch Münzstätte. Büdericher Kaufleute sind im überregionalen Tuchhandel bezeugt. Im 16. Jh. gehörte Büderich zu denjenigen niederrhein. Städten, die Köln zu seinem Hansedrittel zählte. Vf.in bietet einen klar geliederten, substantiellen Abriß der (Alt-)Büdericher Geschichte und teilt im Anhang bislang unveröffentlichte Quellen zur Geschichte der Stadt mit, darunter das 1482 erneuerte Stadtrechtsprivileg von 1318.

V. H.

Wilhelm Janssen, *Recklinghausen und die Städtepolitik der Kölner Erzbischöfe im 13. Jahrhundert* (Vestische Zs. 84/85, 1985/1986, 7–23), geht davon aus, daß das Privileg Heinrichs von Müllenark vom Februar 1236 nicht, wie zumeist behauptet, eine Erweiterung der städtische Rechte gebracht hat, sondern sieht in den Steuerbestimmungen und in den Regelungen über den Erwerb des Bürgerrechts durch Zuziehende eher eine Zurücknahme bürgerlicher Rechte und behandelt die Städtepolitik der Kölner Erzbischöfe des 13. Jhs. im Kontext ihrer Territorialpolitik.

V. H.

Der Raum Westfalen, Bd. VI: *Fortschritte der Forschung und Schlußbilanz*, hg. von Franz Petri, Peter Schöller und Alfred Hartlieb von Wallthor, 2. Lfg. (Münster 1987, Aschendorff, 60 S.). – Die neue Lfg. enthält zwei Aufsätze, die sich im Lichte der neueren Forschung kritisch mit zwei Beiträgen auseinandersetzen, die 1955 in dem vielgelesenen Teilband II, 1 des Raumwerks Westfalen erschienen sind (s. HGbl. 74, 1956, 107 ff.). Während Wilhelm Janssen, *A.K. Hömbergs Deutung von Ursprung und Entwicklung der Veme in Westfalen* (1–26), einen umfassenden und außerordentlich hilfreichen Überblick über den noch immer sehr kontroversen Forschungsstand bietet, wobei die Schwierigkeiten weniger die Feme selbst als vielmehr die Fragen nach Herkunft und Bedeutung der westf. Go- und Freigerichte betreffen, bezieht sich Wilfried Ehbrecht, *Stadtrechte und Geschichtslandschaften in Westfalen* (27–60), auf die seinerzeitige Untersuchung L. von Winterfelds über die stadtrechtlichen Verflechtungen in Westfalen und deren an H. Aubin orientierte These von den Stadtrechtsräumen als Kulturräumen. E. zeigt, daß Raumgliederungsmodelle nach Stadtrechtskreisen die Einflüsse der Mutterstädte über- und die entsprechend den Bedürfnissen der jeweiligen Tochterstädte eigenständige Entwicklung der Stadtrechtssätze unterbewerten und außerdem auch die im Zuge der Territorialisierung sich ergebende herrschaftliche Prägung der Stadtrechtsentwicklung übersehen, so daß es nicht möglich ist, „von den Stadtrechten her Westfalen zu bestimmen“ (60).

V. H.

Der neue, 14. Band der *Westfälische(n) Lebensbilder* (hg. von Robert Stupperich, Münster 1987, Aschendorff, 258 S., 10 Tfn.) enthält wiederum die Kurzbiographien von 10 bedeutenden Westfalen, unter ihnen Bernhard II. zur Lippe (um 1140 ?–1224), der von Klaus Scholz als umsichtiger und zupackender Landesherr vorgestellt wird (1–37), der früh die Bedeutung der Städte für die werdenden Territorien erkannte, der aber nach seinem Eintritt in den Zisterzienserorden (zwi-

schen 1197 und 1207) seine Kraft vorrangig in den Dienst der Heidenmission in Livland stellte, 1211 selbst Abt des neugegründeten Zisterzienserklosters Dünamünde und 1218 Bischof von Selonien wurde; zu den vorgestellten Persönlichkeiten gehören des weiteren Franz von Waldeck (um 1491–1553), Bischof von Münster, Osnabrück und Minden, der in den 40er Jahren des 16. Jhs. vergeblich versuchte, seine Bistümer der evangelischen Lehre zuzuführen, der vielseitig gebildete Barockarchitekt und Chronist Lambert Friedrich Corfey (1668–1733), der Münsteraner Kunsthistoriker Max Geisberg (1875–1943) und Clemens August Graf von Galen, der 1933 Bischof von Münster wurde und der spätestens seit 1941 in mutigen Predigten das Unrecht des NS-Regimes öffentlich anprangerte. V. H.

Adam S. Labuda, *Ein westfälischer Maler in Danzig und Thorn am Ende des 15. Jahrhunderts* (Westfalen 64, 1986, 1–23). Seit den Untersuchungen von Janina Kruszelnicka (1973) wird nicht mehr bezweifelt, daß der Kleine Ferber-Altar aus Danzig und zwei Altarbilder aus der Thorner Johanniskirche das Werk eines Künstlers sind. Vf. nimmt nun an, daß es sich bei diesem Künstler um ein Mitglied einer Werkstattgruppe handelt, die von dem in Westfalen tätigen, namentlich nicht bekannten „Meister von 1473“ geleitet worden ist. Möglicherweise ist dieser Künstler in den 70er Jahren des 15. Jhs. noch in Westfalen tätig gewesen und in den 80er Jahren dann nach Danzig oder Thorn abgewandert. Die unverkennbar niederländischen Einflüsse in seinem Werk sprechen nicht gegen diese Annahme, die gleichwohl hypothetisch bleibt. V. H.

Paul Derks, *Der Ortsname Dortmund. Ein Forschungsbericht* (Beitr. Dortmund. 78, 1987, 173–203), bietet eine kritische Musterung der bisher versuchten Deutungen und tritt selbst mit neuen Argumenten für die schon früher vorgeschlagene Deutung: Throtmanni = Gurgelbach ein. Daß in diesem Fall Grund- und Bestimmungswort german. Ursprungs sind, ist für ihn eher ein Argument für als gegen diese Auffassung. V. H.

Gestützt auf das Dortmunder Urkataster von 1826 und den Vogelschauplan Detmar Mulhers von 1610 und unter Mitbenutzung weiterer Bildquellen, u.a. der Stadtansichten von Derick Baegert (um 1480) und Braun-Hogenberg (um 1570) sowie des Lageplans von 1810 (Ludwig Varnhagen), hat Heinrich Scholle, *Dortmund im Jahre 1610. Maßstäbliche Rekonstruktion des Stadtbildes* (Monographien zur Geschichte Dortmunds und der Gft. Mark, Bd. 9, Dortmund 1987, Ruhfus, 235 S., Zeichnungen und Tfn., 1 Faltplan als Beilage), die topographische Situation Dortmunds um 1610, soweit wie möglich, auf 196 Blättern maßstabsgetreu nachgezeichnet (einschl. einer Vielzahl von Perspektivansichten). Berücksichtigt wurden dabei nicht nur die Stadtbefestigung mit den Toren und Türmen (1:250), die Kirchen, Klöster u.a. herausragende Gebäude (1:500 resp. 1:750), sondern auch die private Wohnbebauung in jeder einzelnen Straße, wobei die Annahme zugrunde gelegt wurde, daß Dortmund zu Beginn des 17. Jhs. durchaus noch eine „Fachwerkstadt“ mit dem typischen architektonischen Formenschatz der gotischen Ständerbauten war. Die eindrucksvollen Rekonstruktionen sind als Grundlage für

ein neues Modell der Stadt Dortmund (Situation um 1610) gedacht. – In einem einleitenden Beitrag hat Norbert Reimann *Die Entwicklung des Dortmunder Stadtbildes im Mittelalter* (9–23) beschrieben. Dieser Beitrag verdient deshalb besondere Beachtung, weil R. hier neue Überlegungen zur Frühgeschichte Dortmunds mitteilt. Schon 1982 hatte R. in der Festschrift zum 1100jährigen Stadtjubiläum Dortmunds (vgl. HGBll. 101, 1983, 186) angedeutet, daß sich die seit dem späten Mittelalter überlieferten Bezeichnungen „altes“ und „neues Dorf“ möglicherweise nicht auf vorgeschichtliche Siedlungen beziehen. Jetzt äußert er die Vermutung, daß mit dem „alten Dorf“ die bei dem fränkischen Wirtschaftshof im Südwesten der mittelalterlichen Stadt entstandene Siedlung (bei der Martinskirche) gemeint ist; das „neue Dorf“ entstand, als im 10. Jh. die Bewohner des „alten Dorfes“ in die karolingerzeitliche Burg nordöstlich der Hellwegkreuzung übersiedelten. Ob der Wirtschafts-/Grafenhof auch weiterhin das Verwaltungszentrum für das Dortmunder Reichsgut blieb, läßt R. jetzt offen. V. H.

Paderborner Bibliographie 1984/1985, mit Nachträgen aus 1982/83, bearb. von Renate Guttwein und Rolf-Dieter Müller (Bibliographien zur westf. Regionalgeschichte, Paderborn 1987, Selbstverlag des Vereins für Geschichte an der Universität-GH-Paderborn, 79 S.). – Die Bibliographie, die alle Bereiche städt. Lebens berücksichtigt und das gesamte regionale und überregionale Schrifttum auswertet, umfaßt knapp 500 Titel. Die detaillierte sachsystematische Gliederung sowie ein Stadtteil- und ein alphabetisches Register erleichtern die Benutzung. Daß eine Bibliographie wie die vorliegende ein hohes persönliches Engagement sowohl der Bearbeiter wie auch der Herausgeber zur Voraussetzung hat, versteht sich von selbst. Zu wünschen wäre trotzdem, daß die Divergenz zwischen dem Berichts- und dem Erscheinungsjahr auf das unvermeidbare Minimum zurückgeführt werden könnte. V. H.

Matrikel des Lemgoer Kaufmannsamtes 1386–1838, bearb. von Hans Hoppe (Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Westfalen XXII A: Geschichtliche Arbeiten zur westf. Landesforschung. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Gruppe, Bd. 4; zugleich: Lippische Geschichtsquellen, Bd. 15, Münster 1987, Aschendorff, XXXV, 148 S., 7 Abb.). – Die nach längeren Auseinandersetzungen zwischen den Fernkaufleuten und Gewandschneidern der Lemgoer Altstadt und den Webern der Neustadt 1323 entstandene, 1324 privilegierte und 1841 aufgehobene Kaufleutegilde ist die angesehenste Kaufmannsvereinigung Lemgos gewesen. Seit Beginn des 15. Jhs. gehörten ihr neben den wohlhabenden Tuchhändlern auch andere reiche Bürger und Honoratioren der Stadt an. Vor allem im 16. Jh. sah sie sich einer starken Konkurrenz von seiten des Kramer- und des Hökeramtes ausgesetzt. Das jetzt edierte sog. Kaufmannsamtsbuch, das zweifellos eine wichtige Quelle für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Lemgos darstellt, enthält das Verzeichnis der Mitglieder seit 1386 – und damit die Namen aller führenden Familien Lemgos –, für die Zeit von 1424 bis 1838 die Protokolle der Neuaufnahmen sowie Satzungen des Amtes aus dem 16. und 17. Jh. Ein Überblick über die Geschichte des Amtes leitet die Edition ein, die durch ausführliche Register erschlossen wird. Störend wirkt der unterschiedslose Gebrauch von „hansisch“ und „hanseatisch“

und deren undifferenzierte Gleichsetzung mit „fernhändlerisch“; von einem Kölner Hansequartier wird man um die Mitte des 14. Jhs. wohl noch nicht sprechen können.

V. H.

NIEDERSACHSEN/FRIESLAND. Herbert und Inge Schwarzwälder, *Reisen und Reisende in Nordwestdeutschland. Beschreibungen, Tagebücher und Briefe. Itinerare und Kostenrechnungen*, Bd. 1: bis 1620 (Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Niedersachsen und Bremen, Reihe XXXV: Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 7, Hildesheim 1987, Verlag August Lax, 636 S., zahlreiche Abb., 1 Faltkarte in Rückentasche). – Der Band vereinigt zum ersten Mal für Nordwestdeutschland eine Sammlung von Reisebeschreibungen und Reisekostenrechnungen bis zum Beginn des 17. Jhs. Vergleichbare Forschungsvorhaben gibt es bisher nur in Großbritannien und den Niederlanden, ansatzweise auch für Bayerisch-Schwaben und in Wolfenbüttel. Obwohl von dem ursprünglich vorgesehenen Umfang einige Texte aus finanziellen Gründen gestrichen werden mußten, blieb doch eine insgesamt überzeugende und stattliche Anzahl von über 190 Beschreibungen und Rechnungen übrig. Hgg. gehen in einer längeren Einleitung (15–89) auf den Forschungsstand, die Definition des Begriffs „Reisebeschreibung“ sowie deren Überlieferung in Form von Diarien, diplomatischen Relationen u.s.w., Verkehrsmittel und -wege, Zweck und Ziel der Reisen, Sozialstruktur der Reisenden, Kosten und den Realitätsgehalt der Beschreibungen ein. Angesichts der schon im 16. Jh. feststellbaren Formenvielfalt schlagen Hgg. eine möglichst weitgefaßte Definition des Reisens vor, das „umfassend als Fortbewegung einer oder mehrerer Personen von einem Ort zum andern verstanden werden“ soll, „wobei weder die Entfernung noch der Zweck der Reise noch die Fortbewegungsart eine Rolle spielen“ (32). Die Überlieferung der Nordwestdeutschland betreffenden Texte steigt in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. sehr an; von den hier vorgelegten Quellen stammen nur 19 aus früherer Zeit. Gleichzeitig nahm das subjektive, erzählende Element in den Beschreibungen deutlich zu, das sicherlich durch ein wachsendes Interesse, z.T. auch wissenschaftlich bedingt, an der Natur, den Städten und Menschen Nordwestdeutschlands verursacht wurde. – Die Texte werden in ihren das Untersuchungsgebiet betreffenden Passagen vollständig abgedruckt, fremdsprachliche zusätzlich übersetzt. Einige wenige, meist sehr umfangreiche, wurden nur mit dem archivischen Nachweis und, wenn möglich, auch der Angabe des schon vorhandenen älteren Drucks aufgenommen. Jedem Text geht eine sorgfältige Einleitung voraus, die Informationen zur Person des Schreibers und zur Überlieferung der Quelle enthält. Eine nähere Untersuchung der einzelnen Beschreibungen und Rechnungen bleibt aber weiteren, bestimmten Forschungsanliegen überlassen. Die beigelegte Karte verzeichnet alle in diesem Band bis 1650 genannten Orte sowie weitere bis zum Ende des 18. Jhs., um die Wegstrecken zu rekonstruieren. Sie stellt darüber hinaus ein wichtiges Hilfsmittel für die Erforschung der Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte des frühneuzeitlichen Nordwestdeutschlands dar. Ein sehr differenziert gearbeitetes kombiniertes Orts-, Personen- und Sachregister beschließt diesen überzeugend gestalteten und für die Kulturgeschichte des Reisens wichtigen Band. Es ist sehr zu wünschen, daß die Veröffentlichung weiterer Reisebeschreibungen, für die das Material bereits bis etwa 1840 gesammelt wurde, bald fortgesetzt werden kann.

Chr. Reinicke

Vom umfangreichen Werk *Archivalische Quellen zur politischen Krisensituation während der Weimarer Zeit in den ehemaligen Territorien des Landes Niedersachsen – ein analytisches Inventar* – ist nach den Bänden 1 (Freistaat Braunschweig), 2 (Freistaat Schaumburg-Lippe) und 3 (Freistaat Oldenburg) nun in der Bearbeitung von Ute Heinrichs der 4. Band/Teil 2 über *Die preußische Provinz Hannover – Akten der staatlichen Dienststellen im Regierungsbezirk Stade* erschienen (Veröffentlichungen der Niedersächs. Archivverwaltung, H. 46, Göttingen 1988, Vandenhoeck & Ruprecht, 307 S., 9 Abb.). Es überrascht etwas, daß die Hefte unterschiedliche Gliederungsprinzipien aufweisen, die keineswegs durch die Archivstrukturen bedingt sind. Der vorliegende Band hat die Abschnitte Wirtschaft, Arbeits- und Sozialpolitik, staatsrechtliche Probleme, Verwaltung und Verwaltungsreform, politische Bewegungen, wobei es schwer ist, einzelne Akten bestimmten Sachgebieten zuzuordnen; doch erleichtert ein gutes Register die Erschließung des Stoffes. Es sei wenigstens darauf hingewiesen, daß auch viele auf Bremen und Hamburg bezogene Quellen nachgewiesen werden. H. Schw.

Es gehörte viel Selbstvertrauen dazu, einen *Atlas zur Geschichte Niedersachsens* herauszugeben, wie es durch Werner Kaemling geschah (Braunschweig 1987, Gerd J. Holtzmeier, 119 S.). Zwar füllt dieser Atlas „eine seit langem vorhandene Lücke“ und verdient daher kritische Beachtung. Der Geschichtliche Handatlas Niedersachsens von 1939 ist vergriffen und nicht in allen Karten gelungen. Eine umfangreiche Neubearbeitung im Rahmen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen ist noch nicht erschienen. Über die Basis von K.s Atlas erfahren wir nichts; es ist aber erkennbar, daß der Atlas von 1939 benutzt wurde. Auch die zugeordneten historischen Texte nehmen auf die Karten selbst keinen direkten Bezug. – Daß hier und da vereinfacht wurde, kann man aus pädagogischen Gründen rechtfertigen; doch mußte darum nicht unbedingt in den meisten Karten der Maßstab entfallen. Vereinfachung führte auch noch zu anderen Mängeln: So gab es die „flächendeckenden“ Kulturen der vorgeschichtlichen Zeit (10–12) nicht, und die schematischen Pfeile zur Kennzeichnung der Ausbreitung von Kulturen, des Wirkens von Missionaren (13, 18, 21), der Kriegszüge der Römer (16), Karls des Großen (22) und der Ungarn (28) sind eher irreführend als instruktiv. Andererseits fehlen Pfeile zur Andeutung der Handelsströme der Römer im norddeutschen Küstenbereich und auf den Flüssen, die recht gut erforscht sind. Bedenklich sind auch die schematischen Grenzangaben für die norddeutschen Bistümer um 800 (21), wobei das Bistum Verden fälschlich dem Erzbistum Hamburg-Bremen zugeordnet wurde; freilich wird die Metropolitananzuordnung der norddeutschen Suffraganbistümer hier überhaupt nicht deutlich (Bremen gehörte zu Köln, Verden zu Mainz). Die „nachgewiesene Totalaussiedlung“ durch Karl den Gr. (22) aus dem Wigmodigau (23) hat es nicht gegeben. Über die „Handelswege“ im Reich Karl d. Gr. (24) wissen wir kaum etwas; doch es fragt sich, warum ein Handelsweg neben der Weser herlief (wo es keinen „Weg“ gab) und nicht auf dem Fluß. Wo den Karten gute Vorarbeiten zugrunde lagen (etwa bei den historischen Stadtplänen), ist der Atlas besser; wo es sie nicht gab, zeigen sich viele Mängel. Woraus ergibt sich eigentlich, daß Ottersberg im 8. bis 12. Jh. eine Burg war (29)? Die sächsischen Gaue hatten um 1000 keine Grenzlinien; sie waren zu dieser Zeit durch Grafschaften und kirchliche Immunitäten keine „territorialen“ Einheiten mehr.

Ganz unverständlich ist die Territorialkarte „nach 1235“ (38) mit den schematisierten Zwischenräumen und der besonderen Kennzeichnung von Hamburg und Bremen als Städte, die angeblich nach der „Reichsfreiheit“ strebten, wogegen bei Lübeck die Kennzeichnung als Reichsstadt (seit 1226) fehlt. In der Karte „Niedersachsen“ 1378 (40) ist Bremen mit seinem Territorium als „Reichsstadt“ gekennzeichnet, Hamburg aber nicht. Beide waren es nicht. S. 41 ist eine Karte der Hanse gewidmet; sie zeigt schematisierte Seewege und Handelsstraßen, beruht auf einigermaßen zuverlässigen Vorlagen (Bruns-Weczerka) und vermittelt wenigstens einen groben Eindruck. S. 42 zeigt „Bremen im Mittelalter“ mit dem (neuen) Kornhaus und dem Schütting an Stellen, an denen es sie im Mittelalter nicht gab. Zudem ist das Gebiet außerhalb der Mauer siedlungsfrei gezeichnet; das ist falsch, denn es gab hier eine „Vorstadt“ mit dem Paulskloster, dem Leprosenhospital St. Remberti und zwei Kapellen. Ähnliches dürfte gegen andere Stadtpläne (44 ff.) einzuwenden sein. Hier wirkt auch der für die einzelnen Städte unterschiedliche Maßstab irreführend. Die Folgen mangelnder Detailkenntnis werden besonders deutlich in der Wirtschaftskarte S. 60: Hier sind die Handelsstraßen ziemlich willkürlich gezogen: So ging die Straße von Bremen nach Bremervörde nicht quer durch die sumpfige Niederung der Wümme, sondern über Scharmbeck und Basdahl, die von Bremen nach Rotenburg nicht südlich der Wümme im Sumpfbereich entlang, sondern über Achim und Ottersberg, die nach Verden verlief nördlich und nicht südlich der Weser usw. Nördlich der Mittelgebirge gab es offenbar kaum „Wirtschaft“, nur etwas Handel in den größeren Städten und Ziegeleien auf dem Lande. Viehzucht und Viehhandel (Pferde, Rinder, Schweine und Schafe), Getreideanbau, Erzeugung von Wolle, Leinen, Honig, Wachs und Torf, Handel mit Holz, Sandstein sowie städtische Gewerbe fehlen hier. Ähnlich problematisch sind in der Karte S. 64 die Jahreszahlen für die Reformationseinführung. Ein oftmals lang andauernder Prozeß mit Rückschlägen läßt sich eben nicht mit einer einzigen Zahl ausdrücken wie etwa „Bistum Osnabrück 1532“ oder „Erzbistum Bremen 1558“ bzw. „Bistum Verden 1568“. Die Kreuz- und Querzüge der Heere im 30jährigen Krieg sind so sehr schematisiert, daß die Darstellung hier und da falsch wird: Oldenburg und Stade, Ostfriesland (außer Emden und Leer), Osnabrück und Minden müßten, wenn die Karte stimmt, vom Krieg unberührt geblieben sein. Auch bei den Karten über die neuere Zeit ließe sich manches kritisieren, doch das muß hier unterbleiben. Zusammenfassend ist jedenfalls zu sagen, daß ein Atlas dieser Art nur auf der Grundlage eines umfassenden Wissens entstehen kann, das ein Einzelforscher für ein so umfangreiches und vielgestaltiges Territorium wie Niedersachsen nicht besitzen kann. Vf. hat viel Mühe aufgewandt, und so muß es deprimierend sein, wenn das Ergebnis in vielen Einzelheiten, hier und da auch in der Gestaltung ganzer Karten unbefriedigend ist. Ob der vor der Vollendung stehende umfangreiche Historische Handatlas von Niedersachsen alle Erwartungen befriedigen wird, muß sich noch zeigen. Doch wurden die Risiken dadurch gemindert, daß zahlreiche Spezialisten für Einzelfragen zur Mitarbeit herangezogen wurden.

H. Schw.

Eine Übersicht über *Klöster, Stifte und Kommenden in Niedersachsen vor der Reformation mit einem Quellen- und Literaturanhang zur kirchlichen Gliederung Niedersachsens um 1500* bietet Gerhard Streich (Studien und Vorarbeiten zum Hist.

Atlas Niedersachsens, 30. Heft., Hildesheim 1986, August Lax, 148 S., 1 Kt.). Sie soll nach dem Vorwort nur der Erläuterung der beigelegten Karte dienen, bietet aber doch sehr viel mehr. So findet sich als Einführung eine kurze Darstellung über die Kloster-, Stifts- und Ordensgeschichte Niedersachsens. Der Hauptteil bringt den gesicherten Bestand der Institutionen, wobei jeweils historische Ortsnamenformen, heutige Gemeinde- bzw. Kreiszugehörigkeit, Ordensbezug, Patrozinium, Gründungssituation, Verlegung bzw. Aufhebung, Quellen und Literatur in Auswahl geboten werden. An eine Darstellung der Geschichte, der wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen usw. war nicht gedacht, eine spezielle Aufarbeitung archivalischer Quellen erfolgte nicht. Es wird mit Recht betont, daß H. Hoogewegs *Verzeichnis der Stifter und Klöster Niedersachsens vor der Reformation* von 1908 nicht ersetzt werden solle. – Das Buch ist für die erste Unterrichtung und zur Erfassung weiterführender Literatur von großem Nutzen. Daß auch kirchliche Institutionen in einigen niedersächsischen Hansestädten erfaßt wurden, ist selbstverständlich.

H. Schw.

Die hervorragende Arbeit von Jens Ahlers über *Die Welfen und die englischen Könige 1165–1235* (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 102, Hildesheim 1987, August Lax, 316 S.) kann hier nur angezeigt werden, obgleich die politischen welfisch-englischen Beziehungen für den Handel einiger norddeutscher Städte in frühhansischer Zeit von Bedeutung gewesen sein dürften. Von englischen Handelsprivilegien für ihre Kaufleute ist an einigen Stellen die Rede. – Vf. stellt im wesentlichen die – bei allen Schwankungen – doch beständige, gegen die Kapetinger und süddeutschen Mächte gerichtete Allianz in ihren dynastischen Verflechtungen und komplizierten Interessen auf der Grundlage sorgfältiger Quellenauswertung dar. Er widerlegt u.a. die These, daß Heinrichs d.L. Verbindung mit England Teil einer antistaufischen Verschwörung gewesen sei. Die Ursachen des welfisch-staufischen Konflikts ergaben sich aus Gegensätzen innerhalb des Reiches. England hielt sich bei diesem Streit zurück und näherte sich sogar den Staufern. Der Welfe Otto IV. erhielt dann aus politischen Gründen erhebliche englische Unterstützung, während die Staufer sich mit dem französischen König verbündeten. Der englische König Johann Ohneland ging dann aber auf Distanz zu Otto IV., was diesen veranlaßte, Anschluß an Dänemark und den Papst zu suchen, bis dann 1202 ein erneutes Bündnis von schwankender Intensität zwischen Otto IV. und Johann Ohneland zustande kam. Die Niederlage von Bouvines beendete die europäische Rolle der Welfen, während Johann Ohneland durch einen Bürgerkrieg geschwächt wurde. Nach dem Tode Ottos IV. 1218 spielten Kontakte zwischen Otto d. Kind, der als Gegenkönig gegen den Staufer Friedrich II. ins Kalkül kam, und Heinrich III. von England vorübergehend eine Rolle. Das Ehebündnis zwischen Kaiser Friedrich II. und England lief parallel mit guten Kontakten Ottos d. Kindes zu beiden Mächten. – Diese äußerst verschlungenen Wege westeuropäischer Bündnispolitik werden vom Vf. übersichtlich und überzeugend dargestellt.

H. Schw.

Die Dissertation von Gudrun Pischke über *Die Landesteilungen der Welfen im Mittelalter* (Veröffentlichungen des Instituts für Hist. Landesforschung der Uni-

versität Göttingen, Bd. 24, Hildesheim 1987, August Lax, 302 S., 10 Ktn., 16 Tabellen) ist von grundlegender Bedeutung. Die Teilungen waren bei Fürsten erst nach einer Allodisierung der Reichslehen im 13. Jh. möglich, während sie auf Grafschaftsebene schon vorher üblich waren. Vf. in zeigt die unterschiedlichen Formen der Teilungen auf, die auch bei den Welfen zu beobachten sind: sie gehen von der Teilung der Erträge bis zu einer des Territoriums. Es werden im ganzen 12 Teilungen nach Quellen, Situation und Gründen, nach Besitzrechten und Grenzen untersucht. In allen Fällen blieb Braunschweig-Lüneburg als Reichslehen ein Gesamtkomplex, in dessen Rahmen zwar Teilungen erfolgten, doch die Teile auch immer wieder zusammenfanden. Es ist erstaunlich, mit welchem Fleiß die enorme Quellenfülle zusammengetragen wurde. Die ungemein komplizierten Details schlugen sich in Karten nieder. Dabei sind die Besitzungen und Rechte mit farbigen Punkten bezeichnet, nicht aber durch Grenzlinien, die den Verhältnissen des Mittelalters nicht gerecht geworden wären. Wir werden uns auch für den in Arbeit befindlichen Geschichtlichen Handatlas von Niedersachsen auf diese sachgerechte Art der Darstellung von Teilungsvorgängen einstellen müssen. – Beim Orts- und Personenregister ist zu bedenken, daß Ortsnamen einiger „Tabellen“ nicht aufgenommen wurden.

H. Schw.

Ein Vortrag von Hans-Walter Krumwiede in Greifswald bezog sich auf *Kirchenverfassung und christliche Existenz bei Bugenhagen* (Jb. der Gesellschaft für niedersächs. Kirchengeschichte 84, 1986, 105–122). Vf. stellt die enge Bindung an Luther seit 1521 und das Wirken als Stadtpfarrer in Wittenberg dar. Dabei wird vor allem seine Eigenständigkeit neben Luther betont; Bugenhagen wurde der Verfasser vieler evangelischer Kirchenordnungen (Braunschweig, Hamburg, Lübeck usw.). Dann werden Ähnlichkeiten zwischen der Theologie Bugenhagens und der Bekennenden Kirche in der NS-Zeit dargestellt. Schließlich folgen einige praktische Gesichtspunkte Bugenhagens: über den Stellenwert der deutschen und der lateinischen Sprache in der Kirche, über die Rolle der Schule, das Verhältnis von Kirche und Staat usw. Im ganzen handelt es sich um einen abgerundeten Überblick über das für die evangelische Kirche in Norddeutschland so wichtige Lebenswerk Bugenhagens.

H. Schw.

Ingrid Schröders Aufsatz über *Die Übersetzungsleistung Johannes Bugenhagens ist Ein exemplarischer Vergleich mit der Lutherbibel, den vorreformatorischen niederdeutschen Bibeln und der Vulgata* (Niederdt. Jb. 110, 1987, 59–74). Im Mittelpunkt steht die niederdt. Bibel Bugenhagens, die seit 1534 in zahlreichen Auflagen erschien. Bisher wurde ihre sprachliche Bedeutung gering eingeschätzt. Es handelt sich im wesentlichen um eine Wort-zu-Wort-Übersetzung der Lutherbibel. Doch gab es manche Abweichungen vom niederdt. Sprachgebrauch; in anderen Fällen wurden Lutherworte nicht nur wörtlich ins Niederdt. übersetzt, sondern in gebräuchliche niederdt. Redewendungen übertragen. Entscheidend war für Bugenhagen die Verständlichkeit des Textes. Die Abweichungen von der Lübecker Bibel sind größer. Der Anhang enthält Wortschatzvergleiche.

H. Schw.

Hans Dobbertin bringt *Abschließendes zur Rattenfängersage* (Jb. für Ostdt. Volkskunde 29, 1986, 245–273), zu der er sich schon mehrfach geäußert hat. Er bleibt bei seiner Vermutung, daß der historische Kern der Sage der Untergang eines Schiffes mit Ostsiedlern unter der Führung eines Grafen von Spiegelberg sei. Er setzt sich erneut mit dem weiten Spektrum der Meinungen auseinander. Es dürfte nur noch wenige Fachleute geben, die das komplizierte Geflecht von Tatsachen und Spekulationen durchschauen. Die Rattenfängersage wird dann noch einmal in weiteren Beiträgen des Vfs. berührt: *Hildesheimer und Schaumburger Ritter in Sch'nsien und Mähren* (Heimatbl. Hessisch Oldendorf 1, 1986, 3–15) und *Urkundliches, Genealogisches und Heraldisches zum Kolonistendorf Spiegelberg bei Allenstein* (Preußenland 25, 1987, 35–39). Hier geht es um die Tätigkeit des Grafen von Spiegelberg (zwischen Hameln und Hildesheim) und anderer Adliger in der Ostkolonisation.

H. Schw.

Der 1. Band des auf drei Bände veranschlagten Werkes *Göttingen, Geschichte einer Universitätsstadt*, der von Dietrich Denecke und Helga-Maria Kühn herausgegeben wurde (Göttingen 1987, Vandenhoeck & Ruprecht, 762 S., zahlreiche Abb., 2 Ktn.), verzichtet, wie es heute allgemein gebräuchlich geworden ist, auf eine zusammenhängende Gesamtdarstellung und stellt stattdessen 23 Aufsätze von 20 Verfassern zusammen. Sie decken keineswegs den vollen Bereich der Stadtgeschichte ab; die Einleitung nennt einige Themen, die ausgefallen sind, darunter das Wehrwesen, das aber doch ein eigenes Kapitel erhalten hat, und die „Zugehörigkeit der Stadt zur Hanse“. Die Universität machte es möglich, daß alle Beiträge von hohem wissenschaftlichen Niveau sind; die Einleitung nennt diesen Stil „moderne Geschichtsschreibung“. Ob diese freilich einer breiteren Leserschaft die Geschichte Göttingens näherbringt, ist fraglich. Wahrscheinlich geben die meisten Beiträge den gegenwärtigen, wenn auch nicht immer den endgültigen Forschungsstand wieder. Das läßt sich in einer kurzen Rezension nicht untersuchen. Wie sehr aber einzelnes überprüfungsbedürftig bleibt, möge am Beitrag von Dietrich Denecke über *Göttingen im Netz der mittelalterlichen Verkehrswege* (346–391) angedeutet werden. Die zugehörige Karte spricht von „mittelalterlichen Fernverkehrswegen“; da fragt sich, ob jeder Verkehrsweg ein Fernverkehrsweg war und woran man eigentlich erkennen kann, welcher Weg ein Fernverkehrsweg war und wann dieser als solcher benutzt wurde. Vf. nennt auf S. 348, Anm. 10, einige Gesichtspunkte, die auf Fernverkehrswege schließen lassen; dabei fragt sich wiederum, inwiefern Gerichtsplätze, Richtstätten, Klausen, Kapellen und Siechenhäuser solche Hinweise geben. Was bleibt, sind Zoll- Wegegeldstellen, Herbergen und Rasthäuser, Straßensperren, Landwehren, Warten und vielleicht noch Flur- und Wegenamen, Burganlagen, hier und da wohl auch Geländespuren, deren Datierung immer schwierig ist. Selbst Brücken lassen nicht unbedingt auf „Fernverkehrswege“ schließen, da es sie auch auf „Bauernwegen“ gibt. Es wäre aber ganz unmöglich, aus diesen fragmentarisch überlieferten Anhaltspunkten ein geschlossenes Verkehrsnetz zu rekonstruieren. Um Lücken zu füllen ist die „Rückschreibung“ jüngerer Überlieferungen, etwa aus dem 16./17. Jh., unerläßlich. Doch wie soll das geschehen, wenn die benutzten Quellen nicht viel besser sind als die des Mittelalters, wenn insbesondere die vielen Aussagen in Reisebeschreibungen, Reisekostenrechnungen usw. nicht ausgewertet werden. Sie könnten ja die aktuelle Nut-

zung eines Weges als Fernverkehrsweg beweisen. Dabei wäre dann aber auch noch zu bedenken, daß es Wege gab, die nur über eine kurze Zeit, bisweilen auch nur im Sommer oder Winter, benutzt wurden, daß andere Wege der heimlichen Zollumgehung dienten. Vf. zitiert viel Sekundärliteratur und wenige Quellen, trägt Vermutungen und Tatsachen vor. Er spricht auch bei manchen Routen selbst davon, daß sie „schwer nachzuweisen“ sind oder daß sie sich „abzeichnen“. So ist das Ergebnis in Einzelheiten unsicherer als die Verkehrskarte und die Routenbeschreibungen annehmen lassen, wenn auch aus den bekannten Quellen und der Sekundärliteratur alles herausgeholt wurde, was herauszuholen war. Es stellt sich auch noch die Frage, ob ein solcher Beitrag mit seiner Fülle an Details und Vermutungen in eine „Geschichte“ der Stadt aufgenommen werden sollte. Er beansprucht immerhin 45 Seiten. Ein Beitrag über Straßenwesen und Straßennetz der Stadt Göttingen im späteren Mittelalter umfaßt weitere 54 Seiten; das ergibt etwa 100 Seiten alleine für das Straßenwesen, wogegen sich die Reformation mit 22 Seiten begnügen muß. Es kommt hinzu, daß das große Feld der Wirtschaft in mehreren Einzelbeiträgen bearbeitet wurde, die über das ganze Werk zerstreut sind: Sie betreffen die Wirtschaft im 12./13. Jh. (66–69), die Wirtschaft im 15./16. Jh. (298–345), die Sozialstruktur und die Sozialtopographie, die in zwei getrennten Beiträgen abgehandelt werden (161–198 und 199–210), die Verkehrswege und die Zölle (423–436), die Landnutzung und Ernährung (437–464). Ähnlich steht es mit anderen Sachgebieten. So findet sich die Topographie in Untersuchungen über die allgemeine Stadtopographie (70–106), das Straßennetz (107–160), die Sozialtopographie (199–210) und auch in Beiträgen über die Architektur (Sakralbauten, bürgerliche Bauten, Befestigungen, 530–578). – Wichtig sind Bibliographie und Register. Bei der Bibliographie fragt sich, ob man sie nicht besser nach Sachgebieten als nach den Verfassern geordnet hätte; das Register nahm nur ausgewählte Stichworte auf. – Zusammenfassend wird man über dieses inhaltlich und methodisch so bedeutende Werk sagen können, daß die „Geschichte“ der Stadt in Einzelbeiträge aufgelöst ist, die von hervorragenden Sachkennern verfaßt wurden und deren Inhalt oftmals den Charakter von Forschungsberichten trägt, dabei aber wenig Rücksicht auf eine Gesamtkonzeption nimmt, so daß Sachbereiche zerteilt und Überschneidungen hingenommen werden. Hgg. haben das offenbar bewußt in Kauf genommen, wie sich aus der Einleitung ergibt. Eine derartige Konzeption hat sicher große Vorteile, weil sie dem einzelnen Verfasser viel Freiheit läßt, eine zusammenhängende „Geschichte“ der Stadt Göttingen hat sie jedoch nicht hervorgebracht. Der Titel hätte lauten müssen: „Beiträge zur Göttinger Geschichte“.

H. Schw.

Wenigstens der erste Teil der Arbeit von Wolf Dieter Lüddecke über *Polizey-Diener der Stadt Hildesheim; eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Hildesheimer Polizei* (Schriftenreihe des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Hildesheim, Bd. 16, Hildesheim 1987, Bernward, 227 S., zahlreiche Abb.) könnte für den Hansehistoriker wichtig sein. Vf. ist Polizeidirektor in Hildesheim. Den allgemeinen Rahmen mit Ausführungen über staatliche Ordnung und Landfrieden kann man übergehen, da er sich in vielen einschlägigen Werken kompetenter dargestellt findet. Wichtiger ist die Frage, welche polizeilichen oder polizeiähnlichen Funktionen zur Wahrung des besonders gearteten Stadtfriedens beitrugen, wobei

man wohl die gegen äußere Feinde eingesetzten Söldner und das Bürgeraufgebot ausschließen müßte. Auch das Geleitrecht, das eher repräsentative als Schutzfunktion hatte, gehört nicht in diesen Zusammenhang. Die Ausführungen über die Organe, die dem Rat bei der Sicherung des inneren Friedens dienten, sind für das Mittelalter sowie für das 16. und 17. Jh. recht allgemein gehalten und beruhen auf der einschlägigen stadtgeschichtlichen Literatur. Über die Tätigkeit der Marktvögte, Fronboten, Büttel, Gefängnis- und Torwächter, über Ratsdiener, reitende Boten usw. sowie über die Beteiligung der organisierten Bürgerschaft und Korporationen bei der Verfolgung von Regelverstößen und Straftaten findet sich wenig Genaueres. Nur über die Nachtwächter als „Vorläufer der heutigen Hildesheimer Polizei“ (24) ist etwas mehr gesagt. Dasselbe gilt für die „Polizeiordnungen“, die es als solche in ältester Zeit nicht gab; man müßte wohl von Ratsverordnungen sprechen, die die öffentliche Ordnung betrafen. Es stellt sich hier die Frage, in wieweit die „Polizeiordnungen“ des Bischofs direkt von der Stadt übernommen wurden und der Rat Verordnungen ohne Zustimmung des Bischofs erlassen konnte. Es ist in diesem Zusammenhang auch wenig darüber gesagt, wie der Rat die Einhaltung durch „Polizeiorgane“ im einzelnen überwachen ließ und erzwang. – Die Illustrationen zur älteren Polizeigeschichte haben z.T. mit Hildesheim und mit der Polizei wenig zu tun; in der neueren Zeit finden sich viele Festschriftenfotos. – Man gewinnt den Eindruck, daß es sich lohnen würde, unter sorgfältiger Auswertung der Quellen, eine solide Geschichte der inneren Sicherheit Hildesheims im Mittelalter zu schreiben.

H. Schw.

Unter dem Titel *Rat und Verfassung im mittelalterlichen Braunschweig* erschien eine Festschrift zum 600-jährigen Bestehen der Ratsverfassung 1386–1986 (Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Bd. 64, Braunschweig 1986, 315 S., mehrere Abb., 1 Kt.), die mehrere wichtige und auch qualitätvolle Beiträge enthält. – Annette Boldt gibt über *Die Fürsorgepolitik des Braunschweiger Rates im 14. und 15. Jahrhundert eine Übersicht* (1–38). Sie beschreibt den Charakter von 15 Institutionen, von denen die meisten kleinere Beginenhäuser mit Versorgungsgarantie für alleinstehende Frauen waren. Andere – größere – Einrichtungen dienten nur den Bürgern und standen unter der Aufsicht des Gemeinen Rates; wieder andere nahmen Personen mit ansteckenden Krankheiten auf; eine war eine ausgesprochene Armenunterkunft. Die Organisation wird exemplarisch am Thomae-Hospital dargestellt. Durchweg hatte jedes Haus zwei Provisoren und einen Hofmeister. Wie in anderen norddeutschen Städten gingen fast alle Einrichtungen auf bürgerliche Fundatoren, nicht aber auf kirchliche Institutionen zurück. Der Rat versuchte in steigendem Maße auf das zunächst vielfach privat organisierte Wohlfahrtswesen Einfluß zu gewinnen. – Hans Heinrich Ebeling nannte seinen Beitrag „*De Jodden, de byr wonhafflich syn . . .*“: *Judenschutz und Judenpolitik des Braunschweiger Rats im Spätmittelalter zwischen Pestverfolgung und Vertreibung 1350–1546* (39–98). Einzelne Schutzjuden gab es in Braunschweig seit dem Ende des 13. Jhs.; das Schutzrecht ging im 14. Jh. vom Herzog auf den Rat der Stadt über. Nach dem Pestpogrom zwischen 1349 und 1351, das die 100köpfige Judengemeinde halbierte, folgten ruhigere Zeiten. Die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden hielt sich im üblichen Rahmen. Das Recht dieser Betätigung, bes. im Kredit- und Pfandgeschäft, und des Aufenthalts in der Stadt sowie den allgemeinen Rechtsschutz erwarben sie sich durch

das Schutzgeld. Das Braunschweiger Judenrecht ist im einzelnen nur mangelhaft belegt, ließ sich aber doch in den wesentlichen Bestimmungen erschließen. Juden konnten sogar das Bürgerrecht erwerben, das ja auch Pflichten mit sich brachte. Von 1462 sind dann Kollektivverträge mit den Sprechern der Judengemeinde überliefert. Seit etwa 1506 wehte ein schärferer Wind; Vf. sieht dafür religiöse und wirtschaftliche Gründe; die Vertreibung erfolgte dann 1546. – Joachim Ehlers untersucht *Historiographie, Geschichtsbild und Stadtverfassung im spätmittelalterlichen Braunschweig* (99–134), wobei er aus der vielfältigen Überlieferung (nicht nur der Chronistik) Bewußtseinsäußerungen entnehmen möchte, die weitgehend durch die ständische Zuordnung der Verfasser bestimmt waren. Im Mittelpunkt stehen sieben Texte, durchweg Chroniken und Gedenkbuchaufzeichnungen, deren Verfasser und Entstehungsumstände mit viel Scharfsinn untersucht werden. Dokumentiert ist in ihnen immer der Ratsstandpunkt, was freilich kritische Urteile nicht ganz ausschloß. Der Aufzeichnungszweck ergab Varianten vom Sachvermerk bis zur breit erzählenden Chronik. Das wird an vielen Beispielen demonstriert und bei der Einschätzung der historiographischen Qualität bedacht. Der Aufsatz ist methodisch sehr anregend. – *Verfassungsrechtliche Beziehungen zwischen Klerus und Stadt im spätmittelalterlichen Braunschweig* waren nach Bernd-Ulrich Hergemöller sehr eng (135–186). Besonders über das Patronatsrecht, Meß- und Altarstiftungen gelang es der Gemeinde, bestimmenden Einfluß auf die Verwaltung des Kirchenguts zu gewinnen und die Einflüsse der Bischöfe (von Hildesheim und Halberstadt) sowie von Stiftsklerikern zurückzudrängen. Das wird bei den einzelnen kirchlichen Einrichtungen nachgewiesen. Das allgemeine Verbot der Veräußerung von städtischen Grundstücken an Kirchen seit dem 14. Jh. hält sich im zeittypischen Rahmen und wird vom Vf. besonders gut belegt. Etwas komplizierter war der bürgerliche Einfluß auf das vielfältige kirchliche Pfründenwesen, dem Vf. eingehende Untersuchungen widmet. Eine Sonderentwicklung war die Gründung eines von bischöflichen Rechten mehr oder weniger exemten städtischen Offizialats seit dem 13. Jh., was freilich den Einfluß kirchlicher Institutionen nicht ausschloß. Vf. schildert ausführlich die damit verbundenen Konflikte des 14./15. Jhs. ebenso wie die Frontstellung gegen den stadunabhängigen Stiftsklerus von St. Blasius. Ein Anhang bringt einige wichtige Quellen, bei denen im Kopfregeist im allgemeinen eine Datumsangabe fehlt. – Mit einem Zitat aus der Braunschweiger Geistlichkeit „*Consules contra consuetudinem*“ – überschrieb Martin Kintzinger seinen Aufsatz über *Kirchliches Schulwesen und bildungsgeschichtliche Tendenzen als Grundlagen städtischer Schulpolitik im spätmittelalterlichen Braunschweig* (187–233). Ausgangspunkt ist die päpstliche Bestätigung von bürgerlichen Stadtschulen bei St. Martini und St. Katharinen. Doch das Hauptinteresse ist auf die Abhängigkeit der Bildungsinhalte von der Stadtgeschichte und von geistigen Strömungen gerichtet, was sich konkret als Abhängigkeit von den tragenden Institutionen äußerte. Es bestätigt sich hier die Beobachtung in anderen norddeutschen Städten: Die spätmittelalterlichen Schulverhältnisse sind nur sehr mangelhaft überliefert, vieles muß mühevoll erschlossen werden. Auch im vorliegenden Aufsatz weicht Vf. bisweilen auf allgemeine Erörterungen über mittelalterliche Bildung und auf die Geschichte der Schulträger aus. Der Aufsatz ist dennoch ein wesentlicher Beitrag zur Bildungsgeschichte des norddeutschen Bürgertums. – Ein in den letzten Jahren mehrfach behandeltes Thema, *Die Braunschweiger „Schichten“ (Aufstände) des späten Mittelalters und ihre verfassungsrechtlichen Folgen* griff Matthias Puhle erneut auf

(235–251). Im Mittelpunkt steht die Frage, ob die Schichten durch den Austrag von Konflikten nicht letzten Endes doch den innerstädtischen Zusammenhalt festigten, statt die Stellung der Stadt, vor allem auch ihre Freiheit, auf Dauer zu gefährden. Damit hängt die auch in anderen Städten immer wieder behandelte Frage nach der sozialen Komponente der Konflikte zusammen: Ging es um die Erweiterung des Kreises der bisherigen Ratsfähigen durch andere soziale Gruppen? Läßt Vf. die Antwort für die Schicht von 1292/94 noch offen, so endete die Schicht des Rates 1374/86 eindeutig mit der Einbeziehung von „homines novi“, wobei auch Handwerkerzünfte eingeschlossen waren, ohne daß die alte Ratsschicht mit ihrer Selbstergänzung ausgeschaltet wurde. Erst die Schicht der „unhorsamen bürger“ 1445/46 beseitigte die Selbstergänzung. Die „Schicht Hollandes“ 1488/90 blieb verfassungsgeschichtlich gesehen eine wirkungslose Episode. – *Welfische Kollegiatstifte und Stadtentstehung im hochmittelalterlichen Braunschweig* setzt Bernd Schneidmüller in Beziehung (153–315). Vf. zeichnet die komplizierten, aber im wesentlichen landesherrlich geprägten Patronats- und Investiturrechte an den Braunschweiger Kirchen. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Vogteiamt der Ministerialenfamilie v. Dahlum bzw. v. Wenden: Ihre umfassende Stiftsvogtei soll im Anfang des 13. Jhs. regional geteilt worden sein, wobei jetzt eine landesherrliche Vogtei für den Bereich der Stadt Braunschweig entstand. Daneben gab es dann in der Stadt noch einen zweiten herzoglichen, schließlich auch einen bürgerlichen Vogt. Vf. nimmt an, daß der Landesherr durch die Konstituierung dieser Vogteien auf die Entstehung der komplizierten Ratsverfassung antwortete. Er schließt auch auf einen starken herzoglichen Einfluß auf die frühe Stadtentwicklung Braunschweigs. Die Argumentation ist kompliziert und detailreich; sie kommt nicht ohne Hypothesen aus. Der Anhang enthält mehrere Urkunden und Güterverzeichnisse.

H. Schw.

Die spätgotische Nordhalle des Braunschweiger Doms hat, wie Hans Josef Böker ausführt, eine sehr unterschiedliche Beurteilung erfahren (Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 26, 1987, 51–62), wobei vor allem bei der Betrachtung der gedrehten Säulen viel kunstgeschichtliche Phantasie eingebracht wurde. Vf. sucht nun, nachdem er den Baubeginn auf etwa 1450 datiert hat, die Ableitung der verwendeten Kunstformen. Architekturmerkmale weisen auf Vorbilder am Niederrhein; für die gedrehten Säulen fanden sich freilich keine Vergleichsstücke dieser Zeit. Der Bau wird gegenüber anderen Hallenbauten, etwa gegen das etwas spätere Nordschiff des Bremer Doms, abgegrenzt. Vf. weist auf den höfischen Charakter dieser Bauten hin. Als Bauanlaß sieht er beim Blasiusdom das Repräsentationsbedürfnis Herzog Wilhelms d. Älteren.

H. Schw.

In seinem Aufsatz über *Vitriolhandel, Termingeschäfte und Wechselbriefe* äußert sich Hans-Joachim Kraschewski nicht nur *Zum Gesellschaftsvertrag der Braunschweiger Vitriol-Handelsgesellschaft vom 14. März 1584*, wie man aus der einengenden Formulierung des Untertitels schließen könnte (NdSächsJb. 50, 1987, 189–211). Vf. macht deutlich, daß die Erzeugung von Vitriol am Rammelsberg bei Goslar seit dem 15. Jh. erfolgte und daß diese Chemikalie, die zum Gerben von Häuten benötigt wurde, auch in Braunschweig Absatz fand; weitere Vitriolfak-

toreien gab es u.a. in Hamburg und Lüneburg. Vf. behandelt Erzeugung und Produktionsmenge, Formen des Vertriebs und schließlich den im Untertitel genannten Gesellschaftsvertrag. Das Herstellungs- und Verkaufsmonopol hatte im 16. Jh. der Landesherr; dieser schloß aber über den Vertrieb Verträge mit Handelsgesellschaften. Die Struktur der Braunschweiger Gesellschaft von 1584 wird genau untersucht. Der Anhang bringt Vertragstexte. Der Vitriolhandel nahm seit dem Ende des 16. Jhs. erheblich ab. *H. Schw.*

Einen Hinweis verdient die Arbeit von Josef Daum über *Rheinisches Steinzeug, 500 Jahre Gebrauchsgefäße aus Braunschweiger Privatbesitz* (Arbeitsberichte aus dem Städt. Museum Braunschweig, Bd. 53, 52 S., 33 Abb.) als Begleittext zu einer Ausstellung. Es handelt sich vor allem um eine kurze Töpfereigeschichte, wobei auch Kölner Ware berücksichtigt wurde. Es fehlt eine Geschichte des Handels mit Steinzeug, der im Rahmen der Hanse durchaus eine Rolle spielte. Bei den abgebildeten (und wohl auch ausgestellten) Stücken ist nicht vermerkt, ob sie aus Braunschweiger Import, bzw. aus Alt-Braunschweiger Besitz stammen oder gar bei Ausgrabungen in der Stadt geborgen wurden. *H. Schw.*

Zumindest der erste Teil des Aufsatzes von Helmut Eckelmann über *Dreihundert Jahre Schreib- und Rechenschule zu Hannover (1526–1821)* (Hann.Gbll. NF 40, 1986, 73–111) verdient die Beachtung der Hanse-Historiker. Ursprung und anfänglicher Zweck der Schule bleiben unklar. Zwar wird die mittelalterliche Existenz der Lateinschule, die Vf. als reine „Sprechschule“ einstuft, und der „Deutschen Schule“ deutlich gemacht, doch bleibt offen, wo eigentlich damals das Schreiben gelernt wurde. Auch wäre zu bedenken, daß das Schreiben unterschiedlichen Zwecken diene: Einmal dem eigenen Bedarf (etwa für Geschäftszwecke, Briefe und Tagebücher), zum anderen aber auch zur Berufsausübung von Schreibern und Kopisten. Die erste Nachricht von 1526 macht die Reihenfolge deutlich: Erst Lateinschule, dann Schreibschule. Sollte es nicht auch in der Lateinschule Schreibunterricht gegeben und die Schreibschule vielleicht nur zum „Schönschreiben“ ausgebildet haben? Für die Deutsche Schule bzw. die Parochialschule werden 1536 Lesen und Schreiben als Lehrgegenstände genannt. Zwar ergibt sich aus den Quellen, daß die Schreibschule eine eigenständige städtische Einrichtung war, daß der Schreibmeister zugleich aber auch andere Aufgaben – etwa als Notar oder Schreiber – übernahm, zudem auf eigenes Risiko wirtschaftete. Die Quellen unterrichten recht gut über die Konzessionierung, die Wohnung und die wirtschaftliche Lage der Schreibmeister, nicht aber über die Schüler und den Unterricht. *H. Schw.*

Methodische Beachtung verdient auch für den Hansehistoriker das *Celle-Lexikon von Abbensen bis Zwische* von Reinhard W.L.E. Möller (Hildesheim 1987, August Lax, 339 S., zahlreiche Abb.). Wir kennen mancherlei historische Lexika, und es liegt nahe, auch zur Totalinformation über einzelne Orte Lexika zu verfassen, zu deren Vollkommenheit freilich manche Voraussetzungen gegeben sein müssen. In Bremen machte sich ein Einzelverfasser, Werner Kloos, ein Kunst- und Kulturhistoriker, ans Werk; das Ergebnis war wegen seiner Einseitigkeit und Un-

zuverlässigkeit im Detail unbefriedigend. Wie steht es nun aber mit dem Celle-Lexikon? Ist es das „Wunderwerk“ eines „Privatgelehrten“, wie das Vorwort verkündet? Zunächst einmal steht fest: Es ist das Ergebnis eines „Bienenfleißes“. Daß Vf. bei vielen Informanten auf Ablehnung stieß, wundert niemanden, der – wie Rez. – im Übermaß um Informationen angegangen wird. Und die Behinderungen durch den „Datenschutz“? Man kann sie verstehen, wenn man sieht, wie bei politischen Kämpfen vertrauliche Unterlagen aus Personal-, Firmen- und Gerichtsakten eingesetzt werden, oft von den gleichen Leuten, die sehr empfindlich reagieren, wenn ihre eigenen „Daten“ betroffen sind. – Nun zum Werk wie es vorliegt: Über die Auswahl der Stichworte kann man streiten; denn jeder Benutzer wird etwas anderes suchen. Vf. hat die Themen weit gestreut, so daß man selten vergebens sucht, sogar alle kurzlebigen „Beat- und Rockbands“ sind aufgelistet. Daß Beethoven aufgenommen wurde, weil er zwei Gedichte eines Celler Pastors vertonte, Bergengruen, weil eine seiner Novellen in einem Celler Verlag erschien, Bismarck, weil er einmal auf dem Celler Bahnhof empfangen wurde, Ludwig Klages, weil er seinen Verleger in Celle besuchte, Sarah Kirsch wegen einer Dichterlesung in Celle, scheint doch wohl etwas übertrieben. Was hatt O(tto) Franzius mit Celle zu tun? Er war übrigens nicht Wasserbaudirektor in Bremen (71). Sicher ist auch, daß Caroline Mathilde von Dänemark nicht 1755, sondern 1775 starb. Anfechtbar, zumindest aber unzweckmäßig, sind die Ordnungsmethoden des Vfs. Sollte man Fürsten nach ihrem Titel (Herzog usw.) und nicht unter dem Vornamen oder Namen des Territoriums ordnen? Sucht man die Herzogin Eleonore d’Olbreuse (so ihr allgemein bekannter Name) unter dem Stichwort „Herzogin Desmier d’Olbreuse, Eleonore“ (so 97)? Ganz unmöglich ist die Anordnung der „Literaturnachweise“. Sie erfolgte nicht nach Verfassernamen oder nach Schlagworten, sondern nach dem ersten Wort des Titels, also steht ein Buch wie „Achtung-Eifersucht“ von U. Baer unter „Achtung“. So werden Anfangsworte wie: alle, an, aus usw. Ordnungsträger, weil sie am Anfang des Titels stehen. Sehr hilfreich ist ein Sachgebiets-Register am Schluß des Werkes; aber auch hier gibt es Ordnungsprobleme: Bockstövers Hotel findet sich unter B . . ., Hotel Borchers unter H, Zum Goldenen Engel unter Z. Firmen der Gastronomie finden sich teils unter Sammelbegriffen wie: Café, Kaffee, Gaststätte, Restaurant, teils unter dem Firmennamen. Wer soll sich da auskennen? Unter den „Parteien“ taucht S. 326 ein „Schang, Paul“ auf; ein solches Stichwort ist im Lexikon aber nicht aufgenommen, wohl aber Elsner, Otto und Kunkel, Willi; doch das sind keine Parteien, sondern Kommunisten; andere Parteivertreter finden sich in der Rubrik „Politiker“. – Das Celle-Lexikon gewinnt seinen Wert durch die Fülle des dargebotenen Materials; es weist einige Schwächen bei der Auswahl der Stichworte auf und hat große Schwierigkeiten bei der handlichen Ordnung der Register. H. Schw.

Aus einem größeren Forschungsvorhaben über *Das Vordringen der universitären Bildung im Bürgertum norddeutscher Städte vom 13. bis in das 16. Jahrhundert* ging eine Zusammenstellung der Lüneburger Ratslinie 1290–1605 von Irene Stahl hervor (NdsächsJb. 59, 1987, 139–187), die Reineckes und Mörkes Ratslinien von 1903 und 1983 korrigiert und erweitert. Vf.in erläutert die Quellenbasis sowie den Modus der Rats-„Umsetzung“ und der Wahl; dann folgt eine Liste von 331 Perso-

nen mit Lebensdaten, Name des Vaters, Wahl- und „Regierungsjahre“. Der Anhang enthält eine Zusammenstellung der Wahljahre. H. Schw.

Mit dem komplizierten Thema *Lüneburger Währung und lübisch-hamburgische Währung im 13. und 14. Jahrhundert* beschäftigt sich Gerald Stefke (LünebBll. 27/28, 1987, 77–93). Es gab in jener Zeit die „Mark Silber“, die „Mark Pfennige“ und schließlich noch das „Pfund Pfennige“ als größere Einheiten, vor allem aber als Nominal-Wert des Alltags den Pfennig, der in seinem Wert von regionalen Münzverhältnissen abhängig war. Vf. konzentriert sich auf ihn und weist nach, daß Hamburger und Lübecker Pfennige gleichwertig, Lübecker Pfennige aber etwas geringerwertig waren und daß eine Gleichstellung um 1350 erfolgte. H. Schw.

Andreas Ranft macht deutlich daß *Der Basishaushalt der Stadt Lüneburg in der Mitte des 15. Jahrhunderts* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 84, Göttingen 1987, Vandenhoeck & Ruprecht, 314 S.) recht komplex war, aber eine hervorragende Quelle für die Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte Lüneburgs im Spätmittelalter darstellt. Das städtische Kassenwesen war nicht starr, sondern ständigem Anpassungswandel unterworfen. Ausgewertet wurden die Kämmereirechnungen, das Baubuch, die Bierrechnungen, das Zisebuch und die Sotmeisterrechnungen. Die Einnahmen speisten sich im allgemeinen aus ganz bestimmten Bereichen, während die Ausgaben nach Bedarf verteilt wurden und z.T. mit einem außerordentlichen Haushalt abgedeckt werden mußten. Viele Ausgabenarten treten in verschiedenen Büchern auf. Die Hanse wird nicht unmittelbar genannt; aber einige hohe Ausgaben sind auf Hansetagen in Lüneburg und auf Reisekosten Lüneburger Gesandtschaften zu auswärtigen Hansetagen, viele Beträge auf Botenlöhne zur Aufrechterhaltung hansischer Kontakte zu beziehen. Der „Basishaushalt“ war eine Art „ordentlicher“ bzw. Kernhaushalt, durch den aus verschiedenen Kassen laufende Einnahmen übernommen und Ausgaben bestritten wurden. Es handelt sich also nur um einen Teil des Haushalts, allerdings um einen sehr wichtigen und aufschlußreichen. Die Entwicklung über eine längere Zeit ist nur schwer zu ermitteln, da nicht alle Buchserien lückenlos erhalten sind. Der Anhang enthält mehrere Listen von Beauftragten der Stadt und von Ausgaben sowie eine Preistafel. Angefügt sind ein Namens- sowie ein Sach- und Ortsregister. Vf. hat sich ein wichtiges, aber auch schwieriges Thema vorgenommen; er macht immer wieder den Versuch, die komplizierten Zusammenhänge zu erklären und den Stoff übersichtlich zu gliedern. Doch bleibt das Ergebnis größtenteils nur für jene Historiker verständlich, die mit dem mittelalterlichen Kassenwesen einigermaßen vertraut sind, wobei noch zu bedenken ist, daß das Lüneburger Finanzwesen seine Eigenarten hatte. H. Schw.

Michael Reinbold lieferte eine Dissertation über *Die Lüneburger Sate*; sie ist *Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte Niedersachsens im späten Mittelalter* (Veröffentlichungen des Instituts für hist. Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 26, Hildesheim 1987, August Lax, 262 S., 4 Ktn.). Vf. betont mit Recht, daß die genannte Sate von 1392, die sich in mehreren Verträgen der Herzöge Bernhard

und Heinrich mit ihren Landständen niederschlug, und ihre Aufhebung 1396 Rückschlüsse auf die Staatstruktur jener Zeit zulässt. Die Sate wird im politischen Zusammenhang jener Zeit gesehen und mit ähnlichen Verträgen verglichen, schließlich werden die Bedeutung jeder einzelnen Bestimmung des Textes und das Scheitern der Sate untersucht. Ausgangssituation war die Schwäche und Verschuldung der Herzöge, u.a. durch den Lüneburger Erbfolgestreit 1369/88, in den auch die Stadt Lüneburg verwickelt wurde, die auch mit der Stadt Braunschweig in eine Fehde, mit Hamburg in ein gespanntes Verhältnis geriet. Das Bedürfnis nach Frieden war allgemein und förderte das Entstehen der Sate, die den Herzögen ein Darlehen von 50 000 Mark einbrachte. Die Stadt Lüneburg hatte im Rahmen der Sate durch seine wirtschaftliche Stärke eine überragende Stellung. Die einzelnen Stände erhielten separate Verträge, die die Rechte und Pflichten beider Seiten festlegten. Lüneburg erhielt praktisch eine Monopolstellung im Fürstentum. Allgemein wurden bestehende Privilegien bestätigt, alle Partner im Falle von Streitigkeiten auf den Rechtsweg verwiesen. Doch verletzten beide Seiten immer wieder die Sate, und die Herzöge waren nicht mehr bereit, die Beschränkungen ihrer Macht auf Dauer hinzunehmen. Sie spalteten die Sate, konnten sich aber gegen Lüneburg, Hannover und Uelzen, die auch von Hamburg und Lübeck unterstützt wurden, nicht durchsetzen. Die sorgfältige Untersuchung ist nach den Quellen erarbeitet und schätzt den historischen Stellenwert der Sate realistisch ein. *H. Schw.*

Die *Beiträge zur mittelalterlichen Baugeschichte der St. Nicolai-Kirche in Lüneburg* von Hansjörg Rümelin (LünebBll. 27/28, 1987, 95–131) bestreiten einen Vorgängerbau und betonen die Förderung des Neubaus seit 1407/09 unter Anlehnung an St. Marien in Lübeck durch den Rat. Vorbilder für den Chor werden in Nordfrankreich (in Quimper/Bretagne) angenommen. Vf. registriert die großen Restaurierungseingriffe des 19./20. Jhs. und den heutigen Bauzustand, rekonstruiert sodann den Verlauf der mittelalterlichen Bautätigkeit, wobei manches durch schriftliche Quellen und den Baubefund gut belegt werden kann, anderes aber Vermutung bleibt. Das gilt auch für die von St. Marien in Lübeck übernommenen „Motive“ und die speziell bei St. Nicolai auftretenden „Formphänomene“. *H. Schw.*

Das grundlegende Werk von Adolf E. Hofmeister über *Seehausen und Hasenbüren im Mittelalter* wurde ergänzt durch eine Quellensammlung von Andreas Röpcke (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 54, 1987, 354 S., 18 Abb., 2 Ktn.). Es ist hier anzuzeigen, weil es für ähnliche Arbeiten methodisch vorbildlich sein kann, und weil es für die Beurteilung der wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen von Marschgebieten zur nahen Stadt eine Fülle von Material bereitstellt. Großräumige Verhältnisse werden in den ersten Jahren des 13. Jhs. sichtbar: Ein Ministeriale aus Seehausen bei Magdeburg trat in die Dienste Erzb. Hartwigs II. von Bremen und wurde an einem Ort bei Bremen angesiedelt, der nun auch den Namen Seehausen annahm. Das benachbarte Hasenbüren, das zunächst nach Heinrich d. Löwen „Lewenbüren“ genannt wurde, war die ältere Siedlung. Beide Dörfer entstanden im Rahmen der Kolonisation des 12./13. Jhs., die auch für die Stadtentwicklung Bremens von entscheidender Bedeutung war. Die Burg Seehausen hatte nur eine kurze Lebensdauer; die Ein-

wohner aber blieben grundherrlich gebunden. Was die Kirchengründung anbelangt, so wird bestätigt, daß sie nach den Stedingerkriegen erfolgte, daß das Patronat zunächst an die Grafen von Bruchhausen, dann 1384 an die Grafen von Hoya fiel. Ausführlich wird die Entwicklung der adligen, kirchlichen und bürgerlichen Grundherrschaft sowie der bäuerlichen Wirtschafts- und Sozialverfassung untersucht. Die Quellensammlung enthält Urkunden und erzählende Quellen sowie Besitz- und Einkünfteverzeichnisse. H. Schw.

Angezeigt werden muß das repräsentative Werk *Bremervörde*, das Vff., Elfriede Bachmann und Rainer Brandt, mit dem Untertitel *Bilder aus der Geschichte einer Stadt* versehen haben (Bremervörde 1987, Borgardt, 212 S., zahlreiche Abb.). Bremervörde war seit dem 14. Jh. erzbischöflich-bremische Residenz und Jahrhunderte hindurch Etappenort des Fernverkehrsweges von Bremen nach Stade und Hamburg. Der Bachmannsche Beitrag beruht auf einer in zwei Generationen zusammengetragenen Materialsammlung; die Darstellung bleibt nicht im lokalen Detail stecken, sondern sucht in Text und Bild den Anschluß an die „große Geschichte“ – von Karl. d. Gr. bis Napoleon und Bernadotte. Der Anteil Brandts ist anekdotischer und wirkt am Schluß wie eine Werbebroschüre, die die Schönheit und Bedeutung des Ortes hervorhebt. Eindrucksvoll ist die reichhaltige Illustration des gesamten Werkes, wobei man sich freilich oft eine genauere Beschreibung der Bilder gewünscht hätte. H. Schw.

Ein wichtiges Nachschlagewerk ist die *Oldenburgische Bibliographie (16. Jh. – 1907)* von Egbert Koolman (Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Niedersachsen und Bremen, XXXa, Hildesheim 1987, August Lax, 193 S.). Sie lehnt sich in der Systematik an die mehrbändige Bibliographie zur nieders. Geschichte an; das muß man begrüßen. Das Problem der „Vollständigkeit“ wurde so gelöst, daß „nur Titel aufgenommen wurden, die sich allein mit oldenburgischen Bezügen befassen bzw. enge Verknüpfungen mit Nachbargebieten erkennen lassen“. Dadurch ergibt sich ein überschaubarer Rahmen. Zeitungspublikationen wurden nur ausnahmsweise erfaßt (wenn sie von „ernsthaften Forschern“ verfaßt wurden oder sonst nicht vertretene Sachgebiete abdeckten). Stärker wurden Kalender herangezogen. Es bleibt offen, wie weit Familien- und Unterhaltungszeitschriften berücksichtigt wurden, die ja manchen aufschlußreichen Aufsatz über Oldenburg enthalten. In den angegebenen Grenzen hat Vf. mit Fleiß und Spürsinn alles zusammengetragen und sorgfältig bibliographiert, was erreichbar war. Stichproben – etwa im Abschnitt über die Streitschriften zum Weserzoll im 17. Jh. – haben eine erhebliche Vollständigkeit ergeben. Das schließt nicht aus, daß hier und da einzelnes fehlt, so im Abschnitt über Kalender ein „Stedinger Hauskalender“ aus Berne, der dem Rezensenten im Jahrgang 1887 vorliegt. Unter Stedingen (123/24) vermißt man: v. Guseck, Bernd, *Die Stedinger*; ein Volksbild, Leipzig 1837, 382 S. Im Kurztitelregister findet sich bei v. Guseck (Pseudonym) der Verweis: s. Berneck, K.G.v.; doch fehlt ein Nachweis unter diesem Namen. Übersehen ist offenbar auch: Vogel, Hermann, *Die Stedinger*; ein dramatisches Gedicht, Bremen 1860. 160 S. In allen Regionalbibliographien gibt es Problemgebiete, u.a. Geschichts-, Geographie- und Nachschlagewerke sowie Reisebeschreibungen allgemeiner Art, die aber doch wesentli-

che Abschnitte über Oldenburg enthalten. Die Benutzung wird erleichtert durch Orts-, Personen- und Kurztitelregister. H. Schw.

Albrecht Eckhardt und Heinrich Schmidt gaben eine *Geschichte des Landes Oldenburg* heraus und nannten sie *Ein Handbuch*, um damit die Zielsetzung zu kennzeichnen (Oldenburg 1987, Holzeberg, 1025 S., 616 Abb., 7 Ktn.). Es handelt sich um eine Regionalgeschichte, die sich nicht als geschlossene chronologisch geordnete Gesamtdarstellung, sondern als eine Sammlung von Einzelbeiträgen erweist. Diese hat für die ältere Zeit einen umfassenden Charakter. Vorangestellt sind zwei sachbezogene Themen: Geschichtsschreibung und Archivüberlieferung; zudem werden die Sonderentwicklungen in Südoldenburg (bis 1803), im Bistum Lüneburg (Eutin), im Landesteil Birkenfeld und in der Stadt Wilhelmshaven besonders herausgestellt. Die neuzeitliche Gesamtentwicklung, auf der das Schwergewicht des Werkes ruht, ist in Sachbereiche wie Verfassungs-, Wirtschafts- und Kulturentwicklung eingeteilt. Sicher bleibt Rühnings „Oldenburgische Geschichte“, die in ihrer Zeit (1911) eine hervorragende Leistung darstellte, für manches Detail und einige „Zwischenthemen“ bis ins 18. Jh. von Bedeutung. Die Auflösung in Einzelbeiträge ist gegenüber allen älteren Geschichtswerken neu; diese Konzeption lehnt sich aber u.a. an die in Bearbeitung befindliche „Geschichte Niedersachsens“ an. Hgg. liegen damit durchaus in einem Trend, der aber nicht nur Vorzüge hat – etwa die konzentrierte Sachkompetenz der einzelnen Verfasser –, sondern auch Probleme verursacht – etwa das zermürende Eintreiben der Beiträge, ärgerliche Bemühungen um eine Harmonisierung, wenn die Herausgeber nicht von vornherein resignieren und die Darstellungsströme frei fließen lassen wollen. Immerhin dauerte es bei der Geschichte des Landes Oldenburg trotz eines Großaufgebots an Mitarbeitern und Hilfskräften etwa neun Jahre – erheblich länger als vorgesehen –, bis alle Beiträge abgeliefert wurden. Es ist anerkennend hervorzuheben, daß Hgg. eine große Zahl hervorragender Sachkenner auf lange Zeit motivieren konnten; daß einige wichtige Themen unbesetzt blieben, war unvermeidbar und daß das Schwergewicht auf dem 19./20. Jh. liegt, ist angesichts eines großen Nachholbedarfs zu begrüßen. – Das Unternehmen forderte hohe finanzielle Mittel, um es vom Kalkulationsdruck von Verlagen zu befreien. Daß sie zur Verfügung gestellt wurden, hat nicht nur den Einsatz eines großen Mitarbeiterstabes, sondern auch die hervorragende Ausstattung ermöglicht. Hier wurden öffentliche Mittel für ein Werk von großer Qualität gut angelegt, was man bei manchen Publikationsruinen als Ergebnis groß aufgezogener Projekte nicht sagen kann. – Es ist nicht möglich, die Beiträge im einzelnen zu besprechen, zumal sich keiner von ihnen direkt mit der Hansegeschichte beschäftigt. Die Stärken und vielleicht auch einige Schwächen werden sich erst bei langfristiger Benutzung ergeben. Man darf aber annehmen, daß die Absicht, sowohl den Wissenschaftlern als auch einem breiteren Leserkreis als Lektüre und Nachschlagewerk zu dienen, voll in Erfüllung geht. H. Schw.

Eine kurze Anzeige verdient der von Dieter Möhn herausgegebene Sammelband über *Die Fachsprache der Windmüller und Windmühlenbauer – Ein Bestandteil ostfriesischer Regionalkultur* (Abh. und Vorträge zur Geschichte Ostfriesland, Bd. 62, Aurich 1986, Verlag Ostfriesische Landschaft, 220 S., 82 Abb.). Bernd Kappel-

hoff bietet den qualitätsvollen *Historischen Problemaufriß* unter dem Titel *Mühlen und Müller in Ostfriesland* (9–36). Die übrigen Beiträge beziehen sich auf den Wortschatz im technischen und volkskundlichen Bereich des Mühlenwesens, wobei der umfangreiche Bildteil eine wesentliche Unterstützung bietet. Ein Wortregister erleichtert die Erschließung des Inhalts. H. Schw.

SCHLESWIG-HOLSTEIN. Hans-Konrad Stein-Stegemann, *Findbuch der Reichskammergerichtsakten (Abt. 390 und andere)*, Bd. 1 und 2 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, Bd. 16 und 17, Schleswig 1986, insges. 734 S.). – Als lt. Beschluß der Bundesversammlung 1845 die Prozeßakten des 1495 gegründeten und 1806 mit dem Untergang des Alten Reiches ebenfalls aufgehobenen Reichskammergerichts an die einzelnen Bundesstaaten (nach Wohnsitz der Beklagten) nach und nach verteilt worden waren, hatte man hinsichtlich der Lagerung der Akten zwar eine Lösung gefunden, das zusammenhängende Bild von der Wirksamkeit dieses bedeutenden Gerichts aber für die Nachwelt unwiederbringlich zerstört und die Sorge für die Erhaltung und wissenschaftliche Benutzbarkeit des Materials den betreffenden bundesstaatlichen Archiven aufgebürdet. Es blieb denn auch nicht aus, daß mangels genügender Verzeichnung diese wertvollen Quellenbestände fast völlig an den Rand des geschichtswissenschaftlichen Interesses rückten. Vor knapp einem Jahrzehnt kam es dann unter der Ägide des Frankfurter Rechtshistorikers Diestelkamp und mit finanzieller Hilfe durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft zu der Initiative, zumindest die in der Bundesrepublik Deutschland liegenden Bestände nach einheitlichen Richtlinien zu verzeichnen. Hier wird nun das Findbuch der im Landesarchiv Schleswig-Holstein verwahrten RKG-Akten (incl. einiger im Reichsarchiv Kopenhagen ruhender Unterlagen) vorgelegt. Es handelt sich um ca. 700 Akten von 1501 bis 1795 mit dem zeitlichen Schwerpunkt im 16./17. Jh. (weniger Material aus dem 18. Jh.), die dem potentiellen Benutzer schon vor der Einsicht in den Bestand selbst genau Aufschluß über Parteien, Vorinstanzen, Prokuratoren und Streitgegenstände geben. Zuständig war das RKG in erster Instanz für Klagen gegen Reichsunmittelbare, in zweiter Instanz für die Appellation gegen Urteile von deren Gerichten und in Sachen wegen Landfriedensbruch sowie Rechtsverweigerung. Eine Fundgrube an Informationen sind die „Darin-Vermerke“, die über die Anlagen und Beweismittel orientieren (Urkunden, Inventare, Rechnungen, Weistümer u.a. Rechtsquellen, Genealogien, Karten, Pläne). Die häufig darin befindlichen kaufmännischen Aufzeichnungen (Abrechnungen u.a. Aufstellungen) sind für den Hansehistoriker besonders wichtig. Er wird ohnehin bei den Streitgegenständen aus dem Bereich „Handel und Gewerbe“ manchen unerwarteten Fund tätigen, und dies sicher auch in dem vorliegenden Schleswiger Bestand, bei dem natürlich nicht gerade der Bereich des Handels den zentralen Tummelplatz für gerichtliche Auseinandersetzungen darstellte. Dennoch zeigt ein Blick in eines der zahlreichen Register (für Personen und Orte, Prokuratoren, Vorinstanzen, Juristen, Fakultäten, Schöppenstühle, Sachen), daß die Hansestädte Lübeck, Hamburg und Kiel reichlich vertreten sind. Die Bestände des Staatsarchivs Hamburg und des Archivs der Hansestadt Lübeck, von demselben kompetenten Bearbeiter verzeichnet, werden ebenfalls demnächst im Druck vorliegen und der späthansischen Geschichtsforschung manchen neuen Impuls verleihen.

A. G.

Wolfgang Laur breitet unter der Überschrift *Eisenwald und Edda* (ZGesSHG 112, 1987, 13–25) die schriftlichen und sprachgeschichtlichen Quellen aus, die sich auf das große Waldgebiet, den Isarnho, zwischen Trave und Schlei beziehen. Neben der Edda und ähnlichen literarischen Zeugnissen werden auch Zitate aus Helmholds Slawenchronik ausgewertet, ein Zeichen für die sehr sachliche Methode L.s., der feststellen kann, daß einschlägige Erwähnungen dichter undurchdringlicher Wälder in der Edda und anderen Sagas keinen direkten Bezug auf den historischen Grenzwald zwischen Slawen und Germanen in Schleswig-Holstein haben. A. G.

Marlis Lippik, *Die Entstehung des Sparkassenwesens in Schleswig-Holstein 1790–1864* (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 10, Neumünster 1987, Karl Wachholtz Verlag, 152 S.). – Auf den ersten Blick erscheint das Thema Sparkassen nur wirtschaftsgeschichtlich interessant, aber in der vorliegenden Arbeit (betreut von Peter Wulf, Kiel) steht der sozial-, ja auch der kulturgeschichtliche Aspekt im Zentrum. In dem an Sparkassengründungen eigentümlicherweise besonders reichen Schleswig-Holstein (ohne Lübeck) kann Vf.in trotz z.Z. dürftiger Quellenlage das Phänomen Sparkasse recht gut beschreiben, indem sie Motive, Gründer, Garantieleistende und, so gut es geht, auch die Sparer selbst einer gründlichen Untersuchung unterzieht. Durch Sparkassen zur Sammlung und Verzinsung kleiner, nicht verbrauchter Einkommensteile unterer Volksschichten, die als Kunden des Bankgeschäfts nicht in Frage kamen, wollten die patriarchalisch denkenden Initiatoren Moralität und Sittlichkeit fördern und der Verarmung weniger bemittelter Volksschichten vorbeugen. So konnten im Nebeneffekt die Beitragslasten der bürgerlichen Schichten zur Armenkasse gemildert werden und auch – wenn das wohl kaum immer der Hintergedanke gewesen ist – die Neigung zum Aufruhr gedämpft werden. Denn zur Unruhe neigt mehr der Mittellose ohne Ersparnis und ohne Sparwillen. Die Funktion der Leihkasse war fast unabdingbar mit der der Sparkasse verknüpft: die Spargelder mußten „arbeiten“ (von der Spanne zwischen Spar- und Leihzinsen lebten die Kassen), und die Kreditnehmer waren skrupellosen Wucherern nicht mehr wie bisher ausgeliefert. Vf.in schildert ausführlich die Gründer (Adlige zugunsten ihrer Gutsleute, patriotische und gemeinnützige Gesellschaften usw.), die Sparer selbst (besonders eifrig sparten weibliche Hausangestellte, aber auch Kinder) und die Sparziele (Daseinsfürsorge, Hilfe zur Selbständigkeit, nicht aber – wie von den Gründern erhofft – Altersfürsorge). Die Darstellung endet um die Mitte des 19. Jhs., als das preußische Sparkassenwesen auch die Verhältnisse in den Herzogtümern änderte, in denen es bis dahin keine Sparkassengesetzgebung gegeben hatte. In hansische Zeiten führt die Überprüfung der Sparkassenidee des Franzosen Hugues Delestre von 1611, die zwar Institute ähnlicher Ausprägung umfaßte, von der aber keine direkte Linie zu den ersten schleswig-holsteinischen Gründungen zu ziehen ist. A. G.

Peter W. Kallen, *Der Apostelaltar des Ratzeburger Domes* (ZVLGA 67, 1987, 59–78), widerspricht der Hypothese, den spätgotischen Altar aus der zweiten Hälfte des 15. Jhs. Hinrich van dem Kroghe zuzuschreiben. Nach Analogieschlüssen mit Altären der Nikolaikirchen in Stockholm und Reval müßte der Lübecker Herman Rode zwischen 1468 und 1482 den Altar geschaffen haben. G. Meyer

Nis R. Nissen, *Kleine Geschichte Dithmarschens* (Heide/Holstein 1986, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. 2. Auflage, 118 S.). – Vf. ist Leiter des beispielhaft didaktisch-informativ aufgebauten Dithmarscher Landesmuseums – nicht von ungefähr ist es ihm daher gelungen, in dem vorliegenden schmalen Bändchen die dithmarsische Geschichte wohlfundiert, dabei souverän und auch für den Laien besonders anschaulich zu skizzieren. Gut gewählte Abbildungen unterstreichen die Darstellung, die ihre soliden Quellen nicht verleugnet, dennoch auch persönliches Engagement durchschimmern läßt. Von den geologischen Gegebenheiten über die Vorgeschichte bis zur Gegenwart schlägt N. einen Bogen und räumt trotz des begrenzten Raums auch der mittelalterlichen Geschichte dieser eigentümlichen Region Niederdeutschlands den ihr gemäßen Platz ein. Seit dem letzten Viertel des 14. Jhs. datieren die Kontakte der stolzen Bauernrepublik zu den Hansestädten (Verträge zum Schutz des gestrandeten Kaufmannsguts). Aber auch Konflikte – zumeist naturgemäß mit Hamburg – blieben nicht aus, da die weltgewandten Dithmarscher die Überschußproduktion dieses reichen Agrarlandes auf eigenen Schiffen vertrieben und daher dem hansischen Verkehr Konkurrenz machten. Die speziellen politischen Beziehungen zu Lübeck im 15. Jh. werden allerdings nicht geschildert. Die Organisation der Landgewinnung und Marschkultivierung zwang zu genossenschaftlichem Zusammenschluß (Geschlechter), der sich auch in der Ratsversammlung der bäuerlichen Kirchspielgemeinde manifestierte und mit den Ratsverfassungen der damaligen Städte verwandt war. Diese Sonderentwicklung, gefördert durch die gleichsam inselartige Lage Dithmarschens, fand mit der Niederlage 1559 im Kampf gegen den dänischen König ihr Ende. Bei der Darstellung der folgenden Jahrhunderte bedeutet die Eingliederung in Preußen 1867 einen weiteren Schritt zur Verwaltungsvereinheitlichung, wenn auch die besondere dithmarsische Kirchspiellandgemeinde bestehen blieb. Die Schilderung der Besitz-, Wohn- und überhaupt der Lebensverhältnisse in Dithmarschen stellt den Kontrapunkt dieses mehr theoretischen Teils dar. Auch die dem normalen Leser weniger bewußte Industrialisierung in der Landwirtschaft und die Erdölgewinnung bei Hemmingstedt übergeht der hier besonders kenntnisreiche Vf. nicht, der mit einer gewissen Skepsis den bisher nicht eingetroffenen wirtschaftlichen Aufschwung der Region um Brunsbüttel an den Schluß seines Buches stellt. A. G.

Enno Bünz, *Das älteste Güterverzeichnis des Augustiner-Chorherrenstiftes Neumünster. Untersuchungen zur Grundherrschaft am Ende des 12. Jhs.* (ZGesSHG 112, 1987, 27–122). – Neben der Edition des im Staatsarchiv Hamburg verwahrten Registers gibt B. eine ausführliche Erörterung der Verfasserfrage und der Datierung; er erklärt den Aufbau, den Inhalt und den Schenkerkreis des Stiftes. Gleichsam ganz von selbst ergibt sich auch die Darstellung der Grundherrschaft des Stifts mit Aufzählung des Grundbesitzes, der Einkünfte, und des Zehnten, sowie der Blick in die Organisation. Abgesehen von dem Informationsgehalt dieses Beitrags für die historische Topographie Mittelholsteins kann der Hansehistoriker auch gewissermaßen Hintergrundinformationen zur Frühgeschichte Lübecks aus ihm entnehmen, führt er doch in die Zeit der Slawenmission und gibt er doch Einsicht in die fortschreitende Kolonisation des Landes unter dem Lübecker Stadtgründer Adolf II. und seinem Sohn. A. G.

C. A. Christensen, *Census regis – et grundskyldbegreb. Bol – et ejensdomsbegreb* (DHT 87, 1987, 1–17; dt. Zusammenfassung). Ausgehend von den Zahlungen der Landschaft Eiderstedt an Bistum und Domkapitel zu Schleswig und an den dänischen König zur Zeit der Mitte des 14. Jhs., kommt Vf. nach eingehenden Berechnungen zu dem Ergebnis, daß König und Bischof seit der Niederlage König Abels gegen die Friesen im Jahre 1252 auf die Zahlung von den üblichen landesherrlichen Abgaben wie des Zehnts verzichteten und sich mit der Leistung des Census begnügten, welche Einnahme sie unter sich teilten. E. H.

Bjørn Poulsen, *Land. By. Marked. To økonomiske Landskaber i 1400-Tallets Slesvig* (Udgivet af Studiefdelingen ved Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig, Flensburg 1988, 299 S.; dt. Zusammenfassung). – Vf. stellt die Wirtschaftsstrukturen von Teilen des südöstlichen Schleswig den von Nordfriesen besiedelten Westküstengebieten (in seiner Untersuchung repräsentiert durch Husum und zwei Geestharden im Husumer Umland) gegenüber. Der Südosten des Untersuchungsgebietes, der auch Teile der adligen Grundherrschaften im Herzogtum Schleswig umfaßte, war in seinen Handelsbeziehungen sowohl für Import wie Export auf den Ostseeraum ausgerichtet. Hauptträger dieses Handels waren die Handelsorte Lübeck und Flensburg sowie die adligen Grundherren. Flensburg zeigte sich weiterhin als wichtiger Durchgangspunkt auch des Nord-Südhandels auf der Cimbrischen Halbinsel und stand ebenfalls im westöstlichen Transithandel in regem Austausch mit dem Marktflecken Husum. Dieser war – auch wenn er noch kein Stadtrecht besaß – der wichtigste und volkreichste Handels- und Hafenplatz an der schleswig-holsteinischen Westküste. Während der Osten des schleswigschen Herzogtums im 15. Jh. weithin auf Lübeck orientiert war, richtete sich Husums Handel auf die Niederlande, die damals immer mehr an Stärke zunehmenden Handelskonkurrenten Hamburgs, Lübecks und der wendischen Städte. Von hier aus erscheint es als begreiflich, daß Christian I. von Dänemark (seit 1460 auch Landesherr Schleswigs und Holsteins), der hohe Geldsummen in den Hansestädten geliehen hatte, zeitweise von einer Begünstigung der Niederländer (die im Interesse der dänischen und norwegischen Handelsorte lag) abrückte. Hamburg und Lübeck ihrerseits unterstützten den König energisch 1472 bei der Niederwerfung des Aufstandes eines Teiles der Nordfriesen und Husums, die sich Christians feindlichem Bruder, Gerhard von Oldenburg, angeschlossen hatten. Denn Ziel vor allem der Hamburger war es, eine Monopolstellung im Getreidehandel im schleswig-holsteinischen Westküstenraum zu erringen. In diesem Zusammenhang stellt Vf. mit Recht auch den selbständigen Handel der Westküstenbauern nicht zuletzt über See nach den Niederlanden und beim Transithandel nach Flensburg heraus. Von hier aus ist auch die Beteiligung von Friesen und bäuerlichen Bewohnern des Hinterlandes der Westküste auf der schleswigschen Geest an dem Aufstand von 1472 zu verstehen. Die Abhandlung des Vfs. beruht auf einem umfangreichen und subtilen Quellenstudium. Kritisch anzumerken wäre jedoch, daß ein naheliegender Vergleich mit den übrigen Transitwegen des Handels in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, etwa dem Störweg über Itzehoe nicht vorgenommen wird. E. H.

Harald Voigt, *Die Nordfriesen auf den Hamburger Wal- und Robbenfängern 1669–1839* (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd.

11, Neumünster 1987, Karl Wachholtz Verlag, 691 S.). — Die hier vorgelegte voluminöse und sowohl für den Sozial- als auch für den Wirtschaftshistoriker als großartige Fundgrube nutzbare Arbeit beeindruckt insbes. durch ihr reiches statistisches Quellenmaterial (Tabellen, graphische Darstellungen, Kartenskizzen). Aufgrund von Material aus dem Hamburger Staatsarchiv (insbes. Anmusterungsprotokolle des Wasserschouts ab 1761) wurden über 6000 Reisen von Hamburger Grönlandfahrern untersucht, um die Fragen zu klären: Wann, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen haben sich die nordfriesischen Seefahrer in der Hamburger Grönlandfahrt zu Walfang und Robbenschlag verheuert. Ihre große Zeit begann, als seit 1661 die Holländer es ihren im Walfang erfahrenen Landsleuten verboten hatten, fremde Dienste anzunehmen. Die nordfriesischen Seeleute füllten für mehr als 150 Jahre diese Lücke aus, und zwar interessanterweise gerade in den Führungspositionen (Kommandeure, Steuerleute). Ihr durchschnittlicher Gesamtanteil an den Besatzungen der Hamburger Grönlandschiffe betrug in der Zeit von 1761 bis 1821 22%. Der Statistik und ihrer ausführlichen Auswertung sind auch allgemeingültige Angaben über die Zusammensetzung der Schiffsbesatzung, ihre Herkunft, ihr Alter, ihre Ausbildung und ihre Arbeitsaufgaben beigegeben. Das Anheuern der Nordfriesen in Hamburg veränderte überdies die wirtschaftliche Struktur auf den Inseln von Röm bis Nordstrand (einschließlich des dahinterliegenden Festlandsbereichs) in günstigem Sinn: Nicht mehr nur in Fischerei und relativ dürftiger Landwirtschaft beschäftigt, verwandelten die nordfriesischen Seeleute ihre bis dahin als Armutsgebiet geltende Heimat nun in eine Region relativen Wohlstands.

A. G.

HANSESTÄDTE. Rolf Hammel, *Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten* (in: Alfred Falk und Rolf Hammel, *Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck*, Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 10, 1987, 85–300). — Ahasver v. Brandt nannte Lübeck das geglückteste Beispiel einer künstlichen Stadtgründung nördlich der Alpen. Zu dieser Einordnung kann man aus verschiedenen Gründen kommen: sicher wegen der außerordentlich erfolgreichen Entwicklung oder auch wegen Lübecks Beispielcharakter als Stadt par excellence, aber zugleich auch deswegen, weil man die sozialgeschichtliche und wirtschaftstopographische Entwicklung der Stadt noch dazu quellenmäßig sehr gut nachvollziehen kann, was v. Brandt bisher als einziger, aber nur für einen Ausschnitt, vornahm. H., zu der Beschäftigung mit der mittelalterlichen lübeckischen Geschichte noch durch v. Brandt angeregt, legt hier nun seine durch zwei Kapitel ergänzte, von Hermann Jakobs betreute Heidelberger Diss. von 1983 vor. Sie ist zugleich als Frucht des für Lübeck zum ersten Mal und beispielhaft gestarteten methodischen Versuchs interdisziplinärer Arbeit zwischen Geschichtsforschung und Archäologie (1978–1984) zu verstehen. Es galt, die berufliche und soziale Raumgliederung Lübecks im Spätmittelalter zu rekonstruieren, was — um es vorwegzunehmen — auch in der vorliegenden Arbeit in kaum überbietbarer Differenzierung und Sorgfalt erreicht worden ist. — Zugrunde liegen ihr die Oberstadtbuchregesten (Grundbuchauszüge seit 1284), eigentlich eine Sekundärquelle, da die Original-Oberstadtbücher zum größten Teil nicht greifbar sind. H. kann jedoch Glaubwür-

digkeit und Vollzähligkeit der Eintragungen sowie die flächendeckende und grundstücksgenaue Zuordnung, damit die absolute Verlässlichkeit der Quelle, nachweisen. Die Oberstadtbuchregesten werden nach Informationen, wie Identifizierung der Personen, Feststellung der Berufszugehörigkeit, Genauigkeit von Verwandtschaftsbeziehungen, Differenzierung von Eigentümern und Bewohnern befragt, sowie nach Größe, Bebauung und Anzahl der Grundstücke. Wie wichtig für die künftigen Schlußfolgerungen die Arten der Rechtsgeschäfte (Erbe, Kauf, Einwältigung, Wiedereinlösung) sind, zeigt sich z.B., wenn H. die Quelle bis zum letzten ausschöpf. und sogar aus den Erwerbs- und Veränderungsarten, ja noch aus der Eigentumsdauer, Stützen für die Ergebnisse der sozialen und beruflichen Gliederung herausarbeiten kann. Mit nahezu lückenlosen Eigentümerreihen stehen bei genauer Prüfung so intensive Erschließungsmöglichkeiten für das Grundstücksgefüge in Lübeck zur Verfügung, daß dessen Rekonstruktion zu Beginn des 14. Jh. möglich ist, sowie der Nachvollzug der Grundstücksteilungen in der Folgezeit. Dabei räumt H. mit der Vorstellung auf, daß bei der Neugründung durch Heinrich den Löwen 1159 „normierte Grundstücksparzellen gleicher Größe“ (286) zugeschnitten worden wären. – Abgesehen vom Ergebnis der Arbeit sind die logischen Schritte, die zu ihm hinführen, zwingend und bieten inhaltlich selbst schon erweiternde Erkenntnisse zum rechtlichen, sozialen und ökonomischen Innenleben des Stadtorganismus. H. klärt die rechtliche Bedeutung des Grundeigentums und fragt, welche Möglichkeiten es im politischen und ökonomischen Raum eröffnet. Besitz von Grund und Boden war ursprünglich die Voraussetzung zur Erlangung des Bürgerrechts und damit politischer Rechte; sie verliert im 13./14. Jh. allerdings infolge der zunehmenden Kredit- und Geldwirtschaft, d.h. einer Mobilisierung von Grund und Boden, diese monopolhafte Funktion. H. gelingt es, diese Veränderungen über Jahrhunderte hinweg festzustellen und deutlich zu machen, daß die Grenze der Partizipation an der politischen Macht zwischen Kaufmann und Handwerker verlief (während die Schichtung der Kaufmannschaft durch die Höhe des Vermögens gegeben war) und daß es im Laufe des 15. Jhs. (Ausblicke bis ins 17. Jh.) zu einer Polarisierung kam: auf der einen Seite zunehmend geringere Zahlen an reicher werdenden Reichen – auf der anderen Seite eine große Zunahme von weniger Bemittelten. – Dennoch muß eingestanden werden, daß die Quellenlage nicht ausreicht, um die gesellschaftliche Struktur einer mittelalterlichen Großstadt von 20.000–22.000 Einwohnern auf 3 1/2 Jahrhunderte mit ihren Veränderungen im einzelnen darzustellen, obwohl gerade diese Erkenntnisse für die archäologisch-historische Fragestellung so notwendig gewesen wären. Die leider nur teilweise erkennbare berufliche Tätigkeit bietet die einzig sicheren Anhaltspunkte zu einer sozialen Gliederung. Mit Hilfe der Luxusordnungen des 15., 16. und 17. Jhs. kann H. hier aber brauchbare Rückschlüsse ziehen und zugleich auch eine gewisse Revision der bisher hypothetisch angenommenen Anzahl der Kaufleute vornehmen. Er stellt fest, daß die Entwicklung zu der erwähnten Polarisierung in Lübeck normal verlaufen ist und daß eine scheinbare Unregelmäßigkeit nur entstand, da man von einer ursprünglich zu hohen Zahl von Kaufleuten ausging. H. nimmt sich auch der Problematik des Verhältnisses von Grundeigentum und Besitz, Hauseigentum und Vermögen im 14./15. Jh. an und deutet sie als Komponente zur sozialen Einordnung des Kaufmanns. Die ständische Entwicklung haftete lange am Hausbesitz (sozialer Status und Situation des Hauses gehörten noch dazu zusammen) und war fast gar nicht durch mobiles Vermögen aufzubrechen. Bieten schon die beiden ge-

nannten Komplexe Paradebeispiele für Nutzung und Auswertung der Quelle, so begibt sich H. auch noch ehrgeizig auf ein weiteres Gebiet, indem er dem Zusammenhang zwischen Wirtschaftskonjunktur und Häusermarkt nachspürt, obwohl die Hauspreise außerordentlich selten angegeben sind und auch der Versuch, aus den Belastungen auf den Wert des Hauses zurückzuschließen, nicht in jeder Hinsicht befriedigend ausgeht. Angebot und Nachfrage sind aus der Quelle nicht zu entnehmen, um so mehr als zahlreiche von der Konjunktur nicht abhängige Übertragungen von Grundbesitz stattfanden (Erbfälle usw.). Zudem muß H. feststellen, daß die Schwankungen der wirtschaftlichen Konjunktur in bezug auf den Lübecker Häusermarkt von Straße zu Straße unterschiedliche sozial-ökonomisch begründete Auswirkungen hatten. Es gelingt ihm aber, z.B. durch Bezug auf die jeweilige außenpolitische Situation oder auch auf innere Krisen (Pest !), Gründe für das Auf und Ab der Konjunktur festzustellen. H. kann verschiedene Krisentypen herausarbeiten und feststellen, daß die Lübecker Wirtschaft im 14. Jh. fast durchgehend degressiven Charakter gehabt haben könnte. Normalkonjunktur und Hochkonjunktur scheint es nur in den frühen 1330er Jahren und in den frühen 1370er Jahren gegeben zu haben. – Den methodischen Unterbau aller dieser vielseitigen Informationen, die hier in Kürze nur unzureichend umrissen werden können, bildet das Herzstück der Arbeit mit den sog. Hausbiographien. Die flächendeckenden, dichten Informationen der Oberstadtbuchregesten hat H. mit Hilfe der EDV gewonnen und sinnvoll kombiniert (Einzelheiten darüber werden mitgeteilt). Beispielhaft kann er auf diese Weise an auserwählten Häusern im Schüsselbuden, der Holstenstraße, Hundestraße, Braunstraße und Untertrave Schlußfolgerungen über Lage, berufliche Struktur, Erwerbsarten, Funktionsbestimmungen ziehen, woraus wiederum Erkenntnisse zur Rekonstruktion der beruflichen, sozialen und vermögensbezogenen räumlichen Gliederung der Stadt möglich sind. Sprach man bisher sehr allgemein vom Kaufmannsviertel oder auch von der meistens von den Handwerkern bewohnten Ostseite Lübecks, so gelingt H. nun die Differenzierung bis ins einzelne Haus, also das kleinste Element, und von diesem zurück wieder in großräumigere Zusammenhänge. Nicht mehr nur zwei Haustypen (Kaufmanns- bzw. Handwerkerhaus) kann er unterscheiden, sondern insgesamt sechs, und auch die Straßennutzung kann er in mannigfachen Schattierungen weit über die einseitige Klassifizierung Handwerker-/Kaufmannsstraße hinausführen. Dies alles wird unter tabellarischer Darlegung ausführlich und nachvollziehbar dargelegt. – In den Lübecker Oberstadtbuchregesten wartete umfangreiches und informationsträchtiges Quellenmaterial auf eine methodisch durchdachte und umfassende Erschließung und Auswertung. Hier ist sie in zwingender Weise gelungen, wobei der Quelle jede nur mögliche Information abgepreßt und diese zugleich einfühlsam in dem rechtlichen, historischen und baugeschichtlichen Umfeld interpretiert wird. H. verfällt nicht in den Fehler zu weit vereinheitlichender Abstraktion, sondern erreicht, daß dem Leser die Komplexität des Stoffs bewußt bleibt: sei es auf dem differenziert geschilderten Gebiet der Stadt- und Berufstopographie, sei es im sonst meistens stark hypothetisch dargestellten Bereich der Sozialstruktur oder sei es bei der Charakterisierung der Wirtschaftskonjunkturen, die Lübeck verwoben in gesamteuropäische Zusammenhänge zeigen – Lübeck, bei dem die Strukturen der künstlichen Gründung auch dann noch durchschimmerten, als es zur einflußreichsten Großstadt im mittelalterlichen Nordeuropa herangereift war. Es ist daher nicht nur für die lokale Geschichtsforschung erfreulich, daß gerade Lübeck das

Objekt einer solchen wegweisenden Untersuchung wurde, denn noch keine Stadt des Alten Reiches ist derart umfassend analysiert worden. – Hingewiesen werden sollte auch auf den wegen der methodischen Überlegungen wichtigen Beitrag von Alfred Falk und Rolf Hammel *Möglichkeiten einer interdisziplinären Auswertung der archäologischen und schriftlichen Quellen* (ebd., 301–308). Einzelergebnisse des einschlägigen interdisziplinären Forschungsvorhabens beim Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (1978–1984) stehen hier nicht zur Debatte, hier geht es um grundsätzliche Erkenntnisse, nämlich daß jede der beiden Disziplinen, Archäologie und allgemeine Geschichte, einen großen Bereich hat, auf dem sie nur allein arbeiten kann. Verknüpfungen beider sind nur möglich, je größer die Menge der Informationen ist, die vorgelegt werden kann, und wichtig ist auch der Aussagegehalt der schriftlichen und archäologischen Quellen. Ein einfaches „Nebeneinanderlegen“ der beiderseitigen Ergebnisse führt zu keiner Erkenntnis. So können z.B. Funde aus der Kloake eines Hausgrundstücks nicht einfach den grundbuchlich überlieferten Eigentümern zugewiesen werden. Andererseits geben die schriftlichen Quellen z.B. keine Aussagen zum Handel mit den archäologisch erfaßten Materialgruppen. Die Unvollständigkeit des überlieferten Materials (man warf keine kostbaren und noch irgendwie brauchbaren oder wiederverwendbaren Gegenstände in die Kloake) verhindert noch dazu ein vollständiges Bild der häuslichen Sachkultur. Durch Verfeinerung der Fragestellungen und ihrer Abstimmung aufeinander hat man schon große Schritte zur gegenseitigen Annäherung unternommen. Dennoch sind die sicher prinzipiell und partiell erreichbaren gemeinsamen Aussagen und die erkenntnisfördernden Kontakte nur möglich, wenn die Quellenlage insbesondere auch auf archäologischem Sektor durch gezielte Ausgrabungen im Altstadtbereich noch verbessert werden könnte.

A. G.

Alfred Falk, *Archäologische Funde und Befunde des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Lübeck. Materialvorlage und erste Auswertungsergebnisse der Fundstellen Schüsselbuden 16/Fischstraße 1–3 und Holstenstraße 6* (ebd., 9–84). Vom Grundgedanken interdisziplinärer Forschungsarbeit zwischen allgemeiner Geschichte und Archäologie ausgehend, breitet F. hier erstmals große Mengen Fundmaterials aus zwei Fundstellen repräsentativ aus – erster Ertrag eines einschlägigen Forschungsvorhabens beim Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (1978–1984). Wie der Historiker in einer Edition der Quellen das Handwerkszeug und die Unterlage für die sich später ergebenden thematischen Schlußfolgerungen sieht, so wird hier ein Fundkatalog, z.T. mit Abbildungen, gegeben, der sich allerdings von der in gewissem Sinne noch unreflektierten Darstellung früherer Funde unterscheidet: Die Funde und Befunde aus den mittelalterlichen Brunnen/Kloaken im Schüsselbuden und in der Holstenstraße werden hier unter neuen methodischen Aspekten geprüft: z.B. das Verhältnis zwischen mittelalterlichen und neuzeitlichen Funden wird festgestellt; eine chronologische Gliederung des Füllmaterials wird versucht; die Auswertungen sind computergestützt (Erklärung des Systems der Materialerfassung!). Angeschlossen ist ein kleiner spezieller Bericht über die Lederfunde aus dem 15./16. Jh. von Willy Groenmann-van-Waateringe und Monique Krauwer.

A. G.

Alfred Falk, *Materielle Kultur und soziale Struktur. Erfahrungen und Ergebnisse archäologisch-historischer Arbeiten in Lübeck* (ZVLGA 67, 1987, 9–30). Vf. berichtet über die Forschungsaufgabe, Ergebnisse und Funde der Nachkriegsgrabungen wissenschaftlich zu erschließen und mit schriftlichen Quellen in Beziehung zu setzen. Am Einzelbeispiel der 2500 Funde aus einem Brunnenschacht an zentraler Stelle unterhalb der Marienkirche werden Probleme der Chronologie, der Zuordnung zu einzelnen Hauseigentümern und späterer Störung der Schichten erläutert. Die Funde ergeben in ihrer Gesamtheit zwar einen Überblick über die Haushaltsgegenstände vom 13. bis. 18./19. Jh., lassen aber keine Aussagen über ganz bestimmte Haushalte oder Einzelpersonen mit sozialer Zuordnung zu, weil mit archäologischen Mitteln eine differenzierte Sozialstruktur und eindeutige Eigentümerschaften nicht zu erarbeiten sind. Erkenntnisse über die Sachkultur, Handwerkstechniken oder Handelsbeziehungen ohne personengebundene Ergebnisse sind möglich.

G. Meyer

In *Stadtgründung, Herkunft der Siedler und Berufstopographie der Hansestadt Lübeck im Mittelalter* (in: Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986, hg. von P. Sture Ureland, Tübingen 1987, 21–42) hat Rolf Hammel Ergebnisse seiner Dissertation (s.o.) und anderer vorab veröffentlichter Detailstudien zur topographischen Entwicklung Lübecks zusammengefaßt; er stellt fest, daß die von ihm für das 14. Jh. minutiös erarbeitete sozialräumliche Gliederung der Stadt trotz des beständigen Bevölkerungsaustausches bis ins 19. Jh. erhalten geblieben ist.

V. H.

Wolfgang Erdmann, *Fragen zur Baugeschichte und Wandmalereien der Lübecker Franziskanerkirche St. Katharinen* (ZVLGA 67, 1987, 31–57), weist wegen fehlender schriftlicher Quellen auf die unsichere Datierung für die einzelnen Bauabschnitte der Katharinenkirche hin. Offen bleiben Fragen über die frühere Datierung im Dachwerk des Langhauses (um 1303–07) in Beziehung zu späteren Stiftungen für die Gewölbe im Jahre 1350. Schenkung und Bau der Memorialkapelle des Ratsherrn Crispin im Nebenchor fallen wohl in die Zeit des Streits mit dem Lübecker Bischof Burkhard von Serkem um 1300.

G. Meyer

Adolf Lumpe, *Joachim Jungius und Lübeck* (ZVLGA 67, 1987, 79–89). Joachim Jungius (1587–1657), dessen Name in der Hauptsache wegen seiner dreißigjährigen Tätigkeit am Akademischen Gymnasium mit Hamburg verbunden wird, hatte nach seinen Studien die Beziehungen zu seiner Geburtsstadt Lübeck beibehalten: Mit Mitschülern des Lübecker Katharineums blieb er in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Kontakt, schrieb eine Geschichte der Befestigung Lübecks und entwarf auch ein mathematisches Werk, das „Analytica binomica Lubecensis“ heißen sollte.

G. Meyer

Elisabeth Harder-Gersdorff, *Lübeck und Hamburg im internationalen Handel mit russischem Juchtenleder in der Frühen Neuzeit (1650–1780)* (ZVLGA 67, 1987,

91–146). Der auch auf die städtischen Mittelschichten sich ausdehnende Luxusbedarf im 17. und 18. Jh. führte zu erhöhtem Verbrauch von Gegenständen aus feinem Leder. Dadurch wurden die Produktion und der Handel mit russischem Juchtenleder aus Rinderhäuten so gewaltig gesteigert, daß für den genannten Zeitraum mit etwa 25 Millionen Rindern in den verschiedenen russischen Regionen gerechnet werden muß. Da nach einer Ordnung von 1607 ein Durchfuhrverbot russischer Waren für hansische Kaufleute nicht galt, hatten sich Hamburger Kaufleute an der Juchtenledereinfuhr über Narva nach Lübeck und dem Vertrieb nach Westeuropa und vor allem nach Leipzig in hohem Maße beteiligt. Im Nordischen Krieg fiel Lübeck als Importhafen aus, die Hamburger Kaufleute weiteten den Handel über Archangelsk mit großem Gewinn aus und verkauften das begehrte, wertvolle Produkt (bei kleinem Volumen) in direktem Transport bis nach Malaga, Genua und Venedig. 1710 wurde für 2,5 Million Mk. Juchten über Archangelsk gehandelt. Die großen Mengen lassen auf eine Großproduktion mit Kaufmannskapital in Manufakturbetrieben in Rußland schließen. Der gewinnbringende Handel macht für den Untersuchungszeitraum die Wechselseitigkeit der Warenwege und der Geschäftsinteressen zwischen Lübeck und Hamburg deutlich. G. Meyer

Der Unterrichtsplan von 1810 und die Geschäftsordnung des Schulkollegiums. Zwei Quellen zur Reform des niederen Schulwesens in der Hansestadt Lübeck, mitgeteilt von Claus Hinrich Offen (ZVLGA 67, 1987, 147–166). 1810 hatte der Senat eine neue Behörde aus zwölf Mitgliedern (unter ihnen anfangs je drei Senatoren, Prediger und Bürger) eingesetzt, welche die „Trivial- und Mittelschulen“ einschließlich der Privatschulen beaufsichtigen, verbessern und Unterrichtspläne ausarbeiten sollte. Davor gab es als übergreifende Regelung nur eine seit 1656 bestehende, im 18. Jh. mehrfach überarbeitete Ordnung der Schulmeisterkorporationen. G. Meyer

Bürgermeister Roecks Goldenes Senatsjubiläum im Jahre 1864. Ein Bericht des Hamburger Archivars Otto Beneke. Mitgeteilt von Gerhard Ahrens (ZVLGA 67, 1987, 167–177). Die Aufzeichnungen Benekes aus dem Jahre 1890 geben neben Einzelheiten über den Ablauf eines solchen großen Festes in Lübeck auch Hinweise auf die verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen unter den drei Hansestädten, die ihre Vertreter zu dem seltenen Amtsjubiläum geschickt hatten. G. Meyer

German Foerster, *Dr. Carl Böse und seine Stiftung* (ZVLGA 67, 1987, 179–196). Dr. Carl Böse (1852–1924), Sohn eines Lübecker Senators, hatte als Rechtsanwalt, Notar und Staatsanwalt in Lübeck durch Testamentsverfügung eine Privatstiftung geschaffen, die seit 1926 trotz der Vermögensverluste durch Krieg und Währungsreform auch heute noch mit Stipendien lübeckische Studierende der Jurisprudenz unterstützt. G. Meyer

Holger Boettcher, *Arbeitsbeschaffung und Erwerbslosenfürsorge nach dem Ersten Weltkrieg in Lübeck* (ZVLGA 67, 1987, 197–229). Bereits im Dezember 1918

hatte Lübeck für Arbeitsvermittlung, Arbeitsbeschaffung (Notstandsarbeiten), Erwerbslosenfürsorge und Erwerbsbeschränktenfürsorge ein Arbeitsamt eingerichtet, das bis zum Arbeitslosenversicherungsgesetz von 1927 über dem Durchschnitt des Reiches liegende Erfolge aufwies. G. Meyer

Uwe Müller, *Kücknitz. Ein Stadtteil im Wandel vom Klosterdorf zum Industrie-
revier* (Kleine Hefte zur Stadtgeschichte, hg. vom Archiv der Hansestadt Lübeck, H. 3, Lübeck 1987, 131 S., 50 Abb.). Das dritte Heft der Reihe behandelt nach Schlutup (Heft 1) und St. Gertrud (Heft 2) ebenfalls einen Stadtteil im Norden des ma. Kerns am unteren Travelauf, der für die Handelswege Lübecks besondere Bedeutung hatte. Die chronikartige kommentierte Datenreihung nach einer knappen, nicht immer ganz eindeutigen historischen Übersicht soll in erster Linie das Interesse an der Heimatgeschichte fördern; das 20. Jh. nimmt dabei den größten Raum ein. Die Übersicht ist nach gedruckten Unterlagen zusammengestellt und bietet mit einem „Index“ und einer Literaturübersicht Orientierungshilfen für die Geschichte des St. Johannisklosterdorfes, das durch die großräumigen Industrieansiedlungen mit Werftanlagen und Hochofenwerk einem umfassenden Strukturwandel unterworfen war. G. Meyer

Ein Vortrag von Dieter Hägermann untersucht *Das Barbarossa-Diplom von 1186 und seine Bedeutung für die Entwicklung der Stadt Bremen* (BremJb. 65, 1987, 27–42). Der bisherigen Forschung folgend, kennzeichnet Vf. die Merkmale der „Vollstadt“: Markt, Domburg, Rechtskörperschaft; die Gemeinschaft der „cives“ und einer „civitas“ deutet sich in Bremen seit 1139 an. Das Diplom von 1186 ist im Rahmen staufischer Städtepolitik zu sehen. Der Inhalt bezieht sich im wesentlichen auf das Weichbildrecht mit der Freien Erbleihe. Vf. hält die Benutzung des Bremer Barbarossaprivilegs für das Stade-Diplom von 1209 für wahrscheinlich. Zum Schluß wird die Bezugnahme auf Karl d. Gr., der in jener Zeit allgemein als verklärter Rechtsschöpfer galt, als zeittypischer Topos bewertet. H. Schw.

Einem bisher wenig beachteten Thema der bremischen Stadtgeschichte wendet sich Bernd Ulrich Hucker zu, wenn er fragt, wie weit *Friedrich Barbarossa als Empfänger von Zahlungen Bremer Bürger* zu gelten hat (BremJb. 65, 1987, 125–139). Die Frage wird in einen weltgeschichtlichen Rahmen eingebettet; zum eigentlichen Thema läßt sich nur wenig sagen. Keine Frage: Die Bremer Bürger zahlten für das Gelnhauser Privileg von 1186 und sicher auch für die Unterstützung des Kaisers gegen Geldforderungen des Erzbischofs 1187/88. Ausgangspunkt der weitgesteckten Untersuchungen des Vfs. ist aber die kurze Erwähnung Bremens in Briefabschriften des 18. Jhs. Alles andere ist Vermutung, hat z.T. auch nichts mit dem eigentlichen Thema zu tun. Wenn es im genannten Text heißt, daß Geldsummen aus Ankona wie aus anderen Orten (locis) wie Metz, Bremen und dem Grafen von Hennegau nicht eingetroffen seien, bedeutet das ja nicht unbedingt, daß die „Städte“ Ankona, Metz und Bremen zu solchen Zahlungen verpflichtet waren, sondern daß Gelder an diesen Orten (Bischofssitzen!) gesammelt wurden und von dort als Kreuzzugsunterstützung an den Kaiser abgehen sollten. H. Schw.

Herbert Schwarzwälder, *Bremen in der Publizistik der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1615–1642)* (BremJb. 65, 1987, 43–105), hat die Publizistik der genannten Jahre (einschließlich der Frankfurter Meßrelationen und des *Theatrum Europaeum*, auf die Vf. ausführlicher eingeht), „auf ihre Bedeutung für die Erforschung der bremischen Geschichte jener Zeit“ (43) untersucht. Eine eigene Zeitung gab es in Bremen erst seit 1694, aber es gab in Bremen Korrespondenten auswärtiger Zeitungen, die nicht nur die hier hauptsächlich aus Westfalen und den Niederlanden zusammenlaufenden Nachrichten weiterleiteten, sondern auch über Bremer Ereignisse berichteten, wobei Krieg und Diplomatie, bekannte Persönlichkeiten und außergewöhnliche Ereignisse im Mittelpunkt des Interesses standen. Die Korrespondenten sind namentlich nicht bekannt, vermutlich im Kreise der Postmeister zu suchen. Vf. geht auf die Technik, die Dauer und die Unsicherheiten der Nachrichtenübermittlung ein, die anhand sehr „sprechender“ Quellenzeugnisse eindrucksvoll dargestellt werden. Der Aufsatz enthält eine thematisch geordnete Zusammenstellung publizistischer Nachrichten aus Hamburger, Frankfurter, Stuttgarter und Münchner Zeitungen sowie aus den gen. Frankfurter Meßrelationen resp. dem *Theatrum Europaeum* zur bremischen Geschichte in der Zeit des 30jähr. Krieges. Vf. macht damit auf eine Quellengattung aufmerksam, die im Hinblick auf die Bremer Geschichte bisher noch nicht ausgewertet worden ist. V. H.

Das Werk *Hamburg, Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner*, erhielt mit dem von Werner Jochmann hg. Bd. 2 *Vom Kaiserreich bis zur Gegenwart* seinen Abschluß (Hamburg 1986, Hoffmann und Campe, 485 S., 48 Abb.; zum Bd. 1 vgl. HGBll. 101, 1983, 210f.). Der Inhalt umfaßt die Zeit von der Reichsgründung bis in die jüngste Vergangenheit, also eine recht komplexe und turbulente Periode. Der relativ geringe Umfang des Bandes gestattete nur wenig biographisches und anekdotisches Detail sowie keine komplizierten Erörterungen über wissenschaftliche Fragestellungen, sondern erzwang eine auf das Wesentliche begrenzte Übersicht, die nun allerdings durchweg von guter Qualität ist. Es blieb dabei freilich nicht aus, daß hier und da zu Pauschalurteilen gegriffen und daß der kulturelle Bereich vernachlässigt bzw. vor allem unter politischen Gesichtspunkten betrachtet wurde. Die drei Beiträge von Werner Jochmann über die *Handelsmetropole des Deutschen Reiches*, von Ursula Büttner über das Thema *Der Stadtstaat als demokratische Republik* und von Werner Johe über die Zeit *Im Dritten Reich 1933–1945* beruhen auf soliden Vorarbeiten, während der Überblick von Arnold Sywottek über *Hamburg seit 1945* zwar die Grundzüge der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung bringt, auch hier und da einige Konflikte andeutet, jedoch nur eine vorläufige Darstellung sein kann, da er selten gründliche Untersuchungen über Einzelprobleme verwerten konnte. Wiederum sind die Bilder aus technischen Gründen gebündelt und stehen daher nicht bei den zugehörigen Textstellen. Die Literaturübersicht befindet sich nun zwar am Schluß des Bandes, ist aber ungegliedert, alphabetisch geordnet in fortlaufendem Satz gedruckt und dadurch sehr unübersichtlich. Im Register finden sich Personen- und Ortsnamen vollständig, während die Auswahl der „Sachen“ willkürlich erscheint. Die Hoffnung, daß die Darstellung der neueren Geschichte Hamburgs nicht – wie in anderen Städten – in den parteipolitischen Filz hineingezogen werden möge, ist in Erfüllung gegangen. H. Schw.

Einen weiten verfassungsgeschichtlichen Rahmen schlägt Maike Hanf in ihrer Untersuchung über *Hamburgs Weg in die praktische Unabhängigkeit vom schauenburgischen Landesherrn* (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, Bd. 31, 1987, 253 S. 18 S. Anlagen, 6 Tfn.). Die Darstellung beginnt zu den Anfängen Hamburgs und der Gründung der Hamburger Neustadt 1188 mit eingehender Urkunden-Interpretation. Es geht dabei vor allem um die Rechtsform der Freien Erbleihe und das Lokatorenproblem, wobei Vf.in sich weitgehend an Schepers Auffassung anlehnt. Sie nimmt einen älteren Markt an, der 1188 von einem kaufmännischen Gilde-Konsortium erweitert wurde. Rörigs Theorie vom Unternehmergründungs-Konsortium wird hier wiederbelebt, freilich in eingeschränkter Form, da auch die entscheidende Rolle Graf Adolfs III. von Schauenburg hervorgehoben wird, die ja dann zum langandauernden landesherrlichen Anspruch führte. In diesem Zusammenhang hat die Reihe der – teilweise interpolierten – Freibriefe seit 1189 eine große Bedeutung. Dabei geht Vf. in von der Echtheit des Barbarossaprivilegs von 1189 aus. Es folgt dann die Darstellung der komplizierten politischen Entwicklung in Holstein, von der die Stadt profitierte. Sie ermöglichte u.a. die Vereinigung der bischöflichen Altstadt und der schauenburgischen Neustadt um 1215/16. Die Privilegien gingen nicht immer „nach der Regel“ – eine Tatsache, die die Beurteilung der Rechtsbestimmungen (echt oder unecht?) erschwert, wobei die Argumentation oft parallel, bisweilen auch kontrovers zu Heinrich Reinckes Auffassung verläuft. Übrigens hätten sich zur Entwicklung der ersten Jahrzehnte des 13. Jhs. Vergleiche mit Bremen und nicht nur mit Lübeck angeboten. Letzten Endes geht es wohl darum, daß ein bürgerliches Gremium lange bestanden haben mag, bevor es als „Rat“ im engeren Sinne bezeichnet werden kann. Die Argumentation für die eine oder andere Ansicht bleibt auf Vermutungen angewiesen. Vf.in meint einige Indizien für die Entstehung des Rates im Jahre 1201, spätestens aber 1216 gefunden zu haben. Sicher ist dann der Aufstieg der Stadt als Selbstverwaltungseinheit nach der Schlacht von Bornhöved auch im Zusammenhang mit dynastischen und anderen Konflikten in Holstein, wobei auch die Entwicklung der wirtschaftlichen Bedeutung der Stadt eine gewichtige Rolle spielte. Die Entwicklung wird bis ins 15. Jh. verfolgt. – Die Arbeit ist sehr stoffreich und wird durch den in der Argumentation unvermeidlichen Wechsel zwischen politischer, wirtschaftlicher und innerstädtischer Entwicklung hier und da etwas unübersichtlich. Das Thema ist zudem sehr weit gesteckt: sowohl die gesamte Verfassungsgeschichte der Stadt als auch die politische Geschichte Holsteins werden durch Jahrhunderte behandelt. Die Anhänge enthalten Listen Hamburger Bürger mit ehemals stadtherrlichen Einkünften und Ländereien sowie der Ratsherren von 1225 bis 1300, auch mehrere schematisierte Karten zur hamburgischen Territorialpolitik. H. Schw.

Frank-Michael Wiegand bietet mit seiner Dissertation über *Die Notablen Untersuchungen zur Geschichte des Wahlrechts und der gewählten Bürgerschaft in Hamburg 1859–1919* (Verein für Hamburgische Geschichte 1987, 252 S.). Im Mittelpunkt stehen jene 60 von 192 Bürgerschaftsmitglieder, die als Vertreter der Gerichte, Deputationen und Kollegien gewählt wurden und zu einem großen Teil später in den Senat eintraten. Die besondere Rolle von Korporationssprechern in der Bürgerschaft, in Deputationen und Kommissionen hatte eine lange Tradition, die nur in der Franzosenzeit 1810/13 und in der Revolution 1848/50 unterbrochen

worden war. Die Verfassung von 1859 brachte nach langen Diskussionen einen Kompromiß, nach dem ein Teil der Bürgerschaft von allen Bürgern und von vermögenden Grundeigentümern gewählt wurde, ein Teil aber aus „Notabeln“ bestand. Vf. untersucht deren Personenkreis, die Wählbarkeit, das Wahlverfahren, den Einfluß von Parteien, der Handelskammer, des Senats usw. in bestimmten chronologischen Abschnitten: zunächst in der Diskussionsphase 1850/59, dann in der Zeit der Wahlen in einzelnen Gremien und schließlich in der Periode der Wahlen durch einen vereinheitlichten Wahlkörper. Vf. versteht es, einen durch Tradition und durch ein Geflecht politischer und wirtschaftlicher Interessen äußerst komplexen Bereich des öffentlichen Lebens übersichtlich darzustellen. Ein Anhang enthält das Quellen- und Literaturverzeichnis, mehrere Übersichten, eine Liste der Notabelnabgeordneten und schließlich ein Personenregister. Die Arbeit ist als „Baustein“ für eine wissenschaftliche Gesamtgeschichte der Hamburger Bürgerschaft gedacht.

H. Schw.

MITTEL- UND OSTDEUTSCHLAND. Von Christian Lübkes *Regesten zur Geschichte der Slaven an Elbe und Oder (vom Jahr 900 an)* ist Teil IV: *Regesten 1013–1057*, erschienen (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, Bd. 152, Berlin 1987, in Kommission bei Duncker & Humblot, 303 S.; vgl. HGBll. 105, 1987, 165 f.). In der Anlage des Werkes, das die Nachrichten über die Slawen zwischen Elbe/Saale und Oder, Ostsee und Erzgebirge und deren Beziehungen zu den Nachbarn von 900 bis ins 12. Jh. erfassen soll, hat sich gegenüber den Teilen II und III nichts geändert. Das in Teil I gebotene Literaturverzeichnis ist hier noch einmal ergänzt worden (8–12). Im übrigen sind in knapp 300 Regesten (Nr. 465a–747) die Ereignisse der Jahre 1013–1057 und die Verhältnisse im Bereich der Elb- und Ostseeslawen in dieser Zeit festgehalten. Besondere Bedeutung besaßen die Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Polen (Lausitzen!) und der wechselnde Kampf zwischen Abodriten, Lutizen, Sachsen und Dänen im nördlichen Bereich. Die Quellen, auf die sich die Regesten beziehen, sind unterschiedlich: Urkunden, aber auch Annalen und Chroniken, was die Bearbeitung gewiß schwierig gestaltet hat. Die einschlägige Literatur ist zahlreich und oft kontrovers; ihr Nachweis ist ausgeglichen. – So schnell, wie die ersten vier Teile hintereinander erschienen sind, kann das nützliche Werk leider nicht weitergeführt werden, da die DFG-Förderung nunmehr wegfällt, wie einer Vorbemerkung zu entnehmen ist. Aus diesem Grunde ist geplant, zunächst ein Namenregister für die erschienenen Regesten zu erstellen, um die vorliegenden Teile besser nutzbar zu machen. Dies ist zu begrüßen, aber es ist auch zu wünschen, daß die Fortsetzung der Regesten in absehbarer Zeit erfolgen kann.

H. W.

Der Kiever Historiker N. G. Podaljak untersucht auf anerkanntenswert breiter Quellengrundlage *Die Hansestädte im Kampf gegen die Herzöge von Mecklenburg in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (Ganzejskie goroda v boľbe protiv mecklenburgskich gercogov vo vtoroj polovine XV v. In: *Ežegodnik germanskoj istorii* 1984, Moskau 1986, 65–79). Dabei wird dargelegt, daß die landesfürstlichen Ansprüche durch die Zunahme von Konflikten zwischen den Städten in der Zeit des

Niedergangs der Hanse stimuliert worden seien; für das aktivere Vorgehen der Landesfürsten gab es aber sicher noch weitere Gründe. Im übrigen werden die Konflikte Wismars und weiterer Städte mit den Herzögen Heinrich IV. und Magnus II. klar und überzeugend behandelt, wobei auch antifürstlichen Städtebünden durchaus Wirksamkeit zuerkannt wird. – Inhaltlich unmittelbar anschließend, behandelt V. L. Ratniece aus Leningrad *Die Hauptrichtungen des Kampfes der Hansestädte Mecklenburgs mit den Fürsten im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts (aufgrund des Materials der Hanserezepte)* (Osnovnye napravlenija boľby ganzejskich gorodov Meklenburga s knjaźjami v pervoj treći XVI v. [po materialam ganzejskich recesov]). In: Vestnik Leningradskogo universiteta. Serija 2, 1987, vyp. 1, 82–85). Unter Bezugnahme auf Hans Sauer wird vor Augen geführt, in welcher Weise bei den erbitterten, die Städte zu Konzessionen zwingenden Auseinandersetzungen dieser Zeit Verhandlungen, Zahlungen, Ausübung wirtschaftlichen Drucks, Eingehen von Bündnissen und Waffenanwendung als städtische Kampfmittel dienten. N. A.

Günter Pinzke bietet Angaben *Zur Geschichte des Berg- und Salinenwesens in Mecklenburg und ihrer Initiatoren* (WissZsRostock, Gesellschaftswiss. Reihe, 35, 1986, H. 2, 78–80); er beschränkt sich auf das Gebiet der heutigen Kreise Ludwigslust und Hagenow im Südwesten Mecklenburgs. Besonderes Augenmerk richtet er auf die Saline Conow im heutigen Kr. Ludwigslust, die 1307 erstmalig erwähnt wird, 1546 wahrscheinlich einging, 1652 wieder eingerichtet und 1746 endgültig stillgelegt wurde. Im 19./20. Jh. wurden in dieser Region Alaun, Braunkohle, Gips, Steinsalz, Kali- und Magnesiumsalze abgebaut. Der auf Akten des Staatsarchivs Schwerin gestützte Beitrag erwähnt nicht die Untersuchung von Winfried Schich über die Salzgewinnung in Mecklenburg und Vorpommern in der slawisch-deutschen Übergangsperiode (vgl. HGbl. 101, 1983, 213). H. W.

Sabine Pettko untersucht *Das Gutachten des Urbanus Rhegius für den Rostocker Rat vom 8. November 1531* (Jb. der Gesellschaft für niedersächs. Kirchengeschichte 84, 1986, 93–103), das neben Stellungnahmen von Luther, Melanchthon und Bugenhagen entstand. Es ging um die Schlichtung eines Streits der Rostocker Prediger über die Rolle der niederdeutschen Sprache im Gottesdienst und um die Absolution vor dem Abendmahl. Der Text des recht umfassenden Gutachtens von Urbanus Rhegius, der damals Superintendent des Fürstentums Lüneburg war, wird hier zum erstenmal abgedruckt. Im Mittelpunkt stehen die Beichte und die Zeremonienfrage. Durchschlagende Wirkung hatte keines der Gutachten. H. Schw.

Rudolf Benl, *Die Gestaltung der Bodenrechtsverhältnisse in Pommern vom 12. bis zum 14. Jahrhundert* (Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 93, Köln-Wien 1986, Böhlau, XVI, 484 S.). – Diese Erlangen-Nürnberger philosophische Dissertation leistet einen wichtigen Beitrag zur Siedlungsgeschichte Pommerns unter dem Gesichtspunkt der rechtlichen Grundlagen des Besitzes an Grund und Boden. Grundlage der Arbeit ist eine eingehende Analyse des Urkundenbestandes und der darin im Bereich des Bodenrechts verwendeten Termini. Die zeitliche Eingrenzung ist durch die bisherige Erfassung der pommerschen Urkunden durch das Pommersche

Urkundenbuch gegeben: von der Mitte des 12. Jhs. bis 1335. Der untersuchte Raum entspricht dem Herrschaftsgebiet der pommerschen Greifenherzöge „in seinen wechselnden Grenzen“ und dem Gebiet der Bischöfe von Kammin, ohne die Länder Schlawe/Stolp und ohne das Fürstentum Rügen, die erst 1316/1317 bzw. 1325 an die Greifen fielen; aber für Vergleiche werden auch die Nachbargebiete herangezogen. Das klar gegliederte Werk zerfällt in zwei große Hauptteile: in die „Zeit des ‚slawischen‘ Rechts“ (9–142) und die „Zeit des deutschen Rechts“ (143–418). Die Untersuchung der slawischen Zeit ist angesichts des geringen überlieferten Schriftgutes aus älterer Zeit schwierig; man muß jüngere Nachrichten mit verwenden, aber Fälle, die schon deutschen Rechtseinfluß aufweisen, ausscheiden. B. geht sehr vorsichtig vor und berücksichtigt auch die Tatsache, daß das Untersuchungsgebiet aus pomoranischem und lutizischem Siedlungsraum (westlich der Oder) bestand – in den letzteren sind die Pommernherzöge erst im 12. Jh. eingedrungen. Zwei Fragen stellt B. an das Urkundenmaterial, um die slawische Periode zu kennzeichnen: die nach dem Besitz slawischer Großer an Dörfern und die nach dem sogenannten fürstlichen Obereigentum. Beide Fragen werden positiv beantwortet: es gab durchaus slawische Dorfbesitzer – sowohl im lutizischen als auch im pomoranischen Siedlungsraum –, die ihren Besitz auch vererbten; also war Grundbesitz eine feste Einrichtung. Und bei jeder Besitzübertragung war der Herzog eingeschaltet, was sein Obereigentum belegen soll; aus dieser Situation heraus war auch der Übergang zum deutschen Lehnrecht ohne weiteres möglich. Im deutschrechtlichen Teil nimmt die Analyse des Begriffs „*proprietas*“ großen Raum ein; es ist der am häufigsten verwendete Begriff zur Kennzeichnung von freiem Eigen, die übrigen einschlägigen Begriffe (*allodium*, *dominium*, *fundus*, *hereditas*, *patrimonium*, *possessio*, *predium*) treten demgegenüber weit zurück. Anhand vieler Belege – auch aus für Städte ausgestellten Urkunden – beleuchtet B. die Verwendung des Begriffs, seine Stellung zu anderen Begriffen, die Art seiner Benutzung in Wendungen und Formeln (in Pommern und anderswo), die Gegenstände des Eigentumsrechts, die es bezeichnet, die Träger des Eigentumsrechts, die zeitliche Eingrenzung der Verwendung von „*proprietas*“ und die mit „*proprietas*“ verbundenen Befugnisse. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Zu den Trägern des Eigentumsrechts sei das Ergebnis hervorgehoben, daß nur korporative Einrichtungen – kirchliche Korporationen, geistliche Stiftungen und Städte – die (vom landesherrlichen Eigentumsrecht abgeleitete) „*proprietas*“ an ihrem Liegenschaftsbesitz besitzen konnten, wohingegen natürliche Personen „alle irgendwelchen Leihverhältnissen unterworfen“ waren, „sei es, daß es sich dabei um lehnrechtliche Beziehungen oder um Formen der städtischen Grundleihe oder der bäuerlichen Erbzinsleihe gehandelt hat“ (349). Bezüglich der Städte sagt B., daß ein Zusammenhang zwischen Grundzinsablösung und Eigentumsrecht in Pommern nicht feststellbar sei, im Gegenteil, auch zinspflichtige Städte hätten ihr Areal zu eigen besessen, wohl seit ihrer Gründung; dasselbe glaubt B. auch für die brandenburgischen Städte feststellen zu können. Hier wie auch an anderen Stellen (z.B. in der Frage des sogenannten slawischen Eigenkirchenrechts zu Aussagen von Heinrich Felix Schmid) widerspricht B. bisherigen Meinungen. Zum Schluß stellt er angesichts der entscheidenden Rolle des Herzogs von Pommern in bezug auf den Besitz von Grund und Boden die Frage, ob die deutsche Besiedlung des Landes planmäßig von den Landesherrn geleitet worden oder als ein sich „gemäß eigengesetzlichen Bewegungen entwickelnder Vorgang“ zu betrachten sei (425 f.). Zumindest für Barnim I.

(†1278) stellt B. fest, daß er in Kenntnis der vorangegangenen Beispiele Mecklenburg und Brandenburg und aus der Erfahrung seiner langen Regierungszeit abgesehen haben mußte, daß die deutsche Einwanderung eine ethnische Umgestaltung des Landes nach sich ziehen könnte; er werde nicht unbedacht eine Entwicklung in Gang gesetzt haben, die ihm bald über den Kopf gewachsen wäre (426 f.). Diese Aussage will doch wohl heißen, daß Barnim sich über die Folgen bewußt gewesen sei. Dieses bemerkenswerte Buch mußte weitere Arbeiten anregen. *H. W.*

Kazimierz Ślaski stellt *Slawische Lehnseidformeln aus Pommern vom Anfang des 17. Jahrhunderts* vor (Słowiańskie rotę przysięg lennych z Pomorza Zachodniego z początków XVII wieku, in: ZapHist. LII, 1987, 4, 219–228). Neben häufigeren religiösen Texten gehören diese Eidesformeln zu den wenigen slawischen Schriftzeugnissen aus Pommern. Die drei im Anhang abgedruckten slawischen Texte aus dem Staatsarchiv Stettin stammen aus den Jahren 1601 (?), 1606 und 1610; sie waren Beilagen zu Erbhuldigungsprotokollen, und zwar wurden sie im ersten Fall bei Huldigungen der Stände der Länder Schlawe, Stolp, Lauenburg und Bütow verwendet, die beiden anderen Texte beziehen sich allein auf das Land Bütow. Diese slawischen Texte wurden also im östlichen Hinterpommern benötigt, wo die kaschubische Sprache bekanntlich sich noch lange halten konnte. Es handelt sich nach Ś. nicht um originale slawische Texte, sondern um Übersetzungen deutscher Eidesformeln. Dem dritten Dokument ist in deutscher Sprache vorangesetzt: „Die Freyen, Landt Schultheisen und Krügere, weil dieselben die deutsche Sprach allerding nicht verstanden, so ist ihnen nachfolgender Huldigungs-Aydt in wendischer Sprach fürgestabet, welchen sie auch sambt und sonderlichen mit aufgehobenen Fingern geschworen.“ Die Texte werden auch das Interesse der Sprachforscher finden; Ś. beschränkt sich auf eine kurze Beschreibung der Schrift. *H. W.*

Hermann Hinz, *Slawische Burgwallinsel im Persanzig-See. Zum Problem der sogenannten Pfahlbauten aus den Grabungen von F.W. Kasiski* (BaltStud. NF 73, 1987, 1–17, 6 Abb.), beschäftigt sich mit Kasiskis Deutung der Funde im abgelassenen Persanzig-See nordwestlich von Neustettin in Pommern von 1869, weil seine Meinung, es handelte sich um eine Pfahlbausiedlung der Hallstattzeit, noch kürzlich übernommen worden ist. H. kann überzeugend darstellen, daß hier Reste von Kastenbauten einer slawischen Wallbefestigung vorliegen. *H. W.*

Hans Georg Thümmel, *Gellenkirche und Kirche vor dem Klostertor. Zur Geschichte der Pfarrkirchen auf Hiddensee* (BaltStud. NF 73, 1987, 20–37, 6 Abb.), behandelt zunächst die Fundamentreste der Kirche auf dem Gellen, der Südspitze der Insel Hiddensee, die nach der Einrichtung des Zisterzienserklosters in Kloster auf Hiddensee (1296) der Inselbevölkerung als Pfarrkirche diente (1302 belegt). Diese Funktion übernahm 1332 eine Kapelle vor dem Klostertor; die Kirche auf dem Gellen behielt die geistliche Betreuung der vorbeikommenden Seeleute und Reisenden, wie eine Urkunde von 1396 (im Anhang abgedruckt) ausdrücklich besagt. Nun hatte der Abt des Klosters schon 1306 mit dem Rat von Stralsund eine Abmachung über die Errichtung eines Leuchtturms auf dem Gellen (an dem die Stralsund

anlaufenden Schiffe vorbeikamen) getroffen, dessen Wartung das Kloster übernehmen sollte. Th. hat eine neue Rekonstruktion des Grundrisses der Gellenkirche geliefert: eine Saalkirche mit 5/8-Schluß im Osten, angebauter Sakristei im Norden und an der Südwestecke – an ungewöhnlicher Stelle – einem Turm, den er mit dem Leuchtturm identifiziert. Über die Zeit des Bestehens von Kapelle und Leuchtturm wird nichts gesagt. Im zweiten Teil geht Th. auf die Kirche vor dem Klosters tor ein, deren heutiger Bau zumindest im wesentlichen aus dem späten 18. Jh. stammt.

H. W.

Ursula Scheil macht Ausführungen *Über die Herren de Ruya und ihr Verhältnis zum rügischen Fürstenhause sowie über andere Adelsfamilien in Rügen und Pommern als Anmerkungen und Ergänzungen zu Joachim v. Roy, Zur Genealogie der einheimischen Herren von Rügen (de Ruya)* (BaltStud. NF 73, 1987, 38–54). Die z.T. bis ins 12. Jh. zurückverfolgten Verbindungen haben oft viel Hypothetisches an sich; das gilt auch für die Beteiligung rügischer Adliger an der Ostsiedlung in Schlesien (43 f.). Eingegangen wird auch auf die Familien Segebode, Slaweke und Lode. H. W.

Karl-Otto Konow, *Herzog Bogislaw X. von Pommern und Landgraf Wilhelm I. von Hessen. Zur Bedeutung des sogenannten Wallfahrts-Schillings aus dem Jahre 1492* (BaltStud. NF 73, 1987, 55–64, 2 Abb.), macht den Versuch einer neuen Deutung der Tatsache, daß 1492 ein besonderer pommerscher Schilling geprägt worden ist (überliefert in einem Exemplar!), der im Münzbild mit den anderen dieser Jahre übereinstimmt, auf der Rückseite aber eine Umschrift trägt, die als „Landgraf Wilhelm senior 1492“ gelesen wird. Da es keine andere Gemeinsamkeit zwischen Bogislaw X. von Pommern und Landgraf Wilhelm I. von Hessen gegeben hat, hat man diesen Sonderschilling mit der Pilgerreise beider Fürsten ins Heilige Land in Zusammenhang gebracht, was aber nicht befriedigt, zumal Bogislaw erst 1497/98 die Reise machte (Wilhelm 1492). K. versucht eine Erklärung auf Grund der politischen Verhältnisse der Zeit: Pommern war im Streit mit Brandenburg wegen der Lehnfrage; es war bereit, das Anfallsrecht der Brandenburger beim Aussterben des pommerschen Herzogshauses anzuerkennen, wenn Brandenburg auf Lehnsempfang und Erbhuldigung verzichtete. Nach harten Verhandlungen nahm Brandenburg im März 1493 diesen Kompromiß überraschend an. Hatte Bogislaw ein Bündnis mit Wilhelm von Hessen geschlossen und mit diesem als möglichem Erben des Landes Pommern auf Brandenburg Druck ausgeübt, und war das Bündnis Anlaß für die Ausgabe des Sonderschillings? Ohne schriftliche Nachweise für ein solches Abkommen ist diese These nur eine schwache Stütze für eine Erklärung der Prägung.

H. W.

Benno von Knobelsdorff-Brenkenhoff, *Neustettin und die Ablassungsarbeiten an Vilm- und Streitzig-See im 18. Jahrhundert* (BaltStud. NF 73, 1987, 65–87, 7 Abb.), skizziert die von Hochwasser gefährdete Lage Neustettins zwischen Streitzig- und Vilm-See im südöstlichen Pommern und die im 18. Jh., vor allem 1780/81 auf Veranlassung Friedrichs des Großen, durchgeführten Wasserbauarbeiten und Meliorationen in dieser Gegend.

H. W.

Rechtzeitig zum 75. Geburtstag des Autors sind in der von Johannes Hoffmann herausgegebenen Reihe „Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund“ (Reihe A, Nr. 49) von Kazimierz Słaski *Beiträge zur Geschichte Pommerns und Pommerellens* erschienen – herausgegeben von Hans Georg Kirchhoff und mit einem Geleitwort von Klaus Zernack versehen (Dortmund 1987, Forschungsstelle Ostmitteleuropa, X, 141 S., 3 Faltktn.). Der Posener Mediävist ist durch seine Arbeiten über den Ostseeraum (slawisch-skandinavische Kontakte) und über Pommern/Pommerellen auch den deutschen Lesern bekannt geworden, zumal eine Reihe von ihnen in deutscher Sprache erschienen ist (u.a. in den HGBll.). Viele wichtige Beiträge sind aber dem des Polnischen Unkundigen verschlossen geblieben. So ist es sehr zu begrüßen, daß nunmehr sieben Aufsätze S.s zur Geschichte Pommerns und Pommerellens in deutscher Sprache zu einem Sammelband zusammengefaßt worden sind. In vier Fällen handelt es sich um Übersetzungen älterer Arbeiten aus dem Polnischen (durch Armin Th. Dross), wobei aber der neueste Forschungsstand berücksichtigt worden ist, in zwei Fällen (Agrarverhältnisse und Volkstumswandel) liegen deutsche Resümees größerer Arbeiten vor, ein Beitrag (Landhandelsstraßen) erscheint in neuer Fassung. *Die Teilnahme Pommerellens am Fernhandel vom 7. bis zum 11. Jahrhundert* (1–26) ist für die frühen Jahrhunderte nur schwer durch Bodenfunde zu belegen. Pommerellen scheint erst im 10. Jh. eine Bedeutung gewonnen zu haben, nicht zuletzt in der Vermittlung des Handelsverkehrs vom aufkommenden piastischen Polen in den Ostseeraum. S. prüft die Kontakte des Landes auf dem Hintergrund größerer Zusammenhänge. Um 970/980 wird die Burg Danzig entstanden sein, nach S.s Meinung eine Gründung des polnischen Herzogs Mieszko I., um die sich eine bedeutende Handels- und Handwerkersiedlung bildete, die das ältere Truso bei Elbing ablöste und auch die Handelsplätze in der Odermündung an Bedeutung übertraf. Mitte des 11. Jhs. ist hier wie im ganzen Ostseeraum ein Niedergang des Fernhandels festzustellen. – In dem Beitrag über *Die Herrschaft Boleslaw Schiefmunds über Pommern* (27–35) vergleicht S. das Verhältnis zwischen Polen und Pommern mit dem zwischen Franken und Sachsen, um zu zeigen, daß eine Vereinigung Pommerns mit Polen möglich gewesen wäre, zumal der Unterschied zwischen Franken und Sachsen nach seiner Meinung größer gewesen sein soll als zwischen Polen und Pomoranen. Er stellt aber auch fest, daß in jüngster Zeit polnische Forscher Besonderheiten der Pomoranen gegenüber den Polen hervorgehoben haben, während sie früher diese generell als polnischen Stamm betrachtet haben. Jedenfalls widerstanden die Pomoranen polnischen Versuchen, sie in ihren Staat einzugliedern. Boleslaw Schiefmund erreichte nach einem Sieg über die Pomoranen 1121/22 nur deren Anerkennung der polnischen Oberhoheit. S. schildert die Missionszüge in Pommern, das Eingreifen des Reiches unter Lothar III., das Bündnis Polens mit Dänemark und die Änderung der politischen Konstellation im pommerschen Raum. – Der Beitrag über *die Agrarverhältnisse in Pommern am Beginn der deutschrechtlichen Kolonisation im Lichte neuester Forschungen* (36–60) will vor allem die gesicherten Ergebnisse der jüngeren Forschung für die Zeit der zweiten Hälfte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jhs. behandeln. Sie faßt er zu einem klaren Überblick der Siedlungsräume, der Siedlungstypen, der Flurformen, der Agrartechnik und -produktion, der Sozialstruktur und der Verfassung zusammen. S. weist darauf hin, daß manche Agrarreformen schon vor der deutschen Bauerneinwanderung durchgeführt wurden; er

meint, man könne sogar von einem „pomoranischen Siedlerrecht“ sprechen, zu dem u.a. Freizügigkeit, begrenztes Besitzrecht und Grundrente gehörten. – Auch die folgenden Aufsätze gelten der slawischen Spät- und deutschen Frühzeit Pommerns. In *Die Entstehung Köslins im Hinblick auf die Besiedlung im Frühmittelalter* (61–73, 1 Kte.) wird mit Hilfe geographischer, archäologischer, namenkundlicher und historischer Argumente recht überzeugend dargetan, daß die Gegend von Köslin, umrahmt von Wäldern und Sümpfen, in der Zeit vom 9. bis zum 12. Jh. ziemlich dicht besiedelt war. Burgwälle und Dörfer sind nachweisbar. Freilich bleibt manches hypothetisch, nicht nur die Lage der Burg von Köslin, sondern man muß auch beispielsweise in Betracht ziehen, daß manche Siedlungsnamen slawischer Herkunft aus Flurnamen entstanden sind und nicht unbedingt eine slawische Vorsiedlung voraussetzten. S. ist auch vorsichtig in den Schlußfolgerungen. Daß hier eine slawische Siedlungskammer vorliegt, steht aber außer Zweifel. – *Die Landstraßen Pommerns und Pommerellens vom 11. bis zum 13. Jahrhundert* (74–93, 1 Kte.) sind – im Gegensatz zu den noch älteren und den jüngeren – ungenügend untersucht, so daß S.s Beitrag eine Forschungslücke schließt. Es stellt sich allerdings heraus, daß man ohne Heranziehung jüngerer Quellen nicht auskommt und daß die Straßen des 11.–13. Jhs. meist mit den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Straßen identisch waren. S. arbeitet gut die Unterschiede heraus und belegt sie. – Einen weiteren Bogen über Jahrhunderte spannt der Beitrag über *Volkstumswandel in Pommern vom 12. bis zum 20. Jahrhundert* (94–109, 1 Kte.). S. skizziert die in den Städten stärker als auf dem Land sich auswirkende deutsche Einwanderung und die Ausbreitung deutscher Sprache, Verfassung und Kultur, die Eindeutschung oder Auswanderung des pomoranischen Adels, den längeren Bestand des Slawischen in den Ländern Schlawe und Stolp im östlichen Teil Hinterpommerns, wo in der Reformationszeit mangels Existenz einer pomoranischen Schriftsprache durch Kirche und Schule polnischer Einfluß zum Tragen kam. Die Karte „Das Kassubische Sprachgebiet in Pommern 17. Jh. – 1939“ zeigt in Jahreszahlen an, wann am jeweiligen Ort der Gottesdienst in „polnischer“ Sprache abgeschafft wurde, wodurch die allmähliche Einengung des kaschubischen Sprachgebietes sichtbar wird, zuletzt noch vorhanden im Gebiet von Lauenburg und Bütow. S. stellt den Vorgang der Germanisierung Pommerns differenziert dar. – Der letzte Beitrag ist *Die Geschichte von Schlochau bis 1945* (110–120), der ehemaligen west-preussischen Kreisstadt, die 1312, als Pommerellen bereits im Besitz des Deutschen Ordens war, erstmalig erwähnt wurde, 1320–1367 eine Deutschordensburg und 1348 Stadtrechte erhielt. Mit dem Königlichen Preußen gehörte Schlochau lange zu Polen, 1772 wurde es preussisch und blieb auch 1920 bei Deutschland (Grenzmark Posen-Westpreußen). S. bietet einen guten Überblick der Stadtgeschichte. – Die drei Karten des Bandes enthalten nur deutsche Ortsnamen; dafür sind deutsch-polnische Ortsnamenkonkordanzen beigefügt (121–129). Im Text steht hinter dem deutschen Name der polnische in Klammern (S. 96: „Drawehn [Drawień], Kr. Neustettin“? Drawehn lag im Kr. Köslin, oder es ist eher [Alt- und Neu-] Draheim = [Stare und Nowe] Drawsko im Kr. Neustettin gemeint). Den inhaltsreichen, empfehlenswerten Band beschließen ein Verzeichnis wichtiger Arbeiten von Kazimierz Slaski, das 84 Positionen umfaßt (131–137), Angaben über den Lebensweg des Verfassers und ein Nachwort von Hans Georg Kirchhoff.

H. W.

Erst verspätet ist uns Teil VII: *Lebus* des wichtigen Werkes *Historisches Ortslexikon für Brandenburg*, den (wie schon Teil V) Peter P. Rohrbach bearbeitet hat, zugegangen (Veröffentlichungen des Staatsarchivs Potsdam, hg. von Friedrich Beck, Bd. 18, Weimar 1983, Böhlau Nachf., XX, 503 S., 1 Kte.; vgl. zuletzt HGBll. 100, 1982, 237). Die bewährte Anlage des Werkes ist unverändert geblieben; jeder Artikel ist also wiederum nach folgenden Punkten gegliedert: 1. Art und Verfassung der Siedlung; 2. Gemarkungsgröße; 3. Siedlungsform; 4. erste schriftliche Erwähnung; 5. Gerichtszugehörigkeit; 6. Herrschaftszugehörigkeit; 7. Wirtschafts- und Sozialstruktur; 8. kirchliche Verfassung; 9. Baudenkmale; 10. Bevölkerungsziffern. Die Zahlenangaben sind gegenüber früheren Bänden weiter an die Gegenwart herangetragen worden, für die Wirtschafts- und Sozialstruktur bis 1977, für die Bevölkerung bis 1971. Der Band sollte alle Ortschaften und Wohnplätze des Landkreises Lebus und des Stadtkreises Frankfurt/Oder in den Grenzen von 1900 umfassen (so Einleitung). Das ungefähre Dreieck des Bearbeitungsgebietes wird im Süden weitgehend von der Spree und im Osten ziemlich genau von der Oder begrenzt. Bei Frankfurt und nördlich davon sowie an einer Stelle weiter im Norden reicht es aber über die Oder hinaus (Neu-Lebus und Tirpitz sowie Teile von Kienitz, Lebus und Frankfurt), während im Nordosten die Kreisgrenze hinter die Oder zurücktrat (vom Kr. Königsberg/Neumark Alt- und Neu-Bleyen sowie Teile von Küstrin und Kalenzig westlich der Oder). Weder aus der Einleitung noch aus den Einzelartikeln geht hervor, wie dieser Grenzstreifen behandelt worden ist; die Abtrennung der rechtsodrigen Gebiete 1945 wird nicht vermerkt (bei Frankfurt wird unter Punkt 3 nur eine starke Erweiterung des Stadtgebietes seit 1945 durch Eingemeindungen gemeldet), und nur durch Heranziehung von Karten und Ortsverzeichnissen kann festgestellt werden, daß die westlich der Oder gelegenen, bei Deutschland verbliebenen Ortschaften des Kreises Königsberg/Neumark hier nicht berücksichtigt worden sind und damit wohl in diesem Werk unberücksichtigt bleiben. Die Siedlungsgeschichte ist in diesem Band von besonderem Interesse, weil hier im Oderbruch viele friderizianische Kolonien entstanden sind, zu denen vor allem in Punkt 7 wichtige Angaben zu finden sind. Die Städte des Bearbeitungsgebietes sind: Buckow, Fürstenwalde, Lebus, Müllrose, Müncheberg, Seelow und vor allem Frankfurt/Oder (92–110), über die reichlich Nachrichten geboten werden. Im Quellen- und Literaturverzeichnis (478–501) ist besonders die Übersicht der benutzten ungedruckten, archivalischen Quellen (489–501) von Bedeutung, weil hier angegeben wird, was sie für die einzelnen Punkte hergeben, und damit die Erläuterung für manche Lücke im Artikel bieten. Auf Spezialliteratur für die einzelnen Orte ist verzichtet worden angesichts der vorliegenden umfassenden Bibliographie zur Geschichte der Mark Brandenburg von Hans-Joachim Schreckenbach. Wie die früheren Bände enthält auch dieser Teil ein Register der mittelalterlichen Wüstungen und eine Karte mit den behandelten Orten. *H. W.*

Bodgan Wachowiak, *The State of Brandenburg-Prussia in Polish historiography. What has been achieved and guidelines for a Polish synthesis* (Polish Western Affairs – La Pologne et les Affaires Occidentales, No. 1/86, 31–61), bietet einen wertvollen Forschungsbericht über polnische Forschungen zur Geschichte Brandenburg-Preußens bzw. Preußens in den drei Phasen vom Ende des 18. Jhs. bis zum frühen 20. Jh., in der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg. In einem

zweiten Teil befaßt er sich mit dem Plan einer Gesamtdarstellung der Geschichte Brandenburg-Preußens durch politische Historiker und stellt eine Liste mit 21 Themen auf, die zu diesem Zweck noch bearbeitet werden müßten. W. streicht heraus, daß die negativen Folgen des brandenburg-preußischen Staates für die Geschichte Polens dazu geführt haben, daß die polnischen Historiker sich vornehmlich mit diesen Fragen beschäftigt haben und nicht zu einer Untersuchung der Gesamtgeschichte dieses Staates vorgedrungen sind. Man habe auch die Geschichte Preußens vom Standpunkt der Geschichte Polens betrachtet und nicht versucht, sie aus brandenburgischer oder preußischer Sicht zu beurteilen; ebenso habe man nicht zwischen preußischer und deutscher Geschichte unterschieden. B. verlangt organisatorische Maßnahmen, um die Arbeiten zu dieser Thematik in Polen zu konzentrieren, engere Kontakte zu deutschen Historikern zu knüpfen und Arbeitsmöglichkeiten in deutschen Archiven und Bibliotheken zu schaffen. H. W.

Nr. 10 der *Beiträge zur Geschichte Westpreußens*, hg. von Bernhart Jähnig und Peter Letkemann (Münster 1987, Nicolaus-Copernicus-Verlag, 288 S., zahlreiche Abb.) ist als *Festschrift Dr. Ernst Bahr zum 80. Geburtstag am 19. August 1987* gewidmet; zugleich wird mit fünf Beiträgen der vor 750 Jahren gegründeten Stadt Elbing gedacht. Dr. Bahr, der sich um die Erforschung der Geschichte Westpreußens verdient gemacht hat, Mitglied des J.G. Herder-Forschungsrates und langjähriger Mitarbeiter des J.G. Herder-Instituts in Marburg, wird durch ein *Grußwort zum 80. Geburtstag von Ernst Bahr* vom derzeitigen Präsidenten des Herder-Forschungsrates Gotthold Rhode (9–11) und durch die Zusammenstellung der *Bibliographie Ernst Bahr 1938–1987* durch Bernhart Jähnig (13–20) geehrt. – Bernhart Jähnig bietet auch den ersten Elbing-Aufsatz: *Das Entstehen der mittelalterlichen Sakraltopographie von Elbing* (21–48), d.h. er untersucht die geistlichen Einrichtungen der Ordenszeit, ihre Entstehung, Patrozinien, Lage und Bedeutung, angefangen bei der Burgkapelle, über die nicht viel bekannt ist, da das Ordenschloß 1454 zerstört worden ist, die aber eine besondere Rolle spielte, war doch die Elbinger Burg bis 1309 Haupthaus des Deutschen Ordens in Preußen und besaß die Burgkapelle von Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister verliehene Kreuz-Reliquien. In Elbing hielt sich auch der erste Bischof des Ermlands in der Anfangszeit seines Bistums meistens auf, und die Pfarrkirche der Altstadt (St. Nikolaus) war erster, provisorischer Sitz des ermländischen Domkapitels. J. geht auch auf die kirchlichen Einrichtungen in der Neustadt und in der vorstädtischen Ansiedlung ein. – Markian Pelech untersucht *Die Teilnahme der Altstadt Elbing am Großen Krieg (1409–1411) und ihre während des Krieges erlittenen Schäden* (49–66) vor allem anhand des „Neuen Rechnungsbuches“ der Altstadt (1404–1414), das er selber gerade herausgebracht hat: die Kriegskontingente der Stadt, ihr Verhalten gegenüber dem polnischen König, den Zustand ihrer Besitzungen. Im Anhang druckt er die Rechtfertigung des Rates der Altstadt Elbing gegenüber dem Statthalter des Hochmeisters wegen der Reise des Dominikanerpriors von Elbing ins Lager des polnischen Königs ab. – Michael North behandelt *Das Leichtergewerbe in den Häfen Elbing und Königsberg in der Frühen Neuzeit* (67–76), das angesichts des niedrigen Fahrwassers im Frischen Haff dort eine große Rolle im Hafenverkehr spielte; die Mehrheit der Schiffe, etwa alle mit einer Tonnage von über 30 Last, mußten beim Pillauer Tief geleichtert bzw. beladen werden. Hierzu wurden meist „Bordinge“,

ein- oder auch zweimastige Segler, mit einer Tonnage von bis zu 80 Last verwendet. Die „Bordingsreederzunft“ regelte die Angelegenheiten innerhalb der Gruppe von Besitzern solcher Leichterfahrzeugen und auch die Kontakte zu anderen Zünften (u.a. den Schiffszimmerleuten, die wegen der Reparaturarbeiten an den Schiffen wichtig waren) und Interessensgruppen. N. schildert die aus den Zunft- und staatlichen Bestimmungen sich ergebende Schwerfälligkeit im Ablauf der Dienstleistung, aus der Nachteile für den ganzen Hafenbetrieb resultierten. Da sowohl die für Königsberg als auch die für Elbing bestimmten Schiffe das Pillauer Tief passierten, machten sich auch die Bordingsreeder beider Städte dort gegenseitig Konkurrenz. – Stefan Hartmann, *Das Seehandlungskontor in Elbing und seine Beziehungen zur Firma Johann Jacob Roskampff und Co.* (79–105), schildert anhand der einschlägigen Akten der „Preußischen Seehandlung“ im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin die Geschäftstätigkeit der Elbinger Niederlassung der Seehandlung. Diese hatte in Elbing zunächst einen Agenten (belegt 1782), bildete aber dann 1783 unter dem Namen der Firma Johann Jacob Roskampff und Co. eine Kommanditgesellschaft, mit deren Auflösung 1812 die Seehandlung auch ihre Vertretung in Elbing aufgab – sie war nicht mehr daran interessiert –, während die Fa. Roskampff weiterbestand. Bis zur Einverleibung Danzigs in den preussischen Staat (1793) war Elbing aber als preussischer Ausfuhrhafen wichtig und wurde auch entsprechend gegen Danzig verwendet. Kriegszeiten und sonstige (auch personelle) Schwierigkeiten trugen dann Verluste ein, so daß die Generaldirektion der Seehandlung sich schließlich zur Aufgabe der Kommanditgesellschaft entschloß. H. kann interessante Angaben über die Handelstätigkeit der Elbinger Gesellschaft ausbreiten. – Udo Arnold berichtet über die *Archäologische Konferenz ‚Elbing 86‘ in Danzig* (107–110), die mit internationaler Beteiligung von der Polnischen Denkmalpflege aus Anlaß ihres 35jährigen Bestehens mit Blick auf die 750-Jahr-Feier von Elbing veranstaltet worden ist. Dazu gehörte eine Exkursion nach Elbing, wo z. Zt. viel ergraben wird. Die archäologischen Forschungen haben gezeigt, daß die Erstbebauung von Elbing unregelmäßig war und erst ab Mitte des 13. Jhs. regelmäßige Anlagen erfolgten. – Soweit die Beiträge über Elbing. Im zweiten Teil bietet Klaus Neitmann eine für Theorie und Praxis von Grenzregelungen im Mittelalter interessante Studie *Der Grenzstreit zwischen dem Deutschen Orden und Polen um die Mühle von Leibitsch und die Drewenz* (111–137, mit Quellenanhang). Der Orden hatte an dem Grenzfluß Drewenz in Leibitsch östlich Thorn eine Mühle erbaut; sie wurde ihm polnischerseits unter bestimmten Bedingungen und Abgaben zugestanden (1292), es wurde ihm sogar ein gegenüberliegender Werder übertragen. Im frühen 15. Jh. entstand wegen dieser Mühle ein langwieriger Streit. Der Orden hatte offenbar durch Flußbegradigung polnische Landstücke in Anspruch genommen und die Mühle zu einer Burg ausgebaut, was ihm verboten worden war. – Markian Pelech ediert *Ein Rechnungsbuch über den Preussischen Pfundzoll der Jahre 1397–1404* (139–193), das aus dem Bestand des Stadtarchivs Elbing stammt und sich im Staatsarchiv Danzig befindet. Der Pfundzoll, um den es hier geht, wurde im Zusammenhang mit der vereinbarten zeitweisen Besetzung Stockholms durch die Hansestädte im Streit zwischen Margarete von Dänemark und Albrecht von Mecklenburg als König von Schweden vom Dezember 1395 bis 1404 erhoben, jedoch bald auch für andere Zwecke verwendet, wobei auch der Deutsche Orden einen Anteil erhielt. Das hier von P. mit einer Beschreibung der Handschrift und einem Orts- und Personenregister abgedruckte

Rechnungsbuch enthält die Danziger (1397–1404) und Elbinger Pfundzollrechnungen (1398–1404) sowie Eintragungen über Ausgaben für die Stockholmer Besatzung der Hanse. Man erfährt aus der Quelle über Gesandtenreisen und deren Kosten sowie insbesondere über die Pfundzolleinnahmen. Der Abdruck bringt in chronologischer Reihenfolge die Danziger (146–184) und dann die viel knapperen Elbinger Rechnungen (185–189). – Quellen zur Finanzlage des Deutschen Ordens gegen Mitte des 15. Jhs. hat Jürgen Sarnowsky herausgegeben und kommentiert: *Das Treßleramt des Deutschen Ordens in Preußen in der Zeit Ulrichs von Eisenhofen (1441–1446). Einige Dokumente zu seiner Amtsführung (195–222)*. Er schließt damit eine Forschungslücke, auch wenn die Angaben der von ihm veröffentlichten acht Dokumente aus dem ehemaligen Staatsarchiv Königsberg nur summarische Zahlen aus den Jahren 1441 und 1443–1446 bieten. Der Treßler verwaltete neben dem Geld des Hochmeisters auch dasjenige des Marienburger Konvents. In zwei Tabellen kann S. den Unterschied zwischen den Verhältnissen vor 1410 und 1443–1446 aufzeigen. Waren vor 1410 die Einnahmen des Hochmeisters weit höher als die des Marienburger Konvents, so war die Lage in den 1440er Jahren umgekehrt: Die Einnahmen des Konvents hielten sich zwar in annähernd vergleichbarer Höhe zu vor 1410, aber die Einkünfte des Hochmeisters waren sehr stark gesunken, weit unter die Zahlen des Konvents. Es zeigt sich hier, wie sehr der Hochmeister nunmehr auf die Zahlungen der einzelnen Ämter angewiesen war. – Klaus Roemer hat zahlreiche verstreute Nachrichten zu einer *Geschichte der Papiermühlen zu Marienwerder* zusammengetragen und zu einer Darstellung der einzelnen Papiermühlen verwertet. Papiermühlen sind im 16. Jh. belegt. Abschließend stellt R. Wasserzeichen vor, die mit Papiermühlen von Marienwerder in Verbindung gebracht werden. – Den inhaltsreichen Band beschließen zwei Beiträge zu Themen des 18.–20. Jhs.: Benno von Knobelsdorff-Brenkenhoff, *Brenkenhoffs Eintreten für die Jesuiten von Deutsch Krone 1763* (247–260, 3 Abb.), und Peter Letkemann, *Zur Ortsgeschichte von Karthaus/Westpr. im 19. und 20. Jahrhundert* (261–286, 2 Abb.) (Karthaus wurde – obwohl nur Landgemeinde – 1816 Sitz eines Kreises; erst 1923 wurde es unter polnischer Herrschaft zur Stadt erhoben). H. W.

Das Westpreußen-Jahrbuch, Bd. 38, hg. von der Landsmannschaft Westpreußen (Münster 1888, Verlag C. J. Fahle, 160 S., zahlreiche Abb. im Text, 9 Kunstdruckblätter), enthält einige hier erwähnenswerte Beiträge: Felix Renschmidt bietet einen Überblick der *Elbinger Bau- und Kunstdenkmäler* bis 1945 (45–62, 2 Tafeln), der sakralen und profanen Bauten, der Werke der bildenden Kunst und der Denkmäler. Rainer Zacharias untersucht sorgfältig die Belege für den *Wallfahrtsort Marienburg* (95–110, 3 Abb. im Text, 2 Tafeln). Er weist nach, daß Marienburg bis zur Reformation in doppelter Hinsicht Wallfahrtsort gewesen ist: in der Schloßkirche wurden Reliquien zeitweise ausgestellt und verehrt, in der Marienkappele in dem äußeren Marientor (Fährortkapelle) der Stadt – vor 1410 vermutlich in einer Kapelle vor dem Tor – ein wundertätiges Marienbild, dessen Verehrung angeblich älter war als die Stadt und die Deutschordensburg. Hans W. Hoppe schildert *Die Weichsel-Nogat-Überschwemmung 1888* (20–24, 6 Tafeln), die wegen fehlender internationaler Weichselregulierung und heftigem Schneefall im Winter 1887/88 im März 1888 in großer Stärke eintrat. Heinz Pentzlin behandelt *Danzigs Konkurrenzhafen Gdingen. Der Bau des polnischen Hafens und die Fol-*

gen (69–80, 2 Tafeln); dabei kommt die Danzig-Frage ausführlich zur Sprache (ohne Nachweise). H. W.

Heinz Lingenberg hat ein stattliches Werk dem Jubiläum *Oliva – 800 Jahre* gewidmet: *Von der Zisterzienserabtei zur Bischofskathedrale. Abriss der Geschichte des Klosters und Ortes Oliva (1186–1986)* (Lübeck 1986, Verlag Unser Danzig, 371 S., 135 Abb., 1 Farbtafel). Für den jetzigen Publikationsanlaß hat L. selber die Grundlage geschaffen, indem er 1982 feststellte, daß das Gründungsjahr 1178 falsch sei und der Einzug des aus dem pommerschen Kolbatz kommenden Zisterzienserkonvents im Jahre 1186 erfolgt sein muß (s. HGBll. 101, 1983, 219–221). Eine umfassende Geschichte des Klosters und des Ortes von den Anfängen bis zur Gegenwart hat es bisher nicht gegeben. L. hat die gedruckten Quellen und eine umfangreiche, teils weit verstreute Literatur herangezogen, um eine detaillierte Darstellung zu liefern. Die Geschichte des nordwestlich von Danzig gelegenen Zisterzienserklosters war von Anfang an in enger Berührung mit dieser Stadt; oft gab es auch Streitigkeiten zwischen beiden. 1831 wurde das Kloster (nach der Säkularisation geistlichen Gutes in Preußen) aufgelöst, die Klosterkirche wurde katholische Pfarrkirche. Zu diesem Zeitpunkt spielte aber der Ort Oliva – wohl durch die Nähe Danzigs bedingt – als Wohnsiedlung und wirtschaftlicher Mittelpunkt schon eine gewisse Rolle. Nach dem Ersten Weltkrieg gehörte Oliva zum Gebiet der Freien Stadt Danzig, 1926 wurde es sogar direkt in die Stadt eingemeindet, nachdem 1925 die ehemalige Klosterkirche eine neue Funktion erhalten hatte, nämlich zur Domkirche des damals eingerichteten Bistums Danzig erhoben worden war. In 20 Kapiteln behandelt L. die Geschichte von Oliva von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart. Die ersten 13 Kapitel sind dem Kloster gewidmet. Hauptgliederungsprinzip ist die Chronologie; innerhalb dieser kommen erfreulicherweise auch sachliche Gesichtspunkte zum Zuge, etwa die klösterlichen Sonderrechte, die Gütergeschichte, die Änderungen in der ethnischen Struktur des Olivaer Konvents (Mönche bis ins 18. Jh. mit deutschem Übergewicht, Äbte seit Ende des 16. Jhs. polnische Adlige), die wirtschaftliche und besitzrechtliche Entwicklung, vor allem zeitlich durchgehend die Bau- und Kunstgeschichte des Klosters. – Das Kloster Oliva war auch an der Missionierung Pommerellens beteiligt. Dagegen ist eine besondere Beteiligung an der Kolonisation (im Gegensatz etwa zu den Zisterziensern in Schlesien) nicht nachweisbar, wenn auch angesichts des Besitzes von 60 Dörfern und Gutshöfen (u.a. dank der Förderung durch die Fürsten von Pommerellen) eine gewisse Siedlungstätigkeit anzunehmen ist. In der Blütezeit von der Mitte des 16. Jhs. an entstanden am Glettkaubach zahlreiche Mühlen, vor allem Eisenhämmer, die mit dem Schmiedehandwerk in Danzig in Verbindung standen, daneben Getreide- und Pulvermühlen. Das Kloster besaß auch Land im Weichselmündungsgebiet, was zu Verpachtungen an Danzig, aber auch zu langjährigen Streitigkeiten führte. – Kapitel 14–20 sind dem Ort Oliva und dem Schicksal des Klosters nach 1831 gewidmet. Die Mühlen und Krüge waren Kristallisationskerne für die Entwicklung des Ortes, der reiche Danziger anzog und im späten 19. Jh. zum Luftkurort wurde. – L. hat die erreichbaren Informationen in großer Fülle ausgebreitet und reiches Bild-, Karten- und Planmaterial beigelegt, das die Ausführungen ergänzt. Vom wissenschaftlichen Interesse her betrachtet, wäre manche Straffung des Textes möglich und auch empfehlenswert gewesen; aber das Buch soll auch ein breiteres Publikum

erreichen. Wohl damit dieses nicht durch Fußnoten abgeschreckt wird, der Forscher aber dennoch die Quellennachweise erhält, stehen im Text in Klammer Zahlen: für die im Literaturverzeichnis genannten, durchnummerierten Titel und für die Seiten – ob diese Klammern nicht störender sind als kleine Fußnotenzahlen? Wer wissen will, welche Publikation sich hinter der Zahl verbirgt, muß dauernd im Literaturverzeichnis blättern, was keine gute Lösung darstellt, auch wenn sie technisch einfach ist. Auf jeden Fall legt man das schön ausgestattete Buch mit großem Gewinn aus der Hand. H. W.

Die Frühgeschichte des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschrechtlichen Stadt Danzig lassen Heinz Lingenberg nicht los. Seit dem Erscheinen seiner großen diesbezüglichen Arbeit (s. HGBll. 101, 1983, 219–221) sind zu diesem Thema neue Beiträge erschienen, teilweise Besprechungen seines Buches. Nachdem er zum topographischen Problem von Danzig bereits gesondert Stellung genommen hat (s. HGBll. 104, 1986, 237), ist er nun ausführlich auf *Die Gründung des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschrechtlichen Stadt Danzig im Lichte der neuesten Forschungen* eingegangen und hat sich mit den von seinen Thesen abweichenden Ansichten auseinandergesetzt (ZfO 36, 1987, 321–382). In bezug auf die Klostergründung Oliva bekräftigt L. die von ihm früher geäußerte Meinung, Klostergründer sei Herzog Subislaus gewesen, die Gründung sei 1186 abgeschlossen worden, und 1187 sei der Herzog gestorben. Zur Gründung der deutschrechtlichen Stadt Danzig lehnt er Jasiński's Meinung, die Katharinenkirchen in der Altstadt sei erst 1230–1240 errichtet worden und sie sei die Kirche der deutschrechtlichen Stadt gewesen, ab; diese Gemeinde sei auf dem Boden der Rechtstadt entstanden, und die Überlieferung, die Katharinenkirche sei 1185 begründet worden, sei höchstwahrscheinlich richtig. Die Rechtstadt als Ort der deutschrechtlichen Anlage und auch die von L. angenommene Gründungszeit (um 1225) sind durch neuere polnische Arbeiten gestützt worden. Im dritten Teil seines Aufsatzes führt L. quellenkritische Untersuchungen an einigen pommerellischen Urkunden des 13. Jhs. durch. H. W.

Die Verteidigung des Throns von König Stanislaus Leszczyński im Polnischen Thronfolgekrieg betraf zu einem beträchtlichen Teil die Stadt Danzig; daher ist das diesem Gegenstand gewidmete, auf umfangreichem Archivmaterial in Frankreich und Danzig basierende Buch von Edmund Cieślak hier kurz anzuzeigen (W obronie tronu króla Stanisława Leszczyńskiego, Danzig 1986, Wydawnictwo Morskie, 301 S., 64 Abb., franz. Zusammenfassung). Stanislaus Leszczyński, aus altpolnischem Geschlecht, war schon während des Nordischen Krieges 1704 unter dem Schutz Karls XII. von Schweden zum König von Polen gewählt worden (als Gegenkönig von August dem Starken), hatte aber nach Karls Niederlage bei Poltava den Thron wieder verloren. Beim Tode Augusts des Starken 1733 wurde Leszczyński, der nunmehr als Schwiegervater König Ludwigs XV. Frankreich hinter sich wußte, von der Mehrheit der polnischen Magnaten zum Nachfolger gewählt (12.9.1733), während eine Minderheit mit Unterstützung Österreichs und Rußlands Augusts Sohn wählte. Da Leszczyński jedoch nicht gegen die in Polen operierende russische Armee aufkommen konnte, floh er mit seinem Anhang nach Dan-

zig, das daraufhin im Februar 1734 von russischen Truppen belagert wurde. Die Danziger setzten sich für den König ein, aber die nach Zögern über See entsandten französischen Truppen (drei Regimenter), die auf der Westerplatte an Land gingen (Mai 1734), konnten wenig ausrichten und kapitulierten gegenüber Russen und Sachsen (Juni 1734). Der Stadt Danzig blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls zu kapitulieren (die Kapitulationsbedingungen sind im Anhang abgedruckt), was nach der Flucht Leszczyńskis nach Königsberg geschah (7./9. Juli 1734). Danzig hatte große Verluste zu verzeichnen. Abgesehen von den Schäden der russischen Beschießung und den Militärausgaben der Stadt von über einer Million Gulden, enthielten die russischen Kapitulationsbedingungen die Forderung von über vier Millionen Gulden, und dem neuen polnischen König mußte Danzig 800.000 Gulden zahlen für die Amnestie, die Bestätigung ihrer Privilegien und die Räumung von Weichselmünde durch die Sachsen. Die Stadt mußte über drei Millionen Gulden bei Amsterdamer Banken leihen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. C. bietet eine sehr ausführliche und vorzüglich belegte Darstellung mit vielen Detailangaben und genauen Zahlen, die er aus unveröffentlichten Quellen geschöpft hat. Zugleich ordnet er die Vorgänge in die große europäische Politik ein. Er verfolgt in den beiden letzten Kapiteln das Schicksal der Anhänger Leszczyńskis und auch des Exkönigs, der beinahe zwei Jahre in Königsberg blieb und von dort aus mit französischer Finanzhilfe gegen August III. agitierte und in Polen seine eigenen Anhänger unterstützte. Schließlich mußte Stanislaus Leszczyński auf den polnischen Thron verzichten, er erhielt das Herzogtum Lothringen als Entschädigung. H. W.

Michael North verfolgt, gestützt auf Fundkataloge, *Danziger Münzen im Geldumlauf in Königlich Preußen und im Herzogtum Preußen im 16./17. Jahrhundert* (Monety gdańskie w obiegu pieniężnym Prus Królewskich i Książęcych w XVI i XVII wieku, Wiadomości Numizmatyczne XXIX, 1985/87, 119–128). Er zeigt, daß in Danzig geprägte Silber-Groschen in beiden Regionen dominierend verbreitet, Münzen aus Thorn und Elbing indes nur begrenzt vertreten waren. Auf der Groschenebene sei eine Vereinheitlichung des Geldwesens als positive Folge der Währungsunion von 1528 festzustellen. Die Verbreitung von Goldmünzen hingegen illustriert die Intensität der Exportbindung des Königreichs Polen und Königlich Preußens über Danzig. In Polen wie in Westpreußen herrschen westliche Dukaten in den Funden vor, sie finden sich aber nicht im Herzogtum. N. sieht darin ein Indiz für die begrenzte Teilnahme Ostpreußens am Westhandel (vgl. auch HGBll. 105, 1987, 215). E. H.-G.

Hans W. Hoppe hat *Das Elbinger Stadtbuch* vollständig herausgebracht, nach dem ersten Band für die Jahre 1333–1360 (1393) (vgl. HGBll. 98, 1980, 184 f.) nunmehr Bd. 2: *1361–1418* (Zs. f. d. Gesch. u. Altertumskunde Ermlands, Beiheft 5, Münster i.W. 1986, Selbstverlag d. Hist. Vereins f. Ermland, 340 S.). Das Original befindet sich heute im Staatlichen Wojewodschaftsarchiv in Danzig und umfaßt 96 Pergamentblätter und sieben Einlagen. Wie das erste Buch enthält auch dieses zweite vornehmlich Eintragungen über Renten- und Zinskäufe, die auch Hauptzweck bei der Anlage des Buches gewesen sind, wie aus der Überschrift desselben hervorgeht, daneben auch Erbangelegenheiten, Vormundschaftsverträge, Baube-

stimmungen u.a. Mit über 400 deutschen von insgesamt 2394 Eintragungen ist der Anteil der deutschen Sprache größer als im ersten Stadtbuch (ca. 70 von 2100); bei zwei Ausnahmen ist seit 1406 das Latein überhaupt aus dem Buch verschwunden. Nach der Schrift haben vier oder fünf Schreiber das Stadtbuch in den knapp sechs Jahrzehnten geführt. – H. hat wiederum eine knappe, klare Einleitung mit allen notwendigen Editionserläuterungen vorangestellt und dem Text des Stadtbuches gründliche Register folgen lassen: ein Namenverzeichnis, das neben den zahlreichen Personennamen auch Ortsnamen, ebenso den Deutschen Orden mit seinen Gebietigern nachweist, ein topographisches Register der Stadt Elbing und der Vorstädte, in dem sowohl die deutschen als auch die lateinischen Bezeichnungen berücksichtigt sind und Angaben zur Lage gemacht werden, eine Liste der Berufs- und Standesbezeichnungen in der Form der Quelle mit Zusatz der (hoch-)deutschen Entsprechungen (ohne Nachweis der Quellenstellen!) und ein Sachregister (mit Angabe der Quellenstellen). Schließlich wird eine Übersicht der chronologischen Einordnung der Eintragungen geboten, da die Eintragungen nicht immer chronologisch erfolgt sind, ihre Reihenfolge im Druck jedoch beibehalten worden ist. Der Quellentext ist mit den üblichen Editionsanmerkungen und gelegentlichen Erläuterungen versehen. Durch Kursivdruck sind die Eintragungen hervorgehoben, die im Original nicht als erledigt ausgestrichen worden sind. Die Stadtbucheintragungen enthalten wichtige Angaben zur Topographie der Stadt und zu deren Bürgerschaft. Die zahlreichen Personennamen mit direkten oder indirekten Herkunftsbezeichnungen zeigen den starken Anteil Niederdeutschlands an der Bürgerschaft von Elbing (Rheinland, Westfalen, Niedersachsen, Lübeck, auch Teile Hessens), aber auch schlesische Einwanderung. In den verzeichneten Rechtsgeschäften spiegelt sich die wirtschaftliche Leistungskraft der Elbinger. H. weist darauf hin, daß 1365 62 Rentenkäufe getätigt worden sind, im Jahre 1400 nur noch 34 und 1406/07 gar nur vier (8). H. W.

Eckhard Jäger und Rupert Schreiner haben für eine vom Museum Ostdeutsche Galerie in Regensburg in Zusammenarbeit mit dem Institut Nordostdeutsches Kulturwerk in Lüneburg veranstaltete Ausstellung einen reich ausgestatteten Katalog über *Das alte Königsberg. Veduten aus 400 Jahren* herausgebracht (Ostdeutsche Galerie Regensburg, Veröffentlichung Nr. 1/1987 = Aspekte ostdeutscher Topographie III, Regensburg-Grünstadt 1987, Garamond Verlag, 168 S., zahlreiche Abb. und Pläne). Eine Zusammenstellung des alten Bildmaterials der einstigen Hauptstadt Ostpreußens ist umso notwendiger, als die (erst 1724 vereinigten) drei historischen Stadtkerne Altstadt, Kneiphof und Löbenicht am Ende des Zweiten Weltkrieges so gut wie völlig zerstört worden sind. Das von einer Reihe von Leihgebern (vor allem vom Museum Haus Königsberg in Duisburg) zur Verfügung gestellte Material gewährt einen guten Überblick über die städtebauliche Entwicklung und vermittelt auch durch die künstlerischen Darstellungen (Fotografien sind nicht vertreten) eine Ahnung von der Atmosphäre, die Königsberg ausgestrahlt hat. Die älteste überlieferte Darstellung der Stadt stammt von einem Epitaph von 1557, das sich im Dom zu Königsberg befand. Die erste Gesamtansicht brachte der Städteatlas von Braun und Hogenberg von 1581. Dann folgten Ansichten in rascher Folge. In der (in Regensburg, Ravensburg, Lüneburg und Bad Homburg v.d.H. gezeigten) Ausstellung wurden 165 Exponate zusammengetragen. Sie sind

im Katalog beschrieben und zu einem großen Teil auch abgebildet (12 davon farbig), das Dargestellte ist erläutert, mit sachkundigen Angaben zur Geschichte der abgebildeten Bauten und zu den im Bild festgehaltenen Ereignissen. Überwiegen in älterer Zeit die Gesamtansichten, so folgen dann ebenso Details, Teile der Stadt, einzelne Straßenzüge und Gebäude oder auch das Innere von Gebäuden, z.T. anlässlich eines besonderen Ereignisses gezeichnet oder gemalt, wie etwa der Erbhuldigungen im Schloßhof 1663 und 1786 (Nr. 10 und 22). Dazwischen sind Stadtpläne eingestreut, die den jeweiligen Bebauungszustand zeigen. Das Bildmaterial ist nicht nur chronologisch, sondern z.T. auch sachlich geordnet: „Königsberg als Festungsstadt“, „Königsberg als Verwaltungs- und Handelszentrum“, „Königsberg und Kant“, „Festtage und Werktage“. Am Schluß steht eine Federzeichnung des brennenden Königsberg von 1944. Am Anfang des Bandes ist ein Beitrag von Traugott Ehrhardt über die Anfänge der Stadt, das Ordenschloß und die mittelalterliche Stadtbefestigung; ist dies schon für das Mittelalter nicht ganz befriedigend, so vermißt man noch mehr einen Überblick der Geschichte Königsberg in der Neuzeit, als es erst richtig an Bedeutung gewann. Man muß aber für die Fülle des im Katalogteil Dargebotenen dankbar sein. Eine Bibliographie und ein Personen- und Verlagsregister beschließen den nützlichen Band. H. W.

Klaus Neitmanns stattliches Werk *Die Staatsverträge des Deutschen Ordens in Preußen 1230–1449. Studien zur Diplomatie eines spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaates* (Neue Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte, Bd. 6, Köln-Wien 1986, Böhlau, XIV, 692 S.) ist eine unter der Leitung von Hans Patze, der dem Buch ein Geleitwort vorangestellt hat, in Göttingen entstandene Dissertation, die für den Druck „in einigen Punkten überarbeitet und ergänzt“ worden ist (XIII). Es beinhaltet eine tiefgreifende Analyse der Staatsverträge, die der Deutsche Orden von der Begründung seines Staates in Preußen 1230 bis zum Tode des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen 1449 (des letzten, der bis zu seinem Tode den ungeteilten Staat regierte) mit auswärtigen Staaten und mit anderen Territorien abgeschlossen hat, vornehmlich mit den Nachbarn: den Herzögen von Pommerellen, Pommern, Kujawien und Masowien, den Königen von Polen und den Großfürsten von Litauen. Die minutiöse Untersuchung weist dem Orden eine sehr weit entwickelte Vertragstechnik nach, die erneut den für die damalige Zeit erstaunlich modernen Aufbau der Landesherrschaft des Deutschen Ordens bestätigt, zugleich aber zeigt, daß auch die Vertragspartner des Ordens mit solchen Rechtsformen umzugehen verstanden. Der Vergleich der im Verlauf von über 200 Jahren abgeschlossenen Verträge untereinander spiegelt in zuverlässiger Weise den Wandel der Machtverhältnisse im Innern des Deutschordensstaates wider: war der Abschluß von Staatsverträgen zunächst Sache des Hochmeisters und seiner Gebieter, so kam allmählich die Beteiligung der Stände – und damit auch der großen Städte – in Gebrauch, bis diese nach dem Ersten Thorner Frieden geradezu zu Garanten der in den Verträgen getroffenen Vereinbarungen wurden, worin sich die Schwäche des Ordens in dieser Zeit dokumentiert. – In den HGBll. ist wegen des Gegenstandes leider keine eingehende Besprechung dieser wichtigen Arbeit möglich, die Beschränkung auf eine kurze Vorstellung ist notwendig. Das Werk zerfällt in drei große Teile, die 1. den Formen des diplomatischen Verkehrs, 2. den Rechtsformen und 3. den Rechtsinhalten der Staatsverträge gewidmet sind.

Im ersten Teil ist im Kapitel über die Gesandten und Gesandtschaften die Aufmerksamkeit auf die Beteiligung von Landesrittern und städtischen Vertretern seit dem späten 14. Jh. zu lenken. Von 384 Gesandtschaften weisen 82 Ritter und Knechte und 69 städtische Vertreter auf, und zwar vor allem nach 1410 (66 bzw. 52 Gesandtschaften). Vor der Schlacht bei Tannenberg sind die Städte meist nur dann herangezogen worden, wenn ihre eigenen Interessen im Vordergrund standen, so bei den Handelsverträgen mit England (die hier nicht weiter behandelt werden) und den Verhandlungen mit Dänemark und dem König von Schweden wegen Gotland. Die städtischen Vertreter kamen nur aus den großen Städten: Danzig, Elbing, Thorn, Kulm, Königsberg. Die Städte wollten nach 1410 durchaus vor den Vertragsverhandlungen über die Absichten des Ordens instruiert werden, und sie leisteten Widerstand, wenn diese gegen ihre Interessen gerichtet waren. – Im zweiten Teil behandelt N. die Vertragsverfahren: das „unmittelbare Vertragsschließungsverfahren“, das nur einen Beurkundungsakt kannte, das „zusammengesetzte Vertragsschließungsverfahren“, das aus mindestens zwei Rechtshandlungen (Vorvertrag und Ratifizierung) bestand, ferner die Sicherheiten für die Einhaltung des Vertrages (Beschwörung, Sanktionen, aber nach 1410 auch ständisches Widerstandsrecht, das auch für die Städte galt). Der dritte Teil befaßt sich mit den Rechtsinhalten der Staatsverträge. N. hat sich in seiner Arbeit auf „Fragen konzentriert, die die Literatur bislang vernachlässigt hat oder die um ihrer historischen Bedeutung willen nicht ausgespart werden durften“, und auf Grund dieser Beschränkung sind u.a. die Handelsverträge mit England und Burgund unbeachtet geblieben (11); untersucht werden dagegen die Waffenstillstands- und Friedensverträge, die „lineare Abgrenzung des Ordenslandes“ und „Rechtsprobleme von territorialen Veränderungen“. Im Anhang hat N. die auswärtigen Gesandtschaften des Deutschordensstaates Preußen der Jahre 1382 (von diesem Jahr an lassen die Quellen die Erfassung der personellen Zusammensetzung der Gesandtschaften zu) bis 1449 zusammengestellt. Personen- und Ortsregister sowie Sachregister und Register der Staatsverträge des Deutschen Ordens (hier bis 1525!) erschließen das großartige, auf viele Fragen präzise Antworten bietende Werk. Unpraktisch und ungewöhnlich ist das Verfahren, im Hinblick auf die nichtdeutschen Namensformen der erwähnten Orte auf ein anderes historisches Werk zu verweisen; dann hätte man gleich ein Ortsnamenverzeichnis empfehlen können. – Erwähnt sei, daß N. manche in diesen Zusammenhang gehörende Einzelfragen in Aufsätzen abgehandelt hat, um diesen Band zu entlasten (vgl. HGBll. 105, 1987, 170, 172, sowie in diesem Band, 274).
H. W.

Marian Dygo, *Die Architektur der Deutschordensburgen in Preußen als historische Quelle* (ZfO 36, 1987, 52–60, 1 Abb.), gibt Denkanstöße zur Deutung der Architekturformen der Deutschordensburgen. Er stellt fest, daß die mittelalterliche Burg bisher kaum als Kunstwerk, vielmehr als Bautypus betrachtet worden sei. Um die Möglichkeiten der Kunstgeschichte in dieser Hinsicht aufzuzeigen, untersucht er den Übergang von der unregelmäßigen („nicht regulären“) zur regelmäßigen Konventburg. Nicht allein Bedarf und Nützlichkeit haben nach D. die regelmäßigen Formen und die Gliederung der Deutschordensburg hervorgebracht, sondern er verweist auf gleichzeitige Bemühungen um eine Vertiefung des religiösen Lebens im Orden und auf die Verwendung von Klostersymbolik beim Burgen-

bau des Ordens. Das Aufkommen des regelmäßigen Burgenbaus in Preußen und Livland setzt er im letzten Viertel des 13. Jhs. an (z.T. durch Berufung auf Datierungen polnischer Forscher). Die Initiative für die Gestaltung dieser Burgenform sucht er bei den Priestern des Deutschen Ordens. Er vermutet Verbindungen zur Architektur der Zisterzienser, wobei er sich in bezug auf die Einflußrichtung nicht völlig festlegen will (es ist aber doch wohl ein Einfluß der Zisterzienser auf den Orden anzunehmen). Die regelmäßige Ordensburg betrachtet D. als Ausdruck der inneren Stärkung des Ordens. Freilich sei nachher des Planschema erstarrt. *H. W.*

Marian Biskup umreißt die *Entwicklung des Netzes der altpreußischen Städte bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (APolHist. 53, 1986, 5–27, 1 Kte.), wobei er unter den „altpreußischen Städten“ die Städte im Deutschordensland in den Grenzen vor 1466 versteht, also einschließlich Pommerellens. B. geht von den natürlichen Grundlagen des Landes aus und berührt auch die (angesichts fehlender schriftlicher Zeugnisse bzw. noch ausstehender Grabungen nur schwer zu beantwortende) Frage nach vordeutschen Siedlungen; bei Kulm, Thorn und anderswo nimmt er solche an, Gollub an der unteren Drewenz – also an der Grenze zu Polen – betrachtet er als ursprünglich slawisches Handels- und Gewerbezentrum. Bei der Schilderung der Entstehung des Städtenetzes im Deutschordensland stützt sich B. vornehmlich auf die zusammenfassende Literatur. Der Überblick ist sehr nützlich (Karte und Städteliste 27 f.), besonders auch im Vergleich zwischen dem Kulmerland, dem eigentlichen Preußen und Pommerellen. Absolut gesehen, besaß das Kulmerland das dichteste Städtenetz: auf eine Stadt kamen dort (im 15. Jh.) 330 qkm Land, im eigentlichen Preußen hingegen 700 qkm und in Pommerellen 806 qkm. Zwar weist B. mit Recht darauf hin, daß das eigentliche Preußen damals zu 70 % aus Wald und Wasser bestand; nach deren Abzug entfallen auf eine Stadt nur 200 qkm. Ebenso war seinerzeit nur ein Drittel Pommerellens kultiviert. Aber letzten Endes soll sich die tatsächliche Erschließung des Landes in den „unbereinigten“ Zahlen widerspiegeln. Zum Vergleich könnte man die Verhältnisse in Schlesien heranziehen, wo um 1450 eine Stadt auf etwa 282 qkm kam. *H. W.*

Zum Thema *Stadt, Amt und Umland im Herzogtum Preußen* bietet Michael North *Untersuchungen am Beispiel der Stadt und des Amtes Osterode im 16. und 17. Jahrhundert* (Miasto, domena i okolice w Prusach książęcych. Na przykładzie miasta i domeny Ostróda w XVI i XVII w., ZapHist. LII, 1987, 69–78, dt. Zusammenfassung). Er zeigt, daß die Getreideexporte der umliegenden Güter den Markt der Kleinstadt nicht berührten und daß sich die benachbarten Bauern- und Gutswirtschaften auch nicht an der Versorgung der Bürger beteiligten. Diese beruhte zum einen Teil auf der eigenen Landwirtschaft der Stadtbewohner, zum anderen auf Lieferungen des Amtes Osterode, das auch die städtischen Handwerker mit Rohstoffen – etwa Rinder für Metzger, Häute für Schuster und Riemer, Wolle für Weber – eindeckte, soweit die Eigenproduktion nicht genügte. Anders als der Gutsadel wandte sich das Amt auch als Käufer und Auftraggeber an die Handwerker. Der kleine Kreislauf reichte offenbar aus, um eine gewisse Stabilität langfristig aufrecht zu erhalten. Eine fortschreitende Agrarisierung zeichnet sich im untersuchten Zeitraum für die Stadt Osterode nicht ab. *E. H.-G.*

Bernhart Jähniß untersucht *Die Osteroder Komture des Deutschen Ordens und ihre Laufbahnen* (ZfO 36, 1987, 383–494). Die Komturei Osterode ist um 1340 von der Komturei Christburg abgeteilt worden. Von 1341 bis 1525 haben 28 Ordensritter die Komturei geleitet. Ihre Namen und Laufbahnen hat H. in einer Liste zusammengestellt. Die Amtsinhaber des 14. Jhs. stammten vornehmlich aus Ostmitteldeutschland, zwischen 1410 und 1466 standen Oberdeutsche im Vordergrund. Die Komture von Osterode nahmen nach H. in der Hierarchie der Ordensbeamten im allgemeinen einen mittleren Rang ein. H. W.

In der „in Absprache mit dem Geschichtsinstitut der Polnischen Akademie der Wissenschaften“ herausgegebenen Reihe „Panorama der polnischen Geschichte. Fakten und Mythen“ hat Maria Bogucka ihr Buch *Die preußische Huldigung* in deutscher (außer in polnischer und englischer) Sprache herausgebracht (Warschau 1986, Verlag Interpress, 239 S., 37 Abb., 1 Faltkte.). Der Titel meint die Huldigung des letzten Hochmeisters des Deutschen Ordens in Preußen gegenüber dem polnischen König Sigismund I. am 10. April 1525 in Krakau, mit der Albrecht von Hohenzollern das nach 1466 verbliebene Ordensland Preußen als weltliches Herzogtum von der Krone Polens zu Lehen nahm. Der Inhalt des Buches ist aber viel weiter gespannt. Sieht man vom Einleitungskapitel ab, das das erste Jahrhundert der Deutschordensherrschaft in Preußen skizziert, so setzt mit Kapitel II die genauere Schilderung der preußisch-polnischen Beziehungen seit dem Beginn des Dreizehnjährigen Krieges 1454 ein, und sie reicht bis zum Vertrag von Wehlau 1657, mit dem der Kurfürst von Brandenburg die Souveränität in Preußen erlangte. B. beschreibt die Verhältnisse im Ordensland nach dem Zweiten Thorner Frieden, die Versuche des Hochmeisters, aus den Verpflichtungen dieses Friedens herauszukommen, die diplomatischen Bemühungen und kriegerischen Verwicklungen, die inneren Probleme Polens und die internationalen Zusammenhänge. Ein besonderes Kapitel widmet B. der Reformation in Europa und in Preußen, weil diese die Möglichkeit zur Säkularisierung des Ordenslandes eröffnete. Für Hochmeister Albrecht ergab sich als günstiger Ausweg aus schwieriger Situation die Umwandlung des Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum unter Annahme der lutherischen Lehre und Unterstellung unter die Lehnshoheit des Königs von Polen. Durch Vermittlung seines Schwagers, des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz, kam es zu den Krakauer Lehnverträgen und zur „preußischen Huldigung“. Der polnische König wollte auf diese Weise Preußen stärker an die Krone binden und an der Nordgrenze seines Reiches Ruhe schaffen; Albrecht konnte nun keine Hilfe mehr vom Kaiser und von den deutschen Fürsten erwarten (im Gegenteil, er wurde wegen der Säkularisierung des Ordenslandes in den Bann getan) und war auf den König von Polen angewiesen. Unter Berücksichtigung der europäischen Politik zeigt B. auf, wie sich die Beziehungen zwischen Polen und Preußen entwickelten, wie es Albrecht und seinen Nachfolgern – unter Ausnutzung bestimmter Konstellationen in Polen – gelang, die Nachfolge in Preußen der Hohenzollern-Linie der Kurfürsten von Brandenburg zu sichern, die dann ihre Position stärken konnte und die polnisch-schwedischen Kriege geschickt benutzte, um die Unabhängigkeit von Polen zu erreichen. Die „preußische Huldigung“ spielt in der polnischen Geschichtsschreibung eine hervorragende Rolle, wie B. in einem abschließenden Kapitel zeigt. Sie ist schon von den Zeitgenossen sehr unterschiedlich beurteilt worden, und so

blieb es bis ins 20. Jh. Die einen machten dem polnischen König den Vorwurf, den Hohenzollern die Möglichkeit gegeben zu haben, in Preußen, das ja schon unter polnischer Lehnshoheit stand und in den polnischen Staat hätte einbezogen werden können, ein erbliches Herzogtum zu begründen und dieses mit Brandenburg in Personalunion zu vereinen; das Endergebnis sei die Teilung Polens gewesen, von Brandenburg-Preußen mit verursacht. Diese Meinung ist vor allem durch den Historiker M. Bobrzyński vertreten worden (1879). Der bekannte Historienmaler Matejko hat sie durch sein Gemälde „Die preußische Huldigung“ (1882) populär gemacht; der aus der Legende bekannte Hofnarr und Philosoph Stańczyk sitzt nachdenklich zu Füßen des Königs, er bringt seine Unzufriedenheit mit der Entscheidung des Herrschers zum Ausdruck. Die anderen sahen in der „preußischen Huldigung“ ein Zeichen der Macht der Jagiellonen, die Bezwingung und Auflösung des verhaßten Ordensstaates; die spätere Entwicklung konnte man 1525 nicht absehen, sie war nicht in den Bestimmungen des Krakauer Vertrages begründet. Diese letzte Aussage ist seit einiger Zeit in Polen maßgebend. B. betont auch die mit der Einrichtung des polnischen Lehnsherzogtums Preußen eingeleitete gegenseitige kulturelle Durchdringung: die Niederlassung von Polen (auch Kleinadliger) in Preußen, die Einrichtung polnischer Schulen im Zuge der Reformation. Ein Kapitel überschrieb sie – etwas irritierend – „Königsberg als Zentrum polnischer Kultur“: gemeint ist, daß viele Polen dort studierten oder auch lehrten und daß dort viele polnische Bücher gedruckt wurden – das zeigt aber die Anziehungskraft der deutschen Kultur Königsbergs auf die Polen an! B. weist umgekehrt auch auf die adlige und bürgerliche Opposition in Preußen gegen die brandenburgische Herrschaft und deren Wunsch nach enger Verbindung mit Polen hin; die Freiheiten des polnischen Adels waren für manche Preußen begehrenswert. Die z.T. erwartete Assimilierung, d.h. Polonisierung, fand jedoch nicht statt (212). – Nach B. haben sich in Polen zwei Haltungen in der Betrachtung der deutsch-polnischen Beziehungen herausgebildet, die zitierenswert sind: „die erste, an die Tradition der Schlacht bei Tannenberg anknüpfende Konzeption des unerbittlichen Kampfes im Zusammenhang mit der ‚ewigen‘, gleichsam unüberwindlichen Feindschaft zwischen beiden Völkern und die zweite, durch den Krakauer Vertrag eingeleitete Konzeption von Kompromißlösungen, der Suche nach Methoden des friedlichen, Annäherung und kulturelle Kontakte fördernden Zusammenlebens. Ein Symbol der zweiten, der aufgeschlossenen Haltung ist eben die preußische Huldigung“ (233). – Das wohl für ein breiteres Publikum geschriebene Buch ist äußerst anregend, flüssig im Stil, aber mit nur wenigen Fußnoten versehen (bei wichtigen Zitaten), so daß ein Nachvollziehen von Schlußfolgerungen schwer möglich ist. Die wichtigste Literatur ist (soweit nicht im Kapitel über die Geschichtsschreibung genannt) am Schluß zusammengestellt. Die deutsche Historiographie wird nur durch die Nennung zweier Namen (W. Hubatsch und K. Forstreuter) erwähnt: sie glorifiziere Albrecht wie im 19. Jh., operiere aber mit solidem Quellenmaterial und schätze die polnische Staatsräson ziemlich objektiv ein. Die deutsche Übersetzung (von Maria Weronika Janssen) ist sehr gut. Erfreulich und sehr bemerkenswert ist die durchgehende Verwendung geläufiger deutscher Namen für Orte in Preußen und auch in Polen, sowohl im Text als auch auf der Karte. „Knippau“ steht irrtümlich für Kneiphof (58), „Drawehn“ wohl für Draheim (206). Statt „Pruzen“ schreibt man heute Pussen. „Jan Bażyński“ ist Hans von Baysen, „Achacy Zehma“ Achatius von Zehmen (16, 96). Die deutsche Terminologie ist meist richtig

eingesetzt. Mit „Prokuratorien“ (11) sind offenbar Vogteien oder Pflegerämter gemeint. Für Pommerellen steht nur ausnahmsweise (20) das im Deutschen unübliche „Ostpommern“. Der livländische Ordensmeister war nicht „Hochmeister“ (96, 143). In Mecklenburg regierten zu jenen Zeiten Herzöge, nicht Großherzöge (154, 156, 168). Der Kurfürst von Brandenburg nahm 1701 den Titel eines „Königs in Preußen“ an, nicht „von Preußen“ (211). Manchen Bewertungen der Vf.in wird man nicht ganz zustimmen können, vor allem im Einleitungskapitel (Ausrottung der Prußen „mit Feuer und Schwert“, 9; Bewohner im Ordensstaat entwickelten „Programm der Rückkehr in die Grenzen Polens“, 10; „brutale Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung“, 11). Studenten aus Schlesien an der Universität Königsberg können nicht (zusammen mit solchen aus Polen und Litauen) ohne weiteres als Beweis polnischer Kulturverbindungen zur Preußen gedeutet werden, wie auch umgekehrt Schüler aus dem Herzogtum Preußen an den Gymnasien von Thorn, Danzig und Elbing nichts Besonderes sind (208), da diese Schulen deutsch waren. Aber alles ändert nichts an der Tatsache, daß hier ein sehr bemerkenswertes und zum Überdenken mancher deutscher Positionen anregendes Buch vorliegt.

H. W.

Stefan Hartmann schildert in Auswertung unveröffentlichter Quellen *Die Rückgabe Ostpreußens durch die Russen an Preußen im Jahre 1762* (ZfO 36, 1987, 405–433) unter Berücksichtigung der vorangegangenen Besetzung des Landes im Januar 1758 und der Besatzungszeit. Er nennt das Verhalten der Russen in Ostpreußen mild; die Verwaltung wurde kaum verändert, die Belastungen waren erträglich, auch wenn es gelegentlich zu Übergriffen kam. Nach H. hielt Rußland Ostpreußen nur als Faustpfand besetzt und hatte nicht die Absicht, es sich einzuverleiben. Interessant ist, daß die Instruktion Friedrichs des Großen für seinen Friedensunterhändler die Anweisung enthielt, auf Ostpreußen – falls nötig – gegen Entschädigung zu verzichten; für Schlesien erstrebte er dagegen eine russische Garantie (408). Die Räumung Ostpreußens durch die Russen zog sich Monate nach Friedensschluß und Wiedereinsetzung der preußischen Verwaltung hin. Im Anhang veröffentlicht H. ein Verzeichnis der im Bezirk des Neuhausener Justizkollegiums gelegenen Adelsgüter, die 1762 zu den Deputationskosten nach St. Petersburg beitragen mußten – mit Namen der Besitzer und Wert der Güter.

H. W.

WESTEUROPA

(Bearbeitet von *Natalie Fryde, Jochen Hoock* und *Petrus H.J. van der Laan*)

NIEDERLANDE. *Zwölse Regesten III, 1426–1450*, hg. von F. C. Berkenvelder (Zwolle 1986, Waanders, 576 S.). – Nach den 1980 bzw. 1983 erschienenen Teilen I, 1350–1399, und II, 1400–1425, liegt jetzt auch der dritte Teil dieser Edition vor, die ausführliche Regesten der Urkunden enthält, die die Geschichte der Stadt Zwolle betreffen. Damit ist der Plan, die Urkunden aus der Zeit von 1350

bis 1450 in Regestenform zu publizieren, verwirklicht. Als Ergebnis liegt die stattliche Anzahl von 2100 Regesten vor. Ein Supplementband ist angekündigt. Darüber hinaus hat B. bereits mit der Sammlung und Regestierung der Urkunden aus der Zeit nach 1450 bis ins 16. Jh. begonnen, so daß möglicherweise mit einer Fortsetzung der Edition zu rechnen ist. Die Editionsgrundsätze sind bei der Besprechung von Teil I (HGbl. 100, 1982, 245) erörtert worden. Viele Stücke betreffen natürlich lokale oder regionale Angelegenheiten und sind von den Schöffen oder Richtern der Stadt Zwolle ausgestellt. Es kommen auch Regesten vor, die sich auf das Stift Utrecht beziehen, wenn Zwolle mitbetroffen ist, oder solche, in denen westdeutsche Orte wie Bentheim, Köln, Münster oder Neuß genannt werden. Einige Stücke betreffen die Hanse insgesamt, z. B. die Quartierseinteilungen, 1447 und 1450. Die bearbeiteten Archivalien befinden sich hauptsächlich in den Stadtarchiven von Zwolle, Deventer und Kampen, in den Reichsarchiven der Provinzen Overijssel, Utrecht, Gelderland und Drenthe; daneben sind aber auch Stücke aus dem Staatsarchiv Münster und dem Deutschen Zentralarchiv Potsdam (solche, die aus dem Historischen Archiv der Hansestadt Lübeck stammen) berücksichtigt worden. *v.d.L.*

Maandrekening van Zwolle 1432, hg. von F. C. Berkenvelder, unter Mitarbeit von W. A. Huijsmans (Uitgaven van de Gemeentelijke Archiefdienst van Zwolle, Nr. 14, 1987). – Die städt. Monatsrechnungen der Hansestadt Zwolle, die seit 1399 erhalten sind, werden seit 1970 mit großer Regelmäßigkeit durch den Archivar der Stadt herausgegeben. Der Herausgabe der monatlichen Rechnungen ist der Vorzug gegeben worden gegenüber den Jahresrechnungen, weil die erstgenannten mehr Einzelheiten enthalten als letztere, die zudem viele Lücken aufweisen. Jetzt liegt der elfte Band der Reihe vor, die Rechnung für das Jahr 1432, die in ihrer Anlage von der vorangehenden abweicht und sich mehr an die von 1430 anschließt (vgl. HGbl. 105, 1987, 179). Es fehlen jetzt die Auflistungen der rückständigen Bußzahlungen seit 1391 und des städtischen Eigentums. Man bekommt den Eindruck, daß diese Rechnung zweckmäßiger geführt worden ist als ihre Vorgänger. Bemerkenswert ist, daß in die Rechnung eine Liste von 48 Personen aufgenommen worden ist, die bis zur Wahl der neuen Schöffen verantwortlich waren. Umrechnungen der Münzen, der 13 politischen Monate in Zwolle sowie ein Personen- und ein Ortsregister beschließen den Band. Auf der Ausgabenseite fallen die Unkosten auf, die der Stadt durch den Aufenthalt Bischof Johanns von Mâcon im Juni 1432 entstanden waren, der als päpstlicher Legat in das Stift Utrecht entsandt war, um dort in das sog. Utrechter Schisma vermittelnd einzugreifen. *v.d.L.*

H. van der Wee, *Antwoord op een industriële uitdaging: de Nederlandse steden tijdens de late middeleeuwen en nieuwe tijd* (TG 100, 1987, 169–184), überprüft die gängigen Hypothesen bezüglich der Entwicklung der Urbanisierung in Europa infolge kommerziell-kapitalistischer Faktoren und des Niedergangs der Städte als Folge der Protoindustrialisierung auf dem Lande anhand der tatsächlichen Entwicklung der niederländischen Städte. Die Hypothesen geben keine wirkliche Erklärung für die Situation in den Niederlanden. Es muß mit anderen Faktoren gerechnet werden wie dem industriellen Angebot – bezogen auf die „product-life-cycle-theory“ – oder institutionellen und politischen Faktoren. *v.d.L.*

J. Briels, *De Zuidnederlandse immigratie 1572–1630* (TG 100, 1987, 331–355), bietet eine Zusammenfassung bereits veröffentlichter und noch zu veröffentlichender Ergebnisse aus seinem besonderen Forschungsgebiet, nämlich der Einwanderung aus den südlichen in die nördlichen Niederlande während des o.g. Zeitraums. B. geht ein auf den Umfang der Wanderungsbewegung, die Wanderungsmotive und die Bedeutung der Einwanderungen für die religiösen und wirtschaftlichen Verhältnisse, den Unterricht, die Buchdruckerei, die Landesverwaltung, die Literatur und bildende Kunst, das Kunstgewerbe, die allgemeine Kultur und die Gesellschaft in den nördlichen Niederlanden. *v.d.L.*

J.L. van Zanden, *De economie van Holland in de periode 1650–1805: Groei of achteruitgang? Een overzicht van bronnen, problemen en resultaten* (BMGN 102, 1987, 562–609), wirft die schon oft gestellte Frage wieder auf, ob die holländische Wirtschaft zwischen 1650 und 1805 einen Aufschwung oder einen Niedergang erlebte. Vf. bietet eine Übersicht über die für moderne quantifizierende Untersuchungen zur Verfügung stehenden Quellen und prüft deren Zuverlässigkeit. Darüber hinaus stellt er die Ergebnisse eigener Untersuchungen vor, die er aus einem Teil des angegebenen Materials gewonnen hat, und empfiehlt weitere Bearbeitungen und Analysen. Vf. geht bei seinen Ausführungen in zwei Schritten vor: Zum einen behandelt er die absolute Höhe des Pro-Kopf-Einkommens in Holland während des genannten Zeitraums, wobei er feststellen muß, daß es unmöglich ist, sie einigermaßen genau zu bestimmen, weil die dazu heranzuziehenden Quellen über die Einkommensteuer nicht zuverlässig sind. Zum anderen untersucht er die Entwicklung des Bruttosozialprodukts und das reale Pro-Kopf-Einkommen in Holland während der fraglichen Zeit. Dieser Teil ist innerhalb des Aufsatzes der umfangreichste. Um die Produktivität in etlichen Wirtschaftszweigen zu errechnen, analysiert er den Wert der Erträge der holländischen Abgaben bzw. indirekten Steuern. Die untersuchten Wirtschaftszweige, für die taugliches Quellenmaterial zur Verfügung steht, betreffen aus dem Dienstleistungsbereich Handel, Transport und häusliche Dienste, aus dem gewerblichen Bereich die Bierbrauerei, die Leidener Textilindustrie, die Seifensiederei, ferner das Bau-, Papier- und Konsumgütergewerbe. Abschließend wendet sich Vf. der Landwirtschaft zu, der Viehzucht und der Fischerei. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Untersuchung der verschiedenen Wirtschaftszweige größere Sicherheit und bessere Einsichten vermitteln kann in die Entwicklung der holländischen Wirtschaft, die es gestatten, die bestehenden Hypothesen über Wachstum, Stabilität oder Niedergang zu überprüfen. An dieser Stelle ist es wichtig darauf hinzuweisen, daß der holländische Handel bis zum Beginn des 19. Jhs., abgesehen von vorübergehenden Einbrüchen, keinen strukturellen Niedergang erlebte. Der Amsterdamer Getreidehandel erlitt keine Einbußen; die seit 1660 rückläufigen Getreideaufuhren aus dem Ostseeraum konnten durch Importe aus England, aus deutschen Ländern, aus den südlichen Niederlanden und anderen niederländischen Gebieten wettgemacht werden. *v.d.L.*

Documenten voor de geschiedenis van de Antwerpse scheepvaart voornamelijk de Engelandvaart (1404–1485), hg. von Gustaaf Asaert (Collectanea Maritima II, Wetenschappelijk Comité voor Maritieme Geschiedenis, Koninklijke Academie

voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België, Brüssel 1985). – In seinem Vorwort sagt Hg., daß er mit dieser Quellenpublikation eine Lücke schließen und außerdem zu einer umstrittenen Frage, nämlich der nach der Existenz einer Antwerpener Handelsflotte im 15. Jh., Stellung nehmen will. Die Edition enthält Dokumente, welche die maritime Tätigkeit der Einwohner Antwerpens mit ihren eigenen Schiffen betreffen; diese Aktivitäten richteten sich außer auf das Ostseegebiet und Italien hauptsächlich auf England. Der erste Teil des Buches umfaßt 325 Frachtlisten von Antwerpener Schiffen, die in englischen Häfen durch den kgl. Zoll als Rechnungen angelegt worden sind, die sog. Particular Customs Accounts, und die im PRO in London aufbewahrt werden. Diese für die einzelnen Häfen angelegten Rechnungen enthalten u.a. folgende Angaben: Ankunft und Abreise eines Schiffes, Namen des Schiffers und seines Schiffes, Heimathafen des Schiffes, Name des Befrachters mit Hinweisen auf dessen Herkunft, Spezifikationen der Güter mit Angaben über Mengen und Wert, schließlich die geschuldeten Abgaben. Der Bearbeiter hat die ursprünglichen mittelalterlichen lateinischen und englischen Texte in modernes Niederländisch übersetzt. Bezüglich der Kaufleute-Befrachter sei angemerkt, daß sich in den Frachtlisten neben den Namen regelmäßig der Zusatz findet: „inheems“, „vreemdeling“ oder „Hanseaat“. Einige Befrachter lassen sich von ihrem Namen her als Kaufleute aus bestimmten Orten identifizieren. Diese Herkunftsorte sind meistens nicht angegeben, aber man stößt doch auf Angaben wie „koopman van Keulen“ in Londoner Rechnungen von 1471–1473, und zwar bei Posten, welche die Ausfuhr von „nicht-scharlachfarbenen“ Laken und die Einfuhr von Krapp, Seife, Leinwand, Öl, Karden oder Wollkämmen, Tuchschermessern und Stahl betreffen. Der größte Teil der Frachtlisten ist im Londoner Hafen erstellt; es kommen aber auch kleinere Häfen wie Boston, Great Yarmouth, Ipswich und Lynn vor. Abschließend enthält der Band eine kleine Auswahl von Texten, vornehmlich aus dem Stadtarchiv von Antwerpen, welche die Antwerpener Schifffahrt im 15. Jh. betreffen. Register der Personen-, Orts- und Schiffsnamen, sowie ein Sachregister, das insbesondere die ein- und ausgeführten Waren auswirft, erschließen die Publikation. v.d.L.

FRANKREICH/SPANIEN. Jacqueline Guiral-Hadziionssif, *Valence. Port méditerranéen au XVe siècle (1410–1525)* (Publications de la Sorbonne, Sér. Histoire Moderne 20, Paris 1986, Université de Paris 1 – Panthéon-Sorbonne, XII, 555 S., 7 Ktn.). – In einer außerordentlich facettenreichen, auf immense Bestände in zahlreichen Archiven gestützten Arbeit beschreibt Vf. in den Aufstieg Valencias zu einer der wichtigsten Hafenstädte des westlichen Mittelmeerraumes mit 80–100000 Einwohnern im 15. Jh. Trotz der unzureichenden Ausstattung des Hafens Grau entwickelte sich Valencia dank der Aktivität der christlichen und muselmanischen Kaufleute – der Bevölkerungsanteil der Mauren im Königreich Valencia lag bei 40%! – und ihrer weitgespannten Beziehungen zur wichtigsten Drehscheibe des Handels zwischen Mittelmeer und Atlantik. Der Aktivhandel der Seehandelsgesellschaften reichte von Alexandria, Zypern und den griechischen Inseln über alle bedeutenden Hafenorte des Mittelmeers bis nach Frankreich, England, Flandern und Holland. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch königliche Förderung, aktiven Kampf gegen Piraterie, Übernahme neuer, großräumiger Schiffstypen, Pflege der Seekartenherstellung – die Schule von Valencia setzte die große Tradition der

Mallorquiner fort – und die enge Verbindung von Handel, gewerblicher Produktion und intensiver Landwirtschaft. Die Arbeit bietet eine Fülle von Informationen, z. T. auch quantitativen Daten zur Entwicklung des Seehandels und der Schiffsbautechniken, zu den Lohn-, Arbeits- und Lebensbedingungen auf den Schiffen, der Rekrutierung der Besatzungen – auch deutsche Seeleute hat es nach Valencia verschlagen – und zur Arbeitswelt im Hafen. Bemerkenswert ist die umfassende Einbeziehung des Um- und Hinterlandes in die städtische Wirtschaft, die Umgestaltung der Landwirtschaft und Kosten des Getreidebaus zugunsten von gewerbe- und exportorientierten Produkten (Seidenraupenzucht, Färbepflanzen, Gewürze, Wein, Gemüse, besonders auch Reis und Zuckerrohr). Die gewerbliche Wirtschaft, die viel vom muselmanischen Erbe profitierte, war offen für Neurungen im Schiffsbau, im Textilgewerbe, wo Einflüsse aus Flandern/Brabant, England (Wolltuch) und Oberitalien (Seide, Damast) unverkennbar sind, und in der seit 1450 neuauflerbenden Papierherstellung, die zwischen 1475 und 1500 allein sieben deutsche Drucker anlockte – die erste Offizin errichtete Lambert Palmar aus Köln. Einwanderer aus Mailand belebten das Metallgewerbe, besonders die Waffenproduktion; auch die Pelzverarbeitung erreichte im Rahmen der Luxusgewerbe einen hohen Produktionsstand. Schwierig gestaltete sich in Hungerkrisen die ausreichende Versorgung mit Grundnahrungsmitteln. In einigen Jahren gelangte auch Getreide aus dem Ostseeraum nach Valencia. – Die Offenheit für fremde Einflüsse, die zu starken Kolonien italienischer, griechischer, französischer, flämischer und oderdeutscher Kaufleute (Diesbach-Watt-Gesellschaft, Große Ravensburger Handelsgesellschaft) führte, ging am Ende des 15. Jhs. zurück. Die Dynamik der Wirtschaft erlahmte, nicht zuletzt durch die Zwangstaufen oder Ausweisung von Mauren und Juden; die führenden Familien im Seehandel drängten in den Hofdienst und stiegen z. T. in den Adel auf, so daß Handelskapital nicht mehr reinvestiert wurde. Zunehmende soziale Konflikte am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jhs. belasteten die Entwicklung, so daß die durch die Entdeckungsfahrten ausgelösten neuen Impulse in Valencia kaum noch wirksam wurden.

F. I.

Huges Neveux, *Entreprise et résidence: Le cas de fabricants de bas caennais* (Annales de Normandie 37, 1987, 13–21), beschäftigt sich mit der Organisationsstruktur des Strumpfwirkergerwerbes in Caen zu Beginn des 18. Jhs., das eine Zeitlang das herkömmliche, darniederliegende Tuchgewerbe an Bedeutung übertraf, bevor es selbst von der Leinweberei überholt wurde. Hervorgehoben wird, vornehmlich anhand von Kriterien topographischer Nähe bzw. Distanz, dem Grad familialer Verflechtung und der räumlichen Verteilung der Betriebsgrößen, wie wenig es den Strumpfwirkern gelang, ihrem Berufsstand eine soziale und organisatorisch effiziente Verfassung zu geben. Das schient dessen raschen Niedergang in der zweiten Hälfte des Jhs. zu erklären.

J. H.

Claude Cailly, *L'industrie étamieère dans le Perche au XVIIIe siècle: und activité proto-industrielle économiquement avancée?* (Annales de Normandie 37, 1987, 23–52) entwirft ein detailliertes Bild der Entwicklung der städtischen Beuteltuchweberei, vornehmlich in Nogent, und deren Abhängigkeit von ihrem agrarischen Umland. Trotz einer durchaus günstigen Entwicklung im Bereich der Rohwolle-

produktion auf dem Lande kennt dieses Gewerbe in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. einen relativen Niedergang, für den eine äußerste unelastische Distributionsstruktur verantwortlich zu sein scheint, in der der herkömmlichen Großkaufmannschaft weiter die entscheidende Rolle zukam. Ob dieses strukturelle Defizit allerdings das entscheidende Hemmnis für die ausbleibende Industrialisierung des Perche bildete, bleibt eine offene Frage. J. H.

Antoine Murphy, *Le développement des idées économiques en France (1750–1756)* (RHMC 33, 1986, 521–541) beschäftigt sich mit der Rolle der Gruppe um Vincent der Gournay in der Entwicklung der ökonomischen Ideen in Frankreich in der der physiokratischen Erfolgsphase der „science économique“ unmittelbar vorausgehende Periode. Vf. macht dabei anhand seiner sorgfältigen Analyse des „Journal de la librairie“ D’Hémerys deutlich, welchen Anteil die Gruppe an der Publikation wichtiger ökonomischer Texte, besonders an der Verbreitung von Richard Cantillons „Essai sur la nature du commerce en général“ hatte. J. H.

BRITISCHE INSELN. Pamela Nightingale, *The Origin of the Court of Husting and Danish Influence on London’s Development into a Capital City* (EHR 102, 1987, 559–578). In einer stimulierenden Studie zu einem kontroversen Thema versucht Vf.in nachzuweisen, daß die erste Erwähnung des Namens Husting in einer Urkunde von 985 ein späterer Eintrag ist. Sie vermutet, daß der Name aus der Zeit der dänischen Besetzung Londons um 1016 stammt, als die Dänen die schon vorhandenen angelsächsischen Verwaltungsorgane der Stadt übernahmen. Sie schließt daraus, daß auch die traditionelle Vorstellung, derzufolge die dänische Herrschaft dem Handel förderlich gewesen sei, nicht zu halten ist. Ihrer Meinung nach waren die Verwüstungen und die von den Dänen geforderten Tribute der Entwicklung sowohl des einheimischen Tuchgewerbes als auch des englischen Fernhandels bis ins 14. Jh. hinein eher hinderlich. London sei besonders schwer betroffen gewesen, obwohl die Dänen die Entwicklung der Stadt ihrer strategischen Lage wegen durchaus förderten. Auf die Reaktion der Experten auf diese neue Deutung der Dänenzeit darf man gespannt sein. Die Wirtschaftshistoriker werden angesichts der wohlbekanntem Erfolge der englischen Tuchindustrie und der Rolle der Londoner Patrizier im internationalen Handel im 13. Jh. einen langfristigen Rückstand Englands nicht ohne weiteres akzeptieren. N. F.

T. H. Lloyd, *A Reconsideration of Two Anglo-Hanseatic Treaties of the Fifteenth Century* (EHR 102, 1987, 916–933), ist der Ansicht, daß die Verträge von Vorrath (1437) und Utrecht (1474) bestenfalls als vorübergehende Lösungen gedacht waren, von verzweifelten Staatsmännern zusammengebastelt und absichtlich vage formuliert waren, um Zeit in einem Dauerkonflikt zu gewinnen. Die Hanse weigerte sich, die alten Englandprivilegien aus dem 12. Jh. aufzugeben, obwohl die Rahmenbedingungen ihre Handels sich völlig geändert hatten, und obwohl England permanent in Handelskriege mit Preußen über die Tuchmärkte des Baltikums verwickelt war. Die Hanse war keineswegs bereit, England entsprechende Privilegien in den Hansestädten und ihrem Macht- und Wirtschaftsbereich anzubieten. Niemand

wußte eigentlich mehr, Sinn und Zwecke der alten Privilegien zu deuten. Die politische Verwirrung durch die lange und korrupte Regentschaft in England (1422–37) machte die Durchsetzung des Vertrages mit den unpopulären Preußen äußerst schwierig. Angriffe auf preußische Kauf- und Seeleute wiederholten sich und führten zu entsprechenden Reaktionen im Ordensland. Dies steigerte sich bis 1468, als Danziger Schiffe – unter dänischer Flagge – englische Schiffe angriffen. Als Vergeltung wurde der deutsche Stalhof in London beschlagnahmt. Der Vertrag von Utrecht sollte diese schwierige Situation bereinigen. Er wurde jedoch von England nur geschlossen, um Edward IV. den Rücken frei zu halten für den Krieg gegen Frankreich. Als Dauerlösung für die Engländer war der Vertrag wegen vieler Ausnahmebedingungen für die Preußen uninteressant. Beide Verträge waren absichtlich vage gehalten, nicht um die Historiker zu beschäftigen, sondern um den Parteien Gelegenheit zu geben, wenn es ihnen paßte, den Streit um wichtige Märkte wiederaufzunehmen. Im letzten Abschnitt teilt Vf. mit, daß Postan die Präsenz Englands im Baltikum unterschätzt und sogar Zahlen über die Passage englischer Schiffe durch den Sund manipuliert habe („cavalier use“). Darüber möchte man natürlich mehr Einzelheiten erfahren. N. F.

The Customs Accounts of Hull 1453–1499, hg. von Wendy Childs (The Yorkshire Archaeological Society Record Series 144, Leeds 1986, XXXII, 280 S., 3 Tab.). – Die durch ihre Arbeit über Englands Kastilienhandel bekannte Hg.in hat jetzt Zollrechnungen des auch für die Hanse bedeutenden Hafens von Hull in Yorkshire herausgegeben. Die Wiedergabe der Texte, denen eine sorgfältige methodische Einleitung vorausgeschickt ist, darf als vorbildlich angesehen werden. Hg.in hat die letzte von drei durchgehenden Rechnungsreihen ediert, weil diese den Vorteil hat, das englische Zollsystem, das sich seit 1275 ausgeweitet und weiterentwickelt hatte, voll ausgebildet darzustellen. Gerade in dieser Epoche befand sich Hull in einer kritischen Phase zwischen dem Niedergang des Wollexportes und dem Aufstieg des englischen Tuchhandels. Hg.in beschreibt diese Entwicklung und besonders auch die englische Zollverwaltung mit einer Klarheit und einem Geschick, das nur derjenige besitzt, der sich jahrelang mit dieser komplizierten und schwer durchschaubaren Quellenreihe beschäftigt hat. Wichtig für die Hanseforscher ist insbesondere die Liste der hansischen Kaufleute (277–280). N. F.

Jennifer I. Kermode, *Merchants, Overseas Trade, and Urban Decline: York, Beverley, and Hull c. 1380–1500* (Northern History 23, 1987, 51–73, 3 Tab.). Im 15. Jh. erlitten die Tuchstädte in Yorkshire, York und Beverley, sowie der wollexportierende Hafen Hull einen dramatischen wirtschaftlichen Niedergang, dessen Hintergründe Vf.in untersucht. Sie kommt zu dem Schluß, daß die Städte trotz traditioneller handwerklicher und kommerzieller Erfahrung, in ihrer finanziellen Entwicklung zurückblieben, so daß die kapitalkräftigeren Londoner in ihre Geschäftsbereiche eindringen konnten. Als ein Faktor des Abstiegs werden auch die Unterbrechung des hansischen Englandhandels ab 1405 und die Durchsetzung hansischer Handelsinteressen gegenüber den Engländern im Baltikum kurz erwähnt. Dies bringt jedoch für den Hanseforscher nichts Neues. N. F.

Jacob M. Price und Paul G. E. Clemens, *A Revolution of Scale in Overseas Trade: British Firms in the Chesapeake Trade, 1675–1775* (JLH 47, 1987, 1–43). Im 17. Jh. zog der Handel mit Amerika Hunderte von kleinen Kaufleuten und Detailhändlern an, deren wachsende Zahl sie um 1640 als eine „new force“ im politischen und sozialen Kräftefeld der Londoner Kaufmannschaft erscheinen läßt (Robert Brenner). Der vorliegende Artikel untersucht die langfristige Wandlung dieser Situation am Beispiel des Tabakhandels und zeigt, daß der lange Zeit leichte Zugang zum Amerikahandel nach 1685 durch die drastische Erhöhung der Einfuhrzölle und eine strenge Regulierung des Handels behindert wurde. Die Zahl der an diesem Handel beteiligten Firmen sank danach äußerst abrupt, während des Handelsvolumen der beteiligten Unternehmen durchschnittlich um das Dreißigfache wuchs. Vergleichbare, wenn auch nicht so ausgeprägte Trends lassen sich im Zucker-, Sklaven- und Levantehandel beobachten. Grund für diese Entwicklung sind u.a. die wachsende Bedeutung eines effizienten Versicherungswesens, das einer besseren Ausnutzung des verfügbaren Schiffsraums durch große Firmen entgegenkam, und die Entwicklung am Kreditmarkt, die ihrerseits große und sichere Unternehmen begünstigte.

J. H.

Irish Historic Towns Atlas, Nr. 1: Kildare, Nr. 2: Carrickfergus, hg. von J.H. Andrews und Anngret Simms (Dublin 1986, The Royal Irish Academy). – Angeregt durch einen 1978 gehaltenen Vortrag von Heinz Stoob hat die Royal Irish Academy die Herausgabe eines irischen Städteatlases in Angriff genommen. Die beiden ersten Mappen liegen jetzt vor. Jede enthält einen Hauptplan (1:2500), Nebenpläne und ältere Darstellungen der Städte. Hinzu kommen Einleitungen, die auf Primärquellen und den Ergebnissen der neuesten archäologischen Ausgrabungen beruhen.

N. F.

SKANDINAVIEN

(Bearbeitet von *Erich Hoffmann*)

Rikke Malmros, *Leding op Sjaldekvad. Det elvte århundredes nordiske Krigsflåder, deres teknologi og organisation og deres placering i samfundet, belyst gennem den samtidige fyrstedigtning* (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1985, 89–139). Vf.in belegt mit sehr einleuchtenden Beispielen ihre These, daß die Prosaschriftsteller der Sagas den von ihnen geschilderten Schiffstypen, auch wenn sie Stoffe behandelten, die zwei bis drei Jahrhunderte zurücklagen, in ihrer Darstellung ein Äußeres verliehen, das ihren zeitgenössischen Schiffstypen glich. Dies gilt etwa auch für Snorris Schilderung von Olaf Tryggvasons „Großkampfschiff“ „Ormen Lange“. Andererseits ist es aber möglich, was von Vf.in wiederum mit treffenden Beispielen belegt wird, aus den Skaldengedichten etwa des 10. und 11. Jhs., wenn man die notwendigen quellenkritischen Methoden anwendet, wichtige Nachrichten über die Schiffstypen dieser Zeit zu erschließen. Ebenfalls macht sich Vf.in daran, in subtilen Untersuchungen verfassungsgeschichtliche Erkenntnisse

aus der Überlieferung der Skaldenpoesie herauszuschälen. Hier ist in Norwegen die Ledingsflotte das Volksaufgebot, das unter königlichem Befehl (bzw. dem der Lade-Jarle) kämpft, seit Ende des 10. Jhs. überliefert. Möglicherweise hat es schon in den norwegischen Kleinkönigreichen vor Harald Schönhaars Reichsgründung in Südwestnorwegen ein Ledingsaufgebot gegeben. Die dänische Skaldendichtung benutzt für die Zeit Ende des 10./Anfang des 11. Jhs. nicht den Begriff „Leding“, die für sie verwendeten formelhaften Epitheta weisen aber darauf hin, daß das Volksaufgebot gemeint ist. So stellt Vf.in die These auf, daß auch das Ledingsaufgebot (also nicht nur gefolgschaftlich organisierte Verbände) an der Eroberung Englands durch die Dänenkönige beteiligt waren. Auch für Schweden wird ein Ledingsaufgebot für das frühe 11. Jh. bezeugt. Interessant ist es, daß nicht nur die eigentliche Gefolgschaft der nordischen Könige, die „Hird“ von der Skaldendichtung in enger persönlicher Bindung an diesen (oder die Lade-Jarle) gesehen wird, auch das Volksaufgebot der Leding konnte nach Quellenzeugnissen als „Mannen“ („Thegnas“) des Königs angesehen werden. Aufgabe des Königs und der Leding ist es nach außen wie nach innen (Land- und Seeräuber, im Gegensatz zu früheren Vorstellungen wurden auch „Wikinger“ nun mit letzteren gleichgesetzt) Gefahren für das Land abzuwehren. Auch ist der „König der Skalden“ nicht nur Gewährer von innerem und äußerem Schutz, sondern – den zeitgenössischen staatsrechtlichen Zuständen vorausgehend – auch „Gesetzgeber“. So weist sich die an das Königtum gebundene Skaldendichtung als Sprachrohr für das „Programm“ einer Ausrichtung des Staatswesens auf das Königtum in der Übergangszeit von der Wikingerära zum Hochmittelalter.

E. H.

Christian Krötzel, *Om nordbornas vallfärder till Santiago de Compostela* (FHT 72, 1987, 189–200), verfolgt die Rolle, die Pilgerfahrten zum Grab des Apostel Jakobus im mittelalterlichen Skandinavien spielten. Dabei zeigt er nach einem kurzen allgemeinen Abriss über die Entwicklung des Jakobuskultes und des dazugehörigen Pilgerwesens, daß sich in den Quellen Wallfahrer aus allen nordischen Ländern nachweisen lassen, und kommt auf die Motive zu sprechen, die sie auf den Weg führten. Ein interessantes Ergebnis ist, daß in dem von K. untersuchten Material gegenüber der einfachen „peregrinatio devotionis causa“ oder den durch die Einlösung von Gelöbnissen oder testamentarischen Verfügungen sowie den durch den Wunsch nach Genesung bedingten Reisen Bußwallfahrten die größte Gruppe und die Sühne von Mordtaten bei diesen wiederum den größten Anteil ausmachten. Die Benutzung einer bestimmten festen Route für den Weg nach Santiago de Compostela oder der Zusammenschluß von Pilgern zu St. Jakobs-Gilden, wie es aus anderen Teilen Europas bekannt ist, lassen sich anhand der Quellen bei skandinavischen Wallfahrern nicht erkennen.

C. Müller-Boysen

DÄNEMARK. *Diplomatarium Danicum*, 4. R., Bd. 2: 1380–1385, hg. von Herluf Nielsen (Det Danske Sprog- og Litteraturselskab, Kopenhagen 1987, A. Reitzels Forlag, 578 S.). Der Band enthält die Urkunden der für die Hansegeschichte wichtigen Zeit der letzten fünf Jahre der Kölner Konföderation bis zu ihrer Auflösung. So finden sich hier auch manche Zeugnisse für die langfristigen Verhandlungen der Königin Margarethe mit den Städten über die Probleme der Sundschlösser so-

wie die Sicherung der hansischen Privilegien. Die für die Hansegeschichte wichtigen Stücke sind allerdings teilweise im LUB, in den HR, im MUB usw. zugänglich, mehrere Stücke sind hier jedoch neu abgedruckt. – Gleichzeitig ist auch die dänische Übersetzung des Urkundenbandes in der Reihe: Danmarks Riges Breve, 4. R., Bd. 2: 1380–1385, hg. von Herluf Nielsen (Det Danske Sprog- og Litteraturselskab, C.A. Reitzels Forlag, Kopenhagen 1987), erschienen. E. H.

Niels Refskou, *Det retslige indhold af de ottenske diplomater til de danske bispedømmer* (Scandia 52, 1986, 167–209). Vf. widmet sich in seiner Abhandlung der Untersuchung der beiden Urkunden DOI, 294 von 965 und DOIII, 41 von 988. Während fast alle seine Vorgänger sich darum bemühten, die Interpretation der Texte von der Formulierung aus DOI, 294 „in marca vel regno Danorum“ her zu erschließen, wendet er sich jeweils der gesamten Dispositio der beiden Texte zu. Durch einen umfangreichen Vergleich der beiden Urkunden mit den üblichen Immunitätsurkunden der Zeit Ottos I. kommt er zu der Feststellung, daß es sich bei beiden (ja fast gleichlautenden) Urkunden nicht um Immunitätsbriefe handle. Hier sei weder ein übliches „introitus“-Verbot noch ein solches für „districtio“ vorhanden, hier finde sich nur ein „exactio“-Verbot. Weiterhin würden die Besitztümer der Bistümer von „census“ und „servitium nostri iuris“ befreit, die „servi“ und „coloni“ allein vom „census nostri iuris“. Nach Vf. bedeute diese Feststellung des Kaisers, daß er keinen Rechtsanspruch auf „census“ und „servitium regis“ in den Besitzungen der dänischen Bischöfe besitze. Das „introitus“-Verbot in der Urkunde richte sich atypisch für ottonische Diplome gegen jede Gewalt eines „comes“ oder „aliquis fisci nostri exactoris“, also quasi gegen jeden Amtsträger königlicher Gewalt. Die Formulierungen der Dispositio: „sub nullius banno vel disciplina illius nisi sub illarum ecclesiarum advocatis esse volumus“ sei die einzige, die sich dem üblichen Schema eines Immunitätsdiploms einfüge. Sie bedeute letztlich, daß die dänischen Bistümer formell von ihrem Status als Mitglieder der deutschen Reichskirche (nämlich als Suffragane des Erzbistums Bremen) befreit würden; eine solche Stellung schließe von vornherein aber die Erteilung eines Immunitätsprivilegs aus, denn hiermit werde zugegeben, daß Otto den Dänenkönig Harald Blauzahn als alleinigen Herrn der drei dänischen Bischöfe anerkenne. Die politischen Hintergründe für diese Stellungnahme des Kaisers führt Vf. dann im einzelnen aus. Vf. lehnt (unseres Erachtens zu recht) Sture Bolins Interpretation des Passus „in mara vel regno Danorum“ als Quellenbeleg für eine „Schleswigsche Mark“ des ottonischen Reiches ab. Durch das „vel“ solle nicht der staatsrechtliche Unterschied zwischen der „marca“ und dem „regnum“ betont werden, sondern eine Präzisierung des ungewöhnlichen Reichsnamens „Dänemark“ vollzogen werden. – Kenner der in der Abhandlung des Vfs. aufgeworfenen Problematik werden wissen, daß wir selbst erst kürzlich in unserem Aufsatz „Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen dem deutschen und dem dänischen Reich für die Zeit von 934 bis 1035 (in: 850 Jahre St. Petri-Dom zu Schleswig, hg. von Chr. Radtke und W. Körber, Schleswig 1984, 105–132) auf anderen Wegen als Vf. zu ähnlichen Ergebnissen gekommen sind. So stimmen wir seinen Schlußfolgerungen weitgehend zu, finden seine weitgespannten Studien für den Bereich ottonischer Immunitätsurkunden recht beeindruckend, gedenken für die Zukunft uns mit dem gemeinsam interessierenden Thema aufgrund dieser Anregung weiterhin zu beschäftigen,

fragen uns allerdings schon jetzt, ob Vf. bei der Interpretation sich im einzelnen nicht zu sehr von Formalien hat beeindrucken lassen. E. H.

Grethe Jacobsen, *Guilds in Medieval Denmark. The Social and Economic Role of Merchants and Artisans* (Diss., University of Wisconsin-Madison, printed by microfilm/xerography, 1980, 334 S.). – Vf.in widmet sich in ihrer Abhandlung dem dänischen Gildewesen, das von den Quellen her von der Wende zum 13. Jh. ab recht gut überliefert ist. Es geht ihr hierbei vor allem um den institutionellen Aufbau der Gilden und der gildeartig organisierten Handwerksämter sowie deren Bedeutung für die Stadtwirtschaft. Weiterhin wendet sie sich dem Verhältnis zwischen Stadtrecht, städtischer Gesellschaft und den gildischen und zünftlerischen Korporationen zu. Ihre Arbeit umfaßt die Zeit des hohen und späten Mittelalters. Hierbei kommt sie aber letztlich für das Hochmittelalter über den vorgefundenen Forschungsstand des Jahres 1980 nicht durch eigene weiterführende Gedanken über das von Lauritz Weibull, Curt Wallin und Gerhard Kraack über die Knutsgilden Erschlossene hinaus. So werden auch keine tieferen und weiterführenden Überlegungen zur Frage der Entstehung der dänischen Kaufmannsgilden angestellt. Daß Vf.in die künftigen Forschungsergebnisse der achtziger Jahre (Schütt, Gilkaer, Hørby, Nyberg, Hoffmann) zum Thema der Knutsgilden nicht voraussehen konnte, kann ihr selbstverständlich niemand anlasten. Das Verdienstvolle an der Abhandlung der Vf.in liegt jedoch in der Behandlung der spätmittelalterlichen Verhältnisse, die auch rein vom Seitenumfang mehr als vier Fünftel ihres Buches einnehmen. Hier hat sie als erste sich der Bearbeitung des schon seit langem veröffentlichten reichhaltigen Quellenmaterials (gedruckt bei C. Nyrop, Danmarks Gilde- og Lavsskraaer fra Middelalderen, 2 Bde., 1895–1904) über die Handwerkskorporationen und Kaufmannsgilden und -kompagnien gewidmet. Bei den Kaufleuten bestanden im Spätmittelalter in den dänischen Städten die Knutsgilden als jeweils vornehmste Fernhändlerkorporation weiter, wobei sich allerdings die Gesamtorganisation des Knutsgildeverbandes aufgelöst hatte. Je länger je mehr waren dann auch die Gilden der deutschen Kaufleute aus den wendischen und pomerschen Städten in den dänischen Handelsplätzen besonders bedeutungsvoll. Um eigene Interessen gegen die Konkurrenz der Deutschen, des einheimischen Adels und der Großbauern zu verteidigen, bildeten die dänischen Kaufleute im 14. und 15. Jh. Korporationen neuen Stils, die in den größeren Städten Kompagnien genannt wurden. Die Existenz von Handwerkskorporationen scheint schon im Schleswiger Stadtrecht aus dem 12. Jh. bezeugt zu sein, wie überhaupt für das 12. und 13. Jh. Zeugnisse für die Existenz von Handwerksämtern in verschiedenen dänischen Stadtrechten vorliegen, ohne daß wir Näheres über diese Korporationen erfahren. Auch für das 14. Jh. sind keine Ämterstatuten überliefert, aber eine größere Zahl von Einzelnachrichten weist auf eine Vielzahl von Gewerben und Handwerkskorporationen in den dänischen Städten hin. Reichlich sind jedoch Amtssatzungen für das 15. und frühe 16. Jh. vorhanden. Der Inhalt dieser Amtsrollen weist deutlich darauf hin, daß die institutionellen Formen der Handwerksämter nach dem Vorbild derer in den deutschen Hansestädten gebildet worden waren. Wie jede sonstige gildeartige Korporation pflegten auch die Amtsbrüder gemeinsamen Kult der jeweiligen Gildeheiligen und begingen gemeinsam Gildefeste. – Daß eine so große Zahl von Gildenrollen für das 15. Jh. überliefert ist, liegt nicht zuletzt

daran, daß seit der Wende zu diesem Jh. der Rat in den Städten das Recht der Bestätigung der Ämtersatzungen erhielt, so daß manche von diesen auf Verlangen des Rates geändert werden mußten. In manchen Fällen wurde auch ein Ratmann zur jeweiligen Kontrolle der Handwerksämter einer Stadt eingesetzt. E. H.

John Lind, *Knut den Helliges Segl – et aegte Praesentationssegl?* (Scandia 52, 1986, 327–346. Vf. setzt sich mit dem Aufsatz von T.H. Larsen (Scandia 51, 1985; vgl. HGBll. 105, 1987, 193) auseinander, der es für wahrscheinlich hält, daß das Siegel der Urkunde Knuts des Heiligen für das Erzbistum Lund vom Jahre 1085 (das nur durch frühneuzeitliche Zeichnungen überliefert ist) eine Fälschung darstellt. Vf. ist jedoch der Meinung, daß die Art des Siegels nicht, wie von Larsen angenommen, dem Stil des 14. Jhs. entspricht. Die Art des Doppelsiegels wie dessen Ähnlichkeit mit Siegeln des anglonormannischen Königs Wilhelm I. könne vielmehr durchaus der politischen Situation des Jahres 1085 entsprechen, als König Knut der Heilige ein Unternehmen zur Eroberung Englands vorbereitete, um die schon von seinem Vater Sven Estridson gegenüber Wilhelm dem Eroberer angemeldeten Ansprüche auf den englischen Thron durchsetzen. E. H.

Martin Schwarz Lausten, *Christian den 3. og Kirken 1537–1559* (Studier i den danske reformationskirke 1, Kopenhagen 1987, Akademisk Forlag, 246 S.; dt. Zusammenfassung). – Christian III. steht in der Reformationsgeschichte als der Fürst da, der die Reformation der Kirche im Sinne Luthers allen Widerständen zum Trotz in Dänemark, Norwegen und den Herzogtümern Schleswig und Holstein durchsetzte. Der König war von den Gedanken des Reformators seit seiner Teilnahme am Reichstag zu Worms erfüllt und war auch deutlich darum bemüht, im Privatleben wie in der Politik (etwa bei Ablehnung eines Präventivkrieges) sich an die christliche Ethik zu halten. Schon als junger Fürst hatte er als Beauftragter seines Vaters Friedrich I. in den nordschleswigschen Ämtern Hadersleben und Tørring die landesherrliche Verwaltung ausgeübt und mit Erlaubnis Friedrichs hier auch die Reformation durchgeführt. Nach dem Tode des Vaters wurde Christian zunächst nur Herzog von Schleswig und Holstein, konnte sich aber bald in Auseinandersetzung mit dem unter der Leitung Wullenwevers stehenden Lübeck auch in Dänemark und Norwegen als König durchsetzen. – Vf. untersucht nun in sehr einleuchtender Weise das Vorgehen des Monarchen bei den einzelnen Maßnahmen zur Neuordnung des Kirchenwesens aufgrund der Kirchenordnungen, denen eine grundsätzliche lateinische Fassung von 1537 zugrunde lag, die dann den unterschiedlichen Verhältnissen in seinen einzelnen Landen angepaßt wurde. Die Berechtigung zur Durchsetzung der Reformation leitete er weniger – wie Luther und die deutschen protestantischen Fürsten – aus der Notwendigkeit ab, daß der Landesfürst als „Notbischof“ an der Stelle der sich der Kirchenreform verweigern den altkirchlichen Obrigkeit die Neuordnung vollziehen müsse, sondern er sah diese Aufgabe im von Gott gegebenen königlichen Amt im Sinne der „Priesterkönige“ des Alten Testaments begründet. Auf diese Weise kam es wie in allen lutherisch reformierten Ländern zu enger Bindung zwischen Staat und Kirche, zur Unterstellung der Geistlichen als Beamte unter den Landesfürsten und zu einer engen Zusammenarbeit zwischen geistlichen und weltlichen Beamten bei der Wahrung der Kirchenzucht. E. H.

Martin Schwarz Lausten, *Reformationen i Danmark* (Kopenhagen 1987, Akademisk Forlag, 217 S.). – Vf. bietet in einer verhältnismäßig knappen, aber sehr verständlichen und die wesentlichen Gedankengänge deutlich hervorhebenden Darstellung eine sehr gute Übersicht über die komplizierte Reformationsgeschichte Dänemarks und über die Neuordnung des Kirchenwesens nach dem Sieg Christians III. Hier geht es um die Reformation als Volksbewegung in den Städten, die „Balancepolitik“ Friedrichs I. zwischen beiden Glaubensrichtungen, den Sieg Christians III. in der Grafenfehde und seinen „Staatsstreich“ gegenüber den dänischen Bischöfen, nachdem er sich mit dem Adel und dem Bürgertum der großen Städte verständigt hatte. Weiterhin werden die einzelnen Punkte der Neuordnung des Kirchenwesens und die Unterstellung der Kirche unter den Staat untersucht, wie auch die theologische Ausrichtung der dänischen Kirche auf die neue lutherische Lehre. Am Ende steht ein interessantes Kapitel, das vorzeigt, wie nach der Reformation und der teilweisen Säkularisation von Kirchengut viele soziale Aufgaben der alten Kirche (z.B. Schulwesen, Armenwesen usw.) vom Staat übernommen werden mußten. Desgleichen wird auf den Einfluß der neuen Lehre auf das juristische Denken, wie das außenpolitische Handeln von König und Beamenschaft hingewiesen.

E. H.

Troels Dahlerup, *Den danske reformation i den samfundsmaessige sammenhaeng* (Reformation-perspektiver, Acta Jutlandica LXII, 3, Teologisk serie 14, Aarhus Universitetsforlag 1987). Vf. bringt in seiner Abhandlung eine Reihe von treffenden Beispielen für das behutsame und dennoch für die eigene Sache effektive Vorgehen Christians III. und der dänischen Reformation im Umgang mit den Altgläubigen und den Wortführern der altkirchlichen Hierarchie. Man vermied es „Märtyrer“ des alten Glaubens zu schaffen und erreichte dennoch eine konsequente Kirchenreform.

E. H.

Henrik Becker-Christensen, *Flådemagt og protektionisme. Traek af defensionsskibordningen in Danmark-Norge i 1600-tallet* (Erhvervshistorisk Årbog 36, 1986, 30–55). Bei den „Defensionsschiffen“ handelt es sich um armierte Handelsschiffe, die im Kriegsfall während des 17. Jhs. der Kriegsflotte eingegliedert wurden. In Dänemark wurde der Gedanke, die Kriegsflotte auf diese Weise zu vergrößern, von Christian IV. gefaßt. Die ersten Anzeichen hierfür sind schon für 1621 festzustellen, 1630 wurde der Plan dann für Norwegen, 1639 für Dänemark ernsthaft in Angriff genommen. Der Staat war bereit, Schiffsreedern Zollvergünstigungen (etwa bei der Salzeinfuhr, wobei man im Sinne merkantilistischer Politik den nationalen Salzhandel stärken konnte) zu gewähren, wenn diese ihre Schiffe mit mehreren Kanonen „armierten“ und dann im Kriegsfall dem König für seine Flotte zur Verfügung stellten. Im Schwedenkrieg 1643–1645 wurden tatsächlich armierte Handelsschiffe in Dienst gestellt, doch waren die von Dänemark gestellten bewaffneten Handelsschiffe kaum eine Frucht der „Defensionsschiffsprivilegien“, während in Norwegen damals immerhin 16 solcher privilegierten Schiffe der Kriegsflotte zur Verfügung gestellt wurden. Die von Christians IV. Sohn Friedrich III. vertretene Förderung merkantilistischer Handelspolitik führte zunächst zu einer vorläufigen Aufhebung der Defensionsschiffsordnung, um eine möglichst effektive

dänische Salzkompagnie einzurichten. Doch nach der in hartem Kampf durchgesetzten Selbstbehauptung der dänisch-norwegischen Monarchie (1657–1660) vertrat Friedrichs III. unehelicher Sohn, Ulrich Friedrich Gyldenløve, als Statthalter für Norwegen aufs neue den Gedanken, die norwegische Flotte durch „Defensionschiffe“ zu verstärken (1664). Nach der Regierungsübernahme Christians V. hatte er mit diesen Vorstellungen Erfolg, so daß die Defensionsschiffsordnung noch einmal 1670/71 erneuert wurde. Der Effekt der Verordnung im sogenannten „Schonenschen Krieg“ gegen Schweden (1675–1679) hielt sich jedoch in Grenzen. *E. H.*

SCHWEDEN. Bo Gräslund, *Knut den store och sveariket. Slaget vid Helgeå i ny belysning* (Scandia 52, 1986, 211–283). – Ove Moberg, *Slaget vid Helgeå och dess följder* (Scandia 53, 1987, 175–185). Die Wiederaufnahme einer Untersuchung der Problematik um die Vorgänge bei der Schlacht an der Helgeå (ca. 1026) durch Ove Moberg in Scandia 51, 1985 (vgl. HGBll 105, 1987, 195), hat zu weiteren Überlegungen von Gräslund und Moberg zur Bedeutung dieser Schlacht und ihrer Folgen geführt. Ausgehend von der Tatsache, daß eine in Sigtuna geprägte Silbermünze Knut den Großen als „rex Sv.“ bezeichnet, und eine spätere lateinische Übersetzung eines in angelsächsischer Sprache verfaßten (im Original verlorenen) Briefes des Königs diesen sich auch als „rex patris suanorum“ titulieren läßt, tritt Gräslund dafür ein, die Schlacht an der Helgeå nicht wie üblich auf das Jahr vor der Romreise Knuts, sondern vielmehr auf das Jahr nach dieser Reise zu datieren. Die Schlacht habe im übrigen nach seiner Interpretation der Quellen nicht wie bisher angenommen an der schonenschen Küste, sondern im Mälarraum bei einer Helgeå im südöstlichen Uppland stattgefunden und zu einer zeitweiligen Eroberung dieses Kerngebietes des schwedischen Reiches (damit also noch vor der Vertreibung Olafs des Heiligen aus Norwegen 1027) geführt. Moberg stimmt Gräslunds Ergebnissen teilweise zu. Er bleibt jedoch dabei, daß die zu einem Siege Knuts führende Schlacht an der Helgeå in Schonen 1026 stattfand, daß der dänisch/englische König dann aber 1027 nach seiner Rückkehr von Rom sich vor seinem Norwegenfeldzug zuerst gegen den schwedischen König Anund Jakob gewendet habe und nach einem weiteren Siege über diesen die Herrschaft über das schwedische Kernland am Mälarsee gewonnen habe. Erst darauf hätte er auch Olaf von Norwegen aus seinem Lande vertrieben. *E. H.*

Gunnar Annell, *Hur Gustav Vasa gjordes till Sveriges Konung* (Scandia 52, 1986, 239–261). Vf. geht bei seinen Betrachtungen von Berichten über Verhandlungen zwischen dem schwedischen Reichsrat und lübischen Gesandten aus, die am 3.6.1523 zu Strängnäs stattfanden. Es ging hier wohl nicht zuletzt um den Wunsch der Lübecker, eine Sicherung ihrer Privilegien durch die Verbündeten zu erhalten, denen es kürzlich mit Hilfe Lübecks gelungen war, Christian II. von Dänemark, der 1520 kurzfristig noch einmal das Unionskönigtum wiederhergestellt hatte, nach seinen Gewalttaten (u.a. „Stockholmer Blutbad“) aus dem Lande zu treiben. Einer der Gesandten forderte dabei den Reichsrat auf, dahin zu wirken, so bald wie möglich einen beständigen Frieden zu erreichen. Hierbei ist Vf. der Meinung, daß es nicht die Ansicht der Lübecker war, den Schweden zur baldigen Wahl eines einheimischen Königs (hierfür kam in erster Linie Gustav Wasa infrage) zu raten,

sondern er vermutet, daß es Lübecks Ziel war, dem Reichsrat die Wiederherstellung des nordischen Unionskönigtums unter Christians Oheim Friedrich I. anzuraten, der im Bunde mit Lübeck und Schweden den Neffen auch zur Flucht aus Dänemark gezwungen hatte. Vf. ist nun der Meinung, daß gerade dieser drängende Vorschlag der Lübecker den schwedischen Reichsrat zum schnellen Handeln und zur Wahl Gustav Wasas bewogen habe, da man zur Wiederbelebung der Union nicht bereit war. Gustav Wasa betrieb als raffinierter Taktiker eine zurückhaltende Politik und lehnte zuerst eine Kandidatur ab, obwohl er wußte, das er der einzige mögliche Thronkandidat war. Tatsächlich wurde er in Abwesenheit unter Beobachtung der üblichen rechtlichen Formen vom Reichsrat gewählt. Er stellte darauf den Lübeckern die Frage, ob sie einverstanden seien, wenn er die Wahl annähme. Da die Lübecker Gustav seit langem unterstützt hatten und nun auch nach der Wahl des Reichsrates keine Möglichkeit mehr sahen, die Erhebung eines gesonderten schwedischen Königs zu verhindern, stimmten sie notgedrungen zu. Gustav hatte auf diese Weise durch geschicktes Manövrieren zwischen Reichsrat und Lübeck seine Wahl durchgesetzt und eine Unterstützung der Lübecker für mögliche Ansprüche Friedrichs I. auch auf den schwedischen Thron verhindert. *E. H.*

Marianne Råberg, *Visioner och verklighet. En Studie kring Stockholms 1600-talstadsplan*, Bd. 1: Text, Bd. 2: Stockholms kartor från 1600-talet (Stockholms monografier, utgivna av Stockholms Stad. Kommitén för Stockholms forskning, Allmäna Förlaget i distribution Centralstyret AB, Borås 1987, Bd. 1, 272 S.; Bd. 2, 82 S.). – Die Stadt Stockholm expandierte zu Beginn der schwedischen Großmachtszeit nicht zuletzt durch die Planungen König Gustav II. Adolfs beträchtlich. Die Pläne zur Ausweitung der Stadt sind nach Ansicht der Vf.in nicht zuletzt während dessen Regierungszeit vorangetrieben worden. Hand in Hand mit der Stadtplanung gingen auch die Überlegungen zur Befestigung des vergrößerten Stockholms. *E. H.*

Arkivforskning på Gotland, bearb. von Sten Körner, Tryggve Siltberg, Tommy Sundberg (Skriftene utgiven av Kulturnämnden i Gotlands Kommun, Gotlandica Nr. 16, Visby 1979, Barry Press Förlag, 192 S.). – Das Buch bringt wertvolle Hinweise auf die Bestände des gotländischen Landesarchivs in Visby und deren Benutzung. Am umfangreichsten wird über die Kirchenarchivalien berichtet, aber auch über die Akten der staatlichen Verwaltung seit 1645, über die Erdbücher und die Zollabrechnungen werden Übersichten über die Bestände vorgelegt. *E. H.*

Eric Svahnström, *Nya rön om „Allhelgonkyrkan“, St. Per och St. Hans kyrkor i Visby* (Gotländsk Arkiv 1986, 45–52; dt. Zusammenfassung). Bei Ausgrabungen im Bereich der St. Hanskirche in Visby wurden Bauteile einer weiteren Kirche erschlossen, von der Vf. annimmt, daß sie mit der in der „Guta-Saga“ aufgeführten Allerheiligenkirche identisch ist. Im Komplex der nebeneinanderliegenden Kirchen St. Hans, St. Per und (vermutlich) Allerheiligen ist letztere die zuerst – in der 2. Hälfte des 11. Jhs. – erbaute Kirche gewesen. Ende des 12. / Anfang des 13. Jhs. folgten dann der Bau von St. Per (südlich von Allerheiligen) und bald darauf

St. Hans (zwischen den beiden andern Kirchen gelegen), deren Bau Ende des 13. Jhs. nach Abbruch von Allerheiligen über deren Grundmauern ausgedehnt wurde.

E. H.

Lena Thunmark – Nylén, *Hedningar, Kristna och Silverskatter* (Gotländsk Arkiv 1986, 23–4); dt. Zusammenfassung). Vf.in gliedert die frühmittelalterlichen Horte an Silbermünzen auf Gotland in solche, die bewußt auf Dauer deponiert wurden (sie liegen zeitlich früher) und solche, die zum Wiederabholen bestimmt waren. Erstere rechnet sie der heidnischen Zeit zu, als es für Einzelpersonen üblich war, Horte im Boden zu verbergen, um sich ihrer im „Leben nach dem Tode“ zu bedienen. Die zum Wiederabholen bestimmten Horte wurden von Vf.in der christlichen Periode zugewiesen. Ihrer Ansicht nach deponierte man die Münzen nicht nur in Kriegszeiten zur Sicherung vor Plünderern im Erdboden, sondern bediente sich dieses heimlichen Depots grundsätzlich zur sicheren Aufbewahrung von Geld und Edelmetall. Dabei wird den Familienangehörigen der Ort des vergrabenen Schatzes bekannt gewesen sein. Unglückliche Zeitumstände haben dann eine Entnahme des Hortes jeweils verhindert. Auffällig ist die Häufung „christlicher Horte“ für die Zeit des frühen Kirchenbaus auf Gotland. Vf.in vermutet, daß hier das von den kirchlichen Oberen den gotländischen Gemeinden zugewiesene Geld für Material- und Arbeitsleistungen an die bäuerliche Bevölkerung weitergeleitet worden ist.

E. H.

Hugo Yrwing, *Visby – Hansestad på Gotland* (Stockholm/Södertälje 1986, Gidlunds, 469 S.; dt. Zusammenfassung). – Nach der Geschichte Gotlands im Mittelalter (Gotlands medeltid, 1978) hat der vorzügliche Kenner der mittelalterlichen Geschichte der Insel nun auch eine umfassende Geschichte der Stadt Visby im Mittelalter vorgelegt, die alle Teile einer großangelegten Stadtgeschichte umfaßt: Die Entstehung, die politische Geschichte, die Handelsgeschichte und die Beziehungen zu den übrigen Handelsstädten des Ostseeraums, die Stadtverfassung, Kirchen und Klöster sowie die Baugeschichte und die Entwicklung der Topographie. Da es nicht möglich ist, bei dem beschränkten Raum, der uns zur Verfügung steht, über alle interessanten Fragestellungen zu berichten, wollen wir uns damit begnügen, die für den Hansehistoriker besonders wichtigen Punkte herauszustellen. Seit der Wikingerzeit (10. Jh.) sind sich häufend Siedlungsspuren in Visby festzustellen, die davon zeugen, daß hier schon zu dieser Zeit ein nicht unbedeutender Handelsplatz vorhanden war, der sich aus einem ursprünglichen Ausgangspunkt für gemeinsam unternommene Unternehmungen gotländischer Fernhändler entwickelte. Im Gegensatz zu bisherigen Vorstellungen rechnet Vf. zumindest für das beginnende 13. Jh. bereits mit vier statt mit zwei Visbyer Gemeinden (neben St. Clemens und St. Peter auch noch St. Olav und St. Johannis). Vor der Gründung Neu-Lübecks sieht Vf. frühe Handelsbeziehungen nordwestdeutscher Kaufleute mit Visby nur über die Vermittlung von Haithabu/Schleswig stattfinden und lehnt daher die These Stoobs über bereits bemerkenswerte Aktivitäten deutscher Fernhändler in den Ostseeraum über Alt-Lübeck und eine im Klingenberg-Raum angenommene Vorläufersiedlung Neu-Lübecks (ZVLGA 59, 1979) ab. In der Auseinandersetzung um die Interpretation der Gotlandurkunden Heinrichs des Löwen fin-

det sich beim Vf. nun folgende Position: Der Streit zwischen Lübeckern und Gotländern ist seiner Ansicht nach deswegen entstanden, weil die Gotländer weiterhin mit dem ganzen sächsischen Raum und nicht in bevorzugter Weise mit Lübeck Handel treiben wollten. Der von Herzog Heinrich 1161 statuierte Frieden zwischen den Kontrahenten beruhte nicht zuletzt auf dem Gegenseitigkeitsprinzip (Vf. ist also kein Anhänger der Interpolationstheorie von A.E. Christensen) und öffnete dem deutschen Kaufmann den Weg nach Gotland. Allerdings hat sich seiner Meinung nach der Gotlandhandel der Lübecker erst von den achtziger Jahren des 12. Jhs. ab entwickelt. Seit etwa dieser Zeit bestand nach Vf. in Visby auch eine kleinere Gruppe ansässiger deutscher Kaufleute, die mit den jährlich über Lübeck anreisenden weiteren deutschen Fernhändlern in einer „gilda communis“ zusammengeschlossen gewesen seien. Diese Korporation deutscher Kaufleute ließ dann eine ca. 1190 geweihte Kirche (der älteste Bau von St. Marien) errichten, für welche die in Visby ansässigen Kaufleute die Patronatsrechte besaßen und welche von den ansässigen wie den Gastkaufleuten der deutschen Fernhändlergruppe unterhalten wurde. Die Errichtung der baltischen Kreuzfahrerstaaten und die Gründung der dortigen deutschen Handelsstädte ließ den Rußlandhandel der deutschen Lübecker und Visbyer Kaufleute bemerkenswert ansteigen, die Marienkirche in Visby wurde vergrößert (bis ca. 1225) und stieg zu einer Parochialkirche zweiten Grades auf, die daneben auch Gildekirche blieb. Seit etwa dieser Zeit begannen sich die Deutschen in zwei unterschiedlichen Gilden zu organisieren, den „manentes“ und den „frequentantes“. Für die deutsche Gemeinde bildete sich ein gemeinsames „Recht der auf Gotland wohnenden Deutschen“ heraus. Um das Jahr 1260 setzt Vf. dann die Einführung der deutschen Ratsverfassung an und für die Zeit zwischen ca. 1280 und 1288 den ersten Mauerbau, der den deutschen wie den einheimischen Teil der Stadt umfaßte, die nun endgültig eine Einheit bildete und aus der gotländischen Landgemeinde ausschied. Die von beiden Seiten durch scharfe Polemik unnötig überzogenen unterschiedlichen Positionen Yrwings und Rörigs sowie von Brandts über den Zeitpunkt des Beginns des Einflusses deutscher Kaufleute in Visby haben sich damit – obwohl das Trennende schon früher bei leidenschaftsloser Betrachtung der beiderseitigen Argumente nie überaus tiefgehend erschien – deutlich angenähert und unterscheiden sich nur noch durch Nuancen. E. H.

Tryggve Siltberg, *Gårdar, mark och människor 1413–1972 – gotländsk kame-
ralhistoria* (Gotländsk Arkiv 1986, 173–220). Vf. hat aus den „Mantals“-Listen und anderen Aufstellungen über die Bevölkerungszahlen der Zeit von 1413–1644, der Kataster von 1646–1944 und den Grundbüchern ab 1911 die Anzahl der Höfe und Flurgebiete der Insel erschlossen und in Statistiken zusammengefaßt. Nachdem im Spätmittelalter noch neue Höfe angelegt wurden, entstanden weitere Bauernstellen im 16. Jh. durch Aufteilung von den vorhandenen Besitzen („Parzellen“). Im 16. und 17. Jh. lagen dann zeitweise 5–20% der Bauernstellen wüst. Im Regelfall verfügte ein Bauer über eine Parzelle, seltener stand er im Besitz von zwei oder mehr Parzellen. Der direkte Besitz der Krone war gering. Doch zwischen 1654–1720 wurden mehrere hundert Höfe zu „Kronohemman“ umgewandelt, da die Besitzer ihre Steuerschulden nicht abtragen konnten. So wurden die hier ansässigen Bauern Staatspächter, die sich dann im 18./19. Jh. nach und nach wieder die Besitzrechte an den Höfen erwarben. Adelsland ist erst gegen Ende

des 19. Jhs. im geringen Umfang auf Gotland zu verzeichnen. Weiterhin werden in den Untersuchungen des Vf. die Steuern wie die ländliche Bewohnerzahl für den genannten Zeitraum untersucht. E. H.

Hugo Yrwing, *En spionrapport om försvarsförhållanda på Gotland 1524* (Gotländsk Arkiv 1986, 117–126; dt. Zusammenfassung). Nach der Vertreibung Christians II. (1523) hielt sich sein Anhänger Sören Norby noch längere Zeit auf Gotland. Ein in seinem Auftrag nach Preußen entsandtes Schiff wurde auf der Überfahrt von meuternden Besatzungsmitgliedern – sie waren weitgehend zum Dienst für Norby gepreßte Gefangene – in Besitz genommen und nach Greifswald gebracht. Die Vertrauten Norbys wurden gefangengesetzt, das Schiff beschlagnahmt. Der Schiffer war (nach HR III, 8, 692, Anm. 1) offensichtlich dem die Untersuchung führenden Greifswalder Rat gut bekannt (er war Deutscher, vermutlich also Bürger einer der Hansestädte an der Ostsee) und wurde nicht als Gefangener behandelt. Er zeigte sich dazu bereit, genaue Angaben über Norbys Truppenstärke, die Verteidigungsanlagen der Insel und die Kampfbereitschaft zu geben. Vf. ist der Meinung, daß hier ein exakter und zuverlässiger Bericht vorliegt, der etwa auch von Nutzen sein könnte, Aufschlüsse über Befunde von Ausgrabungen im frühen Befestigungsbereich der Insel zu geben. E. H.

NORWEGEN. The Bryggen Papers. Supplementary Series Nr. 1 (Universitetsforlaget Bergen, Oslo, Stavanger, Tromsø, 1984, 100 S.). – Der Band enthält mehrere zusammenfassende Berichte über die jüngsten Ergebnisse der stadarchäologischen Untersuchungen in Bergen. Hier geht es nicht zuletzt um die Entwicklung von einer frühen ländlichen Siedlung zum Fernhandelsplatz. Die Ergebnisse weisen auf ein schrittweises Wachstum, wobei die Zeit der 2. Hälfte des 11. Jhs. (dem Zeitpunkt der angeblichen „Gründung“ unter Olaf Kyrre, 1066–1093) eine besonders fortschreitende Entwicklung aufzeigt. E. H.

Tore Hermundsson, *Endringer i middelalderens navneskikk* (Middelalderforum. Forum mediaevale, Nr. 1/2, 1985, 42–70). Dieser Aufsatz gibt Auskunft über die fortschreitende Benutzung christlicher Namen, den Fortfall seltener nordischer Namen sowie das Eindringen schwedischer und vor allem deutscher Namen im mittelalterlichen Norwegen. E. H.

Steinar Imsen, *Den tronfølgerettslige situasjonen i Norge ved utgangen av middelalderen* (NHT 1987, 169–179). Vf. setzt sich mit dem gegen seine eigene in früheren Aufsätzen vertretene Meinung, daß 1449/50 in Norwegen von dem seit dem 13. Jh. bestehenden Erbrecht zugunsten eines erneuerten Königswahlrechts abgegangen worden sei, gerichteten Aufsatz von K. Lunden (NHT 1986, 393–419; vgl. HGblI 105, 1987, 198) auseinander. Letztlich geht es unserer Meinung nach bei dieser Auseinandersetzung um Nuancen. Imsen sieht seit 1319 das Erbrecht schrittweise wegen der politischen Entwicklung eingeschränkt, die bei der Thronfolgeregelung häufiger dem norwegischen Reichsrat (ähnlich wie in

Schweden und Dänemark) in der Realität Einfluß auf die Thronfolgeregelung gewährte, so daß es zu einem in gewisser Weise gewohnheitsrechtlich verfestigten Einfluß des Reichsrats auf die Thronfolge gekommen sei. Lunden weist demgegenüber auf das grundsätzlich in Norwegen weiter bestehende Erbrecht der Thronfolge hin, das etwa 1449/50 dazu führte, die Nachfolge Christians I. von Dänemark gegenüber Karl Knutsson von Schweden auf dem norwegischen Thron zu ermöglichen, da dieser im Gegensatz zu seinem Rivalen eine entfernte Verwandtschaft zum alten norwegischen Königshaus aufwies. E. H.

Tore H. Vigerust, *Hadde vi noe saerlig adel i senmiddelalderen og på 1500-tallet?* (Middelalderforum. Forum mediaevale 9, Nr. 3/4, 1984, 3–31); ders., *Appendix om den norske adel* (Middelalderforum. Forum mediaevale 11, Nr. 3/4, 1985, 179–181). Vf. wendet sich gegen die These, daß der einheimische norwegische Adel faktisch im 15./16. Jh. ausgestorben und durch eingewanderte Mitglieder des dänischen Adels ersetzt worden sei. Seine These untermauert er durch Untersuchungen über Adelshöfe, Verleihung des Adelsstandes, Wappenbriefe und „private“ Adelsburgen. E. H.

Geirr I. Leistad, *Den norske adel i senmiddelalderen* (Middelalderforum. Forum mediaevale Nr. 1/2, 1985, 34–42). Vf. bringt zu dem von Tore Vigerust aufgeworfenen Problem weitere interessante Informationen über die Anzahl der norwegischen Adelsgeschlechter in der zweiten Hälfte des Spätmittelalters, deren Besitzverhältnisse, über Wappen und heraldische Siegel, sowie über die den Quellen überlieferten Adelspersonen mit Ritterrang. E. H.

FINNLAND. Kari Tarkiainen, *Herrskap och tjänstefolk. Finnländere i Stockholm under slutet av 1700-talet* (FHT 72, 1987, 67–89). Gegen Ende des 18. Jhs. stagnierte die Bevölkerungszahl Stockholms nicht zuletzt wegen schlechter Konjunktur der wirtschaftlichen Entwicklung. Auch war die Sterblichkeit immer noch recht hoch. Die während der Großmachtzeit verhältnismäßig hohe Einwanderung nach Stockholm ließ im 18. Jh. nach. Dennoch blieb ein geringerer Zustrom vor allem von Tagelöhnern, Bediensteten und Seeleuten aus Finnland in die Hauptstadt bestehen. E. H.

Christer Kuvaja, *Den ryska beskattningen i Åbo generalguvernement under stora ofreden* (FHT 72, 1987, 1–23). Vf. berichtet über die Besteuerung im Generalgouvernement Åbo im südwestlichen Finnland zur Zeit der russischen Besatzung gegen Ende des großen Nordrischen Krieges für die Jahre 1717–1721. Nachdem zunächst rigoros Naturalien für den Truppenbedarf und Kontributionen eingetrieben wurden, gelang es dem Generalgouverneur Douglas schrittweise eine den Umständen entsprechend gut funktionierende Zivilverwaltung aufzubauen. Die höheren Verwaltungsränge besetzte er mit Personen aus den seit längerem besetzten baltischen Provinzen Schwedens und bereitwilligen Kriegsgefangenen, die minderen Posten wurden an finnische Bauern gegeben. Wenn auch in manchen Fällen

hart bei der Eintreibung von Kontributionen und Steuern durchgegriffen wurde, ging die direkte Beschlagnahme von Lebensmitteln für Truppen und Pferde doch zurück. Im ganzen scheint der Besatzungsdruck durch Steuern und Beschlagnahme zu ertragen gewesen zu sein, auch hielten Douglas und die Militärbefehlshaber ihre Truppen unter relativ guter Kontrolle. Obwohl die finanziellen Anforderungen der Besatzungsmacht von Jahr zu Jahr stiegen, kehrten daher dennoch Flüchtlinge aus dem nördlichen Finnland und aus Schweden noch vor Kriegsende stetig ins besetzte Gebiet zurück. E. H.

Matts Dreijer, *The history of the Åland people*. Bd. 1,1: *From the Stone Age to Gustavus Wasa*. Translated from the Swedish by Jocelyn Palmer (Printed Mariehamn, 1986, for Almquist and Wiksell International, Stockholm, 561 S.). Bei diesem Werk handelt es sich um die ins Englische übersetzte, überarbeitete, mit reichhaltigem Bildmaterial und einem Register ausgestattete zweite Auflage von „Det åländska folkets historia“ des Vfs.; über den Inhalt ist bereits HGBll. 98, 1980, 212f., berichtet worden. E. H.

Matts Dreijer, *Nordens kristnande i ny belysning* (Mariehamn 1987, Ålands Tidnings-Tryckeri Ab, 15 S., Abb.). – Diese Darstellung der Christianisierung und der Entstehung einer Kirchenorganisation in Nordeuropa, in der D. das Schwergewicht auf die für die Åland-Inseln bedeutsamen Ereignisse und Entwicklungen legt und diese von Ansgars erster Missionsreise nach Birca 830/31 bis in das Jahr 1309, in dem die Åland-Inseln zum Bistum Åbo kamen, verfolgt, wird nicht in allen ihren Aussagen Zustimmung finden. Insbesondere die von D. schon früher vorgelegene These, daß der Handelsplatz Birca, dem außer durch Ansgars Besuch auch durch die dort vorgenommene Beisetzung des auf einer Missionsreise verstorbenen Bremer Erzbischofs Unni im Jahre 936 eine kirchengeschichtliche Bedeutung zukommt, auf den Åland-Inseln anzusiedeln ist (vgl. HGBll. 98, 1980, 212f.), kann unter anderem aufgrund der dazu notwendigen Uminterpretationen der in der Vita Anskarii gemachten geographischen Angaben über den Sprengel des Erzbistums Hamburg/Bremen, die „gentes Islandan“ zur Bezeichnung der Bewohner der Åland-Inseln macht und Grönland mit West-Finnland gleichsetzt, oder der Knappheit der als Beleg für ein Unni-Grab herangezogenen Runeninschrift auf einem Grabkreuz auf dem Kirchhof in Sund kaum überzeugen. C. Müller-Boysen

Sol-Britt Kärkkäinen, *Margreta i Bjärström, prövad med nål. Häxprocesserna på Åland 1666–1678* (Åländsk Odling 47, 1987, 29–44). Der Aufsatz berichtet über ein weiteres Prozeßbeispiel (gegen eine Frau aus dem Finström-Kirchspiel) innerhalb des seit 1666 stattfindenden „Kettenprozesses“ gegen 17 wegen Hexerei angeklagte Frauen von den Åland-Inseln (vgl. HGBll. 105, 1987, 201). Die Angeklagte wurde nicht als Hexe überführt, mußte aber eine für ihren sozialen Status hohe Buße wegen angeblicher Verweigerung von Brot und Wein beim Sakrament des Abendmahls (was sie ihrerseits ständig bestritt) bezahlen. E. H.

Jussi T. Lappalainen, „*Ex agmime haccapellorum libera nos Domine*“ (FHT 71, 1986, 98–110), setzt sich mit dem Schrecken auseinander, den nach Lehrmeinung der finnischen Historiographie finnische Reiter im Dreißigjährigen Krieg, die nach ihrem Kriegsruf „hakkaa päälle“ (hau drauf) Hakkapeliter genannt wurden, mit ihrer unerschrockenen und grausamen Kampfhaltung verbreitet haben sollen. Nach L.s Ansicht ist bisher der Ruf überschätzt worden, in dem finnische Soldaten aufgrund ihrer Tapferkeit im Ausland standen. Denn in den Quellen zum Dreißigjährigen Krieg erscheinen überhaupt nur selten Finnen, da sie gewöhnlich von deutscher Seite aus von den Schweden nicht unterschieden wurden und, wenn sie gesondert genannt werden, dies ohne ein besonders Maß an Heldenglanz oder Furcht geschieht. L. schließt deshalb die Forderung an, auf der einen Seite die finnische Forschungsliteratur nach dem Ursprung des „Hakkapelitermythos“ zu sichten und andererseits die vorhandenen Quellen sowie die deutsche lokalhistorische Literatur nach den Spuren dieser berittenen Soldaten kritisch zu durchforsten.

C. Müller-Boysen

OSTEUROPA

(Bearbeitet von Norbert Angermann, Elisabeth Harder-Gersdorff
und Hugo Weczerka)

ESTLAND/LETTLAND. Paul Kaegbein hat in gewohnter Zuverlässigkeit die *Baltische Bibliographie 1985* zusammengestellt, die 497 neue Titel über Estland und Lettland sowie einige Rezensionen über bereits früher angezeigte Arbeiten nachweist (ZfO 35, 1986, 608–638).

H. W.

Anlässlich des 40. Jahrestages der Baltischen Historikertreffen gaben Paul Kaegbein und Wilhelm Lenz die Schrift *Vier Jahrzehnte baltische Geschichtsforschung. Die Baltischen Historikertreffen in Göttingen 1947–1986 und die Baltische Historische Kommission. Vorträge, Veröffentlichungen, Mitglieder* (Göttingen 1987, Baltische Historische Kommission, 157 S.) heraus. Neben Vorbemerkungen über die Geschichte und die Aufgaben der Kommission von Gert von Pistohlkors werden deren Satzung und Veröffentlichungen aufgeführt. Die detaillierte Aufstellung aller Tagungen und internationalen Symposien mit den gehaltenen Vorträgen sowie ein Verzeichnis der Kommissionsmitglieder einschließlich ihrer biographischen Angaben und Veröffentlichungen geben einen Überblick über die Schwerpunkte der regen baltischen Geschichtsforschung.

O. Pelc

Eckhard Jäger unternimmt den *Versuch einer Periodisierung der Kartographiegeschichte des Baltikums (1539–1844)* (Kartographiehistorisches Colloquium Wien '86. Vorträge und Berichte, hg. von Wolfgang Scharfe, Ingrid Kretschmer und Franz Wawrik, Berlin 1987, Dietrich Reimer Verlag, 91–106, 9 Abb.). Vom Baltikum – gemeint ist der Raum des mittelalterlichen Livland – wurden im be-

handelten Zeitraum rund 200 Landkarten gedruckt. Die allerersten Karten (14. – Mitte 16. Jh.) basierten noch auf der Erkundung des Landes von außen her (Ptolemäus-, Ebstorfer-, Herfort-, Olaus-Magnus-Karte und Portolane). Im Zusammenhang mit Reformation und Buchdruck sammelten Kartographen detaillierte Informationen auch aus dem Landesinneren, was die älteste erhaltene Spezialkarte des Genter Mathematikers Johannes Portantius (1573) beweist. Die Grundlage für Livlandkarten des 17. und 18. Jhs. schuf nach Livlands Eroberung durch Schweden Andreas Burens mit einer systematischen Landesaufnahme. Nur kurze Aktualität erlangten die zu Verwaltungszwecken gezeichneten russischen Gouvernementskarten, die nach Einführung der Statthalterschaftsverfassung 1783 von auf ständischen Vermessungsarbeiten fußenden topographischen Werken (Hupel, Mellin) abgelöst wurden. Bis zur Integration in das russische Vermessungswesen Mitte des 19. Jhs. hatten die eigenständigen Werke der Kartographen des Baltikums eine Vorbildfunktion für die Kartographie im Russischen Reich. B. Dircks

Wolfgang Laur stellt *Überlegungen zur Herkunft des Wissewalde (Vsevolod) von Gerzike (Jersika)* an (ZfO 35, 1986, 503–515), des in der Livländischen Chronik des Heinrich von Lettland und auch sonst am Anfang des 13. Jhs. erwähnten Fürsten von Gerzike an der Düna. Während auf deutscher und russischer Seite der Name als russisch (Vsevolod) und der Träger als Unterfürst von Polock betrachtet wurde, hielten lettische Historiker der Zwischenkriegszeit Wissewalde für lettisch oder lettgallisch. L. kommt nach philologischer Untersuchung des Namens zu dem Schluß, daß die von Heinrich benutzte Form Wissewalde auf einen Letten oder Lettgallen, vielleicht auch einen Litauer hinweist, die in einer Urkunde von 1209 überlieferte Form Wiscewolodus mehr auf einen Russen; aber diese russische Namensform könne eher für einen Letten oder Litauer verwendet worden sein als umgekehrt ein baltischer Name (für den er Wissewalde hält) für einen Russen. Der Ortsname Gerzike wird übrigens jetzt für russisch gehalten. H. W.

Priit Raudkivi legt eine Untersuchung *Über die Rolle der Städte bei der Entstehung des Livländischen Landtages* vor (Linnade osast Liivimaa maapäeva kujunemisel. TATÜ 36, 1987, 160–171, russ. und dt. Zusammenfassung). Darin wird gezeigt, daß die Verbindungen der livländischen Städte untereinander nach der Mitte des 14. Jhs. intensiver wurden, wobei ihre Zugehörigkeit zur Hanse eine entscheidende Rolle spielte. Seit dem späten 14. Jh. bildete die städtische Einheitsfront einen bedeutenden politischen Faktor. Gegen 1420 wurde die Position der Städte jedoch schwächer, was einer Stärkung der bischöflichen Landesherren Livlands entsprach. An den nunmehr einberufenen ersten Landtagen nahmen die Städte (ebenso wie vorher an Ständetagen) zwar teil, doch haben sie bei deren Entstehung keine treibende Kraft dargestellt. N. A.

Erwähnt sei, daß der beachtenswerte, grundsätzliche Probleme einbeziehende Beitrag von Udo Arnold über *Livland als Glied des Deutschen Ordens in der Epoche Wolters von Plettenberg* nochmals veröffentlicht worden ist (Darmstädter

Vorträge 1986, Hannover 1987, Deutsch-Baltische Landsmannschaft i.B., 7–25; vgl. HGbl. 104, 1986, 275f.).

N. A.

Die Verbreitung des Christentums auf dem Territorium Lettlands im 11.–12. Jahrhundert und der Beginn der Expansion der römisch-katholischen Kirche werden von Ē. Mugurēvičs unter starker Berücksichtigung archäologischen Materials behandelt (Kristīgās ticības izplatība Latvijas teritorijā 11.–12. gs. un katoļu baznīcas ekspansijas sākums. ZAVēst 1987, 5, 10–27, russ. und dt. Zusammenfassung). Wir erfahren dabei unter anderem, daß von der frühen skandinavischen Mission, die an sich sehr schwach war, gefundene Kreuzchen zeugen, die verschiedenen Typen angehören.

N. A.

Uns liegt das Autorenreferat einer Dissertation vor, die Muntis Olgertovič Auns am Geschichtsinstitut der Akademie der Lettischen SSR über das Thema *Die sozialökonomische und politische Struktur des alten Lettgallen im 12. und 13. Jahrhundert* verteidigt hat (Social'no-ekonomičeskaja i političeskaja struktura Drevnej Latgalii XII–XIII vv. Avtoreferat dissertacii na soiskanie učenoj stepeni kandidata istoričeskich nauk, Riga 1985, 24 S.). Naturgemäß hat A. bei der hier völlig im Vordergrund stehenden Untersuchung der vordeutschen Verhältnisse im östlichen Teil des heutigen Lettland neben dem schriftlichen in starkem Maße archäologisches Quellenmaterial herangezogen. Aus den getroffenen Feststellungen sei hervorgehoben, daß bei den Lettgallern die für den Handel wichtige Jagd auf Pelztiere eine bedeutende Rolle gespielt hat, wie die Anzahl entsprechender Knochenfunde erkennen läßt. Neben Pelzen wurden Wachs und Getreide ausgeführt; ein Bedarf bestand vor allem an Metallen und Metallerzeugnissen (Schmuck, Waffen). Dabei lag der Warenverkehr mit entfernteren Gebieten hauptsächlich in der Hand von litauischen und kurischen Händlern. Nüchterner als in bisherigen sowjetbaltischen Publikationen wird das Verhältnis zwischen den Lettgallern und den Russen beurteilt. A. betrachtet die Tributabhängigkeit der ersteren von Polozk und Novgorod-Pleskau als unbeständig und erkennt den Gegensatz, der zwischen dem russischen Streben nach der Stärkung der eigenen Position im Baltikum und der gegen 1200 deutlichen Tendenz zu einer selbständigen staatlichen Entwicklung der einheimischen Völker bestand.

N. A.

Auf dem Weltarchäologen-Kongreß 1986 hielt Ēvalds Mugurēvičs aus Riga einen Vortrag, der nun einem breiteren Leserkreis bekannt gemacht wurde: *Wechselbeziehungen der deutschen und ostbaltischen Kulturen im Lettland des 13. bis 16. Jahrhunderts* (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 12, 1986, 229–239, 7 Abb.). Der lettische Archäologe wendet sich gegen die Ansicht, die Deutschen hätten im Ostbaltikum seit dem 13. Jh. eine kulturelle Mission betrieben. Eher sei das Gegenteil richtig: Der kulturelle Entwicklungsstand zwischen den vorwiegend von Deutschen bewohnten Städten, Burgen und Herrnsitzen einerseits und den baltisch besiedelten ländlichen Gebieten andererseits unterschied sich erheblich, besonders stark seit Beginn des 15. Jhs. Den sichtbarsten Ausdruck für dieses Mißverhältnis stellten die Steinbauten in Städten und auf Burgen dar,

denn die Einheimischen erhielten auf ihren Anwesen die traditionellen Holzkonstruktionen. Gerätschaften zur Bodenbearbeitung blieben der ostbaltischen Kultur des 10.–12. Jhs. verhaftet. Bei Waffen, Zaum- und Sattelzeug sowie Reitausrüstungen überwögen zwar westliche Formen, aber rein baltische Äxte, Pfeilspitzen, Lanzen, Gleitschutzdorne, bestimmte Sporen und Steigbügel seien weiterhin in Gebrauch gewesen. Jahrhundertlang habe es ein Nebeneinander von christlichem und heidnischem Ritus gegeben. Westliche Einflüsse ließen sich vornehmlich bei Werkzeugen und Haushaltsgeräten nachweisen. B. Dircks

Heinrich Bosse, *Die Einkünfte der kurländischen Literaten am Ende des 18. Jahrhunderts* (ZfO 35, 1986, 516–594), geht drei Fragen nach: Welche Rechtsstellung hatten die im Baltikum als „Literaten“ bezeichneten Akademiker, welche „Bedarfsnormen“ und welche Einkünfte? Auf Grund der am Ende des 18. Jhs. in Kurland geführten Diskussion hierüber kann er viel Material ausbreiten und verarbeiten. Er hat aber vergleichsweise auch umfangreiche Angaben aus Deutschland herangezogen, z.T. aus dem Hanseraum. Dies gilt vor allem für die Lebenshaltungskosten im 18. Jh. Ein Akademiker hatte nach B. in Kurland und auch in Livland um etwa ein Drittel höhere Lebenshaltungskosten als in Deutschland. Trotzdem war der Zustrom von Lehrern, Pastoren, Juristen und Ärzten ins Baltikum groß, weil die Chancen, zu Geld zu kommen, dort günstig waren. Die „Literaten“ in Kurland waren seit 1746 in Fragen der Besteuerung und der Gerichtsbarkeit den Adligen gleichgestellt. Die Einkommen der Literaten waren jedoch in den einzelnen Gruppen und innerhalb derselben sehr unterschiedlich; die Landpastoren waren in guter sozialer Position, unter den Juristen gab es sehr wohlhabende (etwa die Hofadvokaten) und ärmliche, und noch größer waren die Unterschiede bei den Medizinem. B.s Aufsatz ist ein interessanter sozialgeschichtlicher Beitrag. H. W.

V.E. Petersone, der kürzlich für den gleichen Abschnitt eine Studie zur Binnenstruktur der Rigaer Kaufmannschaft vorlegte (HGbl. 103, 1985, 258 f.), betrachtet jetzt *Rigas Ausfuhr in der Statthalterschaftszeit 1783–1796* (Rižskij eksport v period nameričestva 1783–1796 gg., ZAVēst 1987, Nr. 5, 113–125; lett. Zusammenfassung), um die Wirkung absolutistischer Modernisierung auf ein Exportzentrum zu erörtern. Er stützt sich auf Handelsstatistiken für den Zeitraum 1766–1804, die, von Katharinas Regierung veranlaßt und durch Rigaer Behörden erstellt, die Ausfuhr zur See wie die Zufuhr aus dem Hinterland nach Warenarten, Herkunfts- und Bestimmungsländern gegliedert erfassen. Das geographisch in zwei Richtungen weisende und darum besonders wertvolle Material, aufbewahrt im Bestand der ehemaligen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, kam der Forschung in letzter Zeit verschiedentlich zugute (vgl. z.B. HGbl. 97, 1979, 265). Vf. präsentiert es für die hauptsächlichen Exportwaren Hanf, Flachs und deren Samen, aber auch für Getreide und Holz (Masten und Spieren) in fünf Tabellen, von denen drei den Einzugsbereichen und zwei den westlichen Absatzräumen des Rigaer Handels gelten. Nach P. machen sie deutlich, daß seit 1772 die Folge der Polnischen Teilungen einen ausschlaggebenden Beitrag zur Expansion der Rigaer Exporte geleistet hat, wobei vor allem Hanf, Flachs und Getreide

zum Zuge kam. Im Rahmen des Aufschwungs registriert Tab. 1 im Vergleich zu den Jahren 1776–80 für 1786–90 eine temporäre Rezession, bei Hanf z.B. einen Rückgang der Zufuhr von 84,5 auf 68,7 Tsd. Schiffspfund. Haben der seit 1783 geltende Zolltarif und die 1787 einsetzende Statthalterschaft zu dieser Schrumpfung geführt? P. kommt zu dem vielleicht richtigen Schluß, daß damals eher Mißernten in Livland (1786/88) sowie der verkehrshinderliche Winter 1787/88 und schließlich Katharinas Ausfuhrverbote im Russisch-Schwedischen Krieg (1788–90) den Exporthandel beeinträchtigen. Man hat teilweise jedoch Schwierigkeiten, diese Annahmen statistisch nachzuvollziehen. Tab. 1 (115) verschweigt die Daten für die bezüglich der Zollwirkung entscheidenden Jahre 1781–85. Die absoluten Größen der Jahrgänge 1786–90 wiederum bleiben im Durchschnitt verborgen, obwohl sich die Analyse hier auf Einzeljahre richtet. Ohne die Grunddaten preiszugeben, teilt Vf. für diese Jahre sogar negative und positive Wachstumsraten (119) mit. Das Schwanken der Roggenausfuhr (1787: –77; 1788: –20; 1789: +152; 1790: +144%) paßt zum Mißernteneffekt, widerspricht aber einer Erklärung der Rezession durch die Blockade gegen Schweden. – Methodischen Einwänden dieser Art kann P. leicht begegnen, indem er die erforderlichen Daten in den angekündigten, weiterführenden Aufsätzen zu einem hochrelevanten Thema nachliefert und in Betracht zieht.

E. H.-G.

Meemo Mäelo hat eine weitreichende Auswahlbibliographie zusammengestellt, die exilestnische Veröffentlichungen aus der Nachkriegszeit erfaßt: *History (Archaeology, History, History of Art, Music, Religion and Church) 1945–1983* (Folia Bibliographica. A Bibliography of Works Published by Estonian Scholars in Exile 7, Stockholm 1985, Institutum Litterarum Estonicum, 108 S.). Innerhalb der einzelnen historischen Disziplinen werden die Titel nach Verfassern geordnet. Extra aufgeführt sind für jede Disziplin die Rezensionen. Insgesamt wird eine eindrucksvolle Leistung der exilestnischen Historiker, besonders auf dem Gebiet der Geschichte ihrer Heimat, sichtbar.

N. A.

Ivar Leimus beschreibt und analysiert den bisher größten wikingerzeitlichen Münzschatz Estlands, der 1982 40 km südwestlich von Reval in einem vergrabenen Tongefäß entdeckt wurde. *Der Münzfund von Kose aus dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts* (Tallinn 1986, Eesti Raamat, 96 S., zahlr. Abb., estnische und russ. Zusammenfassung) umfaßt einige Schmuckstücke sowie 1716 Münzen, deren Prägezeit vom 8. Jh. bis 1228/31 reicht. Der überwiegende Teil (1463) sind deutsche Münzen, vor allem aus Franken, Niedersachsen, dem Kölner und Utrechter Raum, Lothringen und Westfalen. Schwaben, Bayern, Thüringen, Ostfalen und Friesland sind nur unbedeutend vertreten. Weiterhin tauchen englische (168) und dänische (30) sowie einige schwedische, irische, böhmische, ungarische, byzantinische und kufische Gepräge auf. L. bewertet vorsichtig den Münzumsatz sowie die estnischen Handelsverbindungen und macht die Höhepunkte des Münzzustroms für die Jahre 1020–1040 sowie 1080–1090 deutlich, die auch bei vergleichbaren Funden festgestellt werden können.

O. Pelc

Den sichtbarsten Ausdruck hansischen Wirkens im Ostseeraum vermittelt die Architektur. Geradezu als ein Symbol für die engen Kulturverbindungen zwischen Deutschland und der baltischen Region kann die Nikolaikirche im heutigen Tallinn gelten, aus deren ältester Zeit noch die Nord-, Süd- und Westwand des Langhauses mit den Hausteinportalen erhalten sind. Diesem bald nach 1230 von deutschen Kaufleuten in Auftrag gegebenen, von einem gotländischen Meister oder dessen Schülern entworfenen und nach westfälischem Muster als Wehrkirche errichteten Bau gilt ein kurzer, aber fundierter architekturhistorischer Abriß von Mai Lumiste: *Die Nigulistekirche. Baugeschichtlicher Überblick* (Tallinn 1985, Perioidika, 64 S., zahlreiche Abb.). Umfangreiche Restaurierungs- und Rekonstruktionsarbeiten in den Jahren 1953 bis 1984 haben die stark zerstörte Kirche in der Vorkriegsgestalt mit den historischen Bauformen, Konstruktionen, Details und Ausschmückungen wiedererstehen lassen. Obwohl heute als Museum und Konzertsaal eingerichtet, sind alle historischen und baukünstlerischen Werte frei zugänglich.

B. Dircks

Überraschend gehaltvoll ist ein neuer Band der Folge *Aus der Geschichte der Religion und des Atheismus in Estland*, der estnischsprachige Beiträge mit russischer und deutscher Zusammenfassung enthält (Religiooni ja ateismi ajaloost Eestis. Artiklite kogumik III. Koostanud J. Kivimäe, Tallinn 1987, Eesti Raamat, 302 S.). Enn Tarvel behandelt den livländischen Chronisten *Heinrich und seine Zeit* (Henrik ja tema aeg, 7–32, 250 f., 267–269). Gegenüber der traditionellen sowjetmarxistischen Auffassung stellt es einen bemerkenswerten Fortschritt dar, wenn T. den deutsch-dänischen Kreuzzug im Baltikum nicht mehr allein mit materiellen Interessen erklärt, sondern sich bereit zeigt, auch dem Missionsgeist eine Rolle zuzubilligen. – Jüri Kivimäe untersucht *Die kulturellen Einflüsse der lutherischen Reformation in Estland im 16. Jahrhundert* (Luterliku reformatsiooni kultuuri mõjud Eestis XVI sajandil, 33–56, 252 f., 269–271). Er führt vor Augen, daß sich durch die Reformation insbesondere die kulturelle Lage der Stadtesten stark verbesserte. Sie erhielten große Kirchen, in denen nun regelmäßig estnisch gepredigt wurde, und der 1525 einsetzende Druck estnischer Bücher wurde zu einer im Prinzip kontinuierlichen Erscheinung. Nicht nur mit Blick auf die Esten geht K. auch auf die Umgestaltung des Schulwesens ein. – Eine interessante Spezialuntersuchung zu diesem Bereich legt Kaja Altof vor: *Arme Schuljungen in Reval in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (Vaesed koolipoisid Tallinnas XVI sajandi teisel poolel, 57–91, 254 f., 271 f.). Das Institut der Armen Schuljungen wurde 1552 begründet. Es diente der Ausbildung von estnischen Pfarrern und Lehrern, wobei die Kosten von der Stadt getragen wurden. Als ergiebige Quelle wertet A. das Rechnungsbuch der Vorsteher der Armen Schuljungen aus dem Revaler Olai-Kirchspiel von 1553–1603 aus. – Erfreulich nüchtern und materialreich ist der Beitrag von Maia Madar über *Hexenprozesse in Estland vom 16. bis zum 19. Jahrhundert* (Nõiaprotsessid Eestis XVI sajandist XIX sajandini, 124–145, 257–259, 275–277). Von den annähernd 150 Hexen- bzw. Zaubererprozessen in Estland gehören die meisten ins 17. Jh. Hingerichtet wurden 29 Frauen und 26 Männer. N. A.

Raimo Pullat spricht aufgrund verstreuten Archivmaterials *Über die Bevölkerungsmigration zwischen Reval und Finnland im 18. Jahrhundert* (Rahvastikurändest Tallinna ja Soome vahel 18. sajandil. TATÜ 37, 1988, 75–84, russ. und dt. Zusammenfassung). Allein in den Jahren 1747–1760 sind aus Reval 284 Personen nach Helsinki ausgewandert, wobei Handwerksgelesen die größte Gruppe bildeten. Aber auch Kaufleute siedelten nach Finnland über. Der umgekehrte Zuzug nach Reval, wo es viele Dienstboten finnländischer Herkunft gab, war nach der begründeten Vermutung von P. noch bedeutend größer. N. A.

Auf die bemerkenswerten Arbeiten von Teet Charievič Vejspak über *Die Bevölkerung Revals am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jhs.* (Naselenie Tallina v konce XVII-načale XVIII vv. Social'nye nižy. Avtoreferat dissertacii na soiskanie učenoj stepeni kandidata istoričeskich nauk, Akademija nauk Ėstonsko SSR, Institut istorii, Tallin 1986, 15 S.) sind wir hier schon mehrfach eingegangen (zuletzt HGBll. 105, 1987, 212). Sie erfassen die letzten Jahrzehnte der schwedischen Herrschaft im Baltikum, eine durch Mißernten und Hungersnöte, Pest und Krieg geschüttelte Zeit. Hierbei konzentriert sich das Interesse des Vfs. besonders auf *Die Unterschichten*, ihr Schicksal im Zuge der Katastrophen und die Reaktionen des Revaler Bürgertums. Das vorliegende Auto-Referat der Dissertation bekräftigt den Eindruck, daß V. sehr umsichtig gearbeitet und weiterweisende, bewegende Resultate erzielt hat. E. H.-G.

Dansk handel på Narva i 1500-tallet wird von Birgitte Dedenroth-Schou untersucht (Festskrift til Thelma Jexlev. Fromhed og verdslighed i middelalder og renaissance, Odense 1985, Universitetsforlag, 104–110). Dabei geht es um die Zeitspanne, in der das eroberte Narva als russische Hafenstadt fungierte. In starkem Maße verwendet Vf. in Material über die Aufbringung von dänischen Narvafahrern durch schwedische Kaperer. Im Rahmen interessanter Ausführungen über die Organisation der Narvafahrt wird darauf hingewiesen, daß es in erheblichem Umfang zu einem Zusammenwirken von dänischen mit hansischen, insbesondere Hamburger und Lübecker Kaufleuten kam. N. A.

LITAUEN. Zu einem der umstrittensten Probleme der älteren Geschichte Litauens äußert sich A. Nikžentaitis, *Über die Echtheit der Briefe Gedimins (1. Die Briefe Gedimins an die Städte der Hanse)* (Dėl Gedimino laiškų autentiškumo [1. Gedimino laiškai Hanzos miestams]. In: Lietuvos TSR Mokslų Akademijos darbai. A serija, 1987, 4, 92–99, russ. Zusammenfassung). Die in vieler Hinsicht interessanten Briefe des litauischen Großfürsten Gedimin (1316–1341) wären im Falle ihrer Echtheit Zeugnisse für dessen Absicht, Christ zu werden. Widersprüche zwischen Schriftstücken von 1323–1324 glaubt N. dadurch beseitigen zu können, daß er einen Brief an Lübeck etc. durch Annahme eines Märzjahres vom 25.1.1323 auf 1324 umdatiert. Dies führt ihn zu der Auffassung, die Schreiben Gedimins an die Hansestädte seien echt. N. A.

POLEN. *Documenta ex Archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia. XXXIII Pars, Ostpr. Fol, vol. 43, 45, 54, 83, HBA, B, K. 1175, 1176, a. 1553–1554; XXXIV*

Pars, Ostpr. Fol., vol. 43, 45, 54, 55, 83, HBA, B, K. 1176, a. 1555–1556, ediderunt Carolina Lanckorońska et Lucianus Olech (*Elementa ad fontium editiones*, LXVI und LXVII, Rom 1987, Institutum Historicum Polonicum Romae, VIII, 250 und X, 197 S.). – In den beiden Bänden wird der Abdruck bzw. die Regestierung der Korrespondenzen Herzog Albrechts von Preußen und in einigen Fällen seines Hofes mit dem König von Polen und hochgestellten Personen in Polen und Litauen für die Jahre 1553–1556 fortgesetzt (vgl. zuletzt HGBll. 105, 1987, 214 f.). In Teil 33 sind 334 Briefe erfaßt (davon 63 an den König von Polen), in Teil 34 276 (davon 79 an den König). Die Inhalte sind wie immer vermischt. Es geht u. a. um Grenzfragen zwischen Preußen und Polen, um Wegebenutzung in Litauen, um bestimmte Rechte, um den Schutz der Reformation in den Städten Königlich-Preußens. Die Furcht des Herzogs von Preußen vor Maßnahmen des Deutschen Ordens gegen ihn (vgl. HGBll. 104, 1986, 280 f.) klingt noch immer an; so schreibt er an den Kanzler des Großfürstentums Litauen, Nikolaus Radziwiłł, er habe aus Lübeck erfahren, daß die Livländer und der Hochmeister des Deutschen Ordens in Deutschland ein großes Heer ausgehoben hätten, angeblich gegen Moskau, aber in Wirklichkeit wohl um Preußen für den Orden zurückzugewinnen, und er fordert ihn auf, den König von Polen darauf aufmerksam zu machen (16.6.1556, T. 34, Nr. 4376). Auch warnt Albrecht vor der Gefahr, die die von den Engländern aufgenommene Schifffahrt ins Moskowiterland beinhaltet, und rät dem König von Polen, zu deren Verhinderung mit dem Deutschen König und dem Kaiser in Verbindung zu treten; er habe die Nachricht erhalten, daß der Großfürst von Moskau durch Johannes „Schlede“ (Schlitte, den bekannten Kaufmann von Goslar in russischen Diensten) Freundschaftsverträge mit den Türken und dem König von Frankreich angestrebt habe (Albrecht an König Sigismund August, 8.4.1556, Teil 34, Nr. 4346). Schon vorher hatte der Herzog den Polen über die Verhandlungen der Hansestädte und vor allem der Lübecker, „qui caput sunt earum civitatum“, mit dem Moskauer Großfürsten über die Öffnung von Häfen in dessen Reich unterrichtet und darauf hingewiesen, daß dies zum Schaden der Länder des Königs von Polen wäre; die Felle und andere Waren würden nach Riga oder Lübeck gebracht werden, vor allem die Lübecker würden daraus Gewinn ziehen, während Polen bei Zöllen und anderen Abgaben Schaden erleiden würde (20.10.1554, T. 33, Nr. 4165). Albrecht bestätigt, vom polnischen König Schriften über den Livlandhandel erhalten zu haben, und ist bereit, sich daran zu halten (über den Inhalt der Schriften wird nichts gesagt); in diesem Zusammenhang veranlaßte der Herzog den König und den Kanzler von Litauen, ihm die gewünschten Beglaubigungsschreiben für den Senat von Lübeck, Hamburg und Bremen zu senden (21.5.1556, T. 34, Nr. 4357 und 4358). H. W.

Für die Bände 1–29 der Reihe *Elementa ad fontium editiones* ist ein Personenregister erschienen: *Index personarum quae in voluminibus I–XXIX continentur*, ediderunt: Wanda de Andreis Wyhowska, Carolina Lanckorońska, Lucianus Olech, Hyacinthus Wiesiołowski adiuvantibus Helena Bianciardi Łukasiewicz, Catharina Cywińska (*Elementa ad fontium editiones*, LXX, Rom 1987, Institutum Historicum Polonicum Romae, VIII, 166 S.). In diesen Bänden sind Quellen des 14.–18. Jhs. zur Geschichte Polens aus italienischen, britischen, spanischen und dänischen Archiven enthalten. Das Verzeichnis erlaubt

die rasche Feststellung, ob ein bestimmter Name in diesen Bänden auftaucht. Es ist zu wünschen, daß ein ähnliches Verzeichnis auch für die geographischen Namen erstellt wird. H. W.

RUSSLAND. Trotz der bekannten Werke von Sreznevskij, Kočin, Pushkarev u.a. mangelt es bis heute an einem umfassenden, den neueren Kenntnisstand repräsentierenden und auf Realien bezogenen Lexikon zur altrussischen Sprache. Mit dem *Real- und Sachwörterbuch zum Altrussischen* von Karla Günther-Hielscher, Victor Glötzner und Helmut Wilhelm Schaller (Selecta Slavica 7, hg. von Wolfgang Gesemann und Helmut Schaller, Neuried 1985, Hieronymus Verlag, XVII, 381 S.) wird nun ein Nachschlagewerk vorgelegt, das zwar als Arbeitsmittel für Studienanfänger konzipiert ist, aber sicher auch in die Bücherschränke der Altrußland-Spezialisten Eingang finden wird. Laut Einleitung enthält das Wörterbuch „die Termini, die über die deutsche Entsprechung hinaus einer weiteren Erklärung bedürfen, da sie u.a. eine spezifische Gegebenheit der altrussischen Zeit bezeichnen . . . und in den heutigen russischen Wörterbüchern nicht mehr verzeichnet oder in der dort gegebenen deutschen Entsprechung ungenügend definiert sind“ (VIII). Bei der Lemmataauswahl ging das Autorenteam pragmatisch vor: Die gesamte Sekundärliteratur in den verschiedenen Bereichen der altrussischen materiellen und geistigen Kultur wurde nach Begriffen durchsucht, die sich in die Sachgruppen historische Hilfswissenschaften, Kirche, Literatur, Soziales, Rechtliches und materielle Kultur einordnen lassen. Sie werden hier weniger nach sprachwissenschaftlichen als nach sachbezogenen Gesichtspunkten erklärt. Mit diesem Hilfsmittel zu arbeiten bereitet auch deswegen Vergnügen, weil die Drucklegung sehr großzügig gehandhabt wurde und ein durchdachtes Alphabetisierungs- und Verweissystem dazu beiträgt, daß der Benutzer die gespeicherten Informationen mühelos abrufen kann. Noch größer wäre der Nutzen dieser Publikation gewesen, wenn Vff. bzw. Hgg. die Artikel mit Angaben über die ausgewerteten Informationsquellen versehen hätten. B. Dircks

Der Wolga-Ostsee-Handelsweg im 9. Jahrhundert ist Gegenstand einer Untersuchung von A.E. Leont'ev (Volžsko-Baltijskij torgovyj put' v IX v. KSIA 183, 1986, 3–9). Die Verteilung der Funde kufischer Münzen führt ihn zu dem Schluß, daß der Wolgaweg in der behandelten Zeit nicht durchgängig benutzt worden ist, sondern daß das orientalische Silber auf dem Don und dem Donec in den Bereich der Ruś gelangte und dann über den Dnjepr zur Düna transportiert wurde. Von dort führte der Weg direkt oder über den Volchov zur Ostsee. Daneben diente die untere Wolga wie schon zuvor als Weg ins Kamagebiet. N. A.

Zur Anzeige in HGbl. 105, 1987, 217, über *Neues in der Archäologie des Ostbaltikums und der Nachbarterritorien* (Novoe v archeologii Pribaltiki i sosednich territorij. Sbornik statej, pod. red. Ju. Seliranda, Tallin 1985, 206 S., Abb.) sei ein Aufsatz von V.V. Sedov zum Thema *Izborsk im 8.–10. Jahrhundert* (Izborsk v 8.–10. vekach, 119–130, estnische und dt. Zusammenfassung) nachgetragen. Die unteren Horizonte der in den Grabungen zwischen 1971 und 1979 fixierten Kulturschicht

auf jenem Burgberg, dessen Festung im 13. Jh. zu einem der wichtigsten Stützpunkte im Pleskauer Land wurde, reichen bis ins 8. Jh. zurück. Man stieß auf Überreste von Blockhäusern mit Holzböden, Öfen und Herdstellen, wie sie bis ins 14. Jh. für Izborsk typisch blieben. Zwei Häuser hatten Lehmböden, ähnlich denen, die im südöstlichen Estland und in Pleskau gefunden worden waren. Vf. vermutet daher, daß die Bewohner dieser Häuser dem baltisch-finnischen Kulturkreis angehörten. Von den etwa 150 zutage geförderten Lehmöfen sind mehr als zwei Dutzend lettgallischen Typs. Als ebenfalls nicht-slawisch müssen einige Herdstellen aus Stein angesehen werden. Das reichliche Fundgut enthält u.a. eine Fibel mit finnischer Formgebung aus dem 8. Jh., semgallische dreiköpfige Schmucknadeln aus dem 7. Jh., estnische Hufeisenfibeln und einen importierten Knochenkamm friesischer Herkunft. Izborsk, so S., gehörte vom 8. bis zum Anfang des 10. Jhs. in kultureller Hinsicht zur baltischen Region. Die befestigte Handwerks- und Handelssiedlung habe sich um die Mitte des 10. Jhs. zu einer frühmittelalterlichen Stadt entwickelt.

B. Dircks

A.L. Choroškevič, *Probleme der russischen Stadtgeschichte des 10.–16. Jahrhunderts in der neuesten Historiographie der BRD* (Problemy istorii russkogo goroda X–XVI vekov v novejšej istoriografii FRG. Ist SSSR 1986, 4, 200–212), konstatiert eine stärkere Aktivität bei der Bearbeitung des bezeichneten Themas in der westdeutschen Forschung seit dem Ende der 60er Jahre und stellt fest, daß das breiteste Interesse an ihm von dem heute in Zürich lehrenden Carsten Goehrke gezeigt worden ist, dessen Leistung (und die von anderen) übrigens darüber hinaus positiver hätte gewertet werden sollen. Im übrigen wird durch die lebhaften Stellungnahmen von Ch., die das „Handbuch der Geschichte Rußlands“ in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellt, klar zum Ausdruck gebracht, wo deutsche und sowjetische Auffassungen, ohne daß es eine durchgängige Konfrontation gäbe, voneinander abweichen. Dabei geht es u.a. um die Rolle der Waräger beim frühen Fernhandel im Osten, die Relevanz des Fernhandels für die Entwicklung des russischen Städtewesens, die Anzahl der altrussischen Städte, die Ursprünge ihrer Veče-Versammlungen und die Bedeutung der Tatarenherrschaft für die Stadtentwicklung. N. A.

Die Arbeiten der Pleskauer Expedition der Eremitage lieferten, wie V.D. Beleckij berichtet, neuerdings Material, welches dafür spricht, daß der Pleskauer Kreml seine ersten Schutzmauern im 12. Jh. erhielt (Raboty Pskovskoj ékspedicii Érmitaža. In: Archeologičeskie otkrytija 1985 goda, Moskau 1987, 5). N. A.

A.R. Artemev beleuchtet *Die Städtebaupolitik der Pleskauer feudalen Veče-Republik* (Gradostroitel'naja politika Pskovskoj feodal'no-večevoj respublikii. KSIA 190, 1987, 102–105). Zu erklären ist dabei die Tatsache, daß es im mittelalterlichen Pleskauer ebenso wie im Novgoroder Land außer der sehr großen Hauptstadt nur wenige und zugleich kleine sonstige städtische Zentren gab. In der bisherigen Literatur hatte man bereits die naturräumlich günstige Lage Novgorods und Pleskaus sowie die dortige konzentrierte Ansässigkeit des Bojarentums zur Geltung gebracht. A. weist nun außerdem darauf hin, daß die Angehörigen der Pleskauer

Stadtgemeinde abgabefrei waren, was zu ständigem Zuzug vom Lande führte, und daß Pleskau das Verfügungsrecht über den Städtebau in der ganzen Republik monopolisiert hatte. Die kleinen „Beistädte“ durften ihr Territorium nicht von sich aus vergrößern, sondern das Pleskauer Veče entschied, wie groß die Gemeinde einer Beistadt sein sollte.

N. A.

Bei *Ausgrabungen in Pleskau* wurde wieder importiertes Rheinisches Steinzeug gefunden. Dies entnehmen wir einem Kurzbericht von V. V. Sedov und anderen (Raskopki v Pskove. In: Archeologičeskie otkrytija 1985 goda, Moskau 1987, 32–34).

N. A.

F. D. Gurevič spricht *Über eine Gruppe gläserner Gemmen aus altrussischen Städten* (Ob odnoj gruppe stekljannyh gemm iz drevnerusskich gorodov. In: Pamjatniki kul'tury. Novye otkrytija. Pismennost'. Iskusstvo. Archeologija. Ežegodnik 1985, Moskau 1987, 515–521). Dabei geht es um drei Alsengemmen, wie sie im 8.–10. Jh. in Friesland, danach in Westfalen und Niedersachsen hergestellt wurden. Die in Belgorod am Dnjepr, in Smolensk und in Novogradok gefundenen Stücke werden von G. für relativ jung gehalten und vermutlich kirchlichem Gerät zugeordnet. Den Smolensker Fund verbindet sie mit der dort im 12. Jh. gegründeten katholischen Kaufmannskirche.

N. A.

Über *Die Rolle Novgorods in der vaterländischen Geschichte* (Rol' Novgoroda v otečestvennoj istorii. In: Social'no-ekonomičeskoe razvitie Rossii. Sbornik statej k 100-letiju so dnja roždenija Nikolaja Michajloviča Družinina, Moskau 1986, 27–38) äußert V. L. Janin: Die größte Bedeutung Novgorods in der Frühzeit (9.–12. Jh.) liegt darin, daß es die südliche Ruš mit Kiev als Zentrum und die nördliche vereinigte. Damit war das Fundament für die „Kiever Ruš“ gelegt. Als spezifisches Phänomen, das die russische Geschichte nachhaltig beeinflußt hat, ist die Veče- und Posadnikordnung herauszuheben. Dieses System wurzelt in den alten Institutionen Volksversammlung und Ältestenrat und ist älter als das Kiever Fürstentum, das am Volchov nie festen Fuß fassen konnte. Novgorod war für die als Statthalter entsandten Söhne der Kiever Großfürsten nur eine, wenn auch wichtige, Stufe auf der politischen Karriereleiter, so daß es nicht zum vordringlichen Interessenobjekt wurde. Kein Wunder, daß sich die Bojarenmacht hier ungehindert entwickeln konnte. Anders als im südlichen Rußland blieben die Großgrundbesitzer im Nordwesten stark an die Metropole gebunden, denn in Novgorod wurden alljährlich hohe Staatsämter vergeben. Die Kommunikation mit ihren weit entfernten Ländereien funktionierte auf der Basis von Schriftlichkeit. Die Schreibkultur wurde deshalb auch im Volk verbreitet und erreichte einen Umfang wie nirgends sonst im Land. Als größte außenpolitische Leistung Novgorods ist die Abwehr deutscher Angriffe aus Livland im 13. Jh. zu werten, weil sie der ganzen Ruš zugute kam. Wenn Novgorod selbst gegen russische Fürstentümer kämpfte, ging es nie um eine Abspaltung vom Reich, sondern immer um die Erhaltung der bedrohten Večegesellschaft mit ihren besonderen Freiheiten. Erst die faktische Abschaffung dieses Systems nach 1418 und die daraus resultierende ungebremste

Oligarchenherrschaft führte letztlich zum Ende der Selbständigkeit, denn das Volk – das andere Historiker als Anhänger der Novgoroder Autonomie betrachten – wollte nach J. unter den neuen Bedingungen der Unfreiheit nicht gegen Moskau kämpfen.

B. Dircks

I. P. Šaskol'skij, *Der Kampf der Ruß um die Erhaltung eines Zugangs zur Ostsee im 14. Jahrhundert* (Bořba Rusi za sochranenie vychoda k Baltijskomu morju v XIV veke, Leningrad 1987, Nauka, 178 S.). Bisher wurden von russischer Seite nur einzelne Aspekte bzw. Ereigniskomplexe der russisch-schwedischen Beziehungen im 14. Jh. untersucht, meist ohne Auswertung schwedischer und deutscher Quellen. Umso begrüßenswerter ist diese zusammenfassende Darstellung, die alle relevanten Momente der historischen Vorgänge um jene schwedischen Expansionszüge und ihre Abwehr beleuchtet, insbesondere die schwedischen Aktionen im Jahre 1300 mit dem Bau von Landskrona, die Kampfhandlungen der Folgejahre mit dem Frieden von Orechov und den Kreuzzug König Magnus' 1348. Da die wichtigsten Quellen seit langem bekannt sind, kann Vf. keine gewichtigen neuen Aussagen machen. Daß neben dem Kreuzzugsgedanken der Heidenmission auch und vor allem das wirtschaftspolitische Ziel, Novgorods Handel mit westlichen Ländern unter Kontrolle zu bringen, die großen schwedischen Feldzüge von 1241, 1293, 1300 und 1348 motivierten, wird heute nicht ernsthaft bestritten. Der Wert dieses Buches liegt in den die bisherigen Forschungsergebnisse im Detail ergänzenden und präzisierenden Untersuchungen. So qualifizieren finnische Historiker den Grenzverlauf zwischen Schweden und Novgorod nach dem Frieden von Orechov 1323 eher als eine theoretische, zwar im Vertrag fixierte, aber doch künstliche und in der Praxis von Anfang an wenig beachtete Linie. Vf. dagegen kann überzeugend belegen, daß sie einen höchst realen Charakter hatte und, juristisch gesehen, bis 1595 gültig blieb (126ff.). Ein weiteres Beispiel: S. S. Gadzjackij behauptete, und andere Historiker schlossen sich an, jener karelische Aufstand gegen die Russen im Jahre 1314 sei eine Bauernerhebung gegen Novgoroder Feudalherren gewesen, die von mit Schweden zusammenarbeitenden karelischen Erbgutbesitzern ausgenutzt worden sei, um die russische Konkurrenz auszuschalten. Daß solche Aussagen unter den Bedingungen der schwierigen Quellenlage ins Reich der Phantasie gehören, wird von Š. methodisch einwandfrei nachgewiesen (68 ff.). – Ders.: *Der Kampf der Ruß gegen die schwedische Expansion in Karelien am Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts* (Bořba Rusi protiv švedskoj ěkspansii v Karelii. Konec XIII – naĉalo XIV vv., Petrozavodsk 1987, Karelija, 143 S., Abb.). Grundlage der Betrachtung ist die These, daß Novgorod Karelien schon im 12. Jh. unterworfen hatte, nicht im kolonialisatorischen Sinne der Aufzwingung eigener administrativer Strukturen, sondern durch Pressionen auf den Stammesadel und Tributeinnahmen. Schon vor dem 14. Jh. sei Karelien in seinen Kernlanden – dem nördlichen und nordwestlichen Ladogagebiet – in Novgoroder Steuerbezirke (pogosty) eingeteilt gewesen (14). Der karelische Handel mit den Novgorodern habe eine feudale Grundbesitzerschicht entstehen lassen, die sich in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. von der Volchovmetropole lösen wollen, um mit Deutschen und Schweden direkt Handel zu treiben. Tatsächlich seien wirtschaftliche Beziehungen zum Westen aufgenommen worden (24). Als Handelsplatz käme u.a. das „Alte Viborg“ in Frage, eine karelische Siedlung des 12. Jhs., die in etwa an der Stelle der 1293

von den Schweden erbauten Festung Viborg lag. Der relativ enge ökonomische Austausch, vor allem mit Schweden, eine gewisse katholische Einflußnahme und politischer Druck hätten zu einer Art Zweiteilung Kareliens geführt, in eine eher novgorodfeindliche westliche Region – eben diese wurde Ende des 13. Jhs. von Schweden besetzt – und den russisch orientierten übrigen Teil in der Ladogaregion (33). Mit vielen Spekulationen verbunden sind Vfs. Ausführungen über die schwedischen Expansionsbemühungen in den karelischen Stammländern 1295 westlich des Ladogasees. Die angreifenden Ritter nahmen einen Ort ein – Kexholm, russisch: Korela –, von dem Š. im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen behauptet, er sei nicht nur ein militärischer Sammelpunkt für die Bevölkerung gewesen, sondern eine frühmittelalterliche Stadt mit bedeutenden politischen, wirtschaftlichen und strategischen Funktionen. B. Dircks

M.G. Rabinovič, *Die Voraussetzungen der Bildung des alten historischen Zentrums von Moskau* (Predposylki složenija drevnego istoričeskogo centra Moskvy. In: Stenam i bašnjam Moskovskogo Kremlja 500 let. Tezisy dokladov vsesojuznoj naučnoj konferencii [12–14 nojabrja 1985 goda], Moskau 1985, 8–11). Als Ergebnis der archäologischen Forschung wird hier dargelegt, daß bei der Mündung des Flusses Neglinnaja in die Moskva bereits am Ende des 11. Jhs. ein kleines Städtchen mit befestigtem und unbestigtem Teil (Kreml und Posad) existierte. Zum örtlichen Markt gehörte ein Hafen an der Moskva. Die erste bekannte Erweiterung des Kreml erfolgte in der Mitte des 12. Jhs. N. A.

Jedem, der sich mit der älteren Geschichte Rußlands befaßt, ist Heinrich von Staden als Zeitzeuge des 16. Jhs. bekannt. Jetzt untersucht D.N. Al'šic erneut *Die Aufzeichnungen Heinrich Stadens über das Moskau Ivan Groznys als historische Quelle* (Zapiski Genricha Šadena o Moskve Ivana Groznogo kak istoričeskij istočnik. In: Vspomogatel'nye istoričeskije discipliny 16, Leningrad 1985, 134–148). Dabei gelangt er unter Hinweis auf innere Widersprüche bei Staden zu dem überraschenden Resultat, daß dieser nicht zur Opričnina-Garde Ivans des Schrecklichen gehörte, wovon wir bisher aufgrund eigener (später) Angaben von ihm ausgegangen waren. Die Aufzeichnungen Stadens beleuchtet A., besonders was dessen Angaben über das Ende der Opričnina betrifft, sehr kritisch. N. A.

Christian Meiske veröffentlicht in einer zweibändigen Ausgabe *Das Sobornoe Uloženie* von 1649 (Beiträge zur Geschichte der UdSSR, Nr. 9 u. 10, Halle/Saale 1985, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 492 S.), das von Aleksej Michailovič erlassene, bis 1832 für die Sozialverfassung des Zarenreiches grundlegende Gesetzeswerk. Darin bietet er eine Übersetzung des gesamten Textes (49–364), eine sachbezogene Einführung (9–48), Wort- und Sacherläuterungen (474–492), sowie Kommentare (392–473), die sich nicht als systematische Analysen verstehen, sondern „in knapper, abrißartiger Form vor allem auf Zusammenhänge und Fakten“ (12) hinweisen wollen, die der Leser zum Verständnis der 25 Kapitel mit ihren insgesamt 968 Artikeln braucht. Angesichts der niveaувollen, akribischen und trotz einfacher Aufmachung gewiß nicht mehr käuflichen Edition realisiert

man überrascht, daß es sich hier vermutlich um die erste Übersetzung der berühmten Quelle aus dem Russischen ins Deutsche handelt. Zwar hat bereits Burcard Gotthelf Struve (geb. 1671 in Weimar) den Wortlaut des Uloženie unter dem Titel „Allgemeines Russisches Land-Recht“ (Danzig 1723) in deutscher Sprache veröffentlicht. In seinem Vorwort bezieht er sich aber auf die bekannte lateinische Übertragung des Gesetzestextes, die August von Mayerberg bald nach dem Erlaß des uloženie im Anhang zu seinem Reisebericht „Iter in Moscoviam“ (o.O., o.J.) unter der Überschrift „Statuta Moscovitica“ abgedruckt hat. E. H.-G.

Unter dem Titel *Das Eigene im Bild vom Anderen* (JbbGOE 35, 1987, 339–355) stellen *Quellenkritische Untersuchungen zur russisch-abendländischen Begegnung im 16. und 17. Jahrhundert* von Gabriele Scheidegger ein neues Konzept vor. Zwar ist den Historikern angesichts der überlieferten Reise- und Gesandtschaftsberichte die Frage, „wie der Ausländer die fremde Wirklichkeit wahrgenommen hat“ und warum gerade in dieser Weise, nicht erst „in jüngster Zeit“ (340) ins Blickfeld geraten. Vf.in distanziert sich aber auch von aktuellen Forschungen, die subjektive Wertungen in den Berichten lediglich als individuelle Vorurteile einstufen und als Belege ethnozentrischer Befangenheit in „Fremdenbildern“ zu eliminieren suchen. Zu Unrecht unterstellte ein Erkenntnisoptimismus dieser Art die Möglichkeit, bei „objektiver Betrachtung“ zu einem „vorurteilsfreien Gesamtbild“ (341) von Altrußland (et vice versa) zu gelangen. Nicht auf die Kritik des historischen Ethnozentrismus, sondern auf das quellenkritische Erfassen seiner Merkmale komme es an. Es gehe vor allem um verborgene Normen und Gegenbilder, an welchen sich die selektive Perzeption der Ost-West-Reisenden auch dann stillschweigend orientierte, wenn es um „banalste Beobachtungen“ (355) ging. Während etwa im 16. Jh. die kurzen Kopfhaare der langbärtigen Russen den Reisenden nicht weiter auffielen, diktierte ihnen der westliche Modewandel zu langen Haaren und kurzen Bärten im 17. Jh. ein abschätziges Urteil über die Haartracht im Gastland. Russische Holzhäuser, von Franzosen und Deutschen durchwegs als niedrig und kümmerlich beschrieben, schienen dem Schweden Petrejus (1615) dagegen „gewaltig in die höhe“ zu ragen (350). Man müßte, schließt Vf.in, da sich die Optik im Lauf der Zeit änderte und auch durch die geographische Herkunft der Betrachter gefärbt war, von Rußlandbildern in der Mehrzahl sprechen. Das informativ und geistreich gehaltene Plädoyer, die Berichte beider Seiten als Quellen für Maßstäbe und Denkmuster der jeweils eigenen Kultur auszuwerten, weckt Neugier auf eine größere, demnächst erscheinende Untersuchung der Verfasserin. E. H.-G.

Nach A.I. Klibanov charakterisiert die *Anfänge der russisch-spanischen Beziehungen von den 1480er Jahren bis zum 16. Jahrhundert* (U istokov russkoispanskich vzaimosvjazej, 80e gody XV–XVI v., VIst. 1987, Nr. 7, 45–59) eine Ähnlichkeit der Ausgangslage in beiden Ländern, da sich das Moskauer Reich unter Ivan III. konsolidierte und in Spanien das erfolgreiche Ende der Reconquista anstand. Die Studie verfolgt die Absicht, die politischen, kommerziellen und kulturellen Bezüge simultan und damit in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu erklären. Dadurch wird z.B. deutlich, daß im Fluidum anfänglicher, politisch wenig ergiebiger Kontakte (1486, 1489) und Verträge zwischen Ivan III. und Maximilian I. (1493) sowie Vasi-

lij III. und Karl V. (1528 in Toledo) theologische und philosophische Schriften nach Rußland gelangten, wo sie humanistischen wie kirchlich autoritären Interessen dienten. Die positive, schließlich konsequent verfolgte Orientierung an der spanischen Inquisition kündigte der Novgoroder Erzbischof Gennadij bereits 1489 angesichts einer wachsenden häretischen Bewegung im Lande *expressis verbis* an. — Eine Kombination ökonomischer und politischer Interessen wiederum tritt nachvollziehbar am Ende der 1580er Jahre auf, als Moskau mit den verfeindeten Mächten England und Spanien getrennt verhandelte. Dabei drängte Philipp II. auf den Abbruch der Moskauer Wirtschaftsbeziehungen zum gegnerischen Lager, zu Engländern und Niederländern in Archangelsk. Daß auch Spanien direkten Handel zum russischen Norden trieb, ergibt sich für Vf. mit dem Schiffsverkehr des Jan de Walle. Er stammte vermutlich aus Antwerpen, war in Moskau als königlich-spanischer Kaufmann akkreditiert und diente wie 1589 als Vertrauensmann des Zaren, wenn es um das Verschiffen ausländischer Kuriere oder Delegationen ging. Aus ungefähr der gleichen Zeit, dem letzten Viertel des 16. Jhs. erhielt sich ein russisches Kaufmannsbuch, bearbeitet in einer Kandidaten-Dissertation (1948), auf die K. sich bezieht. Das Buch enthält hiernach einen Abschnitt mit der Überschrift „Erinnerung, wie russische Waren im Ausland zu verkaufen“, der (u.a.?) Preisdifferenzen zwischen in Brabant und Spanien festhält. In allen Fällen (gehechelter Flachs, Rinds- und Elchsleder, verschiedene Pelze, Wachs), die Vf. anführt, ist der spanische Preis genau doppelt so hoch wie der in Brabant. Erfahrungsbericht oder Anreiz zum Aktivhandel? K. zitiert auch eine Notiz zum Verkauf russischer Schiffe nach Spanien. Er vermutet, daß es sich um Fluß- oder Küstenschiffe handelte.

E. H.-G.

Der bekannte Leningrader Historiker R.G. Skrynnikov liefert einen beziehungs geschichtlichen Beitrag über *Rußland und die westeuropäischen Länder zu Beginn des 17. Jahrhunderts* (Rossija i strany Zapadnoj Evropy v načale XVII v. In: *Genezis i razvitie feodalizma v Rossii. Problemy ideologii i kul'tury*, Leningrad 1987, 185–202). Berücksichtigt werden die Handels- und Kulturbeziehungen in der Zeit bis zum Tode des Zaren Boris Godunov (1605). Zu den hansisch-russischen Verhandlungen, die zum Privileg für Lübeck von 1603 führten, meint Vf., daß Boris gegenüber den Deutschen zu größeren Zugeständnissen bereit gewesen sei als die Bojaren und Prikazbeamten, die die Sache zuungunsten der Hanse abgewickelt hätten (187). Was den Bereich der kulturellen Beziehungen betrifft, behandelt S. die Entsendung russischer Studenten bzw. Schüler nach England und Lübeck, die Tätigkeit ausländischer Ärzte im Zarendienst und die Verhältnisse in der hauptsächlich von Livländern bewohnten Ausländervorstadt von Moskau. Die Reformpolitik Boris Godunovs auf dem Gebiet des Ausbildungswesens und der Kultur beurteilt Vf. als nicht folgerichtig und energisch genug. Er verdeutlicht aber auch objektive Schwierigkeiten (Not durch Mißernten ab 1601, beginnender Bürgerkrieg, Widerstand der konservativen Geistlichkeit). Erstaunlich ist, daß im Beitrag so gut wie keine westliche Literatur erwähnt wird.

N. A.

Zwei Aufsätze von I.P. Šaskol'skij beschäftigen sich auf unterschiedlichen Ebenen mit der Vorgeschichte St. Petersburgs. *New Phenomena in the Baltic Trade*

of Russia in the Seventeenth Century (SEHR 1986, 41–53) erinnert an eine Expansion des russischen Handels im östlichen Baltikum, die mehrere Jahrzehnte vor dem Ausbruch des Nordischen Krieges einsetzte. Nach 1620 begaben sich Russen in steigendem Maße auf eigenen Schiffen nevaabwärts zur Ostsee und zum Aktivhandel nach Stockholm. Seit 1637 verfügten sie dort über eine Handelsniederlassung, die der Vertrag von Stolbovo (1617) vorgesehen hatte. 1675 hielten sich 110 russische Geschäftsleute hier auf, die hauptsächlich aus Tichvin und Novgorod stammten und ein vielschichtiges Warenangebot präsentierten. Dazu gehörten grobe, einfache und gefärbte Leinwand; Tuch (Watman, Zwillich); Leder, d.h. vor allem Juchten, aber auch Saffian und Sohlleder, sowie andere Halb- und Fertigwaren. Ein Novum war nach Š. auch der direkte Export von Eisen und Kupfer in das Moskauer Reich. Vf. erörtert nicht das Verhältnis der Größenordnung der einzelnen Güter zueinander, verblüfft jedoch mit der These, der russische Ostseehandel sei im 17. Jh. „but little less than the Russian trade through Archangel“ (43) gewesen. Zu dieser irrtümlichen Annahme trägt vermutlich auch eine Rechnung bei, die Š. für das Jahr 1675 bietet. Hier beziffert er die mit gut 280 000 daler koppermynt belegten Einfuhren der Russen nach Stockholm auf 140 000 Rubel, da er sie versehentlich nach dem Kurs für silberne Riksdaler (2 Rd. = 1 Rb.) umrechnet. Es ergeben sich für Kupfertaler (1 Rd. = 4 7/8 d.k.m.) jedoch nur knapp 30 000 Rubel. Die Ausfuhr aus Archangelsk indes betrug zu dieser Zeit nach de Rodes und Kilburger mehr als 1 Mill. Rubel. Nicht die Verwechslung der Kurse, die Nonchalance im Umgang mit Preisen und Proportionen stimmt bedenklich. Dies umso mehr, als die eigentliche Absicht des Vfs., ein breiteres Publikum auf das Anwachsen russischer Exporte im Ostseeraum vor der Gründung Petersburgs aufmerksam zu machen, von der Sache her – man denke an Narva! – einwandfrei gerechtfertigt ist. – Mit *Rußlands Rückkehr zu den Ufern der Neva – dem Tor zur Ostsee 1702–1703* (Vozvraščenie Rossiej beregov Nevy – vychoda k Baltijskomu morju 1702–1703 gg., VIst. nr. 9, 1986, 43–53) wiederum bezieht sich Š. auf einen militärhistorisch wenig beachteten Abschnitt des Nordischen Krieges. Er reichte von der Eroberung der gut befestigten, am Ausfluß der Neva aus dem Ladogasee gelegenen schwedischen Festung Nöteborg (Okt. 1702) bis zur Kapitulation der eher fahrlässig ausgestatteten, in unmittelbarer Nähe zur Neva und zur Ostsee gelegenen Festung Nienschantz (April 1703). Für den Angriff auf Nöteborg ideal plaziert erwiesen sich die östlich vom Ladogasee errichteten Waffenwerke des Hamburgers Heinrich Butenant. Interessant erscheint überdies der Hinweis, daß nicht der russische Angreifer, sondern der schwedische Kommandeur von Nienschantz die gegenüber gelegene, bereits evakuierte Handelsstadt Nyen einäschern ließ. Für diese Version vom Ende der kleinen Vorläuferin St. Petersburgs spricht eine Eintragung im Tagebuch Peters I., die sich zeitlich und inhaltlich mit einer Angabe im Lebensbericht G. Hinnels deckt, der in Nyen als letzter Rektor der Stadtschule gewirkt hat. E. H.-G.

Hans-Heinrich Nolte befaßt sich mit *The Netherlands and Russia in the Seventeenth Century: Economic and Social Relations* (Review X,2, 1986, 230–244) im Bezug zu Immanuel Wallersteins Konzept eines „Modern world-system“, um Besonderheiten und regionale Wirkungen zu erörtern, die sich durch die innereuropäische Beziehung einer frühkapitalistisch und einer feudal organisierten Gesell-

schaft ergaben. Der Archangelskverkehr, über den das Moskauer Reich neben Luxusgütern vor allem Edelmetalle für das Münzwesen und Waffen bezog, vermittelte der Wirtschaft des russischen Nordens nach N. meßbare Impulse. Unter den Indizien, die er hierfür nennt (Anlage von Seilereien; forcierte Erzeugung von Waldwaren wie Teer und Pottasche; Fisch- und Walfang mit Trankocherei; südrussische Getreideversorgung des Nordens), vermißt man das Potential der Juchtenmanufakturen, die russische Großkaufleute im 17. Jh. in Nordrußland errichteten. Im Schnitt bestand die Ausfuhr aus Archangelsk mindestens zu einem Drittel aus Juchtenleder und dem Nebenprodukt Talg. N.s These der produktiven Impulse träfe danach verstärkt zu, während seine Annahme, der Archangelskverkehr habe mehr dem Schiffbau der Niederlande und weniger ihrem Handel gedient, relativiert würde, ohne dem Gesamtkonzept zu widersprechen. Zieht man in Betracht, daß Moskau im 17. Jh. zunehmend die Expertise holländischer Fachleute für Schiffbau, Gewerbe und Bergwesen heranzog, eignet sich Noltes Resümee, „the concepts of technical competence and competition best serve to explain the character of relations between Russia and the Netherlands“ (240), hervorragend, um die Struktur eines begrenzten multinationalen Kontaktfeldes zu umschreiben, das als europäisches Teilsystem den militärischen ökonomischen Interessen des Moskauer Reiches positiv entsprach.

E. H.-G.

V.E. Vozgrin, *Rußland und die europäischen Länder in den Jahren des Nordischen Krieges* untersucht die *Geschichte der diplomatischen Beziehungen 1697–1710* (Rossija i evropejskie strany v gody Severnoy Vojny. Istorija diplomatičeskich otnošenij v 1697–1710gg., Leningrad 1986, Nauka, 296 S.), also in einem Zeitraum, der von der Großen Gesandtschaft Peters I. in den Westen bis zur Schlacht bei Poltava und der folgenden Eroberung des Baltikums reicht. Es ist die Absicht des Vfs., die multinationale Komplexität und Bedingtheit der diplomatischen Kontakte aufgrund neuer Quellenstudien herauszuarbeiten. Die vielseitige Orientierung an den europäischen Macht- und Allianzstrukturen wertet er als bahnbrechende Wende in der Moskauer Außenpolitik, die sich in allen früheren Jahrhunderten fast nur auf die unmittelbaren Nachbarländer Polen, Österreich, Schweden und auf die Krim gerichtet hatte. Die russischen Niederlagen am Anfang des Nordischen Krieges erklärt Vf. auch damit, daß sich Peters weitreichendes Konzept im Zuge der Gesandtschaft nur partiell realisieren ließ. Der militärische Erfolg von 1709 und die Entmachtung Schwedens hingegen belebten schlagartig das politische Interesse am Russischen Reich, insbesondere in Preußen, Polen und Sachsen. Das russisch-österreichische Verhältnis beruhte indessen auf einer gewissen Ambivalenz. Zwischen Rußland und den Seemächten des Westens aber, besonders zwischen Großbritannien und Rußland – in der Sicht des Vfs. nun „die beiden stärksten Staaten des Kontinents“, ausgestattet mit je einer westlichen und einer östlichen Einflußsphäre (283 f.) –, setzte eine Phase politisch diplomatischer Konfrontation ein, die das Ende des Krieges hinausshob.

E. H.-G.

Daten für wirtschaftshistorische Karten im Atlas zur Geschichte der UdSSR, den die Akademie der Wissenschaften vorbereitet, unterbreiten M. Ja. Volkov und E. V. Francuzova im Hinblick auf *Handelszentren im europäischen Rußland*

im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts (Centry torgovli evropesjskoj Rossii v pervoj četverti XVIII veka, Moskau 1986, Institut istorii AN SSSR, 180 S., 2 Kt.). Die Dokumentation bezieht sich auf 11 Gouvernements diesseits des Urals, erfaßt aber nicht die Ukraine und die Baltischen Provinzen. Sie registriert 770 städtische und dörfliche Ortschaften. Dabei rechnen als Städte 260 Zentren, nämlich alle 210 Verwaltungszentren bis zur Bezirksebene, sowie Städte oder Beistädte, die über Vorstädte (posadi) oder vorstädtisch bewohnte weiße Stadtviertel (slobody) verfügten bzw. mit Festungen, Militär- oder Straflagern verbunden waren. In die Kategorie der 510 dörflichen Handelsplätze wiederum gelangten Ortschaften, die neben staatlichen Umsätzen (Kneipen!) auch privaten Handel verzeichnet, durchgehend Wochenmärkte oder Basare abgehalten und über eine Zollstation verfügt haben. Die Erforschung aller Merkmale beruht in erster Linie auf den Angaben der Zollbücher zum Binnenverkehr. Die Bearbeiter zogen neben anderen Quellen auch Erhebungen des Kommerz-Kollegiums zu Handel, Gewerbe und Bevölkerung heran, die aus den Jahren 1718–1720 und 1727 stammen. Auf dieser Grundlage bietet der Band mit den gesammelten Daten eine Legende zu den Karten, die den „Organisationsformen des Handels“ und dem „Charakter des Handels“ gewidmet sind. Die erste Karte rangiert die Orte nach Zentren mit 1. Wochenmärkten und Basaren; 2. Wochenmärkten/Basaren samt ständigem Handel in Läden; 3. Jahrmärkten; 4. Außenhandel; 5. Jahrmärkten für Außenhandel zur See; 6. Handel in einer nicht klar faßbaren Organisationsform. Dabei finden sich nur sieben Außenhandelszentren: Archangelsk, Petersburg, Wiborg, Smolensk, Astrachan, Terki, seit 1712 auch Trenžement am Don. Die zweite Karte thematisiert Umschlag, Fluß und Gegenfluß der Handelswaren, die sich in diesem Netz bewegten. Drei Klassen bezeichnen hier die Höhe der Warenumsätze, die nur in Petersburg und Moskau Beträge von mehr als 1 Mill. Rubel erreichten, während die Obergrenze der mittleren Klasse nur bis zu 300 000 Rb. reicht. Für die meisten Zentren nennt die Karte ein oder zwei maßgebliche Handelsgüter, auch die wichtigsten Verkehrsrouten werden durch die im Transport vorherrschenden Waren charakterisiert. Dadurch wird u.a. veranschaulicht, wie Moskau, das Haupthandelszentrum im Binnenland, auch als Station des Transits nach Petersburg, etwa aus dem Raum der mittleren Wolga, herausragt. In der mittleren Größenordnung gilt Ähnliches für Novgorod und Tver'. Der gleichen Klasse gehörte Kazan' an, das an der Wolga und am Rande Sibiriens lag, um Getreide, Juchten, Fisch und Salz nach Astrachan und samt Eisen auch westwärts, über Moskau hinaus nach Petersburg zu vermitteln. – Hiermit sei angedeutet, daß die Karte eine faszinierende handelshistorische Synopse bietet, deren dokumentarische Grundlage mit der vorliegenden Veröffentlichung faßbar wird.

E. H.-G.

Zwei qualifizierte, thematisch sich überschneidende Arbeiten zur Ansiedlung ausländischer, insbesondere deutscher Kolonisten in Rußland seit Katharinas Manifest (1762) sind gleichzeitig erschienen: Detlef Brandes, *Die Ansiedlung von Ausländern im Zarenreich unter Katharina II., Paul I. und Alexander I.* (JbbGOE 34, 1986, 161–187) und Lev Malinovskij, *Sozialökonomische Aspekte der deutschen Bauernkolonisation im Süden des Russischen Reiches, 18. und 19. Jh.* (Jb. für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 30, 1986, 187–200). Beide Studien ergänzen und bestätigen sich inhaltlich. Während B.s weitergespannte Darstellung

besonders die ethnischen und sozialen Aspekte der Einzugsbereiche, der Anwerbungs- und Ansiedlungsprozesse erörtert, erschließt M. neues Archivmaterial (Moskau, Odessa), das Rückschlüsse auf die Vermögenslage der Ankömmlinge zuläßt. Beide Autoren streichen das besondere ökonomische Niveau der Siedlungen freikirchlicher Auswanderer (Herrnhuter, Hutterer, Mennoniten) heraus. Beide heben hervor, daß einer innovatorischen Ausstrahlung auf die Betriebe der russischen Gutsbesitzer und Staatsbauern einerseits die Agrarverfassung des Gastlandes, andererseits der enge, durch Religion, Selbstverwaltung und Privilegien gestützte Zusammenhalt der Kolonisten im Wege stand. E. H.-G.

I. P. Šaskol'skij berichtet *Über das Schicksal des Archivmaterials der Stadt Nyenschanz* (O sud'be archivnych materialov g. Nienšanca. In: Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny 18, Leningrad 1987, 333–342). Wir erfahren, daß die 1632 gegründete Handelsstadt Nyenschanz auf dem Gebiet des heutigen Leningrad, deren Bürger Schweden und Deutsche waren, im Oktober 1702 von der Bevölkerung aus Angst vor Truppen Peters des Großen verlassen und dann von schwedischen Offizieren niedergebrannt wurde. Dabei fiel auch das Archiv der Stadt der Vernichtung anheim. Nur einige besonders wichtige Dokumente wurden von Flüchtlingen nach Wiborg mitgenommen. Š. kann nun aber zum Nutzen der zukünftigen Forschung nachweisen, daß sich in Archiven Finnlands und des Baltikums alte Kopien und Rechenschafts- aus Nyenschanz erhalten haben. Dazu gehören 15 Bücher mit Protokollen von Gerichtssitzungen des Magistrats der Stadt aus den Jahren 1684–1698 sowie Zollbücher für die Jahre 1687–1696, die sich im Staatsarchiv in Helsinki befinden. N. A.

Vier neuere, in verschiedenen Ländern vorgelegte Arbeiten, die methodisch durchaus divergent konzipiert, aber in gleicher Weise auf die frühere russische Hauptstadt bezogen sind, erfassen bis ins 20. Jh. reichend die „einstmals stärksten Zuwanderergruppen“ (232) Petersburgs, nämlich Russen, Finnen, Deutsche und Polen. Klaus Zernack erörtert und vergleicht sie unter der Überschrift *Im Sog der Metropole. St. Petersburg und seine Ausländer* (JbbGOE 35, 1987, 232–240). Er verweist zuerst auf die ethnographischen Untersuchungen der sowjetischen Historikerin N. V. Juchneva (zuletzt 1984), welche den maßgebenden Rahmen bieten, da sie das quantitative Gefüge über die amtliche Statistik erfassen, deshalb aber erst 1869 kompakt einsetzen. Die sozialgeographisch orientierte Arbeit des Finnen Max Engman, gewidmet den auf Petersburg gerichteten finnländischen Wanderungsbewegungen (vgl. HGbl. 103, 1985, 271), reicht hingegen zeitlich und räumlich bis in das Vorfeld der Stadtgründung, was in verstärktem Maß von dem neuesten, genealogisch ausgerichteten Werk Erik Amburgers (s.u.) gilt. Selbst Ludwik Bazylow (Polacy w Petersburgu, Wrocław u.a. 1984), der hauptsächlich das kulturelle Ambiente der „Polnischen Kolonie“ in Petersburg im politischen Zusammenhang nach 1795 im Auge hat, bezieht die Petersburger Gründungszeit rückblickend ein. – Z.s. Synopse will zeigen, in welcher Weise die Arbeiten substantielle „Beiträge zu einer beziehungs geschichtlich verstandenen Geschichte Nordeuropas“ (233) bieten. E. H.-G.

Erik Amburger, bekannt durch inhaltlich gedrängte, grundlegende Arbeiten zur deutsch-russischen Beziehungsgeschichte, legt unter der Überschrift *Deutsche in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Rußlands. Die Familie Amburger in St. Petersburg 1770–1920* (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München: Reihe Geschichte, Bd. 54, Wiesbaden 1986, Harrassowitz, 307 S., 15 Abb., 9 Tafeln, 1 Stammfolge) ein weiteres Werk vor. Der Untertitel untertreibt insofern, als die Darstellung zwar am Leitfaden der Genealogie ausgerichtet ist, aber durchgehend das gesellschaftliche Milieu, dabei vor allem die verzweigte Verwandtschaft der Amburgers, einbezieht. Eine Sozialgeschichte der im Zarenreich aktiv arrivierten deutschen Minorität entsteht also in Form einer schichtenspezifischen kollektiven Biographie. Das Personenregister (289–307) erfaßt über 1 500 Namen; im Anhang finden sich Kurzdarstellungen für 44 den Amburgers verwandte Familien (209–271). Den Text selbst bilden 17 Kapitel, von denen das erste die Quellen behandelt. A.s abenteuerliche, über sechs Jahrzehnte verteilte internationale Spurensuche, zu der schließlich (1983) auch die Auswertung von Kirchenbüchern im Leningrader Staatsarchiv gehörte, wird hier ziemlich knapp angedeutet. Auch das nachdenklich-nüchterere Schlußkapitel „Einwandern, Sesshaftwerden, Zurückkehren. Fragen und Antworthsuche“ (189–197) vermeidet auffällige Akzente. Der dokumentarisch-chronistische Charakter des Werkes bleibt damit durchgehend gewahrt. Thematische Schwerpunkte des Textes ergeben sich mit der beruflichen Orientierung im Verlauf von fünf Amburger-Generationen und durch die Besonderheiten ihrer Lebensform im Milieu der Petersburger Familien ausländischer Herkunft. Zentrale Bedeutung hatte hier die Zugehörigkeit zur französisch-deutschen Gemeinde der Reformierten Kirche. Ein gesondertes Kapitel wiederum führt in das von den Gemeinden getragene Schulwesen. Der Pastor Anton Friedrich Büsching gründete in diesem Rahmen mit der St. Petri-Schule 1762 eine höhere Schule, die eine überkonfessionelle Anziehungskraft, auch auf russische Schüler, ausübte. 1784–1801 wirkte ein weiterer prominenter Vertreter der Aufklärungspädagogik, der Dessauer Philantrop Chr.H. Wolke, in Petersburg. Er eröffnete 1786 eine Privatschule. Hier wie in der Petrischule finden sich die Kinder der ersten Amburger-Generation als Schüler ein. Freundschaften, geselliges und kulturelles Leben sind weitere Medien der Lebensgestaltung einer Familie in Petersburg, denen sich Vf. zuwendet. Aufgrund der beruflichen Optionen seiner Vorfahren wiederum thematisiert er den Staatsdienst im Zarenreich, insbesondere den militärischen, sowie das Versicherungs- und das Medizinalwesen in Rußland. – Hier sei speziell auf die kaufmännischen Unternehmungen der ersten Generation hingewiesen. 1770 setzen sie mit der Etablierung des Friedrich Wilhelm A. (*1745) in Petersburg ein. 1774 ist dort auch sein Bruder Karl Ludwig (*1743) nachweisbar. Der Leser wird exakt über die familiäre Vorgeschichte dieser Söhne informiert, deren Vater (*1696), ein „Finanzbeamter aus kleinstaatlichem Milieu“ (18), zuletzt als Kammerrat im Ftm. Solms-Braunsfeld amtierte und seinen Lebensabend (†1788) bei seinem ältesten Sohn verlebte, einem Arzt und Apotheker von Rang in Offenbach am Main. Ihm wird ebenfalls ein ganzes Kapitel gewidmet. Der kommerzielle Aufstieg der Brüder in Petersburg weckt das Interesse gerade wegen des quellenbedingten Kontrasts von Minutiosität und Lückenhaftigkeit der Information. Man erfährt zwar, daß Friedrich Wilhelm aus Basel kam, nicht aber, woher sein Startkapital stammte. Nach kleinerem Anfang (1772) findet sich die Firma Amburger & Sohn 1787 unter den Petersburger Importeuren mit dem sagenhaften Betrag von

505 550 Rubeln vorübergehend auf dem ersten Platz. Unbekannt aber bleibt, welche Warengruppen, welche Lieferländer hier den Ausschlag gaben. Namentlich firmierte Karl Ludwig, der bereits 1775 in Moskau die russische Staatsbürgerschaft erworben hatte. Friedrich Wilhelm vollzog diesen Schritt erst 1794, als er unter eigenem Namen zusätzlich die Firma F.W. Amburger eröffnete. Seinen Sohn Karl (*1782) wiederum, den Wolke-Schüler, trifft man 1806 als Firmengründer in Archangelsk, das während der Kontinentalsperrenzeit eine außerordentliche Konjunktur erlebte. 1811 hat Karl seinen Bruder Franz (*1791) nachgeholt, beide heirateten dort Töchter aus dem Haus van Brienen, eine im Handel und Schiffbau weltweit agierende Firma, das erste Unternehmen am Ort. Daß dieses „Zwischenspiel in Archangelsk“ (97–115) dank der Eigenart des Milieus, der zeitbedingten Wechselhaftigkeit ökonomischer Erfolge und der politischen Umstände eindrucksvolle Einsichten vermittelt, sei hier angedeutet. – Auf die Fragen, 1. Was zog diese Menschen nach Rußland? 2. Was hielt sie auf Dauer im Lande? (189) zu antworten, bereitet Vf. keine Schwierigkeiten. Tatsächlich boten sich im Zarenreich vielen Deutschen erhebliche Chancen, zu Reichtum und sozialem Prestige zu gelangen. In der Wirtschaft wie im Staatsdienst „genöß man ein weit höheres Ansehen als an entsprechenden Stellen im Heimatland“ (190). E. H.-G.

Daß die materielle Grundlage der Reformversuche des britischen Baumwollfabrikanten und Frühsozialisten Robert Owen (1771–1858) weitgehend vom Absatz seiner Erzeugnisse in Rußland abhängig war, wird deutlich bei Sidney Pollard, *Robert Owen and the Reduction in Working Hours: Some Considerations in the Light of Recent Research* (The Annual Bulletin of The Institute of Business Research 1987, Nr. 8, 189–203). Unter den britischen Exporteuren bestritt Owen im Zarenreich vermutlich den größten Marktanteil. Insbesondere nach 1815, zu Ende der Kontinentalsperrenzeit, war das Rußlandgeschäft unsicher, weil Prohibitivzölle latent drohten und schwer kalkulierbare Zahlungsunsicherheiten der russischen Kunden bargen. E. H.-G.

AUTORENREGISTER

für die Umschau

Acham 164, Aerts 150, Ahlers 239, Ahlström 203, Ahrens 261, Akveld 183, Albrehtsen 206, Al'šic 317, Altof 310, Amburger 324, Andersen 222, de Andrade Arruda 161, de Andreis Wyhowska 312, Andrews, J. H. 292, Andrews K. R. 193, Angermann 145, Annell 298, Appuhn 163, Arnold 274, 306, Artemév 314, Asaert 287, Aschof 230, Attmann 159, Auns 307, Averdieck 218, Baart 164, Bachmann, E. 250, Bachmann, J. 199, Baier 196, Bak 146, Bankhofer 211, Barthelmeß 206, Bauer 196, Beck, F. 272, Beck, H. 157, Becker-Christensen 297, Behr 199, Behre 212, Beleckij 314, Bellec 180, Benecke 221, Benl 266, Berg 204, Berghaus 155, Berkenvelder 285 f., Besteman 222, Bestmann 147, Beyer 225, Billamboz 185, Binding 149, 163, Biskup 282, Björklund, A. 210, Björklund, J. 211, Blanchard 150, Bleiber 214, Blindheim 158, Blockmans 143, Blok 166, Böker 245, Böndel 194, Boettcher 261, Bogucka 142, 148, 283, Boldt 216, 243, Boockmann 154, Borger-Keweloh 209, Borgschulze 202, Bormann 149, Bosse 308, Boyer 146, Bracker 184, Brandes 322, Brandt, K. 216, Brandt, R. 250, Braudel 167, Brenner 196, Briels 287, von den Brincken 146, 153, Brodeßer 198, Brosius 154, Brüninghaus 146, Buchholz 207, Bünz 254, Büttner 263, de Buhr 184, Bukowska-Gedigowa 224, Bulst 154, Burmeester 195, Busch 226, v. Busch 203, Buschinger 146, Buschmann 172, Cailly 289, Callmer 223, Capelle 157, 181, Carlsson 222, Carre 211, van Cauwenberghe 150, Charmillot 197, Chaudhuri 159, Childs 291, Choroškevič 314, Christensen, A. E. 189, Christensen, C. A. 255, Cieślak 277, Cieślakr 209, Clarke 223, Clemens 292, Cnotliwy 224, Cornaz 197, Crépin 146, Crumlin-Pedersen 188, Cüppers 225, Cullberg 206, Cywińska 312, Dahlerup 297, Daum 246, Dedenroth-Schou 311, Denecke 241, Derks 234, Dethlefs 230, Detlefsen 203, Dharampal-Frick 177, van Dievoet 145, Dilcher 172, Dirlmeier 161, Dobbertin 241, Dohrn van Rossum 170, Dreijer 304, Drescher 164, Dross 270, Düwel 155, Dumitrache 220, Dupont 200, Dygo 281, Ebel 157, Ebeling, D. 229, Ebeling, H. H. 243, Ebner 171, Eckelmann 246, Eckerle 163, Eckhardt 251, Eckholt 200, Ehbrecht 233, Ehlers 244, Eilers 201, Ekbo 223, Ellmers 190, 197, 199, Engel 142, Epperlein 224, Eran 150, Erdmann 260, Ernst 196, Erschens-Kroll 226, van Eyll 146, Fahmüller 180, Falk, A. 256, 259 f., Falk, K.-O. 223, Fardet 200, Fehn 152, Fehring 163, 211, Ferluga 158, Figala 149, Fischer, L. R. 205, Fischer, W. 159, 166, Flink 231, Flori 146, Flynn 159, Föhl 185, Foerster 261, Folkerts 149, Fornaçon 205, François 170, Francuzova 321, Friedland 144, 203, Friedmann 213, Fritze 141, Frost 195, Fryde 148, Gaastra 161, Gamrath 184, Garnier 150, Gebers 219, Gelius 142, Genicot 145, Gercke 216, German 150, Gernents 142, Gerteis 169, Gläser 220, Glötzner 313, Gøbel 194, Gömmel 148, Götschmann 196, Goodburn 186, Goodwin 194, Gorissen 232, Grabois 146, Gräslund 298, Grager 192, Granzow 192, Graßmann 163, Graus 153, Gretler 193, Grewe 163, Gritisch 196, Groenmann-van-Wateringe 259, Grube-Banasch 146, Günther-Hielscher 313, Guiral-Hadziiionssif 288, Guiran 222, Gurevič, F. D. 315, Gurjewitsch, A. J. 175, Guttwein 235, Haasum 181, Hacker 141, Hackmann 204, Hacquebord 206, Hägermann 262, Hähnel 231, Haitsma-Mulier 142, Halmer 203, Hammel 256, 259 f., Hammer 196, Handeler 203, Hanf 264, Hansen 195, Hanstein 230, Harck 217, Harder-Gersdorff 260, Hartlieb v. Wallthor 233, Hartmann 274, 285, Hasslöf 205, Hatz 156, Hauptmeyer 151 f., Haussig 157 f., Heidelberger 150, Heinrich, D. 215, Heinrich,

U. 217, Heinrichs 237, Hellmann 158, Henkes 222, Henn 226, 228, Henningsen 210, Herborn 231, Hergemöller 229, 244, Herles 165, Hermundsson 302, Herrmann 216, Higounet 172, Hingst 217, Hinrichs 151, Hinz 268, Hirschmann 196, Hocquet 150, Hodges 165, Höckmann 186, Höflechner 171, Højrup 210, Hoffmann, D. 217, Hoffmann, J. 270, Hofmann 196, Hofmeister 202, 249, Holbach 168, Honemann 154, Hooek 170, Hoppe, H. 235, Hoppe, H. W. 275, 278, van Houtte 166, Howard 207, Hucker 262, Hückstädt 204, Hühne 216, Hüster 218, Huijsmans 286, Hulst 182, Hundsbichler 164, Hvass 218, v. Imhoff 177, Imsen 302, Irsigler 147–149, 151, 162, 225, Jacobsen 166, 295, Jäger, E. 279, 305, Jaeger, W. 179, 195, Jähnig 273, 283, Janin 315, Jankuhn 155 f., 158, Janssen, M. W. 284, Janssen, Walter 163, Janssen, Wilhelm 233, Jansson 158, Jaritz 164, Jeannin 170, Jochmann 263, Johaneck 153, 155, Johannson 218, Johansen 159, Johe 263, Johnsen 158, Jünger 183, Jütte 229, Kablitz 216, Kaegbein 305, Kaemling 237, Kärkäinen 304, Kallen 253, Kappelhoff 251, Kaufhold 148, Kaukiainen 204, Kellenbenz 166, 184, Kellner 216, Kermode 291, Kerntke 171, Keussen 227, Keweloh 200, Kiedel 201, Kilarska 209, Kintzinger 244, Kirchhoff 270, Kirsch 193, Kiss 150, Kivimäe 310, Klibanov 318, Kliemann 220, Klima 160, Klinger 231, Klinkenberg 149, Kludas 180, Kluger 175, v. Knobelsdorff-Brenkenhoff 269, 275, Koch 215, Köhne-Lindenlaub 146, Körner 299, Köttnitz-Porsch 198, Kolb 185, Konow 269, Koolman 250, Koppe 198, Krabbe 230, Kraschewski 245, Krause 215, Krauwer 259, Kretschmer 305, Krieger 156, Kristiansson 205, Krötz 226, Krötzel 293, Kroll 217, Krumwiede 240, Kühn, H. J. 217, Kühn, H.-M. 241, Kürbis 154, Kuhne 200, Kurnatowski 223, Kutz 160, Kuvaja 303, Labuda 234, Lahrkamp 230, Lanckorońska 312, Langer 141, Lappalainen 305, Laur 253, 306, Lausten 296 f., Lebedev 212, 223, Leciejewicz 221, 223, Legant-Karau, 220, Leimus 309, Leistad 303, Lenz 305, Leont'ev 313, Lepetit 170, Letkemann 273, 275, Lind 296, Lindgren 196, Lingenberg 276 f., Lippik 253, Litwin 189, 209, Lloyd 290, Lobbedey 163, Löffler 225 f., Logan 188, Loozeijer 201, v. Looz-Corswarem 232, Łosinski 223, Ludwig 180, Lübke 265, Lüddecke 242, Łukasiewicz 312, Lumiste 310, Lumpe 260, Luns 182, Luttermann 184, MacGregor 194, Macready 185, Madar 310, Madou 145, Madsen 222, Mäelo 309, Mälzer 197, Maierhöfer 184, Malinowskij 322, Malmros 219, 292, Marsden 181, Matheus 183, Matthies 216, Maurer 171, Mauro 161, Mayn 190, McInnis 159, Meier 217, Meiske 317, Menzel 207, Meyer 216, Mezler-Andelberg 171, Mieck 166, Mimler 190, Minchinton 179, Möhn 251, Möller 246, Mohrmann 201, Moldenhauer 218, Moltke 219, zu Mondfeld 193 f., Morley 201, Mortenson 210, Mühle 225, Müller, M. J. 225, Müller, R.-D. 235, Müller, U. 262, v. Müller 180, Müller-Mertens 141, 214, Müller-Wille 217, Münzing 208, Mugurēvičs 307, Murphy 290, Myrvoll 223, Naef 197, v. Naredi-Rainer 149, Natkiel 179, Naumann 157, Neal 179, Neitmann 274, 280, Neveux 289, Nielsen 293, Nightingale 290, Nikžentaitis 311, Nissen 254, Nitschke 165, Noël 150, Nolte 320, Noonan 223, Nordlinder 210, Nordvik 205, North 179, 273, 278, 282, Nylén 188 f., Offen 261, Okulicz-Kozaryn 224, Olech 312, O'Neill 190, Onnen 185, Oost 222, Oosting 182, Ostoja-Zagórski 223, Pärna 203, Pao 204, Papp 204, Parmentier 201, Parthesius 193, Patze 152, 154, Payen 146, Pelech 273 f., Pentzlin 275, Pereira 160, Peters 185, 202, Petersone 308, Petri 233, Pettko 266, Pfeiffer 149, Piasecki 169, Pieper 218, Pinzke 266, Pischke 239, v. Pistohlkors 305, Podaljak 265, van den Poel 208, Pohl 161, Pollard 325, Porsch 198, Post 227, Postel 184, Poulsen, B. 255, Poulsen, H. 209, Praash 161, Preston 179, Price 292, Priesemann 216, Puhle 244, Pullat 310, Rabinovič 317, Ranft 248, Ratniece 266, Raudkivi 306, Rausing 185, Raveschot 163, Råberg 299, Rech 215, Refskou 294, Reichling 146, Reichstein, H. 218, Reichstein, J. 217 f., Reimann 235, Reinbold 248, Reinders 182, Reininghaus 168,

Reiss 161, Remann 220, Renschmidt 275, Reuß 146, Rhode 273, Roemer 275, Röpke 249, Rötting 216, Rohde 218, Rohrbach 272, Roth 171, Rozanski 219, Rudolph 204, 207, Rüger 225, Rümelin 249, Rütting 199, Rütting 216, Ryckaert 184, Sammet 204, Samsonowicz 142, Sarnowsky 275, Sarrazin 202, Šaskol'skij 316, 319, 323, Sauer 215, Schaefer 196, Schainberg 231, Schalich 225, Schaller 313, Scharfe 305, Scheffelke 204, Scheidegger 318, Scheil 269, Schia 223, Schildhauer 141 f., Schlichtherle 185, Schmid 227, Schmidt, G. 194, Schmidt, H. 251, Schmitt 190, Schneider, G. 152, Schneider, I. 149, Schneider J. 147, 159 f., Schneider, M. 220, Schneidmüller 245, Schöller 233, Scholl 180, Scholle 234, Scholz 233, Schramm 158, 223, Schreiner, K. 153, Schreiner, R. 279, Schrempp 197, Schröder, B. 147, Schröder, I. 240, Schütte 163, 216, Schwarzer 160, Schwarzwälder, H. 184, 236, 263, Schwarzwälder, I. 236, Sedov 313, 315, Selirand 203, Siebrecht 221, Siems 155, Siltberg 299, 301, Simms 292, Skanse 205, Skrynnikov 319, Ślaski 268, 270, Sleswyk 192, 206, Smith 195, Smolarek 204, Sollbach 186, Sommer 220, Soop 208, Sorvali 203, Spahn 219, Spiewock 142, Sprandel 171, 184, Städler 197, Stahl 247, Stark 143, Stavorinus 205, Stefke 248, Stein-Stegemann 252, Steinebach 149, Stettner 193, Steuer 156 f., 162, 215, Stoob 147, 183, Streich 238, v. Stromer 165, Studer 180, Stupperich 233, Suard 146, Suchodolski 215, Sundberg 299, Svahnström 299, Sywottek 263, Tarkiainen 303, Tarvel 310, Tauber 163, Thiele 196, Thompson 185, Thümmel 268, Thunmark-Nylén 300, Timpe 155, Tits-Dieuaide 168, Toussaint 146, van Trierum 222, Troitzsch 180, Udolph 157, Unverhau 217, Ureland 144, Vandebroek 178, Vavra 165, Vejspak 311, Verdon 164, Verlinden 190, Victorio 146, Vigerust 303, Vittinghoff 166, Vivant 200, Vlekr 182, Vogel 163, Voigt 255, Volkov 321, Voltmer 172, Vozgrin 321, Vries 178, Wachowiak 272, v. Wahl 209, Wahlgren 189, Walter 177, Wallace 156, Wanderwitz 196, Warnke 157, Wawrik 305, Webe 209, Weber, C. 215, Weber, R. E. J. 194, Weber, W. 180, van der Wee 148, 286, Weidenhaupt 232, Weiter-Matysiak 226, Wensky 232, Wernicke 143 f., Wessel 146, Westerdahl 189, Westermann 148, Wiedenau 162, Wiegand 264, Wiesflecker 171, Wiesiołowski 312, Willroth 217, Wilson 198, Witthöft 149 f., Wolf 190, Wolter, K. 184, Wolter, T. 204, Wriedt 154, Yrwing 300, 302, Zacharias 275, Žak 223, van Zanden 287, Zaske 142, Zender 226, Zernack 270, 323, Ziegler 150, Zimmermann, A. 149, Zimmermann, W. 197, Zölitz 217, Zöllner 147, Zupko 149.

MITARBEITERVERZEICHNIS

für die Umschau

Angermann, Prof. Dr. Norbert, Hamburg (265 f., 306 f., 309–311, 313–315, 317, 319, 323; N.A.); Bergerhausen, Dr. Hans-Wolfgang, Dormagen (169 f.); Dircks, Bernhard, Hamburg (305–308, 310, 313–317); Ehbrecht, Dr. Wilfried, Münster (178); Ellmers, Dir. Dr. Detlev, Bremerhaven (179–211; D.E.); Fryde, Dr. Natalie, Schloß Grünsberg b. Altdorf (290–292; N.F.); Gerteis, Prof. Dr. Klaus, Trier (146 f., 170 f., 229–231); Graßmann, Dr. Antjekathrin, Lübeck (252–259; A.G.); Haaker, Heinz, Rheinstetten (203); Hammel, Dr. Rolf, Lübeck (155–159, 164–166, 175–177, 211–225; R.H.); Harder-Gersdorff, Prof. Dr. Elisabeth, Bielefeld (145, 159–161, 168, 278, 282, 308 f., 311, 317–325; E. H.-G.); Heit, Dr. Alfred, Trier (149–151); Henn, Dr. Volker, Trier (143 f., 146, 152–155, 166–169, 171, 229, 231–236, 260, 263; V.H.); Hoffmann, Prof. Dr. Erich, Kiel (255, 292–304; E.H.); Hoock, Prof. Dr. Jochen, Paderborn (167 f., 178 f., 289 f., 292; J.H.); Irsigler, Prof. Dr. Franz, Trier (145 f., 288 f.; F.I.); Keweloh, Hans-Walter, Bremerhaven (190, 195–198, 202); van der Laan, Drs. Petrus H.J., Amsterdam (285–288; v.d.L.); v. Looz-Corswarem, Dr. Clemens, Düsseldorf (147 f., 227 f.); Meyer, StDir. Günter, Hamburg (253, 260–262); Müller-Boysen, Dr. Carsten, Marburg (293, 304 f.); Pelc, Ortwin, Hamburg (305, 309); Pickhahn, Dr. Gertrud, Hamburg (212 f.); Puhle, Dr. Matthias, Braunschweig (147, 161 f., 171 f., 228 f.); Reinicke, Dr. Christian, Marburg (236); Schefftel, Dr. Michael, Lübeck (162–164); Schnall, Dr. Uwe, Bremerhaven (186–188, 190–192, 199 f., 206, 208 f.); Schwarzwälder, Prof. Dr. Herbert, Bremen (151 f., 169, 177, 237–252, 262–266; H. Schw.); Weczerka, Dr. Hugo, Marburg (141–143, 172–175, 225–227, 265–285, 305 f., 308, 311–313; H.W.).

FÜR DIE HANSEFORSCHUNG WICHTIGE ZEITSCHRIFTEN

A.A.G.	Afdeling Agrarische Geschiedenis. Bijdragen. Landbouwhogeschool Wageningen.	BullCommHist.	Bulletin de la Comission Royale d'Histoire. — Handelingen van de Koninklijke Commissie voor Geschiedenis. Brüssel.
ABaltSlav.	Acta Baltico-Slavica. Biailystok.		
AESC	Annales. Economies, sociétés, civilisations. Paris.	DA	Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Köln-Wien.
ADH	Annales de démographie historique. Paris.	DHT	(Dansk) Historisk Tidsskrift. Kopenhagen.
AnnNdrh.	Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere das alte Erzbistum Köln. Bonn.	DSA	Deutsches Schifffahrtsarchiv. Bremerhaven.
APolHist.	Acta Poloniae Historica. Polska Akademia Nauk. Instytut Historii. Warschau.	DüsseldJb DuisbF EcSocHistJb.	Düsseldorfer Jahrbuch. Duisburger Forschungen. Economisch- en Sociaalhistorisch Jaarboek. 's-Gravenhage.
Ausgr.Fu.	Ausgrabungen und Funde. Berlin.	EcHistRev.	The Economic History Review. London.
AZGW	Archief. Vroegere en latere mededelingen voornamelijk in betrekking tot Zeeland. Middelburg.	EHR	The English Historical Review. London.
BaltStud.	Baltische Studien. Marburg.	FHT	Historisk Tidsskrift för Finland. Helsinki.
BDLG	Blätter für deutsche Landesgeschichte. Wiesbaden.	Fornvännan	Fornvännan. Tidsskrift för Svensk Antikvarisk Forskning. Stockholm.
Beitr.Dortm.	Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Dortmund.	FriesJb. GotlArk. HambGHbll.	Friesisches Jahrbuch. Gotländskt Arkiv. Visby. Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter.
BMGN	Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis de Nederlanden. 's-Gravenhage-Antwerpen.	HBNu.	Hamburger Beiträge zur Numismatik.
BIHR	Bulletin of the Institut of Historical Research. London.	HGbll.	Hansische Geschichtsblätter. Köln-Wien.
BonnJbb.	Bonner Jahrbücher. Bonn.	HispAHR	The Hispanic American Historical Review. Durham/North Carolina.
BraunschwJb.	Braunschweigisches Jahrbuch.	Hispania	Hispania. Revista española de historia. Madrid.
BremJb.	Bremisches Jahrbuch.	Hist.	History. The Journal of the Historical Association. London.
BROB	Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek. Amersfoort.	HistArkiv	Historik Arkiv. Stockholm.
		HistJourn.	The Historical Journal. Cambridge
		HZ	Historische Zeitschrift. München.

IJNA	International Journal of Nautical Archaeology. London.	KwartHist.	Kwartalnik Historyczny. Warschau.
IstSSSR	Istorija SSSR. Moskau.	KwartHKM	Kwartalnik historii kultury materialnej. Warschau.
IstZap	Istoričeskie zapiski. Moskau.	LippMitt.	Lippische Mitteilungen. Detmold.
JbAmst.	Jaarboek van het Genootschap Amstelodamum. Amsterdam.	Logbuch	Das Logbuch. Wiesbaden.
JbbGOE	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. München.	LJ	The London Journal. London.
JbBreslau	Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Würzburg.	LünebBll. MA	Lüneburger Blätter. Le Moyen Age. Revue d'histoire et de philologie. Brüssel.
JbEmden	Jahrb. d. Gesellschaft f. Bildende Kunst u. Vaterländische Altertümer zu Emden.	Maasgouw	De Maasgouw. Tijdschrift voor Limburgse Geschiedenis en Oudheidkunde. Maastricht.
JbGMOst.	Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Berlin.	MAcWet.	Medelingen der Koninklijke Nederlandsche Academie van Wetenschappen. Afdel. Letterkunde. Amsterdam.
JbKölnGV	Jahrb. d. Kölnischen Geschichtsvereins.	MatZachPom.	Materialy Zachodnio-Pomorskie. Muzeum Pomorza Zachodniego. Stettin.
JbMorgenst.	Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bremerhaven.		
JbNum.	Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte. München.	Meddelanden	Meddelanden frå Lunds Universitets Historiska Museum. Lund.
JbRegG	Jahrbuch für Regionalgeschichte. Weimar.	MittKiel	Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
JbVNddtSpr.	Jahrbuch d. Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. Neumünster.	MM	The Mariner's Mirror. London.
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin.	NAA	Nordic Archaeological Abstracts. Viborg.
JbWitthBremen	Jahrbuch der Wittheit zu Bremen.	NAFN	Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen. Hildesheim.
JEcoH	The Journal of Economic History. New York.	Naut.	Nautologia, Kwartalnik-Quarterly. Gdingen-Warschau-Stettin.
JEEH	The Journal of European Economic History. Rom.		
JMH	Journal of Medieval History. Amsterdam.	NdSächsJb.	Niedersächsisches Jahrb. f. Landesgeschichte. Hildesheim.
JMitVorg.	Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte. Halle/S.	NHT	Historisk Tidsskrift utgitt av den Norske Historiske Forening. Høvik.
KSIA	Kratkie soobščenija Instituta archeologii Akademii nauk SSSR. Moskau.	NNU	Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim.
KölnJbVFg.	Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte.		
Kuml	Kuml. Årbog for Jysk Archaeologisk Selskab. Kopenhagen.	NOA	Nordost-Archiv. Zs. für Kulturgeschichte und Landeskunde. Lüneburg.

Nordelbingen	Nordelbingen. Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Heide (Holst.).	SkandSborn	Skandinavskij sbornik (Skrifter om Skandinavien), hrsg. v. d. Staatsuniversität Tartu (Dorpat).
NordNumA	Nordisk Numismatisk Årsskrift. Stockholm.	SEER	The Slavonic and East European Review. London.
NT	Nordisk Tidskrift. Stockholm.	SoesterZs.	Soester Zeitschrift.
OldbJg.	Oldenburger Jahrb.	SovArch.	Sovetskaja archeologija. Moskau.
OsnMitt.	Osnabrücker Mitteilungen.	StadJb.	Stader Jahrbuch. Stader Archiv. Neue Folge.
P & P	Past and Present. Oxford.	StudPom.	Studia i materialy do dziejów Wielkopolski i Pomorza. Posen.
PrzeglHist.	Przeglad Historyczny. Warschau.	TATÜ	Eesti NSV Teaduste Akadeemia Toimetised Ühiskonnateadused. Tallinn (Reval).
RB	Revue Belge de philologie et d'histoire. – Belgisch Tijdschrift voor Filologie en Geschiedenis. Brüssel.	TG	Tijdschrift voor Geschiedenis. Groningen.
RDSC	Roczniki dziejów społecznych i gospodarczych. Posen.	Tradition	Tradition. Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie. Baden-Baden.
RH	Revue Historique. Paris.	TZG	Tijdschrift voor Zeegechiedenis. 's-Gravenhage.
RheinVjbl.	Rheinische Vierteljahrsblätter. Bonn.	VerslOverijssel	Verslagen en Mededelingen. Vereeniging tot Beoefning van Overijsselsch Regt en Geschiedenis. Zwolle.
RHES	Revue d'histoire économique et sociale. Paris.	Viking	Viking. Oslo.
RHMC	Revue d'histoire moderne et contemporaine. Paris.	VIst.	Voporsy istorii. Moskau.
RM	Revue Maritime.	VSWG	Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Wiesbaden.
RN	Revue du Nord. Revue historique trimestrielle. Region du Nord de la France-Belgique-Pays-Bas. Lille.	Wagen	Der Wagen. Ein Lübeckisches Jahrbuch.
RoczGd	Rocznik Gdański. Gdańskie Towarzystwo Naukowe. Danzig.	Westfalen	Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde. Münster/Westf.
SEHR	The Scandinavian Economic History Review. Uppsala.	WestfF	Westfälische Forschungen. Mitteilungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volksforschung. Münster/Westf.
Scandia	Scandia. Tidskrift för historisk forskning. Lund.	WestfZs.	Westfälische Zeitschrift. Paderborn.
ScHR	Scottish Historical Review. Edinburgh.	WissZsBerlin	Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin.
ScrMerc	Scripta Mercaturae. München.		Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe.
SHAGand	Société d'histoire et d'archéologie de Gand. Annales. Gent.		
SHT	Historisk Tidskrift. Svenska Historiska Föreningen. Stockholm.		
SJH	Scandinavian Journal of History. Stockholm.		

WissZsGreifswald	Desgl.: Ernst Moritz Arndt-Universität Greifswald.	ZGesSHG	Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. Neumünster.
WissZsRostock	Desgl.: Universität Rostock.	ZGW	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin.
ZAA	Zeitschrift für Agrargeschichte u. Agrarsoziologie. Frankfurt/M.	ZHF	Zeitschrift für historische Forschung. Berlin.
ZArchäol	Zeitschrift für Archäologie. Berlin.	ZSRG.GA	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Weimar.
ZAM	Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Köln.	ZVHG	Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte.
ZAVēst	Latvijas PSR Zinātnu Akdēmijas Vēstis. Riga.	ZVLGA	Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterumskunde.
ZapHist.	Zapiski Historyczne. Thorn.		
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung. Marburg/Lahn.		

HANSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Jahresbericht 1987

A. Geschäftsbericht

Das Jahr 1987 wurde durch die gelungene Hansisch-niederdeutsche Pfingsttagung (103. Jahresversammlung des HGV und 100. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung) in Hamburg vom 8.–11. Juni 1987 bestimmt. Es waren wiederum ca. 200 Mitglieder erschienen, darunter 30 Ausländer und eine ganze Reihe von Studenten. Das Vortragsprogramm des HGV war auf den Tagungsort Hamburg abgestimmt, wobei das Rahmenprogramm in diesem Jahr ganz besonders von dem befreundeten Verein für niederdeutsche Sprachforschung gestaltet wurde. Der erste gemeinsame Vortrag behandelte daher auch aus niederdeutscher Sicht „100 Jahre Pfingsttreffen. Ein Rückblick“ (Prof. Dr. Dieter Möhn, Hamburg). Weiter kamen zu Wort Prof. Dr. Jörgen Bracker, Hamburg: Navigation auf der Elbe in hansischer Zeit; Prof. Dr. Ernst Pitz, Berlin: Hafengebäude und Hafenbetrieb zu Hamburg in hansischer Zeit; Prof. Dr. Heinz Stoob, Münster: Über Hafengestalt und Hafenbetrieb in der hansischen Wirtschaft (gemeinsamer Vortrag für beide Vereine); Dr. Otto-Ernst Krawehl, Hamburg: Erschließung von Quellen zu einer Hamburger Handelsstatistik für das 18. Jahrhundert; Prof. Dr. Lorenz Rerup, Roskilde/DK: Der dänische Gesamtstaat im 19. Jahrhundert und seine hanseatischen Nachbarn. Streiflichter auf ein prekäres Verhältnis. Am Nachmittag des 10.6. folgte die Generaldiskussion aller Vorträge.

Führungen durch die Speicherstadt, die Hauptkirchen und das Kontorhausviertel vermittelten dem Tagungsteilnehmer Einblick in die neuesten denkmalpflegerischen Entwicklungen der Tagungsstadt. Ein Senatsempfang beschloß den ersten Tagungstag. Ein „Hamburger Abend“ im Museum für Hamburgische Geschichte mit dem Hamburger Folklorechor und dem Rezitator Prof. Dr. Peter Martens sorgte am zweiten Abend für typisch hamburgische Atmosphäre. Die Exkursion, welche die Tagungsteilnehmer mit dem Schiff nach Glückstadt, mit Zwischenhalt im Museumshafen Övelgönne, führte, war in diesem Jahr besonders reizvoll und auf den Tagungsort und seine Lebensader Elbe bezogen, geplant worden.

Am 9. Juni – leider gerade z.Zt. der Pfingsttagung – fand im Audienzsaal des Rathauses in Lübeck eine Festliche Veranstaltung des Senats der Hansestadt Lübeck – Amt für Kultur – aus Anlaß der Rückkehr der einst kriegsbedingt ausgelagerten Lübecker Archivbestände statt, auf der als Abgesandter des in Hamburg tagenden Hansischen Geschichtsvereins Herr Prof.

Dr. Pitz Grußworte sprach, mit denen er dieses Ereignis speziell für die Hanseforschung würdigte.

Die Jahresmitgliederversammlung am 9. Juni 1987 wählte die turnusgemäß lt. § 5 Abs. 2 der Satzung aus dem Vorstand ausgeschiedenen Mitglieder Prof. Loose, Hamburg, und Dr. Ellmers, Bremerhaven, wiederum in den Vorstand. Ihr vorausgegangen war eine Vorstandssitzung; eine solche fand auch am 20.11.1987 in Lübeck statt.

Was die Veröffentlichungen des Vereins betrifft, so ist in den „Quellen und Darstellungen“ auf das Erscheinen des Buches von Thomas Wolf, „Tragfähigkeit. Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse“, hinzuweisen; kurz vor der Veröffentlichung steht das Buch von Jürgen Wiegandt, „Die Plescows“. Geplant sind für die Reihe: Robert Bohn, „Visbys Außenhandel im 18. Jahrhundert“ und eine Edition des Societates-Registers aus dem Archiv der Hansestadt Lübeck (bearbeitet von Wilhelm Koppé †) sowie die Veröffentlichung der Vorträge der Commission Internationale d'Histoire Maritime 1985 unter dem Titel „Maritime Aspects of Migration“. Auch die Bearbeitung des zweiten Teils des Hansischen Urkundenbuches Band 7 wird durch einen speziell damit beauftragten Wissenschaftler (gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft) nun endlich nachhaltig in Angriff genommen und zuendegeführt werden. — Die „Hansischen Geschichtsblätter“ Bd. 105 (1987) sind ausgeliefert.

Die Mitgliederzahl des Vereins hat sich folgendermaßen entwickelt: 18 Neueintritten stehen 18 Austrittsmeldungen gegenüber, hierin sind inbegriffen 2 verstorbene Mitglieder, d.h. insgesamt 515 Mitglieder (ab 1.1.1988). Diese Gesamtzahl ergab sich nach einer Bereinigung und Abstimmung der Mitgliederkarteien bei Schatzmeister und Geschäftsstelle.

Lübeck, den 15. Mai 1988

Lund
Vorsitzender

Graßmann
Schriftführer

B. Rechnungsbericht 1987

Das Rechnungsjahr 1987 schloß mit Einnahmen von 70.163,50 DM und Ausgaben von 45.163,09 DM. Das Ungleichgewicht der Zahlen resultiert aus den eingegangenen Vorauszahlungen der Teilnehmer am Brügge-Kolloquium in Höhe von 12.320,— DM und aus einer zweckgebundenen Spende für den Tagungsband „Maritime aspects of migration“ in Höhe von 16.800,— DM. Zieht man diese 29.120,— DM von den verbuchten Einnahmen ab, so kommt man auf reguläre Einnahmen von 41.043,50 DM, denen die 45.183,09 DM Ausgaben gegenüber standen. Unter Zuhilfenahme der Rückstellung des Vorjahres von rund 4.000,— DM konnten mithin Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1987 ausgeglichen werden.

Ohne die beiden genannten Sonderposten setzten sich die Einnahmen des Jahres 1987 zusammen aus Beiträgen von Städten, Gebietskörperschaften, Instituten und Einzelpersonen in Höhe von 24.769,46 DM, aus zweckgebundenen Zuschüssen in Höhe von 7.900,— DM sowie aus sonstigen Einnahmen (Verkauf von Veröffentlichungen, Tagungsbeiträge, Zinsen und dergleichen) in Höhe von 8.374,04 DM.

Ausgaben erwuchsen vor allen Dingen für die Hansischen Geschichtsblätter, und zwar 23.770,88 DM sowie für Organisation und Durchführung von Veranstaltungen, namentlich der Pfingsttagung, mit 17.779,88. Sonderarbeiten für die „Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte“ schlugen mit 700,— DM zu Buche, während für die Verwaltung ein Aufwand von 2.912,33 DM erforderlich war. In Prozentzahlen heißt das, daß der Hansische Geschichtsverein 93,5 % seiner Mittel für die Erfüllung seiner satzungsgemäßen Aufgaben und nur 6,5 % für die nötige Verwaltung eingesetzt hat. Dies ist ein wahrhaft erfreuliches Verhältnis, das sich noch verbessern ließe, wenn alle Mitglieder Änderungen ihrer Bankverbindungen umgehend bekanntgeben und damit den Aufwand für unanbringliche Lastschriften verringern würden.

Wie in der Vergangenheit ist die wissenschaftliche Arbeit des Hansischen Geschichtsvereins wiederum in großzügiger Weise von der Possehl-Stiftung zu Lübeck, von den Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck sowie von den Landschaftsverbänden Westfalen-Lippe und Rheinland gefördert worden. Den Genannten wie auch allen Förderern, die Projekte des Hansischen Geschichtsvereins mit zweckgebundenen Spenden unterstützen, sei vielmals gedankt. Ohne diese Hilfe könnten Hansische Geschichtsblätter und Veröffentlichungsreihe nicht in der Quantität fortgeführt werden, wie das geschehen ist und im laufenden Geschäftsjahr weiter geschehen wird.

Die Finanzen des Hansischen Geschichtsvereins können weiterhin als geordnet gelten. Davon haben sich die gewählten Rechnungsprüfer, die

Herren Prof. Dr. Gerhard Ahrens und Prof. Dr. Gert Hatz, durch die ihnen obliegende Kassenprüfung am 13. Mai 1988 überzeugt. Sie haben nach Einsichtnahme in die Belege an der vorgelegten Jahresabrechnung nichts zu beanstanden gehabt und stellen deshalb bei der Ordentlichen Mitgliederversammlung den Antrag auf Entlastung von Schatzmeister und Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins für das Geschäftsjahr 1987.

Hamburg, den 15. Mai 1988

Loose
Schatzmeister

LISTE DER VORSTANDSMITGLIEDER DES HANSISCHEN GESCHICHTSVEREINS

I. Ordentliche Mitglieder

Vorsitzender:

Lund, Heinz, Senator
Dezernent für Kultur und Bildung
Rathaushof, 2400 Lübeck

Vorstandsmitglieder:

Ellmers, Dr. Detlev
Museumsdirektor, Dt. Schiffahrtsmuseum
van-Ronzelen-Str., 2850 Bremerhaven

Friedland, Prof. Dr. Klaus
Ltd. Bibliotheksdirektor a.D.
Kreienholt 1
2305 Heikendof

Graßmann, Dr. Antjekathrin
Archivdirektorin
Archiv d. Hansestadt Lübeck
Mühlendamm 1–3, 2400 Lübeck

Irsigler, Prof. Dr. Franz
Univ. Trier, Geschichtl. Landeskunde
Postfach 3825, Schneiderhof, 5500 Trier

Knüppel, Dr. Gustav-Robert
Bürgermeister a. D.
Claudiusring 38c, 2400 Lübeck

Loose, Prof. Dr. Hans-Dieter
Direktor d. Staatsarchivs
ABC-Str. 19, 2000 Hamburg 36

Pitz, Prof. Dr. Ernst
Freie Universität Berlin
priv. Königin-Luise-Str. 73
1000 Berlin 33

Schmidt, Prof. Dr. Heinrich
Universität Oldenburg
priv. Hugo-Gaudig-Str. 10
2900 Oldenburg

Sprandel, Prof. Dr. Rolf
Historisches Seminar
Universität Würzburg
Am Hubland, 8700 Würzburg

Stehkämper, Prof. Dr. Hugo
Ltd. Stadtarchivdirektor
Hist. Archiv d. Stadt Köln
Severinstr. 222–228, 5000 Köln 1

Weczerka, Dr. Hugo
Joh. Gottfried-Herder-Institut
priv. Im Lichtenholz 35, 3550 Marburg 7

II. Altmitglieder:

Schwebel, Dr. Karl-Heinz
Ltd. Regierungsdirektor a.D.
Weißenburger Str. 23, 2800 Bremen 1

Korrespondierende Mitglieder des Hansischen Geschichtsvereins:

Dollinger, Prof. Dr. Philippe
Boulevard Déroulède, Strasbourg

Jeannin, Prof. Pierre
10, Boulevard de Port Royal
F-75005 Paris

Kumlien, Prof. Dr. Kjell
Kungsholms Kyrkoplan 1 IV
S-11224 Stockholm

Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte/Neue Folge

Herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein

I–XI vergriffen

XIII: Hansische Handelsstraßen

Aufgrund von Vorarbeiten von Friedrich Bruns (†) bearbeitet von Hugo Weczerka

Teil 1: Atlas. 1962. VIII Seiten, 60 Karten, Ln. DM 48,—

Teil 2: Textband. 1967. XIV, 792 Seiten, 4 Karten. Ln. DM 98,—. (vergriffen)

Teil 3: Registerband. Bearbeitet von Evamaria Engel und Hugo Weczerka unter Mitarbeit von Ilse Bongardt. 1968. 116 Seiten. Ln. DM 24,—. (vergriffen)

XIV: Das Zweite Wismarsche Stadtbuch 1272–1297

Liber vel de impignoracione vel emptione seu venditione hereditum vel aliorum bonorum
Bearbeitet von Lotte Knabe unter Mitwirkung von Anneliese Düsing

Teil I: Text. 1966. 409 Seiten, 4 Tafeln und 1 Falttafel. Br. DM 68,—

Teil II: Register. 1966. 109 Seiten mit 4 Stammtafeln. Br. DM 38,—

(Beide Teile werden nur zusammen abgegeben)

XV: Ursprung und Wurzeln der Rôles d'Oléron

Von Karl Friedrich Krieger. 1970. X, 167 Seiten. Br. DM 42,—

XVI: Hansestädte und Landesfürsten

Die wendischen Hansestädte in der Auseinandersetzung mit den Fürstenhäusern Oldenburg und Mecklenburg während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Von Hans Sauer. 1971. X, 218 Seiten. Br. DM 56,—

XVII: Bergen – Handelszentrum des beginnenden Spätmittelalters

Referate und Diskussionen des Hansischen Symposions in Bergen vom 9. bis 11. September 1970

Bearbeitet von Klaus Friedland. 1971. VIII, 55 Seiten. Br. DM 24,—

XVIII: Das Hamburger Pfundzollbuch von 1418

Von Rolf Sprandel. 1972. VI, 92 Seiten, 2 Abbildungen. Br. DM 28,—

XIX: Studien zu den Löhnen und Preisen in Rostock im Spätmittelalter

Von Ursula Hauschild. 1973. VIII, 229 Seiten, 29 Diagramme, 118 Tabellen. Br. DM 58,—

XX: Frühe bürgerliche Institution norddeutscher Hansestädte

Beiträge zu einer vergleichenden Verfassungsgeschichte Lübecks, Bremens, Lüneburgs und Hamburgs im Mittelalter. Von Burchard Scheper. 1975. XI, 234 Seiten. Br. DM 52,—

XXI: Reval 1670–1687

Rat, Gilden und schwedische Stadtherrschaft

Von Johann Dietrich Pezold. 1975. VI, 391 Seiten. Br. DM 88,—

XXII/1–2: Kämmereibuch der Stadt Reval 1432–1463:

Bearbeitet von Reinhard Vogelsang. 1. HlbBd. Nr. 1–769; 2. HlbBd. 770–1190. 1976. VII, V, 746 Seiten. Br. DM 144,—

Böhlau Verlag Köln Wien

Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte/Neue Folge

Herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein

XXIII: Frühformen englisch-deutscher Handelspartnerschaft

Referate und Diskussionen des hansischen Symposions im Jahre der 500. Wiederkehr des Friedens von Utrecht in London vom 9. bis 11. September 1974. Bearb. von Klaus Friedland. 1976. XII, 119 Seiten, 2 Titelbilder, 2 Karten und 2 Diagramme im Text. Br. DM 40,—

XXIV: Hansekaufleute als Gläubiger der englischen Krone (1294–1350)

Von Inge-Maren Peters. 1978. XIII, 323 Seiten, zahlreiche Tabellen im Text. Br. DM 88,—

XXV: Wolter von Holsten marchand lubeckois dans la seconde moitié du 16^e siècle

Von Marie-Luise Pelus. 1981. 610 S. Br. DM 96,—

XXVI: Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter

Von Margret Wensky. 1981. XI, 374 Seiten, 3 Karten, 73 Tabellen im Text. Br. DM 88,—

XXVII/1–2: Kämmereibuch der Stadt Reval 1463–1507

Bearbeitet von Reinhard Vogelsang. 1. Halbband: Nr. 1191–1990; 2. Halbband: Nr. 1991–2754. 1983. VII, IV, 948 Seiten. Br. DM 284,—

XXVIII: Die Plescows

Ein Beitrag zur Auswanderung Visbyer Kaufmannsfamilien nach Lübeck im 13. und 14. Jahrhundert. Von Jürgen Wiegandt. Ca. 272 Seiten, zahlr. Tabellen. Ca. DM 78,—

XXIX: Gilde und Korporation in den nordeuropäischen Städten des späten Mittelalters

Herausgegeben von Klaus Friedland. 1984. V, 114 Seiten. Br. DM 38,—

XXX: The Urban Patriciate: Lübeck and Venice 1580–1700

Von Alexander Francis Cowan. 1986. XVI, 267 Seiten. Br. DM 68,—

XXXI: Tragfähigkeiten, Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse

Vornehmlich im Spiegel Revaler Quellen. Von Thomas Wolf. 1987. XIII, 246 Seiten, zahlr. Tabellen. Br. DM 88,—

XXXII: Visby-Collatium des Hansischen Geschichtsvereins 15.–18. Juni 1984

Herausgegeben von Klaus Friedland. 1987. XXXII, 160 Seiten. Br. DM 54,—

XXXIII: Das Handelshaus Donner in Visby und der gotländische Aussenhandel im 18. Jahrhundert

Eine Studie zur Handels- und Seefahrtsgeschichte des Ostseeraums im Spätmerkantilismus. Von Robert Bohn. Ca. 336 Seiten, ca. 27 Tabellen. Br. Ca. DM 88,—

Böhlau Verlag Köln Wien